

Klöster

der Christenheit



Das Leben der Nonnen und Mönche



Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/isbn_3826211022

Klöster der Christenheit



REPRINT – VERLAG
LEIPZIG

Die zum Teil geminderte Druckqualität ist auf den
Erhaltungszustand der Originalvorlage zurückzuführen

Reprint der Originalausgabe von 1860
nach den Exemplaren der Universitätsbibliothek Leipzig
(Signatur: 51 A 3) und der Sächsischen Landesbibliothek Dresden
(Signatur: 39 4° 1530)

© **REPRINT-VERLAG-LEIPZIG**
Volker Hennig, Goseberg 22–24, 37603 Holzminden
ISBN 3-8262-1102-2

Lektorat: Andreas Bäslack, Leipzig
Einbandgestaltung: Jens Röblitz, Leipzig
Gesamtfertigung: Westermann Druck Zwickau GmbH

Die
Klöster der Christenheit.

Historisch-romantische Schilderungen

des

Lebens- u. Treibens in Mönchs- u. Frauenklöstern

von

Lurine, Brof und Anderen.

Brünn und Leipzig.

Verlag von Fr. Karafiat.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	I.
Das Kloster St. Just	1
Die Carmeliter und Carmeliterinnen	37
Das Jesus-Kloster in Rom	75
Bischof Johann v. Miltitz	149
Aus den Gedenkblättern einer gewesenen Nonne	158
Monte Cassino	197
Leufatheä, die geheimnißvolle Nonne	209
Die Trappisten	253
Franziskaner und Kapuziner	267
Die Heilige von Kaltern	290
Die Söhne des h. Dominicus	307
Die Karthäuser	325
Der Jesuit Girard und die schöne Cadière	349
Die Cisterzienser	363
Die letzte deutsche Hexe Maria Renata Singer von Mofkau	369
Die englischen Fräuleins und die Salesianerinnen	376
Die Beseffenen von Loudun. Urbain Grandier	382
Der Prämonstratenser-Orden	392
Barmherzige Brüder und Piaristen	396
Die Thebais	400
Der Orden des h. Augustinus	410
Die Ursulinerinnen	416
Die Nonnen von De Chelles und Montmartre	419
Der Orden der Serviten	442
Klostergräuel	446
Die Kreuzherren und Malteserritter	485

	Seite
Barmherzige Schwestern	491
Eine gelehrte Nonne	494
Von den Rittern des deutschen Ordens	497
Die spanische Inquisition	501
Die Regel des heil. Franz	522
Der Cölibat und seine Folgen	526
Die Barnabiten	538
Zur Erbschleicherei der Jesuiten	540
Die Minoriten	550
Die Redemptoristen oder Liguorianer	556

Vorwort.

Man könnte über die religiösen Gemeinden zwei von einander sehr verschiedene Bücher schreiben. Es liegt eine ganze erbauliche Geschichte in der Frömmigkeit, in der Tugend, in den Arbeiten gewisser Mönchsorden; es liegt eine entsetzliche Geschichte in der Trägheit, der Ueppigkeit, den Ausschweifungen gewisser Klöster.

Die religiösen Schriftsteller, welche das geheime Leben in den Klöstern erforscht haben, geben uns nur das Schauspiel der christlichen Ergebenheit; die Freigeister, welche die mönchische Welt durchsuchten, geben uns nichts als das Schauspiel der Irrthümer und menschlichen Schwächen, die in den Klöstern vorkommen. Die ersteren schrieben nur den Anfang eines historischen Werkes, die letzteren erzählten uns das Ende einer großen Geschichte.

Die Kirchenliteratoren blieben an den Grenzen stehen, die sie sich selbst vorgezeichnet hatten, um die Größe des Cönobitenlebens zu schildern und sie hatten recht, den Profanen, den Ungläubigen, den Philosophen zuzurufen:

„Haben die Jünger des heiligen Paulus und des heiligen Antonius gebetet, gearbeitet, gelitten auf Erden, die Augen dem Himmel zugewendet? Ja.

„Haben die Jünger des heiligen Benedict den unbebauten Boden befruchtet? Haben sie der Arbeit und der Wissenschaft Erfindungen und Gedanken verliehen? Haben sie in der heiligen Arche des Klosters die literarischen Schätze der Beredsamkeit und der Dichtkunst bewahrt? Ja.

„Haben die Mönche nicht das Gelübde der Armuth, der Demuth, des Gehorsams abgelegt? Haben sie nicht verzichtet auf die Familie, auf die Freuden, auf den Ruhm, auf die Zuneigung in jeder Art? Haben sie nicht betend, fastend, arbeitend, sich kasteiend den hohen und steilen Berg des Opfers erstiegen, der an das Königreich der christlichen Vollkommenheit grenzt? Ja.“

Die Geschichtsschreiber, welche so sprechen, haben recht; aber das ist nicht ganz die Geschichte der Klöster.

Die weltlichen Schriftsteller, welche ihrerseits bei einer zweideutigen Grenze stehen blieben, hielten es nicht der Mühe werth, auf den traurigen Verfall der Mönchsorden zu achten: sie haben auf die Parteilichkeit der religiösen Geschichtsschreiber geantwortet:

„Haben nicht die gelehrtesten Klöster selbst die Meisterwerke der Dichtkunst, die literarischen Wunder, welche die Wissenschaft des Klosters der unerbittlichen Unwissenheit der Barbarei entzog, vernichtet? Ja. Die Mönche, welche das Gelübde der Armuth und der Demuth ablegten, haben sie nicht endlich ihren Freunden und ihren Feinden ungeheure Reichthümer, prachtvolle Gewänder, Luxuspferde und glänzende Equipagen gezeigt? Ja.

„Haben nicht die Mönche aller Länder inmitten eines Erfolges von Anhängern, Dienern und Sklaven gelebt? Haben sie sich nicht oft die schönsten Einkünfte des öffentlichen Vermögens angemacht? Haben die Aelte nicht mehr als einmal hohen weltlichen Herren geglichen? Haben sie nicht über Städte, Schlösser und Königreiche geherrscht? Haben sie nicht Erpressungen befohlen, Fürsten verleumdete, sich gegen die Könige verschworen? Ja.

Ihr sprecht ganz vortrefflich über Alles das, was es Großes, Schönes, Bewundernswerthes in der Geschichte der Anachoreten

der Wüste und der ersten Cönobiten des Occidents gibt; aber Ihr vergeßt, was es Trauriges, Schmachvolles, Beklagenswerthes in der Geschichte vieler Jünger des heiligen Antonius, des heiligen Benedict gibt. Sind die Mönche und die Nonnen nicht in einer gewissen Zeit der Versuchung aller Stände erlegen? Ist nicht in dem Kloster das Feuer der weltlichen Leidenschaften angefaßt worden, statt es zu ersticken? Haben sie nicht Tag und Nacht mit Freude, mit Liebe, mit Ehrgeiz die Schwelle der Klöster überschritten, in denen sie mit Gott allein zu leben gelobt hatten? Ja.

„Haben nicht endlich die Unordnungen der Mönche und der Nonnen den Unwillen mehr als eines Concils erregt? Sind sie nicht durch die Gerechtigkeit der Bischöfe und der Päpste gezüchtigt worden? Haben sie nicht, — sonderbar genug! — sogar den Zorn Alexanders VI. erregt? Ja.“

Die Geschichte der Klöster ist genau, aufrichtig, wahr weder in der einen, noch in der andern dieser einander widersprechenden Ansichten: Der erbaulichen Erinnerung an die christliche Strenge der Wüste und des Klosters; das ärgerliche Gemälde der Fehler und Schwächen des cönobitischen Lebens.

Dieses erste und dieses letzte Wort eines religiösen Buches, welches durch einander widersprechende Interessen hervorgerufen wurde, bieten, nicht getrennt, ein historisches Werk; sie können nur zu Material für Geschichtsschreiber dienen, welche zugleich den Anfang und das Ende, das Gute und das Böse von einer großen religiösen Einrichtung erzählen wollen. Ein politischer Geschichtsschreiber, ein Staatsgeschichtsschreiber, wenn man sich so ausdrücken darf, erinnerte sich dieses Guten und dieses Bösen, dieses Anfanges und dieses Endes, als er in einer National-Versammlung sagte:

„Das Los aller menschlichen Institute ist, in sich selbst den Keim der Vernichtung zu tragen. Die Länder, welche durch fromme Einsiedler befruchtet wurden, sahen in ihrem Schooße

große Städte erstehen, deren Handel unmerklich den Geist ihrer Gründer umwandelte. Die Demuth und die Losreißung von irdischen Dingen sind beinahe überall in eine Gewohnheit der Trägheit und des Müßiggangs ausgeartet, welche Anstalten, die in ihrem Ursprung sehr erbaulich waren, schädlich machten; überall ist der Geist der Rauheit und der Erschlaffung eingedrungen, der zuletzt Alles verdirbt. Die kräftig ausgesprochene öffentliche Meinung hat in dem Kloster den Widerwillen erregt und die Seufzer der Cönobiten, welche von göttlicher Liebe erfüllt waren, wurden darin nur allzuoft durch Klagen der Geister erstickt, welche die Freiheit zurückwünschten. Der Augenblick der Reform ist daher gekommen, denn er muß stets dem folgen, in welchem die Institute aufhören nützlich zu sein.“

Der Gedanke, welcher zum Rahmen unseres Werkes dient, ist sehr einfach.

Wenn die Kathedrale das ganze öffentliche Leben der Kirche darstellt, hat ein geistreicher Schriftsteller gesagt, so erinnern die Klöster uns an das ganze Privatleben des Katholicismus.

Das öffentliche Leben der Kirche ist das Dogma, die Beredtsamkeit der Kanzel, die Heiligkeit der Bilder, der Pomp der religiösen Ceremonien, die bei der Stimme des Priesters nieder-knieende Menge, es ist das feierliche Schauspiel der Mysterien der Religion, es ist die Gleichheit der Großen und der Kleinen vor Gott!

Das Privatleben des Katholicismus ist der Glaube in der Einsamkeit, das Gebet im Schweigen, die Resignation mit einem härenen Hemde, die Arbeit in der Betrachtung, die Wissenschaft in der Ekstase, die Größe in der Demuth, der Ruhm unter der Kutte, der ganze Christianismus in der Thebäide des heiligen Antonius, des heiligen Paulus, des heiligen Augustinus und des heiligen Hieronymus. — Die Klöster beginnen.

Aber die Welt ist wie die Zeit. sie achtet nur das, was man mit ihr gemeinschaftlich thut! Die Welt bemüht sich früher

oder später in diese ruhige und heilige Einsamkeit einzudringen. Die Politik der katholischen Könige mischt sich in die Religion der christlichen Einsiedler; die Wissenschaft des Mönchthums greift ein in die Debatte der weltlichen Interessen; der Glaube gleicht dem Ehrgeiz; die Demuth wird stolz; die Betrachtung wendet sich nicht mehr zu dem Himmel, das Gebet ist nur ein Geräusch, und die Ekstase hat aufgehört, göttliche Visionen hervorzurufen. — Die Klöster verwandeln sich.

Die Klöster sind reich und mächtig. Sie besitzen Schätze, Titel, Diener, Einkünfte und Sklaven; die Disciplin wird locker, das Studium nimmt beinahe weltliche Formen an, das Aergerniß tritt an die Stelle der Frömmigkeit unter der Rutte, die Tafel des Refectoriums ist üppig, die Zelle wird nicht mehr durch das Bild des Todes finster gemacht, die Liebe zu Gott schließt nicht mehr jede Liebe zur Welt aus, das härene Hemd wird weich gemacht durch Blumen und der fromme Bruder kann der Versuchung nicht mehr widerstehen. — Die Klöster enden.

Wahrlich, das ist ein schöner Gegenstand, eine schöne Erinnerung, ein herrliches, aber schwieriges Studium. Es ist das Werk des Geschichtschreibers, des Philosophen, des Chronisten und des Dichters, die klösterliche Welt durchschreitend. Mit der Geschichte gehen die Wunder Hand in Hand, welche durch die Kirche im Schooße der Klöster gethan worden sind; mit der Philosophie die Würdigung der Männer und der Dinge, welche in dem Kloster wirkten; mit der Dichtkunst die Schwächen des Herzens und des Geistes, die Gefänge, welche zugleich etwas Heiliges und etwas Profanes haben, die Thränen, welche einen Kuß verbergen, die Seufzer, welche einen Schmerz vermehren; die Carmeliterinnen, welche Sünderinnen verdecken.

Die Thebaïde mit den erhabenen Anstrengungen und den Wundern der christlichen Vollkommenheit; der Berg Cassin, auf welchem das Echo der großen Kämpfe der Welt ertönt; die Abtei von Chelles, wechselweise erleuchtet durch den Geist Gottes und

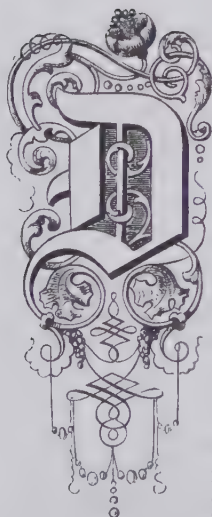
den Geist des Menschen, durch den Engel und den Dämon; die strengen Feierlichkeiten der großen Karthause; die geheimnißvollen Lager der Carmeliter und der Carmeliterinnen; die religiösen Krieger des Tempels, bewaffnet mit dem Kreuz und dem Schwert; das beredte Schweigen der Brüder von La Trappe; die Vereinigung des thätigen und des betrachtenden Lebens bei den Benedictinern; das Kloster Jesu, aus welchem ein tonsurirter General sich bemühte, das gewaltige Gewand der Jesuiten über die ganze Erde auszudehnen; die zweideutige Armuth und Demuth der Bettelmönche, die mystischen und weltlichen Harmonien der Nonnen von Montmartre und Fontevrault; die Inquisition des heiligen Officiums, welche das große spanische Haus Carls V. und Philipps II. in dem Blute erstickte, endlich die Erinnerung an die Größe und den Verfall der Klöster — das ist unser Buch.

Die Geschichte wird uns nicht hindern, nachsichtig zu sein; die Philosophie wird keinen Krieg gegen die Religion führen und wir werden der Dichtkunst nur das entlehnen, was sie Reizendes hat.



I.

Das Kloster St. Just.



Das Kloster St. Just liegt in einem kleinen Thale der spanischen Provinz Estremadura an der Grenze zwischen Castilien und Portugal. Es gehört dem Franziskaner-Orden und glänzte weder in der Gegenwart noch war es in der Vergangenheit berühmt. Es zeichnete sich in der revolutionären und kirchlichen Geschichte Spaniens eben so wenig aus, wie in der monarchischen. Das Kloster St. Just scheint zu allen Zeiten das süße Mysterium des unbekannten Glückes verwirklicht zu haben und man sagt mit Grund, daß das Glück keine Geschichte hat.

Dennoch leben von diesem armen, bescheidenen und glücklichen Kloster Erinnerungen, denen es nicht an Größe und Poesie mangelt, und welche wohl geeignet sind, lebhaft Theilnahme zu erwecken. Wir haben in dem geheimen wie in dem öffentlichen Leben des Klosters von St. Just Personen und Ereignisse gefunden, welche nicht minder geeignet sind, die Neugier

und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt zu erregen. Wir erblicken in den Mauern dieses bescheidenen Klosters einen Kaiser, eine Bildsäule, einen Krieger, ein Weib, den Liebhaber einer Königin und einen Erzbischof. Der Kaiser ist Carl V., die Bildsäule ist die einer Jungfrau mit dem Krüge; der Krieger ist ein heldenmüthiger Bandit*) des Unabhängigkeitskrieges; das Weib ist eine Tänzerin Namens Mata Florida; der Liebhaber einer Königin ist Joseph von Mallo; der Erzbischof endlich ist der Pater Chrill von Alamèda.

Vedem die Ehre, welche ihm gebührt; wir müssen daher zunächst von dem Kaiser Carl V. sprechen.

Nachdem Carl V. vierzig Jahre lang Kriege geführt und Intriguen geschmiedet hatte, nachdem er tapfer auf den Schlachtfeldern, gewandt, aber vielleicht zu rücksichtslos in seiner Politik gewesen war: einfach und herablassend in seinem Privatleben, ernst und würdevoll auf dem Thron von Spanien, stolz und anmaßend gegen das deutsche Reich, gütig gegen das Volk, vortrefflich gegen die Streiter seiner Heere, kalt und höflich gegen den Adel, liebenswürdig und großmüthig gegen Männer von Geist, galant und eifrig gegen die Frauen, mildthätig gegen die Armen; — nachdem er die Ehre errungen hatte, Franz I. bei Pavia zu besiegen und den Schmerz ertragen mußte, bei der Belagerung von Metz besiegt zu werden; — nachdem er glorreich das Gewicht seiner Siege und seiner Niederlagen getragen hatte; — nachdem er alle Masken versucht hatte, um die Welt besser zu täuschen oder zu verführen, legte Carl V. seine Doppelkrone nieder, indem er ausrief: „Das Glück ist ein Weib, welches die jungen Leute den Greisen vorzieht!“ Er übergab das deutsche Reich seinem Bruder Ferdinand und Spanien seinem Sohne Philipp. Er sprach, indem er Philipp II. krönte: „Ich thue Etwas, wovon das Alterthum wenige Beispiele gibt und was auch in der Zukunft nicht viele Nachahmer finden wird.**) — Mein Sohn, wenn du durch meinen Tod in den Besitz so vieler Provinzen gelangt wärest, hätte ich ohne Zweifel einiges Verdienst dabei, Dir eine so große Erbschaft zu hinterlassen; aber dafür, daß ich Dich schon während meines Lebens in dieselbe einsetze, verlange ich, daß Du der Sorge für die Angelegenheiten des Staates und der Liebe für Deine Völker Dich widmest und so das vergeltest, was Du Deinem Vater schuldig bist, der Dir seine Liebe auf eine solche Art beweist!“

*) Die Franzosen nannten so alle Spanier, welche sich als Parteigänger gegen die französische Armee schlugen.

**) In der letzteren Voraussetzung irrte Carl V. freilich ganz gewaltig; denn namentlich unsere Zeit hat zahlreiche Thronentsagungen erlebt. D. Ueberf.

So gelangte Philipp II., dieser zukünftige bewaffnete Apostel des Katholicismus, durch die Thronentsagung seines Vaters in den Besitz der größten Krone der Christenheit.

Wir wissen, was dieser mächtige Erbe Carls V. sein wollte: Während einer Regierung von vierzig Jahren verfolgte Philipp II. mit einer Hartnäckigkeit, denen einige Geschichtsschreiber den Schein der Größe verliehen, eine ganz ungewöhnliche Eroberung, und zwar die Chimäre einer musterhaften Monarchie zu Gunsten des Himmels und Spaniens. Er bemühte sich, der Welt durch Gewaltthaten und Intriguen, durch Zorn, List und kalte Grausamkeit die Einheit des religiösen Glaubens und die Einheit der spanischen Macht aufzuzwingen. Philipp II. gelang indeß weder die eine, noch die andere dieser beiden riesigen Unternehmungen. Er triumphirt vollständig weder über das Gewissen bei den Menschen, noch über die Freiheit bei den Völkern.

Wie Mignet gesagt hat, gelang es ihm nur, das Königreich zu erdrücken; er drängte es in eine erniedrigende Einsamkeit; er machte es ohnmächtig, finster, dumm, er ließ es die Ereignisse nur durch die Berichte kennen lernen, die Personen nur durch das Mißtrauen.

Carl V. hatte sich nicht nur entschlossen, auf die Politik, auf die Macht, auf den Ruhm zu verzichten; er hatte sich auch vorgenommen, die Welt zu verlassen und in der That bereitete er sich kurz nach seiner doppelten Abdankung demüthig darauf vor, als Christ in der Einsamkeit eines Klosters zu sterben. Der ehrgeizige Herrscher, welcher gestern noch König von Spanien und Kaiser von Deutschland war, der, welcher in Neapel gebot, in Sicilien, in Sardinien, in Roussillon, in der Franche Comté, in den Niederlanden; der, welcher eine bedeutende Flotte hatte, ein treu ergebenees Heer, triumphirende Feldherren, um den Krieg zu führen, wo es ihm gut dünkte; der, welcher über die Schätze Afrika's und Amerika's verfügen konnte, um Europa zu erkaufen, wenn er es nicht zu besiegen vermochte; der, welcher den Völkern seines weiten Reiches sagen ließ: „bei der geringsten meiner Bewegungen zittert die Erde;“ der endlich, welcher sich rühmen durfte: „in meinen Staaten geht die Sonne nie unter!“ — der mächtige Kaiser Carl V. schloß sich ein in das Kloster St. Just!

Der Kaiser schiffte sich in einem Hafen Seelands ein; er segelte nach Spanien, begleitet von einer prachtvollen Flotte. Er landete in Laredo in Biscaya, wo ihn der Großconnetable der Provinz an der Spitze einer Deputation empfing, die einen König von Spanien repräsentirte.

Carl V. kniete an der Küste zur großen Ueberraschung der Herren des Hofes von Madrid nieder; er warf sich mit dem Gesicht gegen die

Erde und rief aus: Ich küsse mit Ehrerbietung diese gemeinschaftliche Mutter aller Menschen!"

Er erhob sich nur, um den Weg nach dem stillen Asyl einzuschlagen, in welchem er den Rest seines bis dahin so lärmenden Lebens zubringen wollte.

Als er schon die Schwelle von St. Just berührte, meldete man ihm, daß seine Flotte durch den Sturm zerstreut worden wäre.

„Und das kaiserliche Schiff?“ fragte der Kaiser.

Man antwortete ihm, daß dasselbe an den Klippen zerschellt und untergesunken sei.

„Nun wohl“, entgegnete Carl V., „ich will es ebenso machen.“

Und der Mönch—Kaiser eilte in das Kloster. Ein Jahr darauf sagte der Cardinal Granville zu Philipp II.: „Heut vor einem Jahre entledigte Euer erlauchter Vater sich aller seiner Staaten.“

Der Monarch antwortete darauf dem Cardinal: „Es ist heute auch ein Jahr, seitdem mein Vater bereut, was er gethan hat.“

Einige Geschichtschreiber haben die Meinung Philipps II. getheilt. Sie konnten sich nicht überreden, daß der Kaiser sich darin ergab, langsam in einer elenden Klosterzelle zu sterben. Brantôme hat sich nicht gescheut, Carl V. den sonderbaren Plan zu unterschieben, seinen Grabstein zu zerbrechen, aus der Mitte der Mönche von St. Just hervorzusteigen, wieder auf der Bühne der Welt, auf dem Schauplatz seines ehemaligen Ruhmes zu erscheinen, um sich auf den päpstlichen Thron zu setzen, um das Christenthum gegen den katholischen Ehrgeiz Philipps II. zu vertheidigen.

Wir wissen nicht, was der Kaiser in St. Just dachte; hier aber geben wir die Beschreibung von der Verwendung der Zeit dieses armen Monarchen, welcher der Herr seines Jahrhunderts gewesen, jetzt aber zu einem unbedeutenden Mönche herabgesunken war und sogar durch die kleinlichen Intriquen seiner Klostergenossen viel zu leiden hatte, wozu wohl die von Zeit zu Zeit erwachende Reue über den von ihm gethanenen Schritt das Ihrige reichlich beitragen mochte.

Carl V. wanderte einsam in dem Kloster oder in dem Garten desselben umher; er pflegte Blumen, wohnte allen religiösen Verrichtungen bei, verrichtete mit der musterhaftesten Genauigkeit die strengsten Uebungen des cönobitischen Lebens; er geißelte sich wie der letzte Sünder des Klosters; er schien sich nur mit seinem Heil vor Gott zu beschäftigen und wenn es ihm möglich war, dieser frommen Sorge einige Zeit abzugewinnen, verfertigte er mit seinen nicht kaiserlichen Händen kleine Uhren, die er rings in seiner Zelle aufstellte. Diese Uhren, die stets ziemlich schlecht gingen, erinnerten ihn jeden Augenblick an den



göttlichen Uhrmacher dieser Welt, dessen Werke stets richtig gehen; dann beugte er sich, warf sich nieder und demüthigte sich vor dem göttlichen Königthume!

Der Kaiser hatte gleich allen anderen Mönchen die Pflicht übernommen, wenn die Reihe an ihn kam, die Mönche des Klosters zu wecken; eines Morgens rüttelte er einen Novizen, der fest schlief, vielleicht weil er einen schönen Traum begonnen hatte, den er ohne Zweifel gern beenden mochte; der junge Mensch, der aus dem Schlaf aufgeschreckt wurde, sagte zu Carl V.:

„Genügt es euch nicht, die Welt beunruhigt zu haben? Müßt Ihr auch noch die Unglücklichen beunruhigen, die aus ihr schieden?“

Der Kaiser verneigte sich vor dem Novizen.

„Weshalb grüßt Ihr mich?“ fragte der Novize.

„Weil ich Dir nichts mehr zu geben habe,“ entgegnete der Mönch, „als diesen Beweis der Höflichkeit — und der Demuth.“

Carl V., der nie die Schmeichelei geliebt hatte, mußte sich gegen dieselbe sogar in dem Kloster sichern. Mönche rühmten nämlich eines Tages in seiner Gegenwart das Verdienst und den Ruhm des ehemaligen Kaisers; da sagte er lächelnd:

„Ich sehe wohl, daß Ihr an mich denkt — in Euren Träumen; wacht auf meine Brüder, um mir die Wahrheit zu sagen!“

Carl V. kam in den letzten Tagen seines Lebens auf den sonderbaren Gedanken, dem Kloster St. Just das Schauspiel einer eigenthümlichen Komödie zu geben: Er spielte nämlich den Todten, und legte sich in einen Sarg, um noch lebend die Feier seines Begräbnisses zu begehen. Er wollte in dem Kloster das Leichenbegängniß einer Majestät vorüberziehen sehen, welche in ein Mönchsgewand gehüllt war.

Die Mönche gehorchten dieser sonderbaren Laune; sie sprengten Weihwasser auf den Sarg, in welchem ein Christ noch lebte; sie beteten zu Gott für die Ruhe der Seele, welche der Erde noch nicht entschwebt war. Ein Prediger hielt die Leichenrede für den großen Kaiser; der Mönch—Höfling, welcher das Leben in dem kaiserlichen Leichentuche vernahm, beeilte sich, Carl V. mit Salomon in Beziehung auf die Weisheit, mit Cäsar, in Beziehung auf den Muth, mit Augustus in Beziehung auf das Glück zu vergleichen.

In diesem Augenblicke erhob sich ein junger Mönch; er wagte es den Lobredner zu unterbrechen, welcher die glänzendsten Größen der Geschichte in den halb geöffneten Sarg eines Lebenden warf; er rief mit einer Stimme, welche den Schauspieler des Todes erbeben machen mußte:

„Mein Bruder, Ihr habt vergessen, die Redlichkeit und Aufrichtigkeit Carls V. mit dem sprichwörtlichen guten Glauben Hannibals zu vergleichen!“

Bei diesen Worten erhob der Kaiser langsam die Decke seines Sarges. Er blickte stolz umher, indem er den kühnen Mönch zu suchen schien, der mit der Erinnerung an Hannibal die Ehre der kaiserlichen Politik richtete; er bedrohte mit den Augen das ganze Kloster. Endlich richtete er sich stolz und erhaben in seinem Sarge empor, wie ehemals auf seinem Throne; er schien sich in sein Leichentuch zu hüllen, wie in den kaiserlichen Mantel, und in dem Augenblicke ließ die Sonne auf seine Stirne einen blendenden Heiligenschein, eine Lichtkrone niederfallen.

Der Mönch, welcher durch ein einziges Wort, einen einzigen Namen den Kaiser zum Leben erweckt hatte, erschrak nicht über diese Art der Wiederauferstehung einer Majestät; er näherte sich der Leichenbahre, — er nahm den Weihwedel, er spritzte Weihwasser auf den Sarg Carl's V. und murmelte dazu:

„Man ist den Todten die Wahrheit schuldig!“

Der Kaiser glaubte ohne Zweifel, daß dieser Mönch Recht hatte; er senkte demüthig den Kopf, kniete nieder und verschwand aufs Neue in seinem Leichentuche.

Carl V. überlebte diese Begräbnißkomödie nicht lange: Er hatte den Tod spielend berührt und der Tod wollte selbst einem Kaiser nicht gestatten, ungestraft seiner zu spotten. Taumelnd kehrte Carl V. in seine Zelle zurück. Er legte sich nieder und hatte den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch ein starkes Fieber, welches nicht wieder wich und ihn schon nach wenigen Tagen hinwegraffte. Er starb am 21. September 1558, indem er die fünf Buchstaben murmelte, welche den Sinn seiner Devise verbargen: A E I O U; d. h. *Austriacorum Est Imperare Orbi Universo*. (Den Oesterreichern kommt es zu, über die ganze Welt zu herrschen.*)

Man sah noch vor wenigen Jahren in der kaiserlichen Capelle in dem Kloster St. Just eine Bildsäule, ein wahres Meisterwerk. Die Statue stellte ein reizendes junges Mädchen dar, welches einen Krug trug.

Dieses kleine Wunderwerk war durch einen zwanzigjährigen Edelmann geschaffen und gemeißelt worden, und zwar unserer Meinung nach unter so interessanten Umständen wie alle die Einzelheiten, die sich dem Aufenthalte Carl's V. in dem Kloster St. Just anschließen.

Die erwähnte Statue ist ein Geschenk, welches dem Kloster St. Just zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von dem Künstler gemacht

*) Wie viel aber hat Oesterreich von dieser Weltherrschaft Carl's V. verloren?

wurde, von welchem wir sogleich sprechen werden und der, obgleich die Liebe ihn zu seinem Kunstwerke begeisterte, die Kutte eines Franziskaners trug. Es ist diese Kunstschöpfung ein Hirtengedicht, welches die Hand Gottes in einer Klosterzelle entwickelte.

Im Jahre 1780, etwas früher oder etwas später, lagen in der Nähe des Kloster St. Just — ziemlich nahe bei einander — ein Schloß, dem es nicht an Reichthum, und eine Hütte, der es nicht an Armuth mangelte. Das Bemerkenswertheste, was man in dem Schlosse fand, war ein schöner junger Mann, der Don Manuel hieß und der so eben seine Studien auf der Universität Salamanca in einer glänzenden Weise beendet hatte.

Das anziehendste, was man in der Hütte sah, war ein junges Mädchen, welches Marita hieß und die unlängst das Werk ihrer Schönheit mit dem Beistande Gottes vollendete, den sie täglich anflehte, sie schön zu machen.

Don Manuel war zugleich ein Edelmann, ein Künstler und ein Gelehrter, was in Spanien — ebenso wie anderwärts — sehr selten ist.

Manuel war leidenschaftlich eingenommen für die Musik und besonders für die Bildhauerei. Sein Meißel begann kleine Wunderwerke hervorzubringen, hätte er Marita gekannt, so würde er sie zu dem reizenden Modelle einer Jungfrau des Mitleids gemacht haben, welche die Schutzpatronin des Dorfes war.

Eines Abend hatte Marita das Unglück, sich an den Ufern eines hübschen kleinen Flusses zu verspäten, aus dem sie, ihrer täglichen Gewohnheit nach, Wasser schöpfte; Marita nahm endlich ihren Krug wieder auf, den sie langsam Tropfen für Tropfen gefüllt hatte; sie stellte ihn mit zitternder Hand auf den Kopf; sie machte sich mit kleinen, zierlichen Schritten auf den Heimweg, indem sie eine Romanze trällerte, welche alle Bäuerinnen Castiliens ganz allerliebste zu singen verstehen:

Kleiner Vogel meines Herzens,
Schlägst nur noch mit einem Flügel!
Doch, Dich traf voll Grausamkeit
Eines finst'ren Schützen Eisen!
Flieg' und ford're seine Strafe
Von dem Himmel, dem gerechten;
Flieg'! Er mag Deine Schmerzen heilen
Vor des Vogelfellers Pfeilen.

Ein spanisches Sprichwort sagt, daß überall, wo ein junges Mädchen weust, plötzlich ein junger Mann ihren Augen erscheint, um sie zu trösten. Die spanischen Sprichwörter lügen niemals: Marita weust so sehr und so laut, indem sie ihren kleinen Krug trug, daß Don Manuel plötzlich vor ihr erschien!

Das junge Mädchen blieb stehen:

Das arme Kind fühlte sich einer Ohnmacht nahe! — Sie sank nieder auf das Gras; der Krug, den sie auf ihrem Kopfe trug, fiel in den Sand und zerbrach.

Drei Monate nach dieser Begegnung wagte es Don Manuel, die schöne Marita seinem Vater und seiner ganzen Familie vorzustellen, indem er sagte: „Dies ist meine Frau!“

Der stolze Grand von Spanien lachte höhnisch.

Manuel flehte seinen Vater an, seine Heirath mit einer hübschen Bäuerin zu bewilligen.

Der Grand von Spanien wendete ihm achselzuckend den Rücken.

Manuel drohte seinem Vater, der Hand einer kleinen Bäuerin seine Ehre, seinen Reichthum, seine Zukunft zu opfern.

Der Grand von Spanien antwortete ihm damit, daß er einem Lakaien befahl, die kleine Bäuerin zur Thür hinauszuerwerfen.

Manuel folgte seiner Geliebten, und die beiden betrübten Liebenden beschloßen, an eine andere Thür zu klopfen: sie gingen zu der Schwelle einer Hütte, welche der Familie Maritas gehörte.

„Mein Vater,“ rief das Mädchen, indem es sich an einen Greis wendete, der im Scheine der Sonne seine Cigarette rauchte, „ich stelle Dir hier meinen Gatten vor!“

Der Greis erkannte den Edelmann und fuhr mit dem Sprunge eines Tigers von seinem Sitze empor.

„Ihr lügt alle Beide!“ antwortete der Bauer: Der Reichthum vermählt sich nicht mit dem Elend, die spanische Grandeza heirathet nicht die Niedrigkeit! Du sprichst von einem Mann, mein armes Kind? — Der Herr will Dich verführen, wenn er Dich nicht etwa schon verführt hat! — Geht, Don Manuel, geht: bleibt stets das, was Ihr durch die Gnade Gottes seid: Ein Edelmann! Und Du, mein Kind, bleibe wie Deine Mutter eine rechtschaffene Frau und eine Bäuerin!“

Von diesem Augenblick an verständigten die Rechtschaffenheit eines Dorfbewohners und der Stolz eines Grand von Spanien sich vortreflich darüber, zwei schöne Kinder, die nichts wünschten, als zu lächeln, zu singen, zu leben und sich ihr ganzes Leben lang anzubeten, in Ver zweiflung zu stürzen und zu tödten.

Die väterliche Autorität ist eine unumschränkte Macht in Spanien: Der niedrige Bauer befahl seiner Tochter, in dem engen Umkreise seiner Hütte zu weinen und zu trauern; der stolze Herr des Dorfes verurtheilte seinen Sohn dazu, in den Sälen und den Gärten des Schlosses zu leiden und zu klagen.

Eines Tages stammelte Manuel verworrene Worte; er blickte umher und erkannte Niemand mehr; er stieß die Hand seiner Mutter zurück; er lästerte gegen seinen Vater, gegen Gott und selbst gegen den König von Spanien; er war so außer sich, daß die Leute des Schlosses ihn fragten:

„Sind Sie verrückt, gnädiger Herr?“

Manuel antwortete nichts Vernünftiges auf diese unverkämte Frage. Er senkte traurig den Kopf und ging umher, wankend und unsicher wie ein Blinder. —

In der That hatte Manuel in einem Augenblicke das Gesicht und den Verstand verloren; er hatte aufgehört der Welt durch den Geist und durch das Auge anzugehören.

Ja — Manuel war blind — Manuel war wahnsinnig!

Von diesem Tage an pflegte Marita in dem Schlosse zu weilen, um der dringenden und demüthigen Bitte einer stolzen und vornehmen Familie zu genügen, von der sie ehemals so geringschätzend behandelt worden war. Sie wurde die unzertrennliche Gefährtin, die Freundin, die Führerin, der Schutzengel des unglücklichen Manuel.

In seinem Wahnsinn, einem fürchterlichen und stummen Wahnsinn, wußte Manuel nichts mehr von den Dingen und Worten, doch ein einziges Wort machte ihn erbeben und er sprach es beständig aus; „Mein Vater!“ Ein einziger Name entzückte ihn noch und er wiederholte ihn unablässig: „Marita!“

Dies ausgenommen, hatte Manuel Alles vergessen.

Nach Verlauf eines Jahres jedoch schien er sich seiner Arbeit zu erinnern; er schien — der arme Wahnsinnige — von einer neuen Leidenschaft für die Malerei und die Bildhauerei ergriffen zu werden. Er brachte ganze Tage lang in seinem Atelier zu; jeden Morgen, wenn er in dasselbe eintrat, schloß er seine Thür mit kleinlicher Vorsicht, und der Unglückliche arbeitete ohne Zweck, ohne Gedanken, ohne Hoffnung.

Diese gänzliche Abschließung, die unablässige und nutzlose Mühe, erweckten die Neugier Maritas; sie war fest entschlossen, den Künstler in dem Geheimniß seiner verborgenen Arbeit und seiner eigenthümlichen Begeisterung zu überraschen. Eines Morgens schlüpfte sie mit dem Vater Manuels in das Atelier; Beide verbargen sich in den Falten eines alten Vorhangs, und Manuel erschien bald darauf.

Der Wahnsinnige setzte sich dicht neben eine Statue, die er langsam ihrer groben Hülle entkleidete und betrachtete sie mit einer Aufmerksamkeit, welche an Enthusiasmus und Entzücken grenzte. Auf die Gefahr hin, sich durch einen Schritt, eine Bewegung zu verrathen, schlichen die beiden unsichtbaren Zeugen auf den Fußspitzen näher: sie be-

trachteten diese geheimnißvolle Statue, die sie bis dahin erst bemerkt hatten, und ihre Augen füllten sich mit Thränen bei dem Anblick dieses Meisterwerkes, welches ein Wunder der Anmuth, des Gefühles und der Poesie war!

Die Statue stellte ein junges Mädchen dar, und dieses junge Mädchen glich zum Verwechseln der schönen Marita. Nichts war der Erinnerung des Künstlers entgangen, weder die natürliche Anmuth der Bäuerin, noch die Feinheit ihrer Züge, noch die langen Flechten ihres Haares, noch ihre kleinen Hände, ihre zarten Füße, noch die geringsten Einzelheiten ihrer anmuthigen Tracht, noch der Krug, den sie an dem Abend ihres ersten Zusammentreffens auf dem Kopfe trug.

Marita hatte nicht die Kraft, sich zu bezwingen und zu schweigen: sie klopfte Manuel leise auf die Schulter und fragte ihn weinend:

„Was thun Sie mit einem Meißel an dieser Statue?“

„Ich arbeite!“

„Wer ist dieses Mädchen?“

„Die Jungfrau mit dem Kruge.“

„Ist das nicht Ihre Vielgeliebte — in Marmor?“

„In Marmor?“ antwortete dumpf der Künstler; „sie hat Blicke in den Augen, — sie hat Blut in den Adern! — Aber ich bin nicht zufrieden mit mir; mag ich auch thun, was ich will, — sie bleibt immer regungslos, — sie lebt noch nicht. — Ich werde warten!“

Am nächsten Tage ging Marita, begeistert durch die Liebe, allein nach dem Atelier Manuels. Sie hatte die reizende Statue fortzuschaffen lassen und nahm die Stelle derselben ein, indem sie es versuchte, die Stellung, den Blick, das ganze Aussehen der Jungfrau mit dem Kruge anzunehmen. Bald darauf trat Manuel ein; er näherte sich dem Wunder, welches er mit dem Hauche seiner Liebe und seines Lebens zu befeelen sich vorgenommen hatte.

Manuel nahm den Meißel, um an der Statue ein Marmorhorn zu ändern, der in seinen Augen ein Fehler, ein Flecken ohne Zweifel, war; er erhob den Arm, um mit der Spitze seines Werkzeuges den reizenden Busen seiner bewundernswürdigen Jungfrau zu berühren, und die erschreckte Jungfrau hielt die Hand des Künstlers zurück.

„Welch ein Glück!“ rief Manuel, „sie hat sich bewegt, — sie ist vollendet!“

Die Statue stieg von ihrem Fußgestell herab!

„Sie geht,“ fuhr der Wahnsinnige fort.

Die Statue blickte ihn lächelnd an.

„Sie liebt mich! Sie lächelt mir zu! Sie erkennt mich!“ fuhr der Wahnsinnige fort.

Die Statue flüsterte mit leiser Stimme: „Manuel! Manuel! „Mein Gott,“ murmelte zitternd der glückliche Künstler, „sie spricht, sie ruft mich, sie liebt mich!“

Die Statue schritt weiter vor und Manuel wich vor ihr zurück bis in den Hintergrund seines Ateliers; er warf sich nieder zu den Füßen der Jungfrau, und man hätte glauben können, der Schreck versetze diesen armen Wahnsinnigen in das Delirium einer zweiten Tollheit. Sein Gesicht wurde entsetzlich; kalter Schweiß rann von seiner Stirn, seine Augen schlossen und öffneten sich unablässig; seine Lippe zog sich durch fürchterliche Bewegungen zusammen; endlich senkte die lebendige Statue ihren schönen Kopf zu ihm nieder; sie drückte ihren Mund auf die Stirn ihres Geliebten, — und plötzlich, bei dem Feuer dieses Kußes rief Manuel, der außer sich war vor Freude und vor Furcht, mit laut tönender Stimme:

„Marita! Marita!“

Dann stürzte er auf die Jungfrau mit dem Krug zu, umschlang sie mit seinen liebenden Armen, um seinen Schatz besser zu bewahren und sank ohnmächtig auf den Fußboden nieder.

Man glaubte einen Augenblick, Manuel würde einer so gewaltigen Aufregung des Wahnsinnes und des Glückes erliegen; aber noch an demselben Tage, bei dem Ende dieser Ohnmacht, dieser Krisis, erkannte Manuel, der wieder kräftig, vernünftig und verliebt geworden war wie ehemals, seinen Vater, und küßte ihm die Hand; er erkannte Marita und drückte sie an sein Herz.

Diese wunderbare Heilung machte großes Aufsehen in dem königreich Castilien; die Frommen des Dorfes schrieben ein solches Wunder der Einmischung der heiligen Jungfrau des Mitleids zu, welche, wie sie sagten, des Künstlers kaltem und regungslosem Marmor warmes Leben eingehaucht hatte.

Einige Jahre später wurde die Statue der Jungfrau mit dem Kruge das Eigenthum des Klosters St. Just und zwar auf folgende Weise:

Marita war gestorben; Manuel zog sich, um sie zu beweinen, in das berühmte Kloster zurück und ließ hieher das Meisterwerk bringen, welches ihm ein erhabener Wahnsinn eingegeben hatte. Auf solche Weise gewann er das Recht, täglich zu den Füßen einer Statue niederzuknien, welche für ihn das religiöseste, das heiligste, das göttlichste Bild war.

Wir haben vielleicht Unrecht, — aber wir ziehen diese einfache Geschichte der ganzen glorreichen Größe, dem ganzen epischen Gedichte von dem Leben Kaiser Karls V. vor.

Die spanischen Priester und Mönche haben während des Unabhängigkeitskrieges eine große Rolle gespielt. Das erste Signal zu dem Kampfe gegen Napoleon ging von der Schwelle der Kirche und der Klöster aus. Das Blut, welches in Madrid bei dem furchterlichen Aufstande vom 2. Mai 1808 vergossen wurde, war ein Thau, der sich auf ganz Spanien zurück senkte, und jeder Tropfen dieses Blutes belebte in allen Herzen die Liebe zur Freiheit und den Haß gegen die Fremdlinge. Die Repressalien waren entsetzlich, und alle Welt weiß, wie die Religion sich täglich, mit den Waffen in der Hand, in die Wechselfälle dieses nationalen Trauerspieles mischte.

Die Mönche durchzogen die Städte und das Land, indem sie die kleinen Mädchen und die kleinen Knaben den folgenden Katechismus, den Katechismus der spanischen Unabhängigkeit, wiederholen ließen:

„Sage mir, mein Kind, wer bist Du?“

„Spanier, durch die Gnade Gottes!“

„Wer ist der wahre Feind der Religion, des Landes und des Königs?“

„Der Kaiser der Franzosen.“

„Wie viel Naturen hat er?“

„Zwei: Die menschliche und die teuflische Natur.“

„Wie viel Kaiser der Franzosen gibt es?“

„Einen einzigen in drei Personen.“

„Wie nennt man sie?“

„Napoleon, Murat und Manuel Godoi.“

„Welcher ist der Boshafteste von den Dreien?“

„Sie sind alle Drei gleich schlecht.“

„Von wem stammt Napoleon ab?“

„Von der Sünde.“

„Und Murat?“

„Von Napoleon.“

„Und Manuel Godoi?“

„Von den beiden Andern.“

„Was sind die Franzosen?“

„Ehemalige Christen, welche Keger geworden sind.“

„Ist es ein großes Uebel, die Franzosen zu tödten?“

„Nein, mein Vater; man gewinnt den Himmel, wenn man sie umbringt.“

„Welche Strafe verdient ein Spanier, der seine Versprechungen und seine Pflichten verrieth?“

„Die Todesstrafe und die Schande der Verräther.“

„Wer wird uns von unsern Feinden befreien?“

„Gott!“

„Durch welche Mittel?“

„Durch das Gebet, durch die Waffen, durch Rache.“

„So gehet denn, ihr Kinder; betet, rächet euch und tödtet!“

Wenn in einer Stadt, einem Dorfe, einem Hause, kein fanatischer Mönch war, um einen solchen Katechismus zu lehren, dann übernahm es die Frau selbst, ihre Kinder darin zu unterrichten. — Noch einmal spielten die Mönche eine große Rolle in diesem Vernichtungskriege, den man den spanischen Unabhängigkeits-Krieg nannte.

In Tarragona fand lange vor dem Einzug des Marschalls Suchet ein eigenthümlicher fürchterlicher Auftritt statt, dessen traurige Erinnerung sich nahe oder fern mit der Geschichte der Mönche von St. Just vereinigt.

Es gab in Tarragona in dem Augenblicke, als der erste Kriegsruf ertönte, einige hundert Franzosen, brave, harmlose Menschen, welche etwas spät über den aufrührerischen Tumult des Pöbels erschrocken, und beschloffen, eine Zufluchtsstätte in dem festen Schlosse der Stadt zu suchen.

Eines Abends, beinahe mit Einbruch der Nacht, griffen Missethäter, die von einem Franziskaner, Namens Calvo, in Regimenter geordnet, bezahlt und commandirt wurden, die Citadelle an und überwältigten die Wache, ohne einen Schuß zu thun: Jeder Franzose wurde in ein besonderes Zimmer gebracht, ein Mönch hörte seine Beichte, absolvirte ihn im Namen Gottes und tödtete ihn dann im Namen der Religion und der Unabhängigkeit; der Beichtvater und der Richter war Calvo; der ganze Marktplatz diente zum Schaffot und der Pöbel machte sich zum unermüdlichen Scharfrichter dieser Gerichtsvollstreckung.

Bei dem Lärm des Beiles, welches sich unablässig hob und nieder-senkte, sah man von allen Seiten der Stadt Priester, Mönche und Weiber herbeieilen, die wie eine Procession auf den Schauplatz des Gemegels zogen. Ein finsterner Zug, dem das Hochwürdigste vorangetragen wurde, beleuchtet durch den Glanz von Jackeln und Kerzen, und welcher in einem gewaltigen Chor das Sterbegebet sang! Beim Anblicke dieses religiösen Brunkes, dieser feierlichen Trauer, dieses öffentlichen Lebewohls, welches aus jedem Opfer einen Märtyrer machen sollte, hielt das Beil plötzlich inne: Die Mörder sanken mit gefalteten Händen nieder auf die Knie und beteten, im Blute stehend, zu dem Himmel!

Einige Franzosen lebten noch; man rief ihnen zu, sie sollten fliehen, sich retten, und da einer dieser armen Teufel vor Freude oder vor Schwäche taumelte, faßte einer der fürchterlichen Menschen ihn um den Körper, drang durch die Menge und trug ihn bis nach dem Hause des englischen Consuls.

„Lebe wohl,“ sagte er, indem er ihn auf der Schwelle der Thür niedersezte, „Lebe wohl und gut Glück! Ich weiß nicht, ob der Teufel sich hineinmischt, — aber ich kann Dich nicht tödten!“

Dieser fürchterliche Spanier, der dem höllischen Geist die Eingabe eines menschlichen Gedankens zum Vorwurf machte, hieß Balthasar. Er war ein einfacher Handwerker, wohl bekannt in der Stadt durch seine Entschlossenheit, seinen Muth und seinen Einfluß auf das Volk.

Balthasar haßte zugleich die Engländer und die Franzosen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Spanien früher gegen England kämpfen mußte, wie jetzt gegen Frankreich. Für Balthasar glich Spanien einem reizenden, anbetungswürdigen und angebeteten Weibe. Dieses Spanien anzutasten, ihm gerade in das Gesicht zu sehen, mit ihm zu spielen oder es zu schlagen, das hieß sein Herz beschimpfen, verspotten, verletzen: kurz er liebte bis zur Exaltation, bis zur Raserei die drei Dinge, welche nach seiner Meinung die schönsten auf der Welt waren: den Himmel, Spanien und sein Weib.

Von diesen drei Gegenständen, die er vergötterte, gewährte er keinem den Vorzug, und Balthasar war auf alle gleich eifersüchtig: eifersüchtig auf die Frömmigkeit, die bei ihm zum Fanatismus ausartete; eifersüchtig auf seinen Patriotismus, der sich bis zum Enthusiasmus steigerte; eifersüchtig in seiner Liebe, die sich zu einer Art von Raserei gestaltete.

Die Frömmigkeit seiner Freunde beunruhigte ihn: er fürchtete in seinen religiösen Betrachtungen überboten zu werden: der Ausdruck des patriotischen Gefühles bei den Andern verursachte ihm Fieber: er glaubte schon, bei den Anstrengungen seiner Volksthümllichkeit seines Gleichen zu haben; — ein zweideutiger Blick, ein leichtfertiges Wort, eine gewagte Schmeichelei an seine Frau machte ihn plötzlich erblaffen und zittern; in einem solchen Falle gab es kein Geschrei, keine Klagen, keine Drohungen: Balthasar brach plötzlich los, wie ein Gewitter, aber ohne Blitz und ohne Donner.

Der Unabhängigkeitskrieg sollte für diesen Spanier, diesen Christen, diesen Fanatiker die Thore des Klosters St. Just öffnen; wir werden sehen, auf welchem Umwege Gott diesen Menschen bis an die Zelle Carls V. führte.

Eines Morgens, wenige Tage nach dem Einzuge des Marichalls Suchet in Tarragona, erblickte Balthasar, als er um die Ecke der Straße des Marktplazes bog, drei Franzosen, die auf der Schwelle seines Hauses standen und in dem Innern des Ladens durch die unbescheidenen Ritzen der Vorlage irgend Etwas oder irgend Jemand zu erblicken oder zu unterscheiden suchten. Er betrachtete längere Zeit diese drei Männer, als wollte er sich ihrer eines Tages erinnern, um sie früher oder später

wieder zu erkennen. Er errieth ohne Mühe in diesen jungen Offizieren drei jener unerschrockenen Leichtfüße, welche während des ganzen spanischen Krieges in den Pausen zwischen den Kämpfen Jagd auf zwei Arten von Madonnen machten; auf die gemalten und auf die lebenden.

Balthasar hatte in seiner Wohnung zwar keine Jungfrau von Murillo, — aber er besaß seine Frau, eine heilige Frau, so schön, so göttlich, wie die keuschen und göttlichen Schöpfungen der spanischen Maler.

Am nächsten Tage klopfte ein Lieutenant des sechsten Linienregiments ganz militärisch, d. h. sehr laut an die Thür Balthasar's. Er übergab demselben ein Quartierbillet, das in aller Ordnung war. Der Hausherr selbst öffnete und erkannte sogleich in dem unwillkommenen Gast einen der drei Offiziere des vorhergehenden Tages. Der Befehl war bestimmt: Balthasar gehorchte, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Drei Tage lang ging Alles ganz gut. Balthasar war ernst, streng, aber höflich; der Lieutenant zeigte sich artig, aufmerksam gegen den Mann, leichtfertig, geschwätzig, geistreich gegen die Frau — und er hatte sogar die galante Kühnheit, ihr die Hand zu küssen!

Eines Abends verschwand der Lieutenant für immer; die Fragen und die Nachforschungen blieben nutzlos. Wohin er gegangen, was aus ihm geworden war, wußten nur Gott und Balthasar allein!

Ungefähr eine Woche nach diesem geheimnißvollen Verschwinden klopfte ein Kapitain desselben sechsten Linienregiments an dieselbe Thür und brachte ein neues Quartierbillet. Balthasar erkannte wieder einen der drei Offiziere, die er verflucht hatte und fügte sich in diese neue Prüfung.

Der Kapitain benutzte und mißbrauchte nach Gefallen die Rechte der Gastfreundschaft. Er unterhielt sich damit, ein lärmendes, zänkisches und prahlerisches Wesen zu zeigen; er betrank sich, polterte, fluchte wie ein Teufel und wagte es, mit seinen profanen Lippen die weiße und reine Wange der jungen Frau zu berühren! —

Eines Abends verschwand der Kapitain, wie der Lieutenant verschwunden war, und seine Abwesenheit war wie die seines armen Rameden: ewig!

Der Marschall Suchet befahl Nachforschungen und ließ die ganze Stadt durchforschen; aber die Steine und die Lippen blieben stumm; man ging endlich über das Verschwinden des Kapitäins hinweg und Alles war damit gesagt.

Um jene Zeit, in dem Tumult dieses entsetzlichen Krieges, vergaß man leicht die Nachzügler und die Opfer: Die Lebendigen und die Todten gingen so schnell vorüber!

Eines Morgens ließ der Oberst dieses unglücklichen sechsten Linienregimentes seine Waffen und seine Geräthschaften zu Balthasar tragen,

indem er ihm befahl, für die folgende Nacht ein gutes Bett und ein gutes Abendessen zu seiner Verfügung zu stellen. Als die Nacht anbrach, war das schönste Zimmer des Hauses bereit und das Mahl aufgetragen. Als der Oberst sich an den Tisch setzen wollte, rief er seinen Wirth, um sich von ihm einige Flaschen Wein bringen zu lassen.

Balthasar eilte singend herbei und erkannte wieder einen der drei Offiziere, den einzigen noch lebenden, den ohne Zweifel der Teufel selbst ihm sandte!

Dieser war reizend; ein Oberst von fünfundzwanzig Jahren, einer jener Obersten, welche damals bei jedem Siege ein Strahl der Sonne des Kaiserreichs hervorrief und welche ganz Europa mit seinem Hasse und seiner Liebe verfolgte. Man füge diesem schönen Titel in der Armee, diesen fünfundzwanzig Jahren, welche ein schöner Titel in jeder Laufbahn sind, den Geist und die Sprache eines Mannes von Welt hinzu, die Schönheit eines Weibes und die ganze Sanftmuth eines jungen Mädchens, sowie den festen Muth eines ruhenden Löwen.

Zum ersten Male empfand Balthasar Mitleid mit einem Fremdling, einem Feinde; er wunderte sich jeden Tag mehr, bei den Franzosen eine ausgezeichnete Höflichkeit, strenge Grundsätze, Blicke, Gefühle und Gedanken zu entdecken, die stets achtbar waren. Der Oberst hatte durch ein verständiges Benehmen den Groll seines Wirthes vertrieben und Balthasar schien von all seinem Hasse auszuruhen. Er überraschte sich, wie er, ohne zu schäumen, die Stimme eines Feindes hörte, der von Frankreich sprach, — von Frankreich, von all' seinem Ruhm und seinem großen Kaiserreich und seinem großen Kaiser. Um Alles zu sagen: der wilde Spanier wurde eines Tages dahingebracht, nicht mehr zu erbeben, nicht mehr vor Wuth zu schäumen, indem er den Oberst schwachtend zu seiner Frau sagen hörte: „Martha, Sie sind in Spanien sehr schön, — aber in Frankreich würden Sie die Schönste sein!“

Der Oberst erfand Wunder der Gewandtheit und der Feinheit, um ein Geheimniß zu verbergen — ein gemeines, aber köstliches Geheimniß und welches die beste Geschichte des Lebens der ganzen Welt ist: Die Liebe!

Er sann klug darauf, Balthasar zu vermeiden, besonders aber die schöne Martha; er fürchtete die argwöhnische Eifersucht des Ehemannes ebenso, wie die instinktmäßige Forschergabe der Frau; er wollte jetzt nicht mehr zu Drei mit seinen Wirthen zu Abend essen; er weigerte sich, seinen Antheil an der gewöhnlichen Mahlzeit jeden Tag zu nehmen, die unter einem Gewölbe blühender Orangenbäume, auf einem Tuch von Moos bei den letzten Strahlen der Sonne verzehrt wurde.

Balthasar versuchte es vergebens, den Oberst zurückzuführen, um aus seinem Munde den wahren Grund dieser plötzlichen Veränderung zu vernehmen; Balthasar konnte nichts erfahren und war vielleicht gezwungen, Alles zu errathen!

Eines Abends, als Balthasar abwesend ward, machte Martha dem Oberst den Vorschlag eines Spazierganges in den Garten. Lange Zeit gingen sie nebeneinander her, ohne zu sprechen, ohne sich anzusehen. Martha that, als bände sie ein Bouquet von Blumen, die sie im Vorübergehen pflückte und dieses Bouquet brachte ihr Unglück. Wir wissen nicht wie oder weshalb, aber sie nahm eine kleine Blume, die sie mit ihren Lippen berührte, ohne Zweifel, um einen Gedanken, eine Erinnerung, eine Hoffnung zu küssen. — Und der Oberst sah die arme Martha fragend an und entriß ihr die kleine Blume, die sie mit ihren Lippen geliebkost hatte.

In demselben Augenblick fiel ein Schuß und eine Kugel pfiff über den Kopf des Obersten hin; Martha stieß einen Schrei aus, der halb durch den Schrecken erstickt wurde.

Noch zwei Schüsse ertönten in dem Garten; diesmal traf die Kugel ihr Ziel: Martha und der Oberst fielen, auf den Tod verwundet, zu gleicher Zeit nieder.

Als sie im Sterben lagen, schritt ein Mensch, der mit einem Gewehr bewaffnet war, langsam unter dem Schatten der Bäume heran; er kniete nieder, beugte sich über die beiden Opfer, die noch zu seinen Füßen zuckten und richtete an sie einige Worte, welche die Geschichte seines ganzen Lebens enthielten: lieben, dulden, warten, sich rächen!

Dann wendete er seine mit Thränen gefüllten Augen zum Himmel und fügte mit leiser Stimme hinzu:

„Von den drei Gegenständen meiner Liebe hat ein einziger mich verrathen, und ich habe ihn getödtet; es bleiben mir noch zwei, die mich nicht verrathen werden: Gott und das Vaterland!“

Balthasar stand ruhig und ergebungsvoll auf; er legte die Finger auf den Mund und ließ einen hellenden Pfiff ertönen. Auf dieses Signal eilte ein Kind, bewaffnet mit einer gewaltigen Stuckbüchse, aus dem dichten grünen Gebüsch herbei zu Balthasar, dessen Pathe der Knabe war. Dieser Patriot von neun oder zehn Jahren hatte so eben seine Stelle bei der entsetzlichen Entwicklung dieser Geschichte gespielt: der Mann hatte auf das Herz der armen Martha gezielt; das Kind auf den Kopf des französischen Obersten.

Einige Stunden später verließen unter dem Schutze der tiefen Finsterniß einer stürmischen Nacht die beiden Mörder, der Meister und der

Zögling, heimlich die Stadt, um sich den entschlossenen Parteigängern anzuschließen, welche unter dem Befehl des Pfarrers Mérino kämpften.

1815, nach der Wiederherstellung der Regierung Ferdinands VII. würde Balthazar, indem er sich auf seine Treue und seinen Muth berufen hatte, Anspruch auf irgend einen Rang in der neuen spanischen Armee gehabt haben; aber Balthazar war schon vor der Zeit sehr alt geworden; die Ruhe hatte ihn geschwächt, niederge schlagen vom Abend bis zum Morgen; er hatte Martha angebetet und sie ermordet, er hatte Spanien angebetet und es vertheidigt; er betete Gott an, und er gelobte sich, ihm sein ganzes Leben lang zu dienen: er zog sich in das Kloster St. Just zurück.

Um diese Zeit lebten die Mönche von St. Just wie bescheidene Bürger, wie kleine Rentiers. Ihre fromme Zufluchtsstätte war kein religiöser Abgrund; sie verzichteten auf die Welt, ohne daran zu denken, sie zu verwünschen; wenn die Welt sich die Mühe nahm, die Schwelle ihres Klosters zu überschreiten, nahmen sie dieselbe vortrefflich auf. Diese armen Franziskaner machten zuweilen ihren Freunden der Nachbarschaft Besuche; oft klopfen Gäste an das Thor des Klosters, man beeilte sich, sie in das Refectorium zu führen; man bot ihnen Früchte, Wein und Tabak; man aß, man trank, man rauchte und spielte Karten auf einem Teppich, der gewöhnlich aus einer Mönchskutte bestand.

Die Cönobiten von St. Just hatten vielleicht nur einen Fehler, den alle Unglücklichen, welche das wirkliche Leben der Welt verließen, besitzen, indem sie es beklagten: sie waren neugierig!

Sie fühlten das Bedürfniß, der Welt einige Schatten, einige Phantome zu rauben, um damit ihre Einsamkeit zu bevölkern. Sie besaßen keinen Ehrgeiz mehr, aber sie wollten alle Namen und alle Ehrgeizige kennen, die Etwas durch das Talent oder die Intrigue geworden waren. Sie dachten nicht an die Politik: aber sie suchten darnach, die kleinen Angelegenheiten des damaligen Europas zu erfahren. Sie hatten sich über einen Kaiser zu beklagen, allein sie erkundigten sich mit einer geheimen Sympathie nach dem Geschick, welches die Könige der kaiserlichen Majestät von Frankreich bereitet haben. Die Poesie war ohne Wichtigkeit für sie, aber sie fragten, ob irgend ein neues Gestirn an dem Firmament der Poesie aufgegangen sei. Es sagte ihnen ganz sicher nur wenig zu, sich mit dem Tanze, der Musik dem Schauspiel zu beschäftigen; aber sie fanden Vergnügen daran, alle Zeitungen zu lesen, um von Ferne die Schauspieler, die Sänger und besonders die Modetänzerinnen zu bewundern und ihnen Beifall zu spenden. — Ja, einer Tänzerin! — Die Wahrheit zu sagen, mischt der Tanz sich in Spanien öffentlich in die Feier der religiösesten Feste.

Wir sahen in Madrid bei den pomphaften Feiertlichkeiten des Frohnleichnamsfestes eine Gruppe junger Mädchen tanzend vor dem goldenen Baldachin herhüpfen, der mit Edelsteinen geschmückt, das Hochwürdigste schützte, welches man die Costodia nennt. — Jedes Jahr, am 24. Juni, am Abend des heiligen Johannes des Täuflers, paart der Ernst der Kirche sich bei den Belustigungen des Volkes mit dem Tanze.

An diesem Tage bemächtigt die Kirche sich kluger Weise dieser Neigung, dieser Zerstreuung, dieses Lieblingsgebrauches; sie führt und leitet den Tanz in allen seinen Windungen, allen seinen Sprüngen, allen seinen thörichten Ausdrücken: die Kirche bedient sich seiner wie eines Mittels, wie eines Elements ihrer Herrschaft — gemildert durch die Castagnetten.

Sobald am 24. Juni die Sonne in ihrem schönen Bette von Licht und Silber zur Ruhe gegangen ist, werden Freudenfeuer in allen Straßen, auf allen Plätzen in der Stadt angezündet. Der Ton der Glocken macht sich dies eine Mal zu einer Art von Angelus des Vergnügens; jeder Bewohner, alt oder jung, arm oder reich, tritt auf die Schwelle seiner Thür; die Vorübergehenden halten sich an den Vorbauten oder Läden auf; nach dreißig Jahren setzen Männer und Frauen sich nieder, sehen zu, schlagen den Tact und lachen; bis zu dreißig Jahren läuft man umher, schwärmt, spielt, singt, umarmt sich und tanzt; es ist ein gewaltiger Ball, der sich die ganze Nacht hindurch unter Gesang, Geschrei, Küssen, Predigten, Mönchen und Priestern verlängert! — Ist das nicht eine milde, gewandte, beredte Religion, welche den jungen Burschen und den jungen Mädchen erlaubt, fromm zu sein, indem sie tanzen und sich umarmen? Weßhalb wundert man sich über die spanische Frömmigkeit und Inbrunst? für diese glücklichen Frommen heißt glauben und lieben stets dasselbe! in Spanien führt die Frömmigkeit zu der Liebe: Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf steht nur ein Seufzer!

In Frankreich ist der Tanz in Wahrheit nichts als eine Reihenfolge kalter, monotoner Figuren: der spanische Tanz hat es verstanden, eine eigenthümliche, individuelle, originelle Gestalt anzunehmen und sich mit dem Character und den Eigenschaften zu umgeben, welche ihm eigenthümlich sind, sich eine besondere Sprache, besondere Gefühle, und besondere Leidenschaften beizulegen! In Spanien wird man als Tänzer und als Tänzerin geboren, wie an andern Orten als Dichter und als Musiker.

Eines schönen Morgens, bei den ersten Strahlen der Sonne, stand eine Bäuerin von sechzehn Jahren von ihrem Lager auf, glücklich darüber, geträumt zu haben, was sie verwirklichen will: sie umarmte ihren Vater, ihre Mutter, ihre jüngere Schwester und machte sich auf den Weg nach der großen Stadt.

Auf, mein schönes Mädchen, nimm Deinen Rock von Serge, Deinen Sonntags-Kopfschmuck und Deinen Rosenkranz; wasche Deine Füße, Deine Hände und Dein Gesicht an dem Ufer irgend eines Baches; fürchte nicht die Räuber, meine Abenteuerin: Sie würden den einzigen Schatz, den Du ihnen geben könntest, nicht wollen!

Diese entarteten Banditen haben ihre Vorfahren, die adeligen und abenteuerlichen Banditen des Jahrhunderts des Gil Blas vergessen. Auf! Du bist jung, frisch und hübsch; Du hast eine weiße Haut, blaue Augen, schwarzes Haar und Du kannst tanzen! gehe daher nach der großen Stadt, Du Ehrgeizige: gehe und besonders — tanze!

Du wirst vielleicht eine Maria Dolores oder eine Mata Florida werden!

Der Name dieser beiden berühmten Tänzerinnen von Madrid hatte sich bis in das Kloster St. Just geschlichen; mehr als einmal baten die Mönche dieses Klosters, welche nach den profansten Dingen neugierig waren, um die seltene Gunst, die Mata Florida, die Blonde, oder Maria Dolores, die braune Tänzerin sehen zu dürfen. Die Franziskaner von St. Just hatten einen Grund, einen Vorwand, um sich auf eine ganz besondere Weise für eine dieser beiden Tänzerinnen zu interessieren: Mata Florida war eine ehemalige Nonne der Gemeinde von Huelgas, eine der reichsten Gemeinden in ganz Spanien. Jung, schön und früh reif, hatte sie der Einsamkeit des Klosters Lebenswohl gesagt: sie hatte den Rosenkranz mit dem Fächer vertauscht, den Schleier mit der Mantille, die Zelle einer Nonne mit dem Boudoir einer hübschen Frau, die Gitter eines Klosters mit den Coulißen eines Theaters.

Die Kirche erhob Einspruch gegen diese Empörung der Sitten und des Fleisches; allein ein weltlicher Einfluß mischte sich zu rechter Zeit in diesen merkwürdigen Streit der Religion mit dem Vergnügen; Mata Florida war schön, Mata Florida tanzte wie ein Engel, und man erlaubte ihr im Namen des Königs sich selbst zu verdammen und die Anderen in die Verdammniß zu stürzen.

Mata Florida war die Vorsehung des Theaters del Principe in Madrid geworden; selbst der Hof theilte den Enthusiasmus der ganzen Stadt für diese himmlische Tänzerin, nach einem Ausdrucke jener Zeit; der Adel berief Sänger, Dichter und Musiker, um eine Nonne zu feiern, welche ihren Gott verlängnet hatte; die großen Herren und die edlen Damen ersannen die süßesten Blicke und die ausgesuchtesten Artigkeiten, um eine Tänzerin besser empfangen zu können. Der König von Spanien und Indien würdigte sie mit seiner verliebtesten Stimme des Ausdrucks: Pinpollo! (Liebchen.)

Eines Tages erfuhren die Mönche von St. Just durch einen Besuch, daß die berühmte Mata Florida am nächsten Tage in der Nähe

des Klosters vorüberkommen sollte, um sich nach Xissabon zu begeben, wohin eine königliche Laune sie berief; man dachte sich die galante Neugier dieser Mönche, welche das Echo der kleinen Schritte der Mata Florida schon seit längerer Zeit am Schläfe verhinderte.

Zwei entschlossene Franziskaner kamen dieser sehr zweideutigen Neugier zu Hilfe: Der eine war der Bruder Balthasar, jener ehemalige fürchterliche Bürger von Tarragona, den wir schon in dem Hause der drei Offiziere sahen; der andere hieß Bruder Joseph. Wir werden ihn später unter dem Namen Joseph von Mallo wiederfinden.

Balthasar und Joseph versprachen daher allen diesen neugierigen Mönchen das Schauspiel des Zaubertanzes der Mata Florida; um ihr Versprechen besser halten zu können, baten sie den Superior um die Erlaubniß, nur für einen Tag die Kleider wieder anlegen zu dürfen, die sie ehemals in der Welt trugen.

Am nächsten Tage kleidete Balthasar sich als Guerillero und Joseph als Garde—du—corps der Königin Marie Louise; sie verließen miteinander das Kloster, um der Mata Florida entgegen zu gehen.

Um zwei Uhr Nachmittags hatten die beiden Mönche sich in einem Gebüsch im Hinterhalt gelegt; sie hörten das Rollen eines Wagens auf der großen Straße — und als zwei wahre Banditen zeigten sie dem erschrockenen Postillon die drohende Mündung eines Trabuco! Widerstand war nutzlos; der Postillon, die Tänzerin und ihre Dueña dachten nicht einmal daran zu widerstehen; um fünf Uhr hielt der Wagen der Mata Florida an dem Thore von St. Just. Die drei Reisenden wurden in das Kloster eingeführt; sie bildeten sich ein, daß sie in eine Höhle hinabsteigen mußten, in die Höhle des Gil Blas, und plötzlich bemerkten sie Mönche, welche ganz sehr rechtschaffenen Räubern glichen.

Der Bruder Balthasar näherte sich der Tänzerin und sagte lächelnd:

„Meine Schwester, die Mönche von St. Just haben nicht das Recht, Sie in Madrid tanzen zu sehen; sie sind nicht reich genug, um Sie der Welt, dem Adel, dem Königthum, von denen Sie angebetet werden, streitig zu machen; sie haben daher eine kleine, sehr einfache Kriegslist erdacht, um Sie kennen zu lernen, um Sie zu bewundern, um Ihnen auch ihrerseits ihren Beifall zu zollen. Sie haben Sie mit bewaffneter Hand auf der Landstraße überfallen, ganz entschlossen, Ihnen, einige Stunden Ihrer Zeit zu rauben, einige Paß Ihrer kleinen Füße, einige Blicke Ihrer schönen Augen. — Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.“

„Vortrefflich,“ erwiderte die Tänzerin; „ich werde für Sie tanzen, meine Brüder — und Sie werden für mich beten! Ist es nicht überdies nur gerecht, daß ich einwillige, auf dem Theater eines Klosters zu tanzen, so gut ich es vermag? — Ich erinnere mich, meine ersten Pas vor dem Haushofmeister des Klosters von Huelgas gewagt zu haben: in jener Zeit tanzte ich schon um der Liebe Gottes willen!“

Die Zelle des Superiors diente der Mata Florida als Loge. Sie schloß sich mit ihrer Duena dort ein: sie rief alle Künste des Geschmacks, der Coquetterie und der Mode zu Hilfe, und die alte Cameristin fragte sie lachend: „Wollen Sie denn, daß diese armen Mönche wahnsinnig werden?“

Das Schauspiel sollte beginnen — in dem Refectorium des Klosters.

Die Franziskaner saßen rings herum in dem Saale, ohne ein Wort zu sprechen, aber nicht ohne zu träumen: sie rauchten, mit halb geschlossenen Augen, die so sehr ersehnte Erscheinung der Mata Florida erwartend und Gott weiß, welche Begriffe, welche Gefühle, welche glückselige Träume mit dem süßen Rauch ihrer Cigarretten emporstiegen!

Endlich ertönte das Geklapper von Castagnetten. — Man stieß beide Flügel einer Thür auf, und Mata Florida gleitete bis in die Mitte des Refectoriums, gekleidet in ihr glänzendstes Theatercostüm.

Welche geheime Freude! Welche unbefangene Bewunderung! Welche köstliche Ueberraschung! Welche Verwirrung und welche Trunkenheit in diesen bezauberten Herzen, welche unter den Mönchsstutten schlugen!

Diese Tänzerin war so schön, so hübsch, so frisch, so entzückend für alle Welt! Sie war in der That begabt mit jeder Anmuth, jedem Reize: Sie war voll, gewandt und zart zugleich; ihr Körper war schlank, biegsam, eigensinnig: ein bewundernswürdiger Körper! Sie hatte feine Hände, fett und rund, wie nur die ausgezeichneten Frauen und die Prinzessinnen von königlichem Geblüt sie haben; sie hatte Füße, schmal und zart wie die eines Kindes; sie hatte seidenweiches, üppiges Haar: sie hatte strahlende, innige Augen, erfüllt von zärtlicher Begierde und allerhand guten Dingen; es war ein anbetungswürdiges Geschöpf!

Mata Florida befehlte ihre Castagnetten, sie betrachtete mit einer stolzen Bosheit die verwunderten Mönche, die sie in den Falten ihres finsternen Gewandes bis in den siebenten Himmel erheben sollte. Sie stampfte den Boden des Saales mit ihrem Fuße, als wollte sie eine bezauberte Welt daraus hervorrufen. — Und nun gab sie sich ganz einem reizendes Pas ihrer eigenen Erfindung hin, den nach ihr Niemand hat tanzen wollen!

Das war ein wahrer, gesprochener Tanz, mit Zeichen, Bewegungen, Weinschwingungen und Sprüngen für jeden Buchstaben des Alphabets; ein Tanz, dessen Mimik eine Sprache der Galanterie und der Wollust war; dessen leidenschaftliche Neckereien zum Weinen und zum Lachen brachte; dessen überredende Beredsamkeit verliebt, zärtlich, gefühlvoll, zornig und eifersüchtig machte. — Mein Gott, wie viel Schönheit, wie viel Anmuth, Liebe und Glück! — Wie sie tanzte! — Und dann, welch' ein Beifallsgeklatsche in dem Saale! Welch ein Enthusiasmus! Welch ein Entzücken! Und was für ein bewundernswürdiges Publikum war diese Versammlung von Mönchen in dem Refectorium von St. Just!

Im Begriff, Mata Florida zu verlassen, traten die Franziskaner wetteifernd zusammen, um ohne Geld die schönen Träume zu bezahlen, die sie wachend gehabt hatten. Die Tänzerin fand auf dem Kissen ihres Wagens prachtvolle Stoffe, werthvolle Schmuckfachen, welche vielleicht dem Schmucke von Altarbildern dienen sollten.

Wir sprachen bei Gelegenheit dieser Entführung einer Tänzerin auf der großen Landstraße von Estramadura von einem Mönche, der Joseph von Mallo hieß. Die Geschichte dieses Mönches gleicht einem Feenmärchen und man konnte eine solche Geschichte das Haus des guten Gottes nennen.

Dieses Haus ist ein Palast, eine fürstliche Residenz, welche der Königin von Spanien gehörte. El Pardo liegt eine kleine Strecke von Madrid entfernt, an den Ufern des Manganarès, in der Mitte eines schattigen königlichen Parkes, dessen gewaltige grüne Fläche, wie man sagt, einer edlen Laune Carls V. entsprang.

Die Könige und besonders die Königinnen von Spanien sind entzückt gewesen über die poetischen Einsamkeiten dieses Lustschlosses. Die Regentin Marie Christine brachte hier die ruhigsten Stunden ihrer stürmischen Regentschaft zu. Ihre armen gekrönten Vorgängerinnen, die beiden ersten Frauen Ferdinands VII., kamen täglich hierher, um dem unsichtbaren Gott des Flusses das traurige Geheimniß einer Ehe ohne Liebe und eines Königthums ohne Macht anzuvertrauen. Lange vor ihnen fand die thörichte, geistreiche und strafbare Herrscherin, welche den wankenden Thron Carls IV. theilte, ein Vergnügen daran, in dem geheimnißvollen Schatten von El Pardo die Langeweile des Hofes, die Anforderungen der Etiquette, die Last der Großen, die Albernheiten des Königs, die etwas zu öffentlichen Befudelungen der Monarchie, das etwas zu lärmende Unglück des Volkes, den etwas zu beleidigenden

Uebermuth eines Günstlings zu vergessen, des Friedensfürsten Manuel Godoi.

Unter der Regierung Carls IV. setzte sich nach einem schönen Sommertag, an einem milden, freundlichen, echt spanischen Abend, ein junger Mann auf eine Steinbank beinahe auf der Schwelle des Schlosses El Pardo. Dieser junge Mann zählte ungefähr zwanzig Jahre. Er war schön und wohlgewachsen. Er trug eine andalusische Kleidung: runden, breitrandigen, flachen Hut, Sammtjacke mit Stickereien, Livens und Schnüren, seidene Beinkleider, bis zum halben Bein mit einer doppelten Reihe silberner Knöpfe besetzt, gestreifte Strümpfe, Sandalen, einen rothen Gürtel, einen neuen farbigen Mantel und eine Guitarre am Bande.

„Ach“, murmelte dieser Reisende, indem er seine Stirn trocknete, „weshalb gehe ich denn nach Madrid? Weshalb habe ich mein so ruhiges Dorf, mein hübsches Häuschen, meine so zärtliche Geliebte verlassen? Weshalb sagte ich meiner Mutter, die weinte, meiner Braut, die mich rief, meinen Vögeln, die mich beklagten, meinen Blumen, die ohne mich sterben werden, Lebewohl? Hier bin ich auf dem Wege zu der großen Stadt, getrieben durch den Dämon des Stolzes. Weshalb liege ich nicht noch auf dem Rasen unserer Felder, zu den Füßen eines geliebten Mädchens, die Guitarre spielend, um ihr zu gefallen, eine Romanze improvisirend, um sie besser zu fesseln?“

Der Reisende schloß sanft die Augen, um durch den Zauber seiner Gedanken ganz behaglich sein Dorf, sein Häuschen, seine Freundin, seine Blumen, seine Mutter und seine Vögel zu betrachten. Dann nahm er seine theure Guitarre, deren Seele Klagelaute aushauchte. Er streckte sich nieder auf den Boden, auf den Rasenteppich und improvisirte, die Blicke zum Himmel gewendet, eine Art verliebter Tonadilla, die sich an eine abwesende Geliebte wendete:

„Sieh, ohn' unser Haupt zu treffen,
Zog über uns der Sturm dahin,
Und des Donners ferner Ton
Ist verhallt zu uns'ren Füßen.

Sieh, verschönt ist die Natur
Und der Lüfte Hauch viel milder;
Glaube, mit den Flügeln schlagend
Lächeln uns die Engel an.

Schon erhebet dort der Mond
Seine helle Silberscheibe;
Schnell noch, Liebchen, einen Kuß,
Oh' die Sonne scheidet.“

Der verliebte Improvisator war mit seiner gefühlvollen Improvisation so weit gekommen, als er plötzlich zu seiner großen Freude einen alten castilianischen Bauer bemerkte, der ihm schweigend zuhörte. Der junge Mann redete den Dorfbewohner an, indem er ihn bat, ihm ein Nachtlager anzudeuten, irgend ein schlechtes Wirthshaus, wo er ein Abendessen und ein Bett finden könnte.

„Es gibt kein Wirthshaus in diesem Dorf“, entgegnete der Castilianer; „aber wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, so klopft kühn an diese Thür, und sie wird sich vor Euch öffnen, das bin ich überzeugt.“

„Was ist das für ein Haus, welches sich dem ersten Besten öffnet?“

„Es ist das Haus des guten Gottes.“

„Des guten Gottes?“

„Ja — denn es wird bewohnt von Engeln, die Mitleid haben mit den Unglücklichen, den Armen, den Reisenden und allen Denen, die leiden oder straucheln; noch einmal, junger Mann, klopft an diese Thür, indem ihr ruft: Heilige Maria, — heilige Louise — öffnet!“

„Und dann?“

„Dann wird man Euch öffnen. — Lebt wohl!“

Der Reisende beeilte sich, den Rath des alten Bauers zu befolgen: er ließ dreimal den Hammer der königlichen Residenz ertönen und flehte die Gastfreundschaft des guten Gottes an, indem er die mystische Heiligkeit Louisen und Mariens nannte.

„Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her? Wo wollt Ihr hin?“ fragte eine Art von Major domo, indem er ihn auf den ersten Hof des Schlosses führte.

„Ich bin nur ein armer Teufel und heiße Joseph Mallo. Ich komme von meinem Dorf, dem Dorfe Baza in dem Königthum Granada. Meine Familie ist adelig, aber sie besitzt mehr Ahnen als Geld. Ich bin es müde geworden, ihr ferner zur Last zu fallen und gehe nach Madrid, um dem Glücke nachzujagen. Ich bringe in die große Stadt, um der mächtigen und eigensinnigen Götten den Hof zu machen, viel Eifer und Ehrgeiz, Muth, Hoffnung, Jugend, einige Schönheit, eine hübsche Stimme und eine Guitarre mit. Ist das nicht Alles, was man in Spanien bedarf, um sein Glück zu machen?“

„Es ist genug, um ein vollkommener Mann zu werden, wie Farinelli oder ein großer Minister wie der Friedensfürst! — Sie sind jung, schön und ehrgeizig — folgen Sie mir.“

Joseph folgte also dem Major domo in den Windungen eines wahren Labyrinths. Sie kamen an einer kleinen, angelehnten Thür vorüber, welche Gelächter, Tanz und Gesang bis zu ihnen dringen ließ.

Er trat mit kleinen Schritten und zitternd in das gastliche Zimmer, das man ihm bestimmte. Als er sich in dieser eleganten Wohnung befand, versuchte er es, seinen officiösen Führer zu befragen, und dieser antwortete ihm:

„Ruh'n Sie aus und machen Sie sich's behaglich, junger Mann. Wollen Sie lesen, so sind dort Bücher, wollen Sie musiciren, so sind hier die Musikstücke Cimarosa's; wollen Sie schlafen, so ist dort ein gutes Bett; — wollen Sie essen und trinken, — ein Klingelzug und Sie werden bedient. — Auf Wiedersehen!“

Joseph Mallo, der die romantischen Abenteuer und die Feenmärchen liebte, beschloß, auf jeden Zufall hin mit sich Alles machen zu lassen. Um dem sehr vortrefflichen Major domo zu gehorchen und zu gefallen, machte er den Anfang damit, die fragliche Glocke zu ziehen und bat ganz einfach um ein Abendessen.

In Erwartung der Ankunft des Mahles trat Joseph auf den vorhandenen Balkon des Zimmers. Er betrachtete und bewunderte die Gebüsch, die Grotten, die Statuen und alle die Wunder, welche zu seinen Füßen in dem Dämmerlichte eines poetischen Schattens lagen, wie die Zaubergärten der Fabel. Es schien ihm, als hörte er ganz nahe unter sich, in einer schattigen Laube versteckt, verworrene Stimmen, so süße, so milde Stimmen, daß Joseph sich einbildete, es wären die Nymphen des benachbarten Waldes, die Hamadryaden ohne Zweifel, welche bei dem Mondschein tändelten und schwatzten. Die Gelegenheit war günstig, um nach dem Tacte zu girren, um nach einer chromatischen Leiter zu suchen. Joseph ergriff aufs Neue seine kostbare Guitarre: er machte sich zum Troubadour, er setzte für eine unbekannte Gottheit die Improvisation fort, die er für die schönen Augen seiner Geliebten begonnen hatte:

Sieh, aus dem Schooße ihres Schleiers
In der Seel'gen Aufenthalt,
Streut die Nacht schon ihre Sterne
Funkelnd aus am Firmament,

Und es ruhet die Natur,
Schon verlobt dem nächsten Tage;
Und der Rose keusche Lippen
Schließen bis zum Morgen sich.

Schon erhebet dort der Mond
Seine helle Silberscheibe;
Schnell noch, Liebchen, einen Kuß,
Eh' die Sonne scheidet.

Es gelang Joseph zum Entzücken, selbst über seine geheimen Hoffnungen hinaus. Die Nymphen, welche er hatte bezaubern wollen, ohne

sie zu sehen, eilten schnell bei den melodischen Tönen der Guitarre herbei. Junge, hübsche und coquett geschmückte Frauen zeigten sich plötzlich den Augen Josephs, und der arme Sänger war über ihr unerwartetes Erscheinen so beschämt, durch ihre zärtlichen Blicke und ihre unbescheidenen Augengrüße so verwirrt, daß er in den Hintergrund seines Zimmers zurückwich, wie ein schlechter Schüler, der sich fürchtet, das noch ferner zu sehen, welches er doch so gern immer betrachten möchte! Joseph glaubte, in einer solchen Welt, welche von Genien, Sylphen und Engeln bewohnt wurde, verloren zu sein.

Unwillkürlich indeß erinnerte Joseph sich des Abendessens, das er verlangt hatte, als er in der Mitte des Zimmers einen kleinen Tisch erblickte, der mit einem Tischtuch bedeckt war, welches die verschwenderische Hand eines Künstlers mit einem Muster von Blumen, Früchten, Schmetterlingen und Vögeln bestreut hatte.

Der Tisch war nach allen Regeln der üppigsten Feinschmeckerei bedeckt: mit den feinen und kräftigen Weinen, den mannigfaltigsten und galantesten Gerichten, den bewunderungswürdigsten Ueberraschungen, welche der spanische Geschmack erfindet, den Meisterwerken der geistlichen Feinschmeckerei der Mönche. Ohne Zweifel waren hier Nectar und Ambrosia, um die Schätze zu vervollständigen, die auf dieser himmlischen Tafel ausgebreitet lagen, und um aus diesem köstlichen kleinen Mahle einen Genuß zu machen, würdig der Erlösten, der Cherubinen und der heiligen Jungfrauen. Ach, es war Joseph Mallo ganz allein, der die Stelle der himmlischen Gäste einnahm.

Einige Minuten, nachdem er zur Ruhe gegangen war und zu einer ganz unpassenden Stunde überredete sich Joseph, daß er gewisse Schatten, unbestimmte Gestalten, leise in seinem Zimmer umhergleiten sähe. — Sonderbar! der Geisterseher hatte Recht; weißgekleidete Weiber, die ihn vielleicht hier in dem Garten erblickt hatten, traten geheimnißvoll auf den Fußspitzen herein; eine derselben erhob mit ihrer kleinen Hand den Vorhang des Alfoven; sie betrachtete Joseph, der aus Schrecken that, als ob er schlief, und sagte zu ihren Gefährtinnen:

„Er schläft!“

Sogleich setzten die hübschen Gespenster auf den Tisch eine Lampe, die einen matten, zitternden Schein verbreitete. Man setzte sich im Kreis auf den Teppich; man bemächtigte sich des Mantelsackes des unglücklichen Joseph; man prüfte Stück für Stück seine ganze elende Garderobe. Als der Mantelsack bis auf das letzte Stückchen geleert war, entflohen die Phantome, indem sie durch die Wände zu verschwinden schienen, aber zugleich das ganze kleine Besizthum des unglücklichen, reisenden, jungen Mannes mit sich nahmen.

Die Nacht war lang für Joseph Mallo! Am Morgen, als er aufstand, fand er auf einem Tische ein Billet, welches die Worte enthielt:

„Beruhigen Sie sich und bringen Sie noch einen Tag in dem Hause des guten Gottes zu; die Räuber werden Ihnen zurückgeben, was sie Ihnen gestohlen haben!“

In der folgenden Nacht, zu derselben Stunde, sah Joseph statt der fünf oder sechs Phantome des vorhergehenden Tages in seinem Zimmer nur ein einziges Weib erscheinen, aber schöner, eleganter, stolzer, als die ganze geheimnißvolle Gruppe, welche ihm einen geheimen Besuch abgestattet hatte. Sie neigte sich zu Joseph, welcher schlief, wie zitternde Menschen zu schlafen pflegen. Sie betrachtete ihn lange Zeit, so lange, daß der wache Schläfer zu erröthen begann, aus Furcht und vielleicht auch aus Freude. Sie errieth ohne Zweifel das Geheimniß dieses bedeutigen Schlafes, denn sie sagte leise zu Joseph:

„Schlafen Sie!“

Am nächsten Tage bei seinem Erwachen begriff Joseph auf den ersten Blick, daß die Räuber ihr wohlwollendes Versprechen gehalten hatten. Er erblickte in seinem Zimmer nicht mehr die bescheidenen Kleidungsstücke seiner Dorfsgarderobe, sondern prachtvolle städtische Gewänder von Sammt, schweren Stoffen und Wäsche von der höchsten Feinheit; einen Federhut, einen verzierten Degen und einen Hofmantel. Indem er diese ungehoffte Pracht näher betrachtete, entdeckte er in dem Wogen von Spitzen eine Börse, gefüllt mit Gold, mit ganz neuen Goldstücken, geschlagen mit dem Wilde König Karls IV. Endlich fand er auch noch — mit einer Nadel an der Feder seines neuen Kopfschmucks befestigt — ein zweites anonymes Billet, welches lautete:

„Der Bauer ende und der Edelmann beginne! Nehmen Sie daher den Schein an, der von jetzt ab Ihrem Stande und Ihrem Vermögen geziemt. Sie sind jetzt nur noch ein einfacher, unbekannter Wanderer, der von dem Dorfe Baza kommt, bald werden Sie der Graf Joseph von Mallo sein, der Privatsecretär der Königin.“

„Am Hofe liebt man die Musik und die Musiker. Die Geister der vergangenen Nacht haben Ihnen Ihre bescheidene Guitarre geraubt, Sie werden sie Ihnen die nächste Nacht wieder bringen, warten Sie!“

Als die Nacht gekommen war, verließ Joseph die Promenade des Parks, um in den Palast zurückzukehren, ganz seinen Träumen des Glückes, des Adels, des Reichthums hingegeben. Wir glauben, er hatte Gelegenheit, tausend Lustschlösser zu bauen.

Als Joseph die Schwelle seines Zimmers erreichte, bemerkte er mit neuer Ueberraschung auf den Kissen eines Sophas zwei Schätze, die seiner Rückkehr harzten, und die er hier nicht zu finden gehofft hatte:

eine Camaristin und eine Guitarre. Die Camaristin war hübsch und die Guitarre reizend. Die Guitarre ließ eine süße Melodie unter den gewandten Fingern Joseph Mallo's ertönen; die Camaristin ihrerseits sprach dann mit einer Milde, welche wieder Musik war, und man hätte glauben können, sie spräche singend die geheimen Befehle ihrer Gebieterin aus.

Joseph ließ sich durch diese hübsche Person in einen sehr reichen, sehr eleganten, sehr prachtvollen Saal führen. Seine Führerin bat ihn, sich zu setzen, sich noch zu gedulden, und er that dies ohne sich zu beklagen. Die Geduld war nicht schwer auszuüben, überall Luxus, Glanz, Reichtum; ausgezeichnete Möbel, kostbare Schmuckfachen, unvergleichliche Launenhaftigkeiten, köstliche Kleinigkeiten, welche Geist, Herz und Einbildungskraft, Coquetterie und die Schönheit eines Weibes verriethen!

„Muth, mein Herr Abenteurer! Zittert nicht so. — Ihr habt mehr Furcht als nöthig ist! Sehet schon öffnet man die kleine Thür dieses Saales. Ein Weib, ein Weib nach der Mode tritt lächelnd auf Euch zu; sie reicht Euch ihre Hand zum Kuße; sie spricht mit Euch, sie befragt Euch. — Auf, antwortet schnell, Herr Dorfbewohner im Liebesglück, kniet nieder zu den Füßen Eurer geheimnißvollen Beschüzerin.“

Bei dem Anblicke der imposanten Schloßherrin neigte Joseph Mallo sich ehrerbietig, demüthig und mit einem komischen Schreck rief er aus:

„Madame, verzeiht mir meine Verwirrung, meine Verlegenheit, mein linkisches Wesen. — Aber seit drei Tagen weiß ich nicht mehr was ich denke, was ich sage, was ich thue.“

„Und woher das, Herr Joseph?“

„Ach, Madame! Es ist die Liebe, es ist der Stolz — ein wahrer Wahnsinn.“

„Und für wen diese schöne Liebe, Herr Joseph?“

„Für ein Weib, das ich nur dreimal sah — aus der Ferne — und stets während der Nacht.“

„Der Name dieses Weibes?“

„Mein Gott, ich kenne ihn nicht, und ich beschwöre Euch, ihn mir zu sagen, denn — die, welche ich liebe — seid Ihr!“

„Ei!“

Bei diesen Worten kniete Joseph bleich, außer sich, weinend wie ein Wahnsinniger, oder wie ein guter Schauspieler, nieder. O, die Thränen! die Thränen! Welche bewunderungswürdige Beredtsamkeit zu den Füßen eines Weibes, wäre sie auch die größte, die schönste, die stolzeste Dame von der Welt.

Nach Verlauf einiger Minuten dieses thränenreichen Geplauders, dessen Lebendigkeit nicht ohne Reiz für die coquette Spanierin war, sprach Joseph von nichts Geringerem, als davon, seine Beschüzerin im Angesichte

des Himmels und der Menschen zu heirathen. Sie lachte, indem sie sagte: „Leider bin ich verheirathet!“

Joseph war nicht der Mann dazu, bei der ersten Niederlage zurückzuweichen; er antwortete sogleich:

„Nun Madame, das soll nichts hindern. — Ich entführe Euch, wenn es Euch gefällt, mir dies zu gestatten.“

„Zum Unglück bin ich die einzige Frau dieses Königreiches, welche nicht der süßen Freiheit genießt, sich entführen lassen zu dürfen, wenn es ihr gutdünkt.“

„Wer seid ihr denn, Madame?“

„Eine sehr zu beklagende Sclavin; urtheilt selbst: man nennt mich Marie Louise, und ich bin die Königin von Spanien!“

„Die Königin von Spanien!“

„Ja, die Königin, welche Euch gebietet, aufzusuchen, sie anzuhören und zu gehorchen.“

„Ich werde gehorchen.“

Joseph stand auf; er hörte, so gut er es vermochte, die erhabenen Worte seiner launenhaften Herrscherin an, und am Morgen, noch beinahe vor Tagesanbruch, sprengte er im Galopp nach Madrid, um eine besondere Botschaft an den Kriegsminister zu überbringen.

Einige Zeit nach diesem Abenteuer, welches die großmüthige Gastfreundschaft der Königin von Spanien beweiset, trat der Graf Joseph von Mallo in die berühmte und galante Compagnie der Garde du Corps Marie Louises. Das Glück des neuen Günstlings machte so schnelle und so große Fortschritte, daß selbst Godoi dadurch plötzlich erschreckt wurde. Wahrlich! der Friedensfürst war nicht mehr eifersüchtig auf das verliebte Wohlwollen der Königin, zuweilen aber wohl über die Vertheilung ihrer königlichen Macht. Godoi wagte es, Marie Louise zu erklären, daß er nicht geneigt sei, die öffentliche Schmach einer ernstern Untreue zu erdulden. Die Königin senkte beschämt den Kopf vor diesem verwegenen Ankläger, der es sich einfallen ließ, die gekrönte Gemalin Karls IV. zu richten und zu verurtheilen. Joseph Mallo wurde auf Befehl des Friedensfürsten verhaftet. Dann verschwand er eines Tages wie durch einen bösen Zauber: Joseph war in das Kloster St. Just verwiesen und wurde hier bis zum Einzuge der Franzosen in Spanien streng bewacht.

Um jene Zeit nahm der ehemalige Gast in El Pardo Theil an dem Krieg, gleich aller Welt: 1815 wollte er noch einmal die königliche Residenz besuchen, wo er die schönsten Tage seines Lebens zugebracht hatte.

Das Haus erschien ihm noch immer prachtvoll, aber der gute Gott hatte dasselbe mit der Königin Marie Louise verlassen! Der Graf Joseph

von Mallo fand nichts besseres zu thun, als freiwillig in das Kloster St. Just zurückzukehren, um hier zu sterben, indem er an die Königin von Spanien dachte.

Der General des Ordens der spanischen Franziskaner unter der Regierung Ferdinands VII. war der berühmte Pater Cyrille de Alamèda.

An dem Tage, an welchem der Wind des Krieges aufgehört haben wird, über Spanien zu wehen, dieses unglückliche Vaterland der ewigen Kämpfe und Uneinigkeiten, wird die Chronik, die neugierige Vorläuferin der Geschichte, hier und dort die Spuren der politischen Mysterien und der großen Gewissensvergleiche sammeln, sie wird bis in dem Blute, jenem Staub der Schlachten, wie ein politischer Dichter sagt; sie wird die Henker und die Gerichteten, das Schwert und die Opfer, das Leben und die Todten befragen; sie wird es versuchen auf ihre Weise, durch unbescheidene Einzelheiten der Biographie, durch halbentfleierte Geheimnisse des heiligen Lebens, durch den kleinen Verkehr der Cabinete, der Boudoirs und des Alkovens, die Ereignisse und die Personen zu erklären, die noch etwas Wunderbares, Unglaubliches oder Unmögliches zu haben scheinen.

In dieser spanischen Gallerie, in welcher die Regierung und der Tod Ferdinands VII. so vielen politischen Porträts, so vielen verschiedenartigen Auftritten, so vielen Widerwärtigkeiten des Königs und des Volkes einen Platz angewiesen hat, richtet sich die Beobachtung der Zeitgenossen zunächst auf eine imposante, mystische und zugleich profane Gestalt, auf einen Mann der Kirche, einen Mann der Welt, der wechselweise Mönch, Erzbischof, Verschwörer und Diplomat war: auf den glücklichen Geliebten der schönsten Dame des spanischen Hofes, den Rathgeber Ferdinands VII., den Betrogenen und den Betrüger Calomardes, den allzu persönlichen Freund der Herzogin von Veira, den etwas zu gewagten Minister des Don Carlos, den geheimnißvollen Mitschuldigen Marotos und den letzten Unglücksgefährten Carls V. Dieser verliebte Prälat, dieser tonsurte Höfling, dieser Erzbischof, dieser sonderbare Franziskanermönch heißt Pater Cyrille von Alamèda.

P. Cyrille von Alamèda war irgendwo geboren, wie der Graf Saint-Germain, phantastischen Andenkens.

In Spanien erinnert sich alle Welt an die Talente des Pater Cyrille, an die Dienste und sein schnelles Glück, aber Niemand weiß, woran er sich hinsichtlich seiner Geburt, seiner Jugend, seiner Erziehung zu halten hat. Gleich dem Grafen von Saint-Germain ist ohne Zweifel der spanische General des Ordens des heiligen Franziskus niemals jung gewesen; er muß mit Dreißig geboren worden sein, mit der Schön-

heit, der Einbildungskraft, dem Geiste, den Kenntnissen, einem Rosenkranz und einer Mönchskutte.

Ein ausgezeichnetes Gesicht, sanfte, leichte Sitten, eine unermüdlige Thätigkeit, eine Arbeit und Lecture aller Tage und aller Augenblicke, eine ungeheure Belesenheit, unerschöpfliche geistige Hilfsquellen, haben in den Augen der strengsten Richter den ungedulbigen Ehrgeiz des Paters Cyrille und den Einfluß seines Namens und seiner Person gerechtfertigt. Gewandt, füglich, stets springend, wie auf einem Tremplin, hat der Pater Cyrille das vor ihm unmögliche Mittel gefunden, lachend den beweglichen Willen des Hofes zu lenken, dem geheimen Rath des Königs zu imponiren und selbst die Entscheidungen der hohen Kammer Castiliens zu hintertreiben. Der Pater Cyrille hat noch mehr gethan, als Alles dies: er hat selbst Herrn von Calomarde erschreckt und besiegt. Herr von Calomarde und Pater Cyrille! Es scheint uns, als sehen wir Tallenrand mit Nesselrode oder Metternich ein politisches Schach spielen.

Die Gewandtheit des Hofslingers wußte beim General des Ordens der Franziskaner ein so wechselvolles Wesen, Benehmen und Formen anzunehmen, so ungleich und doch stets so natürlich, daß eine solche Gewandtheit in ganz Europa sprichwörtlich geworden ist. Wenn man ihn nach dem Geheimniß seiner Macht und seines Einflusses fragte, seinen vertrauten Verbindungen mit allen uneinigen Mitgliedern der ehemaligen Königsfamilie, dieses geheimnißvollen und zuverlässigen Einflusses, dem er ehemals die Grands aller Classen, die höchsten Geister, die mächtigsten des vorhergehenden, des folgenden und des nächsten Tages unterwarf, dann sammelte sich der Pater Cyrille, zögerte, blickte zum Himmel und entgegnete lächelnd: „Ich habe mich beherrscht und dadurch die Andern.“

Der Geist des Paters Cyrille ist voll Feinheit, schneller Entscheidung und durchdringend; sein Gedanke ist stets ernst, wie es einem Staatsmanne und einem Manne der Kirche geziemt; sein Wort ist stets richtig, sanft, glänzend, wie es einem Hofsling und einem Weltmanne zukommt, er ist stolz und hochmüthig gegen die Großen und die Hochmüthigen, leutselig und zurückhaltend gegen die Kleinen und Demüthigen; seine Einfachheit ist so edel, so anziehend und so anmuthig, daß sie rührt, überredet, hinreißt und plötzlich und selbst widerstrebend einnimmt. Seine Toleranz in religiöser Beziehung ist bewundernswürdig; der Pater Cyrille ist der Spanier, welcher am Besten den engherzigen, kleinlichen und zänkischen Geist der klösterlichen Orden erkannt hat. Bei dem Austritt von einem seiner officiellen Besuche in einem der Klöster seiner Jurisdiction hat der Pater Cyrille oft in Gegenwart seiner Freunde ausgesprochen: „Ich habe die Kutte auf der Schwelle meiner Thür gelassen; rauchen wir jetzt mit einander und plaudern wir mit voller

Freiheit; ich bin bis morgen von dem abscheulichen Gewürm befreit, das man die Mönche nennt!“

Die Ordnung und der leitende Geist nahmen den persönlichen Begriffen und Ansichten des Paters Cyrille weder die Würde, noch den Adel, noch die Größe; großmüthig, freigebig, uneigennützig, ist es stets zu Gunsten eines Grundsatzes oder eines Gedankens, daß er die Menschen studirt, sie zu errathen und sie nützlich zu machen sucht: Er macht sie für sich selbst und die Welt geltend, aber er beutet sie niemals aus.

Während aller Beschäftigungen seines abenteuerlichen und kriegerischen Lebens, hat der Pater Cyrille auf blendende Weise seinen Einfluß, sein Wort, sein Vermögen, seine Segensprüche und selbst seine Schönheit benutzt. Zuweilen hat er sich, wie man sagt, über die Undankbarkeit beider Geschlechter beklagt, die ihn verriethen; ist das nicht eine sehr sinnreiche Art von all dem Glück zu sprechen, das er machte?

1825 oder 1826 wurde der Pater Cyrille zum Erzbischof von Cuba ernannt, einem bewundernswürdigen Posten, um den ihn alle Würdenträger der spanischen Kirche beneideten. Ein gewöhnlicher Bischof hätte darin ohne Zweifel für den ersten Blick eine glänzende Lage, bedeutende Einkünfte, eine herrliche Zukunft erkannt; der Pater Cyrille empfing einen so hohen Lohn, wie man den Befehl einer Verbannung oder vielleicht die Verkündigung eines zweideutigen und vorzeitigen Endes empfängt. Er wies anfangs dieses königliche Geschenk zurück, welches ihm Herr von Calomarde, sein Feind, überbrachte; aber der Minister beharrte auf seinem Willen, indem er wechselweise das Talent des Paters Cyrille, den Nutzen der Religion und den ausdrücklichen Willen des Königs geltend machte; er mußte die königliche Intervention mit einem so tückischen Bedauern, mit so ausdrucksvollen Geständnissen, mit so gewandten Vorstellungen, mit Bitten, die so sehr Befehlen glichen, mit einer scheinbaren Freundschaft, welche so große Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit des Hasses hatte, vorzuschützen, daß der Pater Cyrille wohl oder übel das Cabinet des Herrn von Calomarde mit den Titel eines Erzbischofs von Cuba verlassen mußte.

Der Mönch des heiligen Franziskus widerstand muthig dieser harten Prüfung, welche die geheime Feindschaft des Ministers ihm auferlegte; er ging daher nach seiner erzbischöflichen Residenz ab, welche der Ort seiner Verbannung sein sollte und der Ausgangspunkt eines neuen Abschnittes in seiner politischen Existenz.

Sofort nach seiner Ankunft in Cuba verwarf der Pater Cyrille die gewöhnlichen Beschäftigungen seines bisherigen Lebens, und wie er selbst sagte, wollte er ein guter Erzbischof sein, indem er auf bessere Zeiten hoffte.

Die religiöse Verwaltung des Paters Cyrille hat in Cuba unvergängliche Erinnerungen des Eifers der Toleranz und der Barmherzigkeit hinterlassen. Er bemühte sich, den Staatsmann und den Weltmann in der göttlichen Liebe des evangelischen Glaubens vereinbaren zu können. Er war zunächst ein eifriger Erzbischof; er wurde dann ein unermüdlicher Apostel. Die geistliche Jurisdiction war erfüllt von ungeheuren Mißbräuchen; die Mißbräuche wurden unterdrückt; die Disciplin war vor ihm beinahe weltlich gewesen; sie wurde unter ihm streng und unerbittlich; der ganze Clerus machte öffentlich die übermäßigsten Ansprüche; er unterdrückte zu Gunsten der Ordnung und der Heiligkeit der Kirche die übermäßigen Uebergriife der Priester und der Mönche.

Mit einem Wort, der Pater Cyrille wagte in seinem religiösen Wirkungskreis das zu thun, was der General Tacón zu derselben Zeit in der politischen und administrativen Ordnung zu thun wagte: jeder dieser beiden ausgezeichneten Männer hat Anspruch auf den Beinamen, den einst einem König von Castilien gegeben wurde: Der Gerechtigkeitliebende.

Die Stunde der Freiheit schlug für den Pater Cyrille etwas später, als er es anfangs gehofft hatte; er wartete lange, die Augen geheftet auf jene Königskrone von Spanien, die zu schwer für die Stirn eines Kindes war und die er vielleicht auf das Haupt eines Mannes zu setzen sich vornahm.

Bald erregte das Echo der oft siegreichen Unternehmungen Zumalacarrèguy's und der beinahe triumphirende Einzug des Don Carlos in Spanien die Aufmerksamkeit des Erzbischofs von Cuba.

Er wartete noch, ohne Zweifel ermüdet dadurch, beständig auf dieses ferne Gerücht ungewisser Kämpfe zu hören, dieses Bürgerkrieges, der ewig sein wollte, nach dem Beispiele der hundertjährigen Kriege ehemaliger Zeiten.

Eines Tages endlich sagte der Pater Cyrille seinem Besitz und der Mitra Lebewohl; er entkleidete sich seiner Macht und seiner Würde und schiffte mit aller Heimlichkeit und dem Wesen eines Abenteurers über den Ocean; er sah Europa wieder, seine erste politische Sorge war, die officiellen Drakel der vorzüglichsten Höfe des Nordens zu besuchen und zu Rathe zu ziehen.

Man hat gesagt, der Pater Cyrille hätte sich freudigen Herzens zum patentirten Bettler des Don Carlos an der Thür und in den Vorgemächern der fremden Paläste gemacht; man hat ihn uns als den wirklichen außerordentlichen Gesandten dargestellt, beauftragt, in dem Bettelsack des Einsammlerbruders die Almosen der Regierungen und Fürsten aufzunehmen. Man hat, wie es uns scheint, den Character des Pater

Cyrille verkannt, indem man nicht den wirklichen Antheil errieth, den er in der geheimen Politik des Prätendenten nehmen wollte.

Nein, der Pater Cyrille hat Nichts verlangt: er hat aus der Nähe und aus der Ferne Rath erteilt, das ist Alles; er hat Don Carlos und dessen blinden Freunden aller Länder gerathen. Die carlistische Partei hat sich gegen die Ansichten des Paters Cyrille mit den überspanntesten Einflüssen, den unbesonnensten Feindschaften, den verwegendsten Schwächen umgeben, um zur Ohnmacht, zur Niederlage, zur Verlassenheit zu gelangen.

Der Pater Cyrille fand in dem Rathe Karls V. alle die gefährlichen Freunde, die er der königlichen Weisheit als solche bezeichnete und alle Verderbtheiten, die er erkannt hatte; er bekam es mit jener fanatischen Menge zu thun, deren Geist schon den ganzen Hof, dessen Anhänger und die Armee verderbt hatte; er bekam es zu thun mit der unwissenden Unmoralität des Erzbischofs von Léon, mit den wahnsinnigen Greisungen des Arias Tejeiro und des Paters Larraga, dem unfähigsten Menschen in ganz Spanien, ausgenommen jedoch den Herzog von Alcudia.

Der Pater Cyrille war es, der eines Tages an den Herzog von Alcudia in Beziehung auf die Forderung einer Unterstützung von Menschen und Geld, welche Don Carlos versprochen worden war, die folgenden Worte schrieb oder sagte, die des Großinquisitors Tore würdig waren:

„Ich muß Ew. Excellenz darauf aufmerksam machen, daß der König, mein Gebieter, diese Unterstützung an Soldaten nur unter der einzigen Bedingung annehmen wird, daß sie sämmtlich Katholiken sind!“

Unglaubliche Großsprecher! Tiefe Politiker! Fabelhafte Staatsmänner! Sie ziehen zur Eroberung eines Königreiches aus mit Weihwasser und Weihwedel! Sollte man nicht glauben, daß es sich um ein Blatt Geschichte handle, welches den erbaulichen Annalen der fremden Missionen entlehnt ist?

Es ist nicht an uns, den geheimnißvollen Einfluß des Pater Cyrille auf die Ereignisse würdigen zu wollen, welche 1839 die Flucht des Don Carlos durch die Fluren Navarras herbeiführte; aber es scheint uns nicht nutzlos, über den berühmten General des Ordens der Franziskaner zu wiederholen, was einer der Verfasser dieses Buches in Beziehung auf diesen Franziskaner-Mönch in einer politischen Studie schrieb:

„Der Pater Cyrille und der General Maroto — das sind der Hammer und der Ambos, welche dazu dienten, das Scepter und die Krone des Prätendenten zu schaffen und zu zertrümmern.“

Der Pater Cyrille hat geendet, wie er anfang, durch das Schweigen und durch das Geheimniß, nach Art der großen Diplomaten aller

Zeiten. Uebrigens ist er ein von aller Welt gekannter Politiker. In Spanien hieß er anfangs Ximenes von Cisneros; später nahm er in Frankreich den Titel als Fürst Talleyrand an; zuletzt hat der Schauspieler sich mit den Theaterdecorationen begnügt und war nichts weiter mehr als der Pater Cyrille.

Gegenwärtig sind die Mönche schon nach Spanien zurückgekehrt: das religiöse Schwert streift und bedroht aufs Neue die Krone Ferdinands VII.; wo verbirgt sich denn der Pater Cyrille, dieser Mönch, der so gut das engherzige, kleinliche und unruhige Genie der mönchischen Orden zu würdigen verstand?

Es gibt einen Platz für den ehemaligen Erzbischof von Cuba, in dem Staatsrath der Königin von Spanien; er allein vielleicht könnte die Schneide des geheimnißvollen Schwertes stumpfen, das stets droht und dessen Griff in Rom ist!





II.

Die Carmeliter und Carmeliterinnen.



Am 8. September des Jahres 1185 sahen in einer der tiefsten Schluchten Calabriens, einer unfruchtbaren Gegend, deren traurige Landschaft uns der kräftige Pinsel Salvator Rosa's geschildert hat, vier Männer plötzlich schweigend vor sich hin:

„Hier ist es“, rief einer der Vier, der den Uebrigen um etwa hundert Schritte vorangegangen war, und wendete sich dabei zu seinen Gefährten um. Die drei andern gingen noch eine oder zwei Minuten, holten ihn dann ein und blieben ebenfalls stehen.

Von diesen vier Männern waren drei mit eleganter Einfachheit gekleidet. Eine Art von schwarzem Sammtbaret bedeckte ihren Kopf und ihre Taille war eingeschlossen in eine Tunika von demselben Stoff und von derselben Farbe. An ihrer Seite hing an einer Scheide von polirtem Eisen ein langer Kampfdegen herab, der in einem breiten Gürtel von Büffelleber befestigt war.

Die Kleidung des Vierten bildete durch ihren Reichtum einen sonderbaren Gegensatz zu dem Costüm der Andern. Auf seine Tunika von scharlachrothem Sammt fiel eine weiße Feder herab, die mit einer funkelnden Diamantagraffe befestigt war. Von seinem Halse sank blitzend auf die Brust ein Halsband von Edelsteinen. Sein Mantel, ebenfalls von scharlachrothem Sammt, war kurz und zurückgeworfen und ließ sein Wamms von hellblauem Damast mit Spitzen geschlitz sehen und in der Schleife der gestickten Schärpe, die er um seine Hüften geschlungen hatte, steckte ein Degen, dessen Griff von Gold und dessen Scheide von Silber war. Beinkleider, die seinem Wamms entsprachen und Halbstiefel mit goldenen Sporen vollendeten den glänzenden Hofanzug, den er mit unvergleichlicher Anmuth und Würde trug.

Wenn man diesen Mann besah, der von hohem Wuchse war und dessen Züge Stolz und Kühnheit athmeten, so hätte man ihn für einen König oder wenigstens für einen Prinzen halten müssen. Er war indeß weder Prinz, noch König, sondern nur Ritter. Aber der neapolitanische Adel zählte in seinen Reihen Keinen, dessen Geschlecht erlauchter, dessen Muth dessen Prachtliebe größer war. Begierig nach Vergnügungen und Värm, war er zugleich einer der kühnsten Abenteurer, der auf diesem Boden brennender Samen und noch brennenderer Leidenschaften jemals durch die Kühnheit seiner Unternehmungen die Wachsamkeit erweckt und den Schlaf der Ehemänner und Väter getrübt hatte. Er war Etwas wie ein Vorfahre des Don Juan, ausgenommen dessen Unglauben, die bittere Frucht, welche noch nicht die Zeit gehabt hatte, zu reifen.

Sein Adel brauchte den seiner Herrscher nicht zu beneiden, seine Tapferkeit hatte sich bei zahlreichen gefährvollen Unternehmungen bewiesen und noch häufiger in manchem Einzelkampfe, aus dem er stets als Sieger hervorgegangen war, denn er konnte eben so gewandt das Schwert und die Lanze auf die Zwischenräume von der Rüstung seines Feindes lenken, als er den ungestümsten der Renner zu leiten vermochte.

Was seinen Reichtum betrifft, so bestand dieser aus so viel Schlössern, Palästen und Herrschaften, daß er sie niemals gezählt hatte, und so groß auch seine Verschwendung war, gelang es derselben doch nie, sein Vermögen anzutasten. Sein Leben war ein beständiges Fest gewesen. Seit seiner Jugend hatte er sich gesagt, daß außer dem Vergnügen und der Thorheit Alles auf dieser Welt Lüge und Eitelkeit ist; sein Leben hatte er nach diesem Grundsatz geordnet. Wie viel Witwen und Waisen hatte er nicht zwischen einem überraschten Kuße und einer Weinflasche gemacht! Wie viele durch ihn verführte und dann verlassene Gattinnen und Jungfrauen hatten nicht in der Einsamkeit und der Stille eines Klosters einen Balsam für die letzten blutenden Wunden ihrer Herzen

gesucht, eine Zufluchtsstätte gegen die Entzauberung einer Liebe, eines so schnell für sie in Jegeseuer und Hölle verwandelten Paradieses! Er aber hatte nie in seiner Seele die Himmelsblume keinen gefühlt, welche auf Federn den Namen der Keue trägt. Er fuhr fort, in alle Winde seine Existenz und sein Vermögen zu streuen.

Sieht man ihn in dieser Stunde in der Wüste, geschmückt mit so viel Geziertheit und so großem Luxus, so darf man überzeugt sein, daß er von einem galanten Abenteuer kommt oder von einer Orgie oder von einem Balle. Sein Gesicht ist etwas erschöpft und bleich, aber welch' ein Ausdruck liegt dennoch in seinen Zügen, welche stolze Anmuth in seiner Haltung! Die Rosen seines Frühlings sind auf seiner Stirn erblichen; acht Lustres sind über seinem Kopfe dahingerauscht und haben das bläuliche Haar seines Hauptes und seinen langen, buschigen Bart, der sein Gesicht auf so stolze Weise umgibt, mit einigen Silberfäden durchzogen; aber noch ist er weit davon, das Ende seines Lebens erreicht zu haben. Wie viele schöne Jahre darf er sich noch versprechen! Wenn nicht der Tod, dieser finstere Gast, der mit seinem schweifenden Fuße, zuweilen, ohne sich anmelden zu lassen, die Schwelle unserer Häuser überschreitet, seine Karte in einem seiner Paläste abgibt und ihm mit seiner hohlen Stimme, die stets Gehorsam findet, zuruft: „Es ist Zeit!“

Aber er denkt wahrlich nicht an den Tod! Kann man sterben, wenn man noch so jung, so schön, so glücklich, so beneidet und so beneidenswerth ist?

Einige Schritte von dem Orte entfernt, an welchem die vier Männer stehen geblieben waren, stürzt ein Bach, von Fels zu Fels springend, sich mit großem Lärm in einen bodenlosen Abgrund hinab.

Auf ein gegebenes Zeichen schritten zwei der Männer mit festem Tritt auf den Abgrund zu, zogen ihre Degen, streckten sie dann über die Gewässer des Baches aus und erhoben einen Finger zum Himmel, als wollten sie ihn zum Zeugen des stummen Eides nehmen, den sie ablegten.

Einer dieser Männer war der, dessen Gesicht, Character und Kleidung wir schilderten. Der Jüngste der Anderen war ein schöner Cavalier von sechs und zwanzig bis dreißig Jahren.

Ein letztes Signal ertönte, und die beiden Schwerter suchten sich zu kreuzen.

Nun begann ein furchtlicher Kampf, der längere Zeit den Sieg ungewiß ließ.

Die beiden Gegner konnten einander messen. Der Eine war kräftiger und ruhiger. Die Rache, die Wuth führte den Arm des Andern, der gewandter und schneller war.

Endlich fiel einer von Beiden.

Es war der Jüngere.

Der Sieger wischte, ohne ein Wort zu sprechen, sein Schwert an dem Moose ab und setzte sich dann auf einen Stein. Er war sehr bleich und fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirn.

Die beiden Zeugen waren neben dem Vermundeten niedergekniet. Der erste legte die Hand auf sein Herz, dem das Blut aus einer weiten tiefen Wunde entströmte. Der zweite heftete seine Lippen auf die Lippen des Vermundeten, um sich zu überzeugen, ob dieser noch athmete, dann richtete er sich empor, schüttelte mit trübem Blicke den Kopf, als wollte er zu seinen Gefährten sagen: „Alles ist vorbei.“

Nachdem sie dann ein Zeichen des Kreuzes über den Todten gemacht und sich selbst bekreuzigt hatten, nahmen sie ihn, Einer bei den Füßen, der Andere bei den Schultern, schaukelten ihn einen Augenblick über den Abgrund und schleuderten ihn dann mit abgewendeten Augen hinein.

Darauf nahten sie sich dem Sieger, dessen Blicke mit einem eigen thümlichen Ausdruck zu Boden gesenkt waren, grüßten ihn ehrerbietig und entfernten sich Jeder auf einem anderen Fußpfade in der Richtung gegen Cosenza.

Zwei Stunden darauf saß der Mörder noch auf dem Stein, auf den er nach seinem glänzenden Siege niedergefunken war.

Zum ersten Male in seinem Leben hatte er geweint.

Acht Tage nach dem Auftritt, den wir erzählten, lag ein Mensch keuchend am Rande des Weges, welcher von Cosenza zu dem Meere führt, unter einem mageren staubigen Olivenbaum ausgestreckt.

Dieser Mensch war von hohem Wuchs und ein dichter schwarzer Bart, mit einzelnen Silberfäden durchzogen, umgab sein abgemattetes und bleiches Gesicht. Seine Physiognomie trug den Stempel seltener Auszeichnung und stach auffallend ab gegen die elenden Lumpen, die ihn bedeckten. Ein Gewand von grober Leinwand hüllte seinen ganzen Körper ein. Von seinem Halse hing ein Strick bis zu seinen Hacken herab. Seine Füße waren eben so unbedeckt wie sein Kopf. Neben ihm auf einem leeren Bettelsack lag ein langer Stab.

„Mein Gott! Mein Gott!“ murmelte er von Zeit zu Zeit, dann schlossen sich seine Augen, als hätte er versuchen wollen zu schlafen, und vom Durst verzehrt, fuhr er beständig voll Verzweiflung mit der trockenen und brennenden Zunge über seine Lippen, die heiß waren, wie die ihn umgebende Landschaft.

Plötzlich stand er auf, besiegt durch den Schmerz und eilte wie ein Wahnsinniger vor sich hin, rückwärts, rechts, links, mit fieberhaften, verzweifelnden begierigen Blicken umherspähend; aber er sah Nichts über seinem Kopfe, als eine feurige Sonne, die in einem Meer von Azur schwamm, zu seinen Füßen und rings um ihn her einen feinen siedenden Staub, den der verzehrende Hauch des Südwindes segte und dessen unmerkliche Atome in seine Kehle eindringen, wie eben so viele glühende Stacheln.

Am Ende seiner Kräfte, seiner Ergebung und seines Muthes, stieß er gegen Gott einen jener Rufe aus, durch welchen sich die ganzen Qualen einer Seele verrathen, die sich selbst aufgibt; aber beinahe augenblicklich sank er nieder auf die Knie, erhob seine gefalteten Hände zum Himmel und rief mit der Stimme tiefer Sammlung:

„Ja, Ja, du bist gerecht, o mein Gott! und dein heiliger Name sei dort eben wie hier auf Erden gepriesen!“

Einige Tage darauf saß derselbe Mann an dem Ufer von Messina und betrachtete, gleich der Ariadne auf Naxos, mit thränenenerfüllten Blicken das durchsichtige und ruhige Meer, welches vor ihm, so weit das Auge reichte, seine schönen blauen Wogen ausdehnte.

Mit beigefesteten Segeln schaukelte ein Schiff sich auf seinen beiden Anfern ungefähr dreihundert Klafter von dem Ufer entfernt.

Eine Barke stieß von demselben ab, steuerte der Küste zu und legte sich unter der Obhut eines Matrosen zwischen zwei Felsen.

Drei andere Matrosen und der Mann, der ihr Führer zu sein schien, sprangen auf das Ufer, einige Schritte entfernt von dem Bettler mit dem schwarzen Bart und dem Bettelsacke.

„Kapitain“, sagte Einer von ihnen, indem er die kleinen weißen Wolken betrachtete, welche am Himmel durch einen leisen Wind hingetrieben wurden, „der Wind schlägt ganz entschieden nach Osten um.“

„Aber“, erwiderte der Kapitain, lichten wir diesen Abend die Anker.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ sagte der Bettler, der sich auf die Knie geworfen hatte, „dieses Meer, dieses Meer!“

„Nun, was willst du von diesem Meer?“ entgegnete überrascht der Mann, der Kapitain genannt worden war.

„Ach, weißhalb kann ich nicht, um hinüber zu gelangen, die schnellen Flügel der Schwalbe haben oder die Segel jenes schönen Schiffes, das ich dort erblicke.“

„Dieses Schiff ist das meinige, und wohin möchtest du gehen?“

„Dahin, wo die Sonne aufgeht“, sagte der Bettler, indem er die Hand gegen Osten ausstreckte.

„Das ist der Weg, den ich zu verfolgen habe. Aber was ruft dich in jenes Land, wo das Grab unseres Heilandes Jesu Christi durch die Ungläubigen profanirt wird.“

„Die Stimme eines jener Männer, welche seine Ankunft auf Erden verkündet haben, die Stimme eines Mannes, der jetzt ein Heiliger im Himmel ist.“

„Und wenn ich dich mit mir nehme, welche Dienste könntest du mir dann während der Ueberfahrt leisten?“

„Kapitain“, sagte der Bettler, indem er den Kopf mit einer Art von Stolz erhob, „ich habe zwei noch kräftige Arme und den Muth, der nie vor einer Gefahr zurückbebt, wie groß sie auch sein mochte.“

Dann fügte er voll Demuth hinzu, als schämte er sich dessen, was er gesagt hatte: „Ich werde der Diener des letzten Deiner Diener sein.“

„Dein Name?“

„Ich heiße jetzt nur Sühne.“

„Dein Gewissen ist also mit einem Verbrechen belastet?“

„Mit einem Verbrechen! Ach, wenn es nur Eines wäre! Aber ich habe so viele und so große begangen, daß ich an die unendliche Barmherzigkeit Gottes glauben muß, um nicht an meinem Heile zu zweifeln.“

„Gewiß“, sagte der Kapitain, indem er ihm den Rücken wendete, „dieser Mensch ist verrückt. Gehen wir.“

„Oder er ist ein Heiliger“, sagte ein alter Matrose, indem er voll Ehrerbietung den Kopf entblöße, nicht vor seinem Kapitain, sondern vor dem Bettler.

„Du glaubst also, mein braver Tobias:“ „daß das mittelländische Meer ruhig, sanft, heiter wie ein Engel des guten Gottes, vielleicht morgen schon boshaft ist, wie der Teufel, und daß die heiligen Männer nirgends überflüssig sind, besonders zwischen dem Himmel, dem Donner, dem Winde, der braust, und dem Meere, das schäumt.“

„Das ist wahr“, jagten die beiden andern Matrosen, er hat Recht, wer weiß, ob seine Gebete —“

„Ich ein Heiliger!“ sagte der Bettler, indem er den Kopf senkte: „meine Brüder, ich bin der größte von allen Sündern.“

„Gleichviel“, erwiderte der Kapitain; „Du willst fort, nicht wahr? Nun wohl, warte hier auf uns; wir kommen zurück.“

„O, Dank! Dank! und Gott möge Euch Segen verleihen!“ fuhr der Bettler fort, indem er zu den Füßen des Kapitains nieder sank und sie umschlang.

Noch waren nicht zwei Stunden verflossen, als der Kapitain und die ihn begleitenden Matrosen zurückkehrten.

„Komm“, sagte der Capitain zu dem Bettler.

Der Bettler folgte ihm.

Alle fünf bestiegen ein Boot, es steuerte sogleich auf das Schiff zu, welches auf seinen Anfern zu rollen begann, als wäre es ungeduldig, das offene Meer zu erreichen, denn eine Brise hatte sich erhoben — eine frische, günstige Brise!

In der That lichtete man die Anker.

Drei Tage verflossen, und begünstigt durch das Wetter, brauchte das Fahrzeug sich mit gekreuzten Armen nur dem Winde zu überlassen, der in die Segel blies und es ohne Anstrengung und Erschütterung dem Ziele entgegentrieb, das es zu erreichen wünschte.

Während dieser drei Tage hatte der Bettler ununterbrochen gebetet.

Am vierten Tage lag er Abends knieend auf dem Deck.

„Mein Gott! Mein Gott!“ sagte er, leise beichtend, „wirfst du mir denn nicht verzeihen? Groß ist deine Barmherzigkeit, aber auch meine Sünden sind so groß!“

„Ein Weib, keusch und schön, bereitete das Glück ihres Gatten und ihrer Kinder; und dieses Weib habe ich verführt und dann verlassen, und sie ist gestorben in ihrer Schande und über mein Verlassen.“

„Ein junges Mädchen, schön und keusch wie dieses Weib, war der Stolz und die Freude ihrer Familie und antwortete meinem Lächeln durch ihr Lächeln, meinen Liebkosungen durch ihre Liebkosungen, und ihr Vater hat sie getödtet!“

„Ein anderes junges Mädchen, schön und keusch wie die erste, traute meinen Worten, glaubte meinen Versprechungen — und ich habe ihren Bruder getödtet!“

Da schien er eine Stimme zu vernehmen, die von oben herab ertönte und ihm zurief:

„Tröste Dich und hoffe, wenn Du bereust; Dein Gott hat gesagt: Der wird näher an meiner Seite in dem Himmel sitzen, der von Grund seines Herzens bereut hat, als der, welcher meine Gebote nie verlegte.“

Bei dieser Stimme drückte der Bettler seine Stirn in den Staub und vollendete betend leise seine Beichte.

Bald darauf erschien eine Wolke im Osten, schwarz im Mittelpunkt und grau gezackt an den Rändern, an dem äußersten Ende aber kupferroth.

„Da steigt ein Sturm auf“, sagte der alte Tobias.

„Zieht die Segel ein“, gebot der Capitain.

Der Regen begann zu strömen, ein Gewitterregen; das Meer schwoll an und grollte dumpf. Ein Blitz zuckte aus der Wolke, gefolgt von einem furchtbaren Donnerschlage.

„Das ist ein Sturm,“ sagte der alte Tobias.

„Zieht alle Segel ein,“ befahl der Kapitain.

„Heiliger, guter Gott! erbarme dich unser!“ flehten die Matrosen, die Segel einziehend.

Der Regen verdoppelte die Gewalt, das Meer wurde wüthend, ein zweiter Donnerschlag ertönte, und über dem Abgrund umhergeschleudert wie eine Rußschale, drehte das Schiff sich um sich selbst, mit jeder Minute auf dem Punkt, unter den Anstrengungen der Wogen und des Windes zu erliegen.

Die Stirne in den Staub gebeugt, betete der Bettler noch immer.

„Heiliger Mann,“ sagte der alte Tobias, indem er sich dem Bettler nahte, „ich habe dort in der Ferne, dort, wo ich geboren bin, Kinder, die kein Brod haben, als das, was ich verdiene.“

„Heiliger Mann,“ sagte ein Anderer, „ich habe dort ein Weib, das ich liebe und das mich wieder liebt.“

„Heiliger Mann,“ sagte ein Dritter, „ich habe dort eine alte Mutter, die sterben müßte, wenn ich stürbe.“

„Gott ist groß, Gott ist groß, Gott weiß, was er thut,“ antwortete der Bettler.

„Heiliger Mann, bete für uns,“ sagten Alle, wie mit Einer Stimme.

„Ich bete, meine Brüder, ich bete, aber wird Gott meine Gebete erhören, da ich so mit Sünde bedeckt bin?“

Gott erhörte seine Gebete.

Der Wind hörte, wie durch Zauber, auf zu toben, das Meer zu stürmen, und der Himmel löschte seine Blicke aus, ließ seine Donner verstummen.

Die Hoffnung kehrte in alle Herzen zurück.

„Nun Kapitain!“ sagte der alte Tobias, „was habe ich Euch gesagt!“

Dann wendete er sich zu dem Bettler und fügte hinzu:

„Und Ihr, heiliger Mann, der Ihr Euch bei dem Herrn für uns verwendet habt, seid bedankt!“

„Gott ist gerecht, mein Bruder, Gott ist groß, Gott weiß, was er thut, antwortete der Bettler, der dem Herrn in seiner Seele mit neuer Inbrunst ein Dankgebet zollte.

Das schöne Wetter war zurückgekehrt, und die glückliche Ueberfahrt verging der Bemannung unter Schlafen, Singen, Trinken und Nichtsthun, für den Bettler unter Beien, Fasten, sich erinnernd und hoffend.

Man warf den Anker auf der Rhede einer Stadt der Küste Syriens, bei Sour, dem alten Tyr. Ein Boot setzte den Bettler an die

Küste. Er schritt lange, lange Zeit durch ein unbekanntes Land inmitten einer Bevölkerung, die dem Namen der Christen Feind war, geschimpft, geschlagen, jeden Tag, jede Stunde mit dem Tode bedroht, aber verzeihend, betend, voll Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, den Durst stillend aus Quellen, aus Bächen, lebend von Wurzeln, und, gleich den Hebräern in der Wüste durch die Feuerssäule, geführt auf seinem Wege durch ein strahlendes Bild, sichtlich für ihn allein, welches vor ihm her schwebte auf goldenen Flügeln an dem blauen Firmament.

Die Gestalt verschwand plötzlich.

Er blieb stehen.

Er war erschöpft durch die Anstrengung, aber eine himmlische Freude erfüllte sein Herz.

Der Ort, an welchem er einen Augenblick seine betäubten und ermatteten Glieder ausruhte, indem er seinen Stab und Bettelsack niederlegte, erinnerte ihn an das Land, in welchem sein alter Vater, ihn segnend, gestorben war und wo seine Mutter ihn so oft, als er noch klein war, auf ihrem Arme einschläfernte, indem sie ihm eintönige, aber süße Lieder vorsang, deren man sich von der Wiege bis zum Grabe erinnert.

Einige Thränen glitten schweigend an seinen abgemagerten und gebräunten Wangen hernieder; aber er trocknete sie schnell, beschämt durch seine Schwäche.

Er gehörte dieser Welt nicht mehr an.

Er befand sich auf dem Gipfel eines nackten, steilen, steinigen Berges, verbrannt durch die Sonne, ausgedörzt durch die Winde; und von Hügel zu Hügel herabsteigend, gelangte er bis zu dem Saume eines öden Thales, das von hellem Wasser, aber ohne Tiefe bespült wurde, in einen ausgetrockneten Bach, in ein Bett von Kies und Moos.

Unter ihm erhoben sich hier und dort einige Olivengebüsche von mattem Graugrün, ohne Kraft und halb verdorrt, einige Platanen, wilde Feigen, Cedern und einige Judasbäume, mit langen, gelben hängenden Trauben, ähnlich den Zweigen der Trauerweide.

Er betrachtete lange Zeit diese unfruchtbare, traurige Gegend, und in dem Fieber der Reue, die ihn verzehrte, fand er sie noch zu geschmückt für die Büßung seiner Fehler, für die Sühne seiner Verbrechen.

Er stand auf dem Berge Carmel.

Ungefähr hundert Schritte hinter ihm lagen am Boden unter einigen Mauertrümmern und einigen stehengebliebenen Säulen, die Ueberreste eines großen Gebäudes, welches, wie man im Lande sagte, ehemals ein Kloster gewesen war. Ganz in der Nähe, in einem durch die Nahre geschwärzten Felsen öffnete sich gähnend und mit gelblichem Moos besetzt

der Schlund einer Höhle, welche nach der Tradition längere Zeit von dem Propheten Elias mit seinem treuen Jünger Elisa bewohnt worden war.

Diese Höhle hatte er aufgesucht; diese Höhle, welche von nun an seine Wohnung sein sollte.

Welche Inspiration von Oben hatte ihn über die Meere zu dem Orte geführt, von dem er während der Saturnalien seines thörichtesten und zügellosen Lebens niemals sprechen hörte? Was war dies für eine leuchtende Gestalt, welche seit seiner Landung auf der Küste von Syrien beständig vor ihm her schwebte, um ihm zu dem Ziele zu bringen, das seine Reue so glühend ersehnte?

Einige Tage nach seinem Zweikampfe, der letzten Herausforderung, die er zu Gott schleuderte, hatte während einer Nacht, als er sich auf seinem Lager hin- und herwälzte, ohne daß der Schlaf seine Augenlider schloß, als er sich voll Reue die Brust schlug, sich mit thränen-erstickter Stimme der Ermordung jenes jungen, tapferen Cavaliers anklagend, dessen Schwester er entehrt hatte, jenes schönen Edelmannes, der sein Freund gewesen und den er so unbarmherzig tödtete, eine Hand leise die Vorhänge seines Bettes zurückgezogen und ein Mensch, der nicht dieser Erde anzugehören schien, so viel Majestät und Ernst lag auf seinem Gesichte, war vor ihm hingetreten.

Ein langes braunes Gewand bedeckte ihn; ein langer Bart, weiß wie Schnee, fiel auf seine Brust herab. Sein kahler und entblößter Schädel war umgeben von einem eisernen Reifen.

Erschreckt war der Mörder zurückgewichen; aber den ehrwürdigen Kopf zu ihm niederbeugend, jagte der Mann zu ihm mit einer Stimme, lieblich wie ein Gesang:

„Mein Sohn, mein Sohn, die Zeiten sind gekommen. Wie in das Herz des heiligen Paulus, der geholfen hatte bei der Steinigung des heiligen Stephan, so ist auch in Dein Herz die Gnade eingezogen und hat es geläutert! Dort, ferne, sehr ferne von hier, mein Sohn, in der Nähe des dreimal geheiligten und gesegneten Bodens, auf welchem Christus für unsere Sünden am Kreuze starb, liegt eine Grotte, in der ich lange fastete, betete und lebte, in der Furcht und der Liebe Gottes. Dort sollst Du zur Sühnung Deiner Fehler büßen, dort sollst Du einschlafen zu Deinem letzten Schlafe, um in der ewigen Seligkeit wieder zu erwachen. Wache auf, ich werde Dein Führer sein.“

Und bei diesen Worten war er verschwunden.

Gleich am nächsten Tage hatte der Mörder alle seine Güter, alle seine Paläste, seine Schlösser, alle seine Schätze den Armen, den Kirchen, den Klöstern seines Geburtslandes geschenkt und sich auf den Weg gemacht.

Treu seinem Versprechen hatte der Prophet Elias ihm zum Führer gebient, denn die strahlende Gestalt, die er am Himmel erblickte, war die seinige.

Tage folgten den Tagen, Monate den Monaten, ohne daß unser Einsiedler Verkehr mit anderen hatte, als mit Gott, dessen Barmherzigkeit anzuflehen, dessen heiligen Namen zu segnen er nicht müde wurde.

Eines Abends — die Sonne ging im Westen in ihrem ganzen Glanze unter — lag er auf den Knien an dem Eingang seiner Höhle, und die Augen auf die purpurnsäumten Wolken gerichtet, das blendende Leichentuch des Tagesgestirns, betete er inbrünstig.

Plötzlich erschienen in einiger Entfernung zwei Männer, bemerkten ihn, sahen sich gegenseitig an, wechselten leise einige Worte, zogen ihre Handjare und gingen auf ihn zu.

Es waren zwei saracenische Räuber.

Sie stürzten auf ihn zu, um ihn zu tödten.

Er senkte den Kopf mit einer himmlischen Ergebung; aber seine Hände blieben gefaltet und er hörte nicht auf zu beten.

Sie hielten verwundert inne, blickten sich wieder an, als wollten sie sich ihre Eindrücke mittheilen, wechselten aufs Neue in ihrer Sprache einige Worte, steckten ihre Handjare in die Scheide, zogen aus ihren Säcken von Ziegenfell, die an ihren Gürteln hingen, einige Oliven, Datteln und getrocknete Feigen, verbeugten sich mit tiefer Ehrerbietung, wie sie es vor einem Abkömmling des Propheten gethan haben würden und legten die Sachen zu seinen Füßen nieder.

Der heilige Mann dankte ihnen mit einer Kopfbewegung; dann gab er ihnen mit einer Hand das Zeichen, daß er ihre Gaben nicht anrühren könne und zeigte ihnen mit der andern die Wurzeln, die einzige Nahrung, die er zu sich nahm, seitdem er mit der Welt gebrochen hatte.

Die Saracenen betrachteten ihn einen Augenblick mit religiöser Bewunderung, verneigten sich dann zum zweiten Male und verfolgten ihren Weg, indem sie murmelten: „La Allah al—la Alla akbar Allah!“

Dieses sonderbare Zusammentreffen machte, von ihnen erzählt, in dem Lande ringsumher großes Aufsehen.

Gerührt durch Gott, eilte ein Mann — auch ein großer Sünder, alsbald herbei und erbat von unserem Einsiedler, sein Leben und seine Buße theilen zu dürfen.

Diesem Manne folgten nach einiger Zeit zwei Andere, die der ehemalige Bettler mit derselben Sanftmuth des Wortes und mit derselben Güte des Herzens aufnahm.

Nach Verlauf eines Jahres hatten zehn Brüder sich unter seine Gebote gestellt.

Auf seinen Befehl erbauten sie zehn Zellen, mit den Ueberbleibseln des zerstörten Klosters und ließen sich darin nieder.

Endlich nach sechs Jahren der Kasteiungen fühlte der heilige Mann die Stunde nahen, in welcher der Tod die Bande des Fleisches zerreißen sollte, die seine gefangene Seele zurückhielten, und er erfreute sich dieses Gedankens.

Sein letzter Wille war, daß man ihn auf ein Bett von Asche legen und seine Stirne mit einer gewaltigen Dornenkrone umgeben sollte, in Erinnerung an die Leiden unseres göttlichen Erlösers. Man legte auf seine Brust zwischen seine gefalteten Hände ein hölzernes Kreuz. Die zehn Mönche reichten sich auf den Knien um sein Sterbelager und sangen mit lauter, von Thränen halb erstickter Stimme die Sterbegefänge.

Er hatte noch nicht geendet, und schon war im Himmel ein Gerechter mehr, auf Erden ein Heiliger weniger.

Man grub ein Grab in der Höhle des Elias und senkte seinen Körper hinein.

Die Sühnung war vollständig.

Man könnte gewisse religiöse Institutionen mit jenen Flüssen vergleichen, deren Quellen unbekannt geblieben sind. Ihr Ursprung kann als ein unerschöpflicher Quell der Vermuthungen nie genau bestimmt werden. Einige Schriftsteller lassen die Carmeliter von den Propheten Elias und Elisa abstammen, deren Zufluchtsort und Wohnstätte während der langen Jahre der Verfolgung der Berg Carmel in Phönicien war.

Anderere weisen ihnen zum Stifter Jesus Christus an.

Diese wollen, Pythagoras sei einer der Vorsteher der Carmeliter gewesen; jene bemühen sich, um zu beweisen, daß die Druiden der Gallier die Abkömmlinge dieses berühmten Ordens waren.

Diese sonderbaren Behauptungen führten im letzten Jahrhundert zwischen den Jesuiten und den Carmelitern einen eben so erbitterten, wie lächerlichen Krieg herbei. Was an Tinte — von Galte wollen wir nicht sprechen — in diesem Kampfe mit stumpfen Federn vergossen wurde, läßt sich nicht schildern. Es war ein ganzes Pelion von Folioebänden, ein ganzes Ossa von Quart und Duodezbanden, die in Sevilla, in Vyon, in Rom, in Paris, in Haag gedruckt wurden. Der Achilles dieses unendbaren Streites war der Pater Paderbrock, ein holländischer Jesuite. Die Acta Sanctorum waren dazu der Vorwand gewesen, um diesen komischen Kampf zu schließen, nicht zu entscheiden; um diesen gordischen Knoten, den kaum das Schwert eines neuen Alexanders hätte durchschneiden können, zu beseitigen, war nichts Geringeres erforderlich, als

die thätige Einmischung eines Kaisers, eines Papstes und der spanischen Inquisition. Der heilige Vater verbot den Kämpfern, in Zukunft diese Frage zu behandeln, deren Lösung auf ruhigere Zeiten verwiesen wurde. Die Federn verstummten, aber die Zungen? — Man lege der Zunge eines Jesuiten Fesseln an!

Wenn wir zum Führer durch dieses Gewirr von Vermuthungen den griechischen Mönch Phocas nehmen, den Zeitgenossen derjenigen Sache, die er uns überlieferte, so geschah es, weil sein Bericht uns so ziemlich alle Zeichen der Wahrheit zu tragen schien. Wir machen hier nur einen Vorbehalt: Dieser reiche calabresische Herr, der plötzlich nach den Ausschweifungen eines ganz weltlichen Lebens zu Gott zurückgeführt wurde, stellt uns weniger den Begründer, als den Wiederhersteller des Ordens der Carmeliter vor, einen Mann, dessen Namen uns mitzutheilen der Geschichtschreiber aber vergißt.

Was auch mit diesen verschiedenen Ursprüngen zusammenhängen mag, wir werden dennoch unsern Weg verfolgen und, den Fuß jetzt auf den weniger beweglichen Boden setzend, schreiten wir unserem Ziel mit rascherem und sicherem Tritte zu.

Im Jahre 1209 verließ Albert, Patriarch von Jerusalem, den zehn Mönchen, welche sich nacheinander der Disciplin des erhabenen Büßers, dessen Leben und Tod wir beschrieben, gefügt hatten, eine Regel. Diese Regel wurde noch in demselben Jahre durch den Papst Honoré III. genehmigt. Diese Mönche fanden sich bald in ihrem armen Kloster beunruhigt. Anfangs wurden die gegen sie geübten Verfolgungen muthig ertragen, bei der Verkündung von der nahen Landung des heiligen Ludwig wurden sie aber so gewaltig, daß die Furcht sich ihrer Seelen zu bemächtigen anfang, als der König von Frankreich den Ungläubigen das so lebhaft bestrittene Grab Christi durch die Gewalt der Waffen entreißen wollte. Wenn sie auch gern Carmeliter bleiben wollten, so fühlten sie doch keinen Beruf zu dem Märtyrertum. Sie sandeten daher heimlich einen der ihrigen zu dem allerchristlichsten Monarchen ab, um ihn um seine Unterstützung zu bitten, sobald er den Fuß auf die Küsten gesetzt haben würde, auf denen seine Waffen so unglücklich sein sollten. Der heilige König gab ihnen Asyl in seinem Lager und führte sie mit sich im Jahre 1231 nach Frankreich zurück. Sie wurden bei ihrer Ankunft in Paris durch ihn an dem Orte unterbracht, den später die Cölestiner innehatten. Ihre Anstalt machte schnelle Fortschritte. Noch war kein Jahrhundert verfloßen, als sich schon über hundert Häuser ihrer Regel zählten. Die Päpste Innocenz IV. und Eugen IV. theilten sie in zwei Zweige. Die Eine, welche den Namen der gemilderten Carmeliter trugen, wurden unter einen General und einen Generalvicar

gestellt, welcher über vierzig Provinzen und die besondere Congregation von Mantua gebot; die Andern wurden unter die Befehle von zwei Generalen gestellt, von denen der eine in Spanien, mit der Leitung über acht Provinzen, der andere in Italien mit dem Befehle über zwölf Provinzen, die auf den verschiedenen Punkten Europas vertheilt waren, residirten.

Die Carmeliter waren einer der vier Bettelorden, welche die Universität von Paris genehmigten. Ihre Kleidung bestand in einer schwarzen Kutte mit einem Scapulier und einer Kapuze von derselben Farbe. Darüber trugen sie eine weite Kappe und ein weißes Mäntelchen. Ihre Regel stand durch die Strenge derselben in vollkommener Uebereinstimmung mit der moralischen Strenge ihrer Tracht.

Ihre Zellen hatten als einzigen Schmuck ein papiernes Kreuz und einen Todtenkopf. Sie schliefen auf Stroh und aßen Fleisch nur in extremis. Getheilt zwischen dem Fasten und dem Gebete, war ihr Leben ein unablässiges Streben zum Himmel, eine stündliche Buße, eine Sühne, die sich über alle Minuten erstreckte.

Aber horcht! hört Ihr die Glocke des Klosters läuten? Es ist die Stunde zum Abendessen. Tretet mit mir ein in den kalten nackten Saal, der unseren heiligen Bettlern zum Refectorium dient. Eine eiserne Lampe, durch eine dreifache Kette an einem der starken geschwärzten Balken der Decke befestigt, verbreitet ein trübes Licht. Man sollte sie für eine Grablampe halten. Sie stehen aufrecht, sie bekreuzigen sich. Man spricht mit lauter Stimme das Benedicite. Was seht Ihr vor ihnen? Einige magere Gemüse, schwimmend in einem röthlichen Wasser. Und was dort, mitten auf dem Tische? — Ein Todtenkopf! Sie essen. Ein Einziger unter ihnen ist nicht, was thut er? Nackt bis zum Gürtel, die Haare mit Asche bedeckt, die Stirne mit Dornen umgeben, ein schweres hölzernes Kreuz auf dem linken Arm, schreitet er rings um den Tisch her, indem er sich geißelt und mit festem Ton die Sterbegebete murmelt. Heute ist die Reihe an ihn; morgen wird sie an einen andern kommen. Aber die Mahlzeit ist beendet. Einer der Tischgenossen steht auf, einer der Ältesten, mit den eingefallensten Augen, mit dem weißesten Barte. Er nimmt den Todtenkopf, der auf dem Tische steht, bietet ihn jedem der Mönche, der sich fromm davor verneigt, die Hände gefaltet und die Rippen auf sein Scapulier geheftet.

„Seht, meine Brüder“, sagt er, so werdet Ihr nach Eurem Tode aussehen. „Solltet Ihr dennoch daran denken, zu trinken und Euch zu ergötzen?“

Diese gänzliche Verzichtleistung auf die Eitelkeit und die Freuden dieser Welt erklärten den glühenden Fanatismus, von denen diese Män-

ner sich während der Zeiten der religiösen Inbrunst beseelt zeigten. Diese Männer, welche damals nur einen Gedanken hatten, den Tod, weil das Grab, dem sie beständig ihre Augen in ihren frommen Betrachtungen zuwendeten, für sie, für ihren Märtyrerglauben die Vorhalle des Paradieses war. Mochten sie indeß immerhin ihr Herz verummnen, aus Furcht, daß es ihnen entschlüpfen möchte, so gelang es ihnen doch nicht, immer das Schweigen derselben zu unterdrücken. Denn so weit sie auch auf dem Wege der Vollkommenheit vorgeschritten sein mochten, blieben die Menschen doch immer durch irgend eine Seite Menschen, und die Rüstung der Jugend ist nie überall so fest, daß der böse Geist nicht die Schwäche desselben entdeckte und ein Loch hinein machte. Diese Betrachtung, deren letzten Theil wir buchstäblich einer alten spanischen Chronik entnehmen, dient als Prolog zu einem kleinen Drama, welches in dieser Chronik erzählt wird, und das wir unsererseits nachzuerzählen versuchen wollen, indem wir es abkürzen, ohne indeß, soviel es uns möglich ist, seinen Character unbefangener Einfachheit zu verletzen.

Der Schauplatz ist Valladolid, 1530.

In dem Carmeliterkloster jener Stadt, lebte ein großer, wohlgebauter Mönch von angenehmem Außern und freundlichem Wesen, der kaum fünfundzwanzigmal den Frühling auf den Winter und den Winter auf den Herbst folgen sah. Sein Gesicht war sehr anziehend und seine Stimme klang weich wie eine Theorbe unter den Fingern eines Engels; deshalb war er unter allen Mönchen von seinem Superior dazu gewählt worden, das wichtige Amt eines sammelnden Bruders zu übernehmen, denn die Almosen sind einträglicher, wenn Der, welcher bittet, Dem zusagt, der geben soll, und ein anmuthiges Gesicht und eine wohlklingende Stimme sind Dinge, welche aller Welt gefallen — besonders den Damen. Alle Tage sah man ihn daher mit seinem Ledersack in der Hand bald durch ein Viertel der Stadt, bald durch ein anderes wandern, jedesmal seine Gabe einsammelnd in seinen Sack, der niemals der Mildthätigkeit der Gläubigen vergeblich gereicht wurde.

Eines Tages nun geschah es, als er an der Straße von Burgos vorüber ging, daß er zufällig den Kopf erhob, denn für gewöhnlich ging er immer mit gesenkten Augen, — da bemerkte er hinter einer Jalousie zwei große schwarze Augen, die wie zwei Karfunkel bligten und die ihn auf eigenthümliche Weise ansahen.

Er fühlte sein Herz unter dem Feuer dieses Blickes klopfen; er beeilte die Schritte, um sich zu entfernen, und am Abend blieb seine Stelle in dem Refectorium leer; er fastete — zu seiner Übung.

Acht Tage darauf ging er zufällig wieder an der Straße von Burgos vorüber, eine der bevölkertsten und reichsten der Stadt, und

die beiden großen schwarzen Augen strahlten wieder hinter der Jalousie und eine kleine weiße Hand glitt schüchtern durch das Fenster und warf in den Leder sack ein schönes, ganz neues Goldstück, das wie ein Stern funkelte.

Und ebenso wie das erste Mal, fühlte er sein Herz heftig klopfen, und ebenso wie das erste Mal, beeilte er seine Schritte, um sich zu entfernen; dann blieb, als er in das Kloster zurückgekehrt, sein Platz in dem Refectorium wieder leer, und die ganze Nacht war für ihn nur ein einziges Gebet.

Bierzehn neue Tage verflossen, während welcher er nicht aufhörte zu fasten und zu beten, während welcher er aber auch nicht aufhörte, die beiden großen schwarzen Augen zu sehen, deren Gluth einen Funken in seinem Herzen entzündet hatte, und die kleine weiße Hand, die ihm ein schönes Goldstück zuwarf.

Zum dritten Male ging er an der Straße von Burgos vorüber, und an diesem Tage wurde die Jalousie weit geöffnet und ließ ihn das anbetungswürdigste Weib blicken, dessen Gesicht jemals von der Sonne beschienen wurde, und die kleine weiße Hand dieses Weibes warf wieder in den Lederbeutel ein schönes Goldstück, diesmal gehüllt in ein wohlriechendes Blatt Papier.

Eine Wolke breitete sich über seine Augen: er glaubte niederzu sinken; er wollte fliehen, aber kaum konnten seine Beine seinen durch die Aufregung gebeugten Körper tragen.

Das anbetungswürdige Weib mit den großen schwarzen Augen blickte ihn noch immer an.

Die gekrampten Finger des jungen Mönches drückten das kleine Papier, welches sich plötzlich entfaltete. Getrieben durch den Dämon, warf er die Augen auf das Blatt. Ein unterdrückter Schrei entrang sich seiner Brust. War es die Ueberraschung? War es die Freude?

Auf dem Papier hatte er gelesen: „Komm!“

In demselben Augenblicke öffnete sich eine Thür nach der Straße; er stürzte hinein. Eine Dienerin wartete seiner. Er folgte ihr. Zu dem ersten Stock des Hauses gelangt, öffnete sie eine zweite Thür; sie legte einen Finger auf den Mund und verschwand.

An diesem Abend blieb seine Stelle im Refectorium wieder leer, und gegen die Mitte der Nacht ließ er den Prior des Klosters in seine Zelle führen.

„Mein Vater“, sagte er mit dumpfer Stimme, indem er sich ihm zu Füßen warf.

Er war leichenbläß. Aber von dem Fieber entzündet, funkelten seine Augen wie brennende Kohlen.

„Mein Vater“, nahm er mit Verzweiflung, ohne Klage und ohne Thräne, wieder Wort, „ich bin ein großer Sünder.“

„Wir sind sämmtlich große Sünder, mein Sohn“, erwiderte der Prior, indem er ihn mit verwundertem Wesen ansah.

„Ach, mein Vater, ich habe es an dem heutigen Tage gewagt, einem Weibe zu sagen, daß ich es liebte, ich habe ihre Hand geküßt, mit einem Entzücken, welches den Flammen der Hölle würdig war; und dieses Weib — ist eine Jüdin.“

„Eine Jüdin!“ rief der Prior und wich entsetzt zurück. „Aber Du liebst dieses Weib nicht mehr, nicht wahr?“

„Ich liebe sie noch immer und werde sie lieben, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt; denn mein Blut ist kein Blut mehr, sondern Feuer!“

Ein Anathema dann über Dich!“ rief der Prior und entfloh, sich bekreuzend. „Sei verflucht von Gott, wie ich dich verfluche!“

Zwei Stunden darauf erschien ein Mönch in seiner Zelle. Er war der älteste der ganzen Gemeinde, — ein heiliger Mann, der mit Freuden das Märtyrertum ertragen hätte.

„Mein Bruder“, sagte er zu dem Verwünschten, der auf sein Strohlager niedergefunken war, „das Fieber ließ Dich so sprechen, wie Du es thatest; nimm diesen Trank, den ich Dir bringe, er wird Deinen armen kranken Kopf beruhigen und Deinem Schmerz im Herzen Erlinderung gewähren.“

Der Verwünschte trank, und bald bemächtigte ein tiefer Schlaf sich seiner.

Der Mönch war gegangen.

Beim ersten Schein des Morgens kehrte er zurück, begleitet von einem andern Mönch und dem Prior.

Der Verwünschte schlief noch immer. Sie hoben ihn sanft auf von seinem Lager, legten ihn, ohne ein Wort zu sprechen, auf eine Tragbahre und trugen ihn schweigend hinweg.

Am nächsten Tage war das Capitel des Klosters schwarz ausgeschlagen; ein Sarg, bedeckt mit einem Leichentuch, auf dem ein großes weißes Kreuz lag, stand auf einer Erhöhung zwischen zwölf angezündeten Kerzen in der Mitte des Schiffes. Der Prior bestieg den Altar und das Todtenamt begann vor der ganzen versammelten Gemeinde. Als es beendet war, senkte man in eine Gruft, die zu der Grabstätte der Brüder bestimmt war, den Sarg hinab. — Er war leer.

Der Prior und die beiden Mönche, welche ihm Beistand geleistet hatten, waren allein eingeweiht in das Geheimniß dieses fürchterlichen Dramas.

Die Ehre des Klosters war gerettet.

Gegen das Ende des Tages seiner Beerdigung erwachte der Verwünschte in einem finsternen und kalten Kerker, in welchen man ihn während seines Schlafes gebracht hatte.

Ringsumher bemerkte er bei dem matten Scheine einer Grablampe nichts als die feuchten und kalten Quadern des Fußbodens: zu seiner Kleidung hatte er nur ein Leichentuch.

Er begriff Alles! Er widmete eine Thräne der Erinnerung dem Engel der Liebe, dessen Hauch noch auf seinen Lippen braunte.

Plötzlich lauschte er. Ein dumpfer Seufzer war bis zu ihm gedrungen und es schien ihm, als ob dieser Seufzer aus einem aufstoßenden Kerker ertönte.

Eine zweite Klage ließ sich vernehmen. Eine finstere Ahnung durchzuckte seine Gedanken. Er ergriff das eiserne Crucifix, das man auf den Boden neben ein Stück schwarzen Brodes und einen Krug mit Wasser gelegt hatte, und nach einigen Stunden fieberhafter Arbeit sank einer von den Steinen seines Kerkers.

Ein dritter erstickter Klageschrei fesselte ihn an seine Stelle.

Von seinem Schrecken erholt, beugte er sich nieder, blickte hinüber in den benachbarten Kerker und stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

Auf einigen Halmen Stroh lag bleich und leblos, in ein Leichentuch gehüllt, ein Weib am Boden.

Und in diesem Weib hatte er Sarah erkannt.

Er brach noch einen Stein los, und als die Arbeit beendet war, stürzte er hinein zu seiner Geliebten.

Sie öffnete endlich die Augen.

Sie lag in den Armen des Mannes, den sie liebte.

Als der Prior drei Tage darauf in den Kerker des Verfluchten hinabstieg, fand er ihn nicht.

Sarah und der junge Mönch waren gestorben — verhungert — ohne Reue, in einer letzten Umarmung innig verschlungen.

Zwei Gräber wurden während der Nacht gegraben und man warf Sarah und den Verfluchten hinein. Kein Gebet wurde über ihre Leichen gesprochen, für sie war in dieser Welt Alles gesagt. Ihnen blieb nur noch die andere.

Wir wollen später erzählen, auf welche Weise der Prior starb. Die göttliche Gerechtigkeit hat oft Waagschalen von Entsetzen erregender Richtigkeit.

Doch knüpfen wir den Faden unserer Erzählung wieder an, den wir einen Augenblick zu dieser Episode unterbrochen, für welche wir bald ein Gegenstück zu liefern Gelegenheit haben werden.

Im Jahre 1542 unternahm es Johann Sorath, ein normannischer Mönch und General der Carmeliter, Frauenklöster zu gründen, die der Regel seines Ordens unterworfen waren. Er machte den Anfang damit, fünf Klöster zu stiften, deren Nonnen den Namen der Carmeliterinnen annahmen. Das bedeutendste war das zu Rüttich, welches dann nach Huy verlegt wurde. Aus diesem Kloster nahm Franziska von Amboise, die Gemalin Peter II., Herzogin von Bretagne, die Nonnen, mit denen sie sich 1477 in Rennes einschloß. Im nächsten Jahre ließ sie sich mit ihren Schwestern in Coëtz bei Nantes nieder. Die Klöster der Carmeliterinnen wurden binnen wenig Jahren eben so zahlreich wie die der Carmeliter. Eine große weiße Haube und ein Gewand von grober schwarzer Serge mit einer Kapuze bildeten das Costüm dieser neuen Bräute Christi.

Die Geschichte datirt indeß ihre Annalen bald von einer neuen Ära.

Das Mittelalter, tödtlich getroffen durch Ludwig IX. — diese grausame und finstere Verkörperung des Gedankens der Civilisirung, — war erloschen mitten unter der Pracht des römischen Hofes unter Leo X. der kaiserlichen Größe des spanischen Hofes unter Carl V. und den Galanterien, den Intriquen und Festen des französischen Hofes unter Franz I.

Die Renaissance folgte ihm.

Luther erschien: Die Einheit der Kirche wurde vernichtet, die politische Einheit bedroht. Europa spaltete sich; man zog das Schwert. Der Krieg brach überall aus, — der entseßliche Krieg. — Er dauerte ein Jahrhundert. Viele Gewissen welkten. Der Zweifel zog ein in zahlreiche Seelen, in denen bisher der Glaube unumschränkt geherrscht hatte. Die Krisis, sowie überhaupt jede, führte ihre Rückwirkung mit sich. Der Fanatismus erhob wieder den Kopf, allein ein Fanatismus ohne Ueberzeugung, ohne Strenge, ein Fanatismus, der sich mehr mit den Interessen dieser Welt, als mit denen des Himmels beschäftigte, ein Fanatismus mit warmem Mund, doch kaltem Herzen, gut dazu, Soldaten zu schaffen, ohne Macht jedoch, Märtyrer hervorzubringen.

In diesen Zeiten des erbitterten Ringens und des erbarmungslosen Kampfes verfolgten sich die Klöster, wie dies leicht zu begreifen ist. Männer und Frauen, Viele von den Reichsten und Edelsten suchten während der Gräuel des Bürger- und des Fremdenkrieges eine Zufluchtsstätte in vollkommener Einsamkeit. Reicher und zahlreicher geworden, vergaßen die Klöster allmählig die Regeln, die ihre Gründer ihnen auferlegt hatten.

Nachlässigkeit erzeugt Zügellosigkeit, Zügellosigkeit erzeugt Verderbtheit.

Die Carmeliter und die Carmeliterinnen blieben nicht zurück gegen die andern religiösen Häuser, weder an Wachsthum des Vermögens, noch an Vernachlässigung der Strenge ihrer Disciplin, noch an Freude, Eitelkeiten und den heftigsten Leidenschaften dieser Welt.

Eine Anekdote, die wir unter Tausenden wählen, wird besser als alle Worte beweisen, was wir sagen wollen. Die Anekdoten sind die Geschichte im Nachtgewande — oder, wenn man es lieber will, die Scheidemünzen der Geschichte.

Die Thatfache, welche wir erzählen wollen, soll das Gegenstück zu dem bilden, welches wir für das tragische Abenteuer der Jüdin Sarah und des Mönches in Valladolid versprochen. Es fand gleich jenem Abenteuer im 16. Jahrhunderte statt, aber auf einem Gebiet, welches weniger wie das Spanien Philipps II. den Ausbrüchen des Fanatismus preisgegeben war, — in Frankreich.

In Béziers, einer Stadt, welche bei den Orden der Carmeliter durch die Thesen berühmt ist, welche Mehrere von ihnen hier vertheidigten, um zu beweisen, daß Pythagoras und die Druiden der Obervanz ihrer Regel folgten, bestand ein Kloster der Carmeliterinnen. Die Superiorin dieses Klosters hieß Dona Lätitia. Von italienischem Ursprung, wie ihr Name dies andeutet, war ihre Familie im Gefolge der Katharina von Medicis nach Frankreich gekommen und hatte hier ihr Glück gemacht. Dona Lätitia war eine Frau von seltener Schönheit. Man denke sich eine Jungfrau Maria, die aus ihrem Rahmen hervorstiegt und vor uns tritt mit ihren langen schwarzen Haaren, über ihrer Marmorstirn in Flechten gewunden, ihren schwarzen, mit Blitzen erfüllten Augen, ihrer Sammethaut, ihren goldigen Wangen und der wollüstigen Weichheit ihrer Formen. Sie hatte viel geliebt. Ihr Geliebter, einer von den *Raffinés* am Hofe Karls IX., war im Duell getödtet worden. Um ihn besser beweinen zu können, hatte Dona Lätitia sich in ein Kloster zurückgezogen. Aber in dieser Welt ist nichts von ewiger Dauer, am wenigsten der Schmerz. Das Gras wächst minder schnell auf den Gräbern der Todten, wie die Vergessenheit in dem Herzen der Lebenden. Die Zeit ist ein zu großer Arzt!

Das Lächeln erschien bald wieder auf den Lippen, die Freude auf der Stirn der Dona Lätitia. Konnte sie so schöne Augen, wie die ihrigen, zu ewigen Thränen verdammen? Die Liebe hatte diese Thränen erpreßt, die Liebe trocknete sie.

In Béziers lebte ein junger Herr, schön wie Antinous, arm wie Hiob. Seine Mutter war gestorben, indem sie ihm das Leben gab. Sein Vater, ein tapferer Krieger, der nichts besaß als Helm und Schwert, war in der Schlacht von Saint-Quentin gefallen, ehe er seinen Sohn

zu umarmen vermochte. Seit seiner Geburt eine Waise, war der Knabe von einem Bruder seines Vaters aufgenommen worden. Er zählte jetzt zwanzig Jahre. Dona Vätitia war dreißig alt.

Eines Tages bemerkte sie ihn, fromm in einer Capelle des Klosters knien, und sie betrachtete ihn lange, lange Zeit träumerisch, in einer Art von Ekstase.

Ein andermal sah sie ihn, wie er unter dem Fenster ihres Auditoriums vorüberkam, mit stolzem Blick und hoch erhobenem Kopf, ein feuriges Pferd reitend, das er mit unvergleichlicher Gewandtheit und Anmuth leitete; und sie neigte sich bebend zu ihrem Fenster, um ihn zu betrachten.

Ein andermal endlich trat er aus einem Hôtel, das groß war wie ein Palast, mit einem alten Herrn, mit weißem Bart, — dem Oheim, der ihn erzogen hatte — und einem reizenden jungen Mädchen — seiner Cousine, — der reichsten Erbin der Stadt. Das junge Mädchen, welches Beatriz hieß, lächelte ihm zu. Liebten sie sich?

Die Schlange der Eifersucht stach Dona Vätitia in das Herz. Sie war nicht das Weib dazu, um lange mit den Träumen der Glückseligkeit, — wie bezaubernd sie auch sein mochten, — sich zu begnügen, welche die wunderbare Schönheit des jungen Philipp von Montsurrah in ihrer Einbildungskraft erweckt hatte. Sie bedurfte mehr, als Träume. Ihr Character war wie ihre Physiognomie — ganz italienisch: ein eigenthümliches Gemisch der Verschlagenheit und der Kühnheit, der bis zur tiefsten Verstellung getriebenen Heuchelei, der Leidenschaft, die fähig war, bis zum Verbrechen zu gehen. Sie liebte; sie wollte wieder geliebt werden. Sie wurde es.

Unsere beiden Liebenden schwebten im siebenten Himmel!

Aber gibt es einen wolkenlosen Himmel? Der Vater der reizenden Beatriz starb, nachdem er auf seinem Sterbelager seinen armen Neffen mit seiner reichen Tochter verlobt hatte, zwei bewundernswürdige Kinder! Donna Vätitia erfuhr es und ihr ganzes Glück war vergiftet.

Sie hatte eine Nebenbuhlerin!

Dieser Gedanke glich einem Dolche, den der Versucher in ihrem Herzen umwendete, und wieder umwendete. Und welche Mittel gab es gleichwohl, gegen eine Nebenbuhlerin zu kämpfen, die schöner war wie eine Peri, edler wie eine Königin, jung wie eine Mairose? — Das Mittel, sich zu rächen!

O, sie war nicht vergeblich aus Florenz!

Ungefähr sechs Wochen nach dem Tode ihres Vaters verließ Beatriz eines Abends eine von den Kirchen der Stadt, wo sie sich am Fuße des Bildes einer Jungfrau in Begleitung ihrer Erzieherin verspätet

hatte. Um nach ihrem Hotel zurückzukehren, betrat sie eine enge und finstere Straße; — ein Lakai leuchtete ihr mit einer Harzfackel voran. — Plötzlich stürzen verlarvte Männer sich auf den Diener, den sie tödten, auf die Begleiterin, welche ohnmächtig wurde, auf Beatrix, die sie mit einem Tuche knebelten, um ihr Geschrei zu ersticken. Sie warfen sie in eine Tragchaise, welche einige Schritte von dort wartete und entfernten sich mit ihr. Eine halbe Stunde darauf lag Beatrix auf dem schlammigen Boden eines Kellers, dessen Mauern vor Feuchtigkeit triefen. Sie war bewußtlos, — kalt und bleich, wie eine Gestorbene in ihrem Leichentuche. Vor ihr stand, wilde Freude auf der Stirn und ein entsetzliches Lachen auf den Lippen, ein Weib, das sie betrachtete.

Bald entfernte sich dieses Weib.

„Thut, wie ich gebot!“ sagte sie, indem sie an zwei Männern vorüberging, die schweigend wie Gespenster nahe der Thür standen.

Zwei Stunden darauf war die Thür des Kellers zugemauert.

Am nächsten Tage befanden diese beiden Männer sich auf der Straße nach Marseille, wo sie sich einschiffen sollten, um Genua, ihre Vaterstadt, zu erreichen.

Um ihre Hüften war unter ihrem Mantel ein breiter Gurt geschnallt, gefüllt mit Pistolen und Ducaten: das war der Preis für ihr Verbrechen.

Am nächsten Tage trat Dona Vätitia mit gefalteten Händen, mit gesenkten Blicken, mit ruhigem und mildem Gesicht zu dem Tisch des Herrn.

Am nächsten Tag war auch Beatrix, die einen Augenblick zur Befinnung zurückgekehrt war, eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen.

Eine ganze Woche lang war in Béziers nur die Rede von dem Verschwinden des armen jungen Mädchens. Das Parlament von Toulouse leitete eine Untersuchung ein; dann wurde Alles vergessen. Man hatte Nichts entdeckt.

Dona Vätitia war glücklich!

Ihre Liebe hatte sich zur Raserei gesteigert.

Aber es gibt dort oben einen Richter, dessen Augen Nichts entgeht und dessen Urtheilssprüche ohne Berufung sind.

Untröstlich über den Verlust von Beatrix, wurde es Philipp bald überdrüssig zu lieben und geliebt zu werden. Eines Morgens brach er auf. Er ging nach Paris, sein Glück zu machen.

Aber es war nicht das Glück, welches ihn unter seine Fittige nahm, sondern der Tod.

Er wurde, gleich seinem Vater, getödtet durch einen Schuß bei dem Angriff auf La Rochelle, kurze Zeit nach der großen katholischen Schlächtereier vom 24. August 1572.

Dona Lätitia war ihm einige Tage in das Grab voran gesunken. Sie war plötzlich gestorben. Es ging das Gerücht, sie hätte sich vergiftet.

Und diese Verderbtheit, deren entehrenden Stempel die meisten Nonnenklöster jener Zeit an der Stirn trugen, forderten eine schnelle Reform: Gott erweckte für die Carmeliter einen Reformator.

Dieser Reformator war eine Frau.

An einem lachenden Herbstnachmittage des Jahres 1527 blieben zwei Kinder, — ein Mädchen und ein Knabe, — nachdem sie ungefähr eine Stunde lang gegangen waren, Dreiviertel Stunden vor der Stadt Avila in Alt=Castilien stehen und setzten sich dann an den Rand der Straße unter einem Baum, um einen Augenblick auszuruhen. Das junge Mädchen, welches etwa zwölf Jahre alt sein mochte, zog, als sie kaum sich gesetzt hatte, aus der Tasche ihres Gewandes von feiner orangefarbiger Wolle ein kleines Buch in rothsammtnem Einband mit einem Goldschloß, hervor, öffnete es, indem sie sich bekreuzte, und las ganz laut dem zu ihren Füßen liegenden Knaben, der zehn Jahre alt war und den sie mit dem süßen Brudernamen nannte, einige Seiten vor.

„Ach, ja wohl,“ rief sie mit dem religiösen Enthusiasmus, indem sie ihr Leben der Heiligen wieder schloß, indem sie das Märtyrertum irgend eines Heiligen gelesen hatte, „alle diese Erwählten Gottes haben um wohlfeilen Preis das Paradies gewonnen!“

Ihr Bruder stimmte ein, gleich einem Echo; seine Züge strahlten ebenfalls in heiliger Exaltation.

Sie standen auf und wollten ihren Weg verfolgen.

Wohin gingen sie?

Plötzlich ließ der Galopp eines Pferdes sich vernehmen und bei einer Biegung des Weges erschien ein Reiter. Bei dem Anblick der beiden Kinder stieß er einen Schrei der Verwunderung aus.

Ein Schrei der Verwunderung entschlüpfte auch den beiden Flüchtlingen, welche errötheten und verwirrt wurden, als hätten sie eine böse Handlung begangen.

Der Reiter richtete an sie einige Fragen, und über ihre Antworten mußte er mehr als einmal lächeln. Dann schwang er sich leicht zur Erde, nahm das junge Mädchen in seine Arme, hob ihren Bruder auf die Croupe seines Pferdes, schwang sich wieder in den Sattel, drückte dem Pferde die Sporen ein und ritt mit den beiden Kindern der Stadt zu, wo sie einen Vater fanden, der sie tüchtig schalt und eine Mutter, die sie zärtlich umarmte.

Als der Reiter, der ihr Oheim war, diesen beiden Kindern begegnete, gingen sie — wer erräth es? — gingen sie, um bei den Mauren die Palme des Märtyrertums zu pflücken.

Ein Jahr später saß das junge Mädchen, — ihren Namen werden wir sogleich nennen — auf einen Polster in dem Zimmer ihrer Mutter, welche halb in einem großen Armstuhl lehrend, in der Hand ein Buch hielt, das sie besonders zu interessiren schien, denn sie wendete die Blätter mit einer fieberhaften Hast um und weinte, lächelte, seufzte, indem sie las.

Das junge Mädchen las ebenfalls, aber ihr Buch, welches sie auch ganz in Anspruch zu nehmen schien, bewirkte auf ihre Einbildungskraft nicht den gleichen Eindruck, denn sie lächelte nicht, noch seufzte sie, aber ihre Augen erhoben sich jeden Augenblick zum Himmel, voll der Inbrunst eines Apostels und mit Thränen gefüllt.

Dieses Buch war wieder das Leben der Heiligen.

Plötzlich klopfte man leise an die Thür, die sich beinahe sogleich öffnete, und ein Mann, groß, dürr, gelb, in strenger Kleidung, mit ernstem Schritt und ascetischem Gesicht, trat ein.

Indem die Mutter des jungen Mädchens an die Thür klopfen hörte, hatte sie rasch das Buch, welches sie so sehr beschäftigte, unter ihren Armstuhl geworfen und war mit den Händen an die Augen gefahren, wie jemand, der vollends munter wird.

Diese Bewegung war dem jungen Mädchen nicht entgangen und auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht zeigte sich ein lebhaftes Gefühl der Ueberraschung.

Der gelbe, dünne Mann war indeß langsam auf seine Frau zugefritten, hatte sie mit ernster Höflichkeit begrüßt, ihr einige Worte gesagt und sie war darauf von ihrem Sitze aufgestanden und hatte mit ihm zugleich das Gemach verlassen.

Auf die Thür zueilend, um zu hören, ob sie sich entfernten, dann nach dem Armstuhl ihrer Mutter zuspringend, war für das junge Mädchen, welches von dem Dämon der Neugierde befallen wurde, die Sache eines Augenblicks.

Das geheimnißvolle Buch befand sich in ihren Händen.

Es war ein Ritter-Roman.

Sie verschlang hastig einige Blätter und zitternd vor Furcht, über rascht zu werden, beeilte sie sich bei dem ersten Geräusch, welches ihr Ohr traf, es wieder an den Ort zu legen, von dem sie es aufgenommen hatte; dann setzte sie sich ganz aufgeregt wieder an ihre frühere Stelle.

Ihre Mutter kehrte zurück.

„Mein Kind“ sagte sie, „gehe in den Garten zu deinem Bruder, der auf dich wartet.“

Das junge Mädchen ließ sich das nicht zweimal sagen.

Die ganze Nacht träumte es von den schönen Dingen, die es gelesen hatte.

Das Leben der Heiligen war vergessen.

Sie wußte jetzt, was die Liebe sei.

Dieses junge Mädchen, — es ist Zeit, unsern Lesern dies mitzutheilen — hieß Theresé.

Sie war geboren in Avilla am 28. März 1515 und verdankte das Leben dem edlen Herrn Alphonse Sanchez de Céspedes und der edlen Dame Beatrix d'Haumade.

Ihr Vater, ein guter und großmüthiger Mann von außerordentlicher Sittenstrenge; er war weniger ein Ritter, als ein Mönch.

Als eine leidenschaftliche und zärtliche Frau erduldet die Mutter Theresens mit engelgleicher Resignation und ohne sich laut zu beklagen, doch nicht ohne leise zu weinen, wenn sie allein war, das eiserne Joch dieses Mannes, welcher statt eines theilnahmvollen und freundlichen Wortes ihr gern, zu jeder Stunde des Tages, wie die Trappisten unter sich gesagt hätten: „Meine Schwester, gedenke des Todes.“

Um den rohen Umarmungen dieser eisig kalten Wirklichkeit zu entkommen, hatte sie sich daher wie in ihr eigentliches Vaterland, in die Zauberwelt ihrer Träume, geflüchtet.

Sie las beständig Romane; — aber nie verbarg sie sich, um sie zu lesen!

Theresé war, moralisch gesprochen, das Erzeugniß der doppelten Bestrebungen dieser beiden Naturen. Bei ihr war der Glaube glühend, bis zur unbedingtesten Selbstverlängung, bis zu dem vollkommensten Opfer, bis zu dem Märtyrertum; aber ihr Glaube war noch — die Liebe.

Der Herr Alphonse de Céspedes führte so zu sagen ein klösterliches Leben und wollte aus Sorge für ihr Heil, daß seine Frau und seine Kinder sich dieser Art von Einkerkierung in der Mitte der glänzenden Welt, von der sie umgeben waren und in welcher ihre Geburt und ihr Reichthum ihnen eine Rolle anwies, unterwerfen sollten.

Die beiden Söhne seines verstorbenen Bruders, zwei Waisen — die Cousine seiner Frau und eine vertraute Freundin dieser Kinder, waren die einzigen Personen, welche Zutritt in seinem Hause hatten.

Von seinen beiden Neffen war der eine siebzehn, der andere neunzehn Jahre alt. Sie sahen gut aus und hatten eine sehr galante Laune. Seine Verwandten und deren Freundinnen waren weit entfernt, auf der Bahn der christlichen Vollkommenheit weit vorgeschritten zu sein. Sie hingen durch die Leichtfertigkeit ihres Characters und die tausend Launen ihrer Einbildungskraft stark an der Welt, und die Welt hing nicht minder stark an ihnen, denn sie waren sehr hübsch und galten nicht für sehr streng.

Der Herr Alphonse hätte wohl gewünscht, daß ihre Besuche in seinem Hause minder häufig wären, oder wohl gar ganz aufhörten;

aber zu welchem Mittel sollte er schreiten, um sie abzuhalten? Wie jeder Spanier von hoher Geburt, war er ein Slave der Schicklichkeit, und überdies wußten alle Vier in seiner Gegenwart ihr Gesicht, ihre Haltung, ihre Reden so im Zaum zu halten, daß seine Strenge keinen Vorwand fand, sich zu äußern. Ihre geheimen Unterhaltungen übten auf die lebendige und glühende Einbildung Theresens den gefährlichsten Einfluß. Sie erweckten in ihrem Geiste die Eitelkeit und die Gefallsucht, der jüngere ihrer beiden Bettern betrachtete sie zuweilen mit einem so zärtlichen Ausdruck, ihre Hände suchten sich so oft und wenn sie sich begegnet hatten, blieben sie lange in einander verschlungen, ohne daß ihnen ein einziges Wort auf die Lippen trat, um sich all die neuen und köstlichen Dinge zu sagen, die ihr Herz ihnen in diesen Augenblicken wollüstigen Schweigens zuflüßerte.

Inzwischen starb die Mutter Theresens — die arme Frau, deren Leben ein langer Zwang, beinahe ein Märtyrerthum gewesen war.

Die Besorgnisse ihres Vaters wurden lebhafter, dringender. Er forderte sie auf, sich in das Kloster der Augustinerinnen in Avilla zu rückzuziehen. Nach einigem Zögern gab Therese seinen Bitten nach.

Das fromme Beispiel, welches sie in diesem heiligen Hause vor Augen hatte, führte sie zu Gott zurück. Es ging in ihren Gedanken eine so große Umwandlung vor, daß sie sich bald entschloß, sich dem religiösen Leben zu weihen. Ihr Vater widersetzte sich ihrer Absicht. Sie achtete nicht auf den Widerstand ihres Vaters. Während einer Nacht entfloh sie aus ihrer Zelle und begab sich nach dem Kloster der Carmeliterinnen der Incarnation in Avilla, wo sie am folgenden Tage als Novize aufgenommen wurde. Im Monate September 1534 legte sie hier ihr Gelübde ab. Sie war neunzehn Jahre alt.

Die Strenge des Klosters entkräftete sie, ihre Gesundheit wurde bald heftig erschüttert. Ihr Vater verlangte dringend, daß sie zu ihm zurück gebracht würde, um unter seinen Augen die Sorgfalt und die Pflege zu empfangen, die ihr Zustand verlangte. Die Superiorin gab sie ihm zurück, aber kaum waren vier Monate verflossen, als Therese verlangte, wieder in das Kloster gebracht zu werden. Sie war indeß noch sehr leidend. Drei Jahre lang konnte sie ihre gelähmten Glieder nicht bewegen. Dazu verurtheilt, das Bett nur mit dem Armsessel zu vertauschen, in welchen man sie täglich während einiger Stunden führte, versenkte sie sich ganz in sich selbst und ergründete bis in ihre innersten Tiefen die geheimsten Falten ihres Herzens. Sie gewann die Einsamkeit lieb. Ihre liebende enthusiastische Seele exaltirte sich bei der Besprechung ihres göttlichen Bräutigams bis zu einem berausenden Entzücken. Der häufige Gebrauch

der Sacramente verlieh ihr eine Wonne, von welcher keine menschliche Feder einen Begriff zu geben vermöchte.

Endlich kräftigte sich ihre Gesundheit; sie konnte gehen, sie konnte sich bewegen.

Das Haus der Carmeliterinnen der Incarnation war nicht an die Clausur gebunden. Das Sprechzimmer dieses Klosters glich einer Art neutralem Gebiet, auf dem zu gewissen Stunden des Tages in aller Freiheit der Geist des Klosters und der Geist der Welt sich bewegte. Theresie erschien hier. Sie wurde die Königin des Sprechzimmers. Die Reize ihres Gesichtes, das unter seiner Blässe so leidenschaftlich war und der Zauber ihrer Unterhaltung gewannen ihr einen Ruf. Einige Worte, die nicht vom Himmel kamen, wurden ihr leise in das Ohr geflüstert. Eitelkeit und Koketterie schlichen sich aufs Neue in ihr Herz ein.

Gott verließ sie.

Der Tod ihres Vaters, den sie bitterlich beweinte, war für sie wie eine heimliche Mahnung, ihr Leben zu ändern. Sie versuchte es, aber alle Anstrengungen führten nur zu halben Siegen, denen ganze Niederlagen folgten. Der Schleier verdichtete sich immer mehr und mehr über ihren Augen, denen er das himmlische Licht entzog. Der heilige Augustin wurde ihr Retter; seine Bekenntnisse wurden das Werkzeug ihres Heiles. Nach dieser neuen Verzichtleistung auf die Welt war ihre Existenz, um uns des Ausdruckes eines ihrer Biographen zu bedienen, nur noch eine feste Kette von Tugenden und Opfern.

1562 unternahm Theresie die Reform ihres Ordens, um sich gegen die Verführungen des Lutherthums zu schützen. In Avilla selbst begründete sie ihr erstes Kloster. Vier Schwestern des Klosters, welches sie verließ, nahmen es mit ihr in Besitz. Ihre ehemalige Superiorin ertheilte ihnen Befehl, in das Kloster der Carmeliterinnen der Incarnation zurückzukehren.

Sie verweigerten den Gehorsam.

Nach zwei Jahren der Unterhandlungen triumphirte die Reformatorin.

Anfangs einfache Nonne, mußte sie auf die ausdrückliche Mahnung ihres Bischofs den Titel einer Superiorin des von ihr begründeten Hauses annehmen. Der Geist erschrickt, indem er an die Strenge der Regel denkt, die sie einführte. Weinblätter, Eicheln und zuweilen ein Ei bildeten ihre ganze Nahrung, sowie die ihrer Nonnen. Zuweilen auch, — so erzählt man sich, — sah man sie mit dem Maulthier des Klosters gemeinschaftlich weiden, um ihren zarten Hals gleich ihm eine Halfter geschlungen. Ihre Füße waren bekleidet mit hölzernen Sandalen. Zum Lager hatte sie ein Bund Stroh, — ohne Decke, selbst bei der strengsten Kälte.

1566 machte der Generalsuperior der Carmeliter Theresese in ihrem Kloster zu Avilla einen Besuch und ermächtigte sie, nach demselben Plan andere Häuser zu begründen. Zwei reformirte neue Häuser erhoben sich bald durch ihre Sorgfalt in Medina—del—Cango und in Toledo. Unermüdlich in ihrem Eifer, faßte sie den Gedanken, ihre Reform auch auf die Carmeliter auszudehnen und wurde die Leiterin dieser schwierigen Unternehmung, bei welcher der Pater Johann de la Croix sie unterstützte. Die Städte Deville und Pastrone besaßen die ersten Klöster der reformirten Carmeliter, welche Ueberschuhte genannt wurden.

Die von Theresese eingeführte Reform hatte in Europa ein großes Aufsehen hervorgerufen und gegen sie und ihren Gehilfen viel Reid und Eifersucht erweckt. Die Carmeliter der alten Observanz, von welcher sie die meisten Vorschriften hatten weggelassen, stießen lautes Geschrei aus und verbanden sich gegen die Reformirten, welche kühn genug waren, sie in ihrer süßen Ruhe zu stören. Sie waren mächtig. Durch sie verhaftet, wurde der Pater Johann de la Croix in einen finsternen Kerker ihres Klosters zu Burgos eingesperrt. Nachdem sie ihn hier mit Schmähungen überhäufte und vielfach mißhandelt hatten, schickten sie ihn nach einem noch finsternen Kerker eines ihrer Klöster in Andalusien, um dort zu sterben, — zu sterben jenen langjamem und fürchterlichen Tod, den er selbst einige Jahre zuvor in dem Eifer seines Fanatismus dem Geliebten der Jüdin Sarah, dem Bruder Sammler in Balladolid auferlegt hatte. Aus diesem Märtyrer machte die Kirche später einen Heiligen.

Theresese selbst entging der Verfolgung nicht. Sie wurde auf Befehl ihrer Vorgesetzten mehrere Monate lang in einem Kloster eng verwahrt. Aber die große Autorität, welche ihre Jugend und ihr Genies ihr verliehen, genügte, um diesen Sturm zu beschwören. Der General Superior der Carmeliter stellte die dreißig Häuser, welche die Reform Theresens angenommen hatten, unter die Leitung eines Provinzials seines Ordens.

So viel Arbeiten und Entbehrungen zerstörten Theresens Gesundheit. Bei ihrer Durchreise durch Medina bekam sie einen Blutsturz und hauchte ihr Leben am 30. September 1582 aus in den Armen der Herzogin von Alba. Die Nacht ihres Todes ist merkwürdig durch die Einführung des gregorianischen Kalenders.

Man beerdigte sie in der Kirche der Carmeliter in Alba, wo sie bis 1585 blieb. In diesem Jahre wurde sie auf Ansuchen der Nonnen von Avilla nach deren Kloster gebracht. Aber der Herzog von Alba protestirte, und der römische Hof befahl, daß der Körper der Mutter Theresese wieder nach Alba zurückgebracht würde, wo man ihm ein reiches Mausoleum errichtete.

Therese wurde 1620 unter dem Pontificat Gregors XV. heilig gesprochen.

Das war nur Gerechtigkeit.

Derselbe Papst und Urban XIII. hat sie mit dem Titel Doctor der Kirche beehrt.

Auch das war Gerechtigkeit.

Sie hatte diesen Titel glorreich erworben durch die zahlreichen Schriften, die ihrem Herzen entströmten, aus ihrer Feder gekommen waren.

Bossuet, der große Bossuet, welcher eine lebhafte Bewunderung für einige ihrer Werke bekannte: Den Weg der Vollkommenheit; — Gedanken über die Liebe Gottes; — Geschichte ihres Lebens, von ihr selbst geschrieben; — nannte ihre Lehre eine himmlische.

Ein Herz voll Zärtlichkeit,
Zur Gottesliebe schon bereit,
Gewahrt der Hölle Triebe
In einer Seele ohne Liebe!

ruft der Abbé Delille in seinem Gedichte „Die Einbildungskraft“ aus.

Wie sehr ziehen wir aber den einfachen und wahren Ausdruck Diderots vor: „Das Leben der heiligen Therese wird ganz ausgesprochen durch das Wort: Liebe!“

Doch verlassen wir Spanien.

Wir sind in Paris. Was für ein Tumult auf den Straßen! Welcher Waffenlärm auf dem Pflaster! Welche ununterbrochenen Verwünschungen, Drohungen, Flüche in der Luft! Hier eine Gruppe, in deren Mitte ein Vignist, mit federgeschmücktem Barett, spricht, indem er sein Schwert schwingt, das noch von dem Blute der Calvinisten geröthet ist; dort eine andere Zusammenrottung, welche katechisirt, das Bild Christi in der einen, den Dolch in der andern Hand; ein härtiger Mönch, roh und bleich, ganz angefüllt mit Sprüchen, die er der heiligen Schrift entlehnte, ganz vollgestopft von Flüchen, die er in den Straßenrinnen aufsammete. Weiterhin wieder Menschen, die laufen, Staunen und Freude in ihren Zügen und die flüchtig, wenn sie Andern begegnen, die Worte zurufen:

„Wißt Ihr schon die Neuigkeit?“

„Ja; er ist todt.“

„Dem Satan Deine Seele.“

„Und seine Seele?“

„Wir werden sehen!“

Doch ein Mann vertieft sich in die verschlungenen und kothigen Straßen der Cité. Diesen Mann kennt ganz Paris. Für Einige ist er ein Teufel, für Andere ein Heiliger. Die Menge strömt seinen Schritten nach und bildet sein Gefolge. Er überschreitet den Vorplatz von Notre-Dame und pflanzt sich stolz auf der letzten Stufe der alterthümlichen Kathedrale auf. Er ist von hohem Wuchs und nicht mehr jung. Seine Augen sind eingefallen, seine Backen fleischlos; gefurcht und gelb, gleicht seine Stirn einem Stück alten Pergament. Er ist gekleidet in eine große schwarze Robe mit einer Kapuze und trägt ein weißes Bischofsmäntelchen. Ein schwarzes Scapulier hängt über seine Brust herab. Der wollene Strick, der seine Hüften umgürtet, hängt neben einem Rosenkranz und einem langen Dolche ohne Scheide. Er erhebt seinen Dolch, schwingt ihn über dem Kopfe und ruft mit begeisterter Stimme:

„Meine Brüder!“

Bei diesen Worten, diesem Ton, diesem Ausrufe drängt die Menge sich dicht um ihn; dann tritt tiefes Schweigen ein.

„Meine Brüder“, nimmt er wieder das Wort, „dankt Alle mit mir dem eifersüchtigen und starken Gotte, dem Gotte Eurer Väter, welcher mitten in seinem Heer, wie einen zweiten Holofernes, den furchtbarsten Feind geschlagen hat, den Eure Sache, welche die Kirche ist, besaß.“

Und nun erzählt er ihnen, mit Nebenbemerkungen über alle Einzelheiten, die Ermordung Heinrichs III. in Saint Cloud durch Jakob Element, „ein heiliger Märtyrer“, sagte er, „welchem alle Segensprüche der Erde, alle Freuden des Himmels gebühren.“

Dann fordert er sie auf, eher zu sterben, als jemals einen Vertrag mit der Ketzerei abzuschließen, die er unter den Zügen Heinrichs von Bearn darstellt, welcher ihnen mit den Waffen in der Hand einen Thron streitig macht, auf den Gott nicht will, daß er sich setze.

Und die Menge jubelte Beifall, wie nur sie es versteht.

Dieses Gekrei hindert den Bearner indeß nicht, auf den Thron zu steigen und einer der größten Könige unserer Geschichte zu werden.

Der Mann mit dem Kreuz und dem Dolch war Niemand anders als der Prior der Carmeliter von Paris, wie man weiß, der Hauptanstifter der Sechzehn während der Unruhen der Vigue. Sein Name ist bis zu uns gelangt. Er hieß der ehrwürdige Pater Le Hucl.

Heinrich IV. verbannte ihn, aber nach vier Monaten ermächtigte er ihn, in sein Kloster zurückzukehren.

Dieser Fürst verstand es, stets besser zu verzeihen, als zu belohnen. Er war undankbar und gnädig. Weniger verschwenderisch mit Zuvorkommenheiten und Liebkosungen gegen Die, welche seine Feinde gewesen waren, würde er vielleicht nicht unter dem Messer Navailles gefallen sein.

1604 hatte er von der Mutter Theresie von Avilla die Uebersehung ihrer reformirten Carmeliterinnen nach Paris erbeten und erlangt. Diese sechs Carmeliterinnen bildeten das seitdem berühmt gewordene Haus der Rue Saint Jacques.

Eines Abends im Jahre 1674 kniete in einer Zelle dieses Hauses vor dem Bilde der heiligen Jungfrau ein Weib, betete und weinte.

An diesem Abend gab es in Versailles ein Fest und Frau von Montespan war die Heldin dieses Festes.

Auch sie war die Heldin vieler Feste gewesen, jenes Weib, welches jetzt eine so tiefe Wunde im Herzen zu tragen schien.

Aber die Liebe des Königs hatte sich von ihr zurückgezogen und sie wollte nicht getröstet sein. *Noluit consolari.*

Wie anmuthig war sie noch, ungeachtet der Blässe, die ihr Gesicht bedeckte, von dem die unter Thränen verwelkten Rosen entflohen waren! Wie reizend in ihrer Melancholie! Es war der göttliche Ausdruck ihrer Züge, der himmlische Reiz, der sich über ihre ganze Person verbreitete, welcher La Fontaine zu dem bekannten Verse begeisterte:

„Und die Anmuth schöner noch als die Schönheit.“

Am 30. Juni des nächsten Jahres fand eine große Feierlichkeit in der Capelle des Klosters statt. Die Elite des Hofes hatte sich hier versammelt.

Louise Franziska de La Baume le Blanc, Herzogin von Vallière, sollte ihr Gelübde ablegen. Sie empfing den Schleier aus den Händen der Königin.

Bossuet hielt die Predigt.

„Sie vollbrachte diese Handlung (ihr Gelübde), diese schöne und muthige Person“, schrieb am nächsten Tage Frau von Sévigné an ihre Tochter, „wie alle ihre Handlungen ihres Lebens auf eine edle und liebevolle Weise. Sie war von einer Schönheit, welche alle Welt überraschte.“

Zwischen der Schwester Maria von der Barmherzigkeit und der Welt bestand von jetzt an eine unübersteigliche Scheidewand.

Einige Jahre später schrieb Frau von Sévigné, die sie in Gesellschaft der Königin, welcher sie ein so rührendes Lobewohl sagte, besucht hatte, wieder an ihre Tochter:

„Sie hat in meinen Augen alle Reize, die wir ehemals an ihr sahen. Ich fand sie weder entstellt, noch gelb. Sie ist weniger mager und zufriedener; sie hat dieselben Augen und dieselben Blicke. Die Strenge der Lebensweise, die schlechte Nahrung und der Mangel des Schlafes haben sie weder erschöpft, noch niedergebeugt. Ihre eigenthümliche Kleidung raubte ihrer Anmuth und ihrem guten Aussehen nichts. Durch ihre Bescheidenheit ist sie nicht größer, als da sie der Welt eine Prinzessin

von Conti gab; aber das ist genug für eine Carmeliterin. In der That sind dieses Gewand und diese Zurückgezogenheit eine große Würde für sie."

Sechs und dreißig Jahre nach ihrem Eintritt bei den Carmelitern der Rue Saint Jacques lag die Schwester Louise von der Barmherzigkeit, seit lange schon die Beute grausamer Schmerzen, auf ihrem Bette ausgestreckt, — sterbend.

Die Thür ihrer Zelle öffnete sich plötzlich und eine Dame trat ein, welcher eine Novize vorausschritt, die sich sogleich wieder entfernte. Die Dame war groß und mußte ausgezeichnet schön gewesen sein. Die Jahre waren über ihr Haupt hingegangen, ohne diese Schönheit zu verbannen. Es war derselbe Schritt einer Königin, den man in den Tagen ihres Triumphes an ihr gekannt hatte, dasselbe schwarze, brennende, stolze Auge, dasselbe hochmüthige und geringschätzende Gesicht mit dem finsternen Anfluge, und überdies Alles, dasselbe eifersüchtige Weib, traurig gemacht durch getäuschten Ehrgeiz.

Langsam trat sie auf das Bett der Kranken zu. Diese, welche in Betäubung versunken war, hörte sie nicht. Ihre Augenlider blieben geschlossen.

Mehrere Minuten lang betrachtete die Frau mit einem Gefühl schmerzlichen Mitleides die entfärbte Stirn, bleich, als ob sie schon von den Schatten des Todes verschleiert würde; diese Augen, welche, nachdem sie so milde Blicke schleuderten, so viele blutige Thränen vergossen hatten: diese Wangen, jetzt so gelb und so eingefallen, die einst so frisch und so rosig gewesen waren; diesen Mund, dessen Lächeln sie so oft während der Dauer ihrer Herrschaft beunruhigte, denn sie besaß einen magischen Zauber, eine unwiderstehliche Macht; diesen Mund, von welchem der verschwenderische Fouquet einen Kuß mit allen seinen Millionen bezahlt haben würde.

Die Kranke hatte sich nicht gerührt.

Eine ihrer Hände hing zum Bette heraus.

Die Fremde ließ sich vor diese Hand auf die Knie nieder, nahm sie in die ihrige und heftete ihre Lippen darauf.

Die Kranke erwachte.

"Ha!" rief sie wie erschreckt.

"Ha!" sagte auch die Besuchende. Sie brach in Thränen aus.

"Sie hier, Madame!" flüsterte darauf die Kranke, indem sie auf die Unbekannte, welche noch immer weinte, ihre durch die Ueberrassigung und durch die Magerkeit ihrer Wangen weit vergrößerten Augen richtete.

"Ja, ich, Louise, ich, meine Schwester, die ich gekommen bin, Sie auf den Knien wegen all' des Bösen, das ich Ihnen zufügte, um Ver

zeihung zu bitten; ich, die ich gleich Ihnen litt, mehr als sie; ich, die er zurückstieß, demüthigte, verjagte, mit allen Bitterkeiten überhäufte!“

„Ach, ja, ich verzeihe Ihnen Madame, denn ich erinnere mich nicht mehr all' des Kummer's, den er mir verursachte, ich erinnere mich nur noch seiner Liebe; zehn Jahre des Glückes! Zehn Jahre, während welcher er mich keinen einzigen Wunsch hegen ließ! während welcher ich die angebetete Herrscherin seines Herzens war. Ach, ja, ich verzeihe Ihnen, Madame!“

„O ja, Sie können verzeihen, Sie, meine Schwester, denn sie haben, um sich in ihrer Verlassenheit zu trösten, die beiden schönen Kinder, die sie ihm schenkten und die er öffentlich für die Seinigen anerkannte. Aber mir hat der Tod meine Kinder geraubt oder sie sind ohne Namen auf dieser Erde, — Bastarde!“

Sie verbarg das Gesicht in ihre Hände!

„Meine Kinder?“ entgegnete die Kranke. „Haben Sie vergessen, daß eines derselben, mein Sohn, mir vor Courtenay bei seinem ersten Feldzug geraubt wurde, als er kaum sechzehn Jahre alt war?“

Und eine Thräne rann über ihre Wangen.

„O nein,“ sagte sie, indem sie ihre Thränen trocknete, „keine Thräne mehr, o mein Gott! Ich habe nur zu viel über den Tod eines Sohnes geweint, über dessen Geburt ich nicht genug geweint hatte.“

„Aber die Religion, die Sie von allen irdischen Dingen abzog, hat Sie ohne Zweifel auch von der Erinnerung dieses Mannes abgezogen, den ich noch immer liebe! — Sie lieben ihn nicht mehr?“

„Ich liebe ihn nicht mehr!“ rief die Kranke, indem sie sich in ihrem Bette emporrichtete! „Ich liebe ihn nicht mehr! O, warten Sie Madame, bis ich todt bin.“ —

Und sie sank erschöpft auf ihr Lager zurück.

Nachdem Frau von Montespan sie den Händen einer Schwester übergeben hatte, drückte sie einen Kuß auf ihre Stirn und ging. Am nächsten Tag war die Schwester von der Barmherzigkeit todt.

Alle Welt beweinte sie, selbst Frau von Montespan und Frau von Maintenon.

Der König allein beweinte sie nicht.

Die Klöster der Carmeliter und der Carmeliterinnen hatten sich in Paris und ganz Frankreich sehr vervielfältigt.

Es gab in Paris drei Arten von Geistlichen dieses Ordens:

Die Carmeliter kurzweg, die ihr Kloster auf dem Maubert hatten; während der Revolution wurde es zu einer Markthalle und einer Kaferne gemacht.

Die Billet-Carmeliter, deren Kloster in der Rue des Villettes

lag. Es war auf dem Platz vom Hause des Juden Jonathas erbaut worden, der unter der Regierung Philipp August's auf die Anklage, eine geweihte Hostie profanirt zu haben, lebendig verbrannt wurde.

Die entschulten Carmeliter, welche ihr Kloster in der Rue de Baugirard hatten.

Diese letzteren, welche in Frankreich nur vom Jahre 1605 datirten, zählten damals in dem Königreiche fünfundvierzig Anstalten unter der Leitung des Generals der sogenannten Congregation von Italien.

Dieser General hatte die Oberaufsicht über alle Häuser seines Ordens, die in Europa nicht von dem General der Congregation von Spanien abhingen, der den Befehl über sechs Provinzen hatte.

Die Carmeliter blieben der heftigen Bewegung, welche nach dem Tode Ludwig XIV. vorging, nicht fremd. Sie entzogen sich aufs Neue durch alle Mittel den heilsamen Zügeln der Regel, um sich in alle Excesse zu stürzen. Die elegante Verwirrtheit an dem Hofe des Regenten und Ludwig XV. steckte sie auch an. Unter den Stoßbalken der Encyclopädie stürzte jeder heilige Glaube der Vergangenheit, die Mauern, in welche Luther bereits eine Breche gelegt hatte, zusammen. Der Glaube wurde eine Vächerlichkeit. Es gehörte zum guten Ton, sich einen Theist oder Atheist zu nennen und um sich auf der Bahn zu ermuthigen, welche alle mit geschlossenen Augen verfolgten, sagte sich Jeder, wie der König des Hirschparkes: „Das wird wohl so lange dauern wie ich.“

In einer Nacht der Fastenzeit von 1758 begegneten sich zwei Männer auf einem der Gänge von Fort-l'Évêque — damals dem gewöhnlichen Gefängnisse des Clerus und der Schauspieler.

„Sieh da!“ rief der Eine.

„Ei Du bist es?“ entgegnete der Andere.

Und sie umarmten sich.

„O, wie glücklich bin ich, Dich wieder zu sehen!“ sagte der Erstere, welcher gesprochen hatte.

„Glücklich! ich auch, aber noch mehr verwundert.“

„Vorüber? Ueber unser Beegnen?“

„O nein; aber über Deine Tracht.“

„Und was soll ich erst von der Deinigen sagen?“

„Vor zehn Jahren hattest Du nur den einen Wunsch, die Bretter in der Kleidung Frontins zu besteigen.“

„Vor zehn Jahren kanntest Du keinen andern Ehrgeiz, als in einer Mönchskutte die Psalmen zu singen.“

„Ja, das ist wahr; aber was willst Du; das Schicksal führt uns.“

„Lassen wir uns führen. Aber, welches Verbrechen hat dich denn hierher geführt? Erzähle mir das.“

„Man behauptet, ich hätte es an Ehrerbietung gegen die Herren vom Parlamente mangeln lassen, die mir gestern Abend ihre Achtung bewiesen, indem sie mich ausspiffen. Ha, welches Auspfeifen! Die Trompeten, welche die Mauern Jerichos niederwarfen, können nicht schmetternder gewesen sein. Und Du?“

„Ich wollte diese Nacht ein Fest feiern.“

„In einer Fastennacht?“

„Wo läge das Verdienst, wenn es nicht eben eine Fastennacht wäre?“

„Allein.“

„O, nein, sacreb — wir waren unser Zwölf; — sämmtlich jetzt auf Befehl des Königs eingekastelt.“

„Es war also eine Partie ganz in der Regel, eine Orgie in großem Styl?“

„O die verfluchten Bogenschützen, die uns verhaftet haben! Wenn ich daran denke, wünsche ich sie zu allen Teufeln. Denke Dir, mein Lieber, daß man in unseren Zellen zwanzig Rebhühner, zwölf Becassinen, Pasteten und vierzig Flaschen Wein von den besten Gewächsen weggenommen hat, die Liqueure noch ungerechnet.“

„O schweig! schweig! der angenehme Geruch aller dieser Gerichte und aller dieser Weine steigt mir in die Nase, wenn ich nur davon höre. Aber, guten Abend. Ich spiele morgen in einem neuen Stück und bis jetzt kennt nur noch der Souffleur meine Rolle. — Ich scheue die Pfeifer!“

„Gute Nacht! Angenehme Träume!“

„Danke. Ich werde von Martin träumen.“

Beide trennten sich.

Aber auf den Wänden des Saales dieser großen Orgie des 18. Jahrhunderts erschienen plötzlich mit dem Finger Gottes geschrieben die Worte, welche verkündeten, daß die Stunde zur Sühne gekommen war.

Gleichviel! Die Becher sind gefüllt, sie müssen geleert und dann wieder gefüllt werden.

Schon dampft der Vulkan; man fühlt dumpf unter seinen Füßen den Boden arbeiten, auf dem man geht, aber, welcher Ausweg zeigt sich, um zurückzuweichen oder zu entfliehen?

1789 geht über Frankreich auf, — eine strahlende Morgenröthe, welcher ein so finsterner Tag folgen sollte.

Die Constituante hob die Gelübde auf, unterdrückte alle religiösen Corporationen. Kaum erhalten einige Mönche, gebleicht unter der

Mutter, die Erlaubniß, fern in der Welt zu sterben, an die Nichts mehr sie fesselt. 1792 schlägt an der Uhr dieser Revolution. Man nimmt dem Volke den Maulkorb ab, man läßt es los, — wie einen Löwen in dem Circus, — auf Alles, was er zu fürchten und zu ehren abgerichtet worden war: — auf den Clerus, den Adel, das Königthum!

Der Thron bricht zusammen in dem Blute des 10. August. Auf dem Platze Ludwigs XV. erscheint etwas Rothes gegenüber von etwas Anderem, ebenfalls Rothem. Es sind die Guillotine und die Bildsäule der Freiheit, die einander anblicken. Auf dieser Guillotine wird Ludwig XVI. seinen Kopf lassen. Aber die Klöster haben zu den Waffen gegriffen. Unsere Grenzen werden überschritten; Longwy capitulirt; die Preußen sind in Verdun. Paris steht auf; Paris zittert. Die Versammlung spricht davon, zwischen die feindlichen Bajonnette und ihre Rathungen — die Voire zu legen.

Ein fürchterlicher Gedanke entstand da in dem fürchterlichen Kopf eines Menschen, der der Angeber aller großen revolutionären Maßregeln wurde.

Danton gewann die Ueberzeugung, daß das Vaterland nur durch das Mittel einer Krisis gerettet werden könnte, welche durch einen heilsamen Schrecken hervorgerufen würde, und er befahl die Missethäter des September.

Am 2. September zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags begann das Gemetzel an den Eingang der Rue de Bussy. Zehn Priester wurden auf ihrem Wege in den Wagen ermordet, die sie nach der Abtei brachten.

Um sechs Uhr war noch Alles ruhig in der Rue de Banguirard, in der Nähe des Klosters der Carmeliter, das seit kurzer Zeit in ein Gefängniß verwandelt wurde und jetzt mit allen Mönchen dieses Ordens angefüllt war, die ihr Gelübde nicht hatten brechen wollen, sowie mit Geistlichen jeden Ranges. Aber bald ertönte ein Schuß in dem Innern des Klosters, dann ein zweiter, dann ein dritter, gefolgt von Schmerzensrufen, von Seufzern und erstickten Klagen. Das Blut floß; aber der Tag ging zu Ende. Man mußte sich beeilen.

Alle Ueberlebenden wurden mit flachen Säbelhieben in die Kirche getrieben, und man jagte sie dann einen nach dem andern in den Garten hinab über eine Seitentreppe; am Fuße derselben ermordete man sie, so bald sie sich zeigten.

Um acht Uhr war Alles vollbracht.

Ein gewisser Cérat hatte die Niedermetzelung der Carmeliter, die bei verschlossenen Thüren vollbracht wurde, geleitet.

Unter seinem Befehle hatte er etwa hundert junge Leute, die kaum die Bänke des Collegiums verlassen hatten, und sammtlich die rothe

Mütze, eine Halsbinde, einen Gürtel und eine Weste von gleicher Farbe trugen.

Das waren die Männer der Elite: Die rothen Brüder Danton's.

In der Wüste wurde der Orden der Carmeliter geboren und wuchs heran; die ersten Tage seines Lebens wurden dem Fasten, den Nachtwachen, der Zurückgezogenheit gewidmet. Er kannte nichts von dieser Welt; der Lärm der Städte erstarb an dem Fuße des Berges, auf dem er seine strenge Zelle erbaut hatte. Die ersten Carmeliter waren demüthig, fromm und heilig, wie die ehemaligen Einsiedler der Thebäide, sie stillten ihren Durst mit dem Wasser der Quellen; aus Kräutern und Wurzeln bestanden ihre Mahlzeiten: — ihr Leben war ein unablässiges Streben zum Himmel.

Nach und nach ließen sie nach in der Strenge ihrer Regel; die verborgene und entsagungsvolle Existenz wurde ihnen lästig. Die Verderbtheit und die Habgier drangen ein in das Kloster.

Der Schutzengel des Berges Carmel wendete den Kopf ab, vergoß Thränen, entfaltete seine Flügel und schwang sich empor zu Gott.

Als der erste Schritt gethan war, gingen die Carmeliter rasch vorwärts auf dem Wege der Verderbniß, der sich vor ihnen öffnete. Bald erbaten und erlangten sie Milderungen ihrer Regel und Dispensen. Das Schisma, welches so lange die Kirche des Occident's trennte, brach aus; Alles nahm Theil an diesem heißen Kampfe; die Carmeliter stürzten sich kopfüber hinein.

Die bürgerlichen Zwistigkeiten folgten dem Schisma, und die Ketzerei trat an die Stelle des Krieges.

Die Arbeit und die Armuth wurden verworfen in den Klöstern; Müßiggang und Reichthum drangen in dieselbe ein; eine profane Neugier entthronte die ehemalige mönchliche Einfachheit; die Verschwendung und Gottlosigkeit fand Asyl und Beschützer. Anfangs eingeschlossen in den Umfang der Klöster verbreitete die Unordnung sich allmählig auch nach Außen und bald verlangte die öffentliche Stimme voll Unwillen die Unterdrückung der Klöster.

Die Carmeliter wollten gegen die übrigen geistlichen Orden nicht zurückbleiben; — durch die Thür, durch welche sie Sammlung und Gebet verjagten, ließen sie die Lrgien und die Schamlosigkeiten herein. Ihre Zellen, ehemals der Aufenthalt der Gottbejahung und der Buße, verwandelten sich in Lupanarien, und ihren Namen trifft als ewige Züchtigung die Verühmtheit der Schande.

„Wer durch das Schwert gerichtet, der soll durch das Schwert sterben“, sagt der Evangelist.

Diese Prophezeiung hat sich verwirklicht für den Orden des Berges Carmel. Der Degenstoß eines Edelmannes rief die Carmeliter in das Leben; — sie starben an dem großen Degenstoße, welcher ihnen im Jahre 1792 die französische Revolution versetzte. *)

*) „Die Krakauer Kloster-Gräuelthat“ und „die Nonnen von Gnadenzell“ erscheint in den späteren Lieferungen.





III.

Das Jesus-Kloster in Rom.

Im Jahre 1521 wollte Frankreich Navarra von Spanien zurückerobern.

Beide Nationen griffen zu dem Schwerte.

Ein ehemaliger Page Ferdinands V., ein Edelmann aus Biscaya, dessen Jugend ausschweifend und im höchsten Grade weltlich gewesen war, kämpfte bei der Belagerung von Pampeluna tapfer unter den Befehlen des Herzogs von Navarra.

Ein Stück von einer Haubitzgranate zerschmetterte ihm das rechte Bein.

Während seines darauf folgenden langen Krankenlagers gab ein Zufall ihm „das Leben der Heiligen“ in die Hände.

Er las dies Buch, und wurde durch dasselbe erwärmt, ergriffen, exaltirt. Die Nebel, welche seine Blicke umhüllten, schwinden plötzlich; es wird vor ihm Licht. Die Größe Gottes ist ihm offenbart.

Die Klöster der Christenheit.

Raum ist er genesen, und schon wirft er seinen Helm, seine Rüstung, sein Schwert weit von sich; er legt die Rutte und die Sandalen des Pilgers an und wandert nach Manreza.

Sein Leben der Buße beginnt.

Das Hospital der Stadt ist überfüllt mit Bettlern und Kranken; alle Leiden, alles Elend gibt sich in demselben die Hand; die Luft, die man hier einathmet, ist Gift; aber nichts schreckt ihn zurück, und er tritt nun in das Hospital.

Hier kleidet er sich in ein härenes Gewand; eine eiserne Kette lastet auf seinen Hüften; er lebt nur von Brod und Wasser; er fastet seinen Körper und bringt einen Theil seiner Tage und Nächte unter Reue und Gebeten hin.

Zuweilen begegnete man ihm in den Straßen von Manreza, niedergebengt auf einen Stab, bleich, mit Lumpen bedeckt.

So blieb er vor den Thüren stehen und erbettelte von der öffentlichen Miththätigkeit ein Stück schwarzes Brod, das er dann mit seinen Schmerzensbrüdern theilte.

Selten nur gewährte man seine Bitte; gewöhnlich jagte man ihn fort und die Kinder zeigten mit Fingern auf ihn, verfolgten ihn durch die Straßen, warfen mit Steinen nach ihm, und das Alles entlockte seinem Munde keine Klage.

Er segnete in seinem Herzen Gott und verfolgte seinen Weg.

Indeß verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß unter dem demüthigen Bettlergewande ein Edelmann verborgen sei.

Sogleich verließ er Manreza, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte.

Er fand in einem Berge eine Höhle; in diese trat er ein, und hier wollte er seine Werke der Buße vollenden.

Seine Kräfte erschöpften sich, seine Gesundheit wich, aber der Muth verließ ihn nicht. Er verdoppelte seine Lasten, er vermehrte seine Kasteiungen.

Eines Tages endlich fand man ihn ohnmächtig in seiner Zufluchtstätte und als er wieder zur Besinnung kam, erblickte er sich auf's Neue ausgestreckt auf einer elenden Matrage des Hospitals von Manreza.

Da begann er zum ersten Male das Glück zu beklagen, dem er Vebewohl gesagt hatte — das Schloß seines Vaters, in welchem Luxus und Reichthum herrschten, — die grünen Fußpfade, auf denen er sich ehemals mit seinen goldenen Träumen trug — seine Liebchaften an dem Hofe Spaniens — seine Pläne des Ruhmes und des Ehrgeizes.

Darauf stieg er in sich selbst hinab und richtete an sich die Frage, ob die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht zu schwer für ihn sei, und

das Kloster der Dominikaner, wohin er sich flüchtete, antwortete ihm mit einem: „Nein!“

Dennoch war der alte Mensch in ihm noch nicht besiegt.

Wie groß auch seine Thatkraft, seine Entschlossenheit sein mochten, kann der Mensch sich doch nicht so schnell seiner Individualität entkleiden. Das Herz hat gleich dem Volke seine Revolutionen, und eben so wie das Volk triumphirt es erst nach vielen geheimnißvollen Krisen, nach zahlreichen verzweigungsvollen Kämpfen.

Seit drei Monaten hatten die Pforten des Klosters der Dominikaner in Manreza sich hinter dem Edelmann aus Biscaya geschlossen. Bald versiel er in eine finstere Melancholie; Zweifel bestürmten seine Seele; sein Glaube wankte und eines Tages faßte er den verbrecherischen Gedanken des Selbstmordes.

Ueber sich selbst dadurch erschrocken, warf er sich nieder vor dem heiligen Bilde Christi, und als er sich wieder erhob, fühlte er sich stark, fühlte er sich unbesieglich.

Von diesem Augenblicke an, gab es für ihn keine Kämpfe, keine Niederlagen mehr, zum zweiten Male hatte sein Muth ihn verlassen; aber es sollte das letzte Mal sein.

Zwei Jahre sind verflossen, da verläßt er die Dominikaner und macht sich auf die Wanderung nach Jerusalem.

Endlich erreicht er das gelobte Land.

Er wirft sich nieder auf den Boden und küßt ihn mit Entzücken.

Er sieht den Jordan; er ersteigt den Delberg, er gibt den Sarcenen seinen Mantel, um von ihnen das Recht zu erlangen, an dem heiligen Grabe beten zu dürfen.

Hier an diesem Grabe hat er eine Vision und Christus — ganz im Glorienscheine — deutet ihm mit dem Finger nach dem Orient und sagt dabei:

„Der sei Dein!“

Jetzt hat sein Leben ein Ziel. Er wird sich zum Streiter für den Sohn Gottes machen, aber seine Waffe soll nicht das Schwert, sondern das Wort sein.

Mit der Hilfe des Wortes wird er durch einen gewaltigen geistigen Kreuzzug alle Völker des Orients besiegen.

Der Büßer endigt. Der Prophet beginnt.

Aber kaum kann er geläufig lesen, kaum seinen Namen unterzeichnen, und um lehren zu können, muß er wissen.

Nun wohl, er wird nach Europa zurückkehren.

Vier Jahre lang besucht er die Universitäten Spaniens. Er studirt die lateinische Sprache, die Redekunst, die Physik, die Metaphysik; er

erbleicht über seinen Foliobänden; er müht sich mit der Didactik ab: er übt sich in den Controversen.

Doch die Inquisition wird besorgt, wegen einer unbekannten religiösen Doctrin, die er zu lehren beginnt.

Die Inquisition zeigt ihm in der Ferne ihre Kerker und Scheiterhaufen und im Jahre 1528 verläßt der siebenunddreißigjährige Schüler abermals sein Vaterland.

Er geht nach Paris, zu Fuß, sich den ganzen Weg fort bettelnd, auf dem nackten Boden schlafend, aber aufrecht gehalten durch den Glauben an die Größe seiner Sendung.

Nach Paris gelangt, verfolgt er seine Schulwissenschaften in dem Collegium Montaigu, seine Philosophie in Saint-Barbe und seine Theologie bei den Dominikanern.

In Saint-Barbe hat er sechs Männer getroffen, sechs enthusiastische Herzen — die sechs Säulen, auf die er das Gebäude seiner neuen Lehre gründen wollte.

Diese sechs Männer waren:

Pater Lefèvre, dessen Brüder arme Bauern in Savoyen waren, und der in seiner Kindheit die Ochsen gehütet hatte.

Jakob Laynez, dessen Geburtsort Almazan in dem Bisthum Sigüenza ist. Er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, und schon belehrte sein beredtes Wort von einem philosophischen Lehrstuhle herab die Jugend der Schulen, klärte sie auf, riß sie fort.

Alphons Salmeron, geboren in der Gegend von Toledo, kaum achtzehn Jahre alt, der aber schon Latein, Griechisch und Hebräisch so rein sprach, wie das Spanische.

Rodrigo Azevedo, ein portugiesischer Edelmann.

Nicolaus Alphonso, von seinen Classen Genossen Bobadilla genannt, von dem Namen seines Geburtsortes, einem kleinen Flecken, zwei Stunden von Valencia entfernt; und

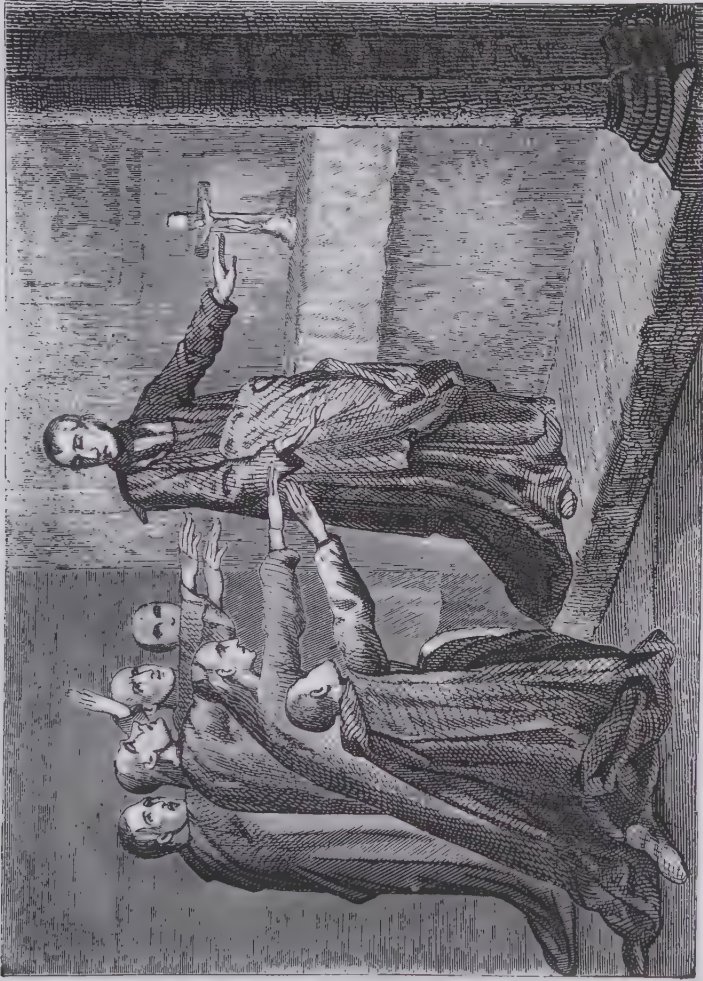
Franz Xaver von Navarra, welcher durch seine Mutter von dem alten Hause der Alpiliqueta abstammte und durch seinen Vater von dem berühmten Geschlechte der Giasfi.

Franz Xaver war einer von den Schöngeistern der Akademie, kühn, unternehmend, ehrgeizig; er sah in der Kirche nichts, was ihm nicht erreichbar gewesen wäre.

Franz Xaver träumte schon damals den Cardinalsstuhl und sollte später der große Apostel Indiens werden.

Ignaz von Loyola nahm sie bei Seite und theilte ihnen seine geistigen Exercitien mit, die er geschrieben hatte.

Die Vorlesung dieses eigenthümlichen Buches regte sie auf, ent



zündete, verwunderte sie, sie verneigten sich vor diesem Menschen, der jo eben noch ihresgleichen gewesen war.

Doch das reichte für ihn nicht hin.

Die nächsten Tage führte er sie hinaus vor die Stadt auf die Höhen des Montmartre.

Es war dunkel und die Kirche noch nicht geschlossen, er führte sie hinein.

Sie glitten schweigend und geheimnißvoll an den Säulen hin, beleuchtet von dem Scheine einer Lampe, die von dem Gewölbe herabhing.

Sie näherten sich dem Altare. Sie erstiegen die Stufe desselben. Sie standen vor dem Tabernakel.

Da gab der Meister ein Zeichen und Franz Xaver, Peter Lefèvre, Jakob Lahnez, Alphons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Rodrigo Azavedo, legen feierlich ihre Hände auf ein Christusbild.

Dann erheben ihre Blicke sich zum Himmel und mit begeistertem Gesichte schwören sie dem, welchen sie zu ihrem Oberhaupte erwählen, Ergebenheit und Gehorsam.

Er selbst aber blieb während dieses Auftrittes ruhig, sogar kalt. Kein Blitz zuckte aus seinen Augen, kein Wort entquoll seinem Munde.

Sein Herz klopfte nicht schneller: Er sah, — er beobachtete, — er hörte, — er dachte!

Sie verließen die Kirche, sie wollten sich trennen.

„Binnen zwei Jahren auf den heutigen Tag in Venedig!“ sagte der Meister zu ihnen.

„Binnen zwei Jahren auf den heutigen Tag in Venedig!“ antworteten die Schüler.

Sie verneigten sich vor ihm, küßten ihm ehrerbietig die Hände und jeder von ihnen kehrte allein nach der Stadt zurück.

Zwei Jahre sind verflossen.

Wir befinden uns in Venedig, auf dem Sanct Marcus-Platz.

Es ist noch nicht Tag, aber auch nicht mehr Nacht.

Der Mond erlischt allmählig an dem Himmel; die Sterne erbleichen; der Platz wird hell.

Die großartige Basilika zeigt sich. Von der Höhe des Glockenthurmes herab erschallt der Schlag der fünften Stunde.

Die Sonne steigt über dem Rido empor; die Kuppeln der Kirchen funkeln; die Pfeiler blitzen; die Thürme glühen; die Lagunen scheinen in Feuer zu stehen: Es ist Tag! Venedig schlummert noch.

Horch! das ist der Ruder Schlag einer Gondel. Das Boot naht. Ein Mann steigt aus demselben. Jetzt steht er auf dem Platz. Was sucht sein Blick? Was erwartet er zu dieser Stunde?

Er setzt sich auf die oberste Stufe der Treppe zu dem Dome; sein Blick scheint einzudringen in die unbekannten Tiefen der erwachenden Stadt.

Welches unbestimmte Gefühl der Neugierde, des Staunens ergreift Euch denn bei dem Anblicke dieses Mannes?

Ihr wollt ihn noch näher sehen. Ihr betrachtet ihn fortwährend.

Seine hohe Stirn ist von Runzeln durchfurcht, seine Wangen sind eingefallen, sein Kopf ist kahl. Er ist vielleicht fünfundvierzig Jahr alt, aber er sieht aus wie ein Greis, den die Strenge des Klosterlebens aufgerieben hat. Sieht er Euch aber an, dann fühlt ihr Euch geblendet durch seinen Blick.

Unwillkürlich senkt Ihr vor ihm die Augen.

Indeß hat Venedig sich erhoben.

Gondeln gleiten unter dem finstern Bogen der Zeuzerbrücke hin. Fremde ersteigen die Marmortreppe der Piazzeta, venetianische Edle gehen dem maurischen Säulengange des herzoglichen Palastes entlang: die Uhr verkündet die siebente Stunde.

Gleichgiltig gegen all diesen Lärm, all diese Bewegung rings um ihn her, sitzt der bezeichnete Mann noch immer an derselben Stelle wartend, sinnend.

Plötzlich erhebt er den Kopf.

Ein Pilger steht vor ihm.

„Jakob Vahnez!“ sagt er.

„Und die Anderen, Meister?“

„Die Sonne ist noch nicht untergegangen!“ entgegnet dieser.

Und wieder versinkt er in seine Träumerei.

Jakob Vahnez hat sich einige Schritte von ihm entfernt niedergesetzt:
— unter ihm.

Es ist Mittag.

Ein Bettler schreitet über den Platz, ersteigt die Stufen der Kirchentreppe und nähert sich dem geheimnißvollen Manne.

„Hier bin ich, Meister!“ sagt er.

Und Alphonse Salmeron tritt zu Jakob Vahnez.

Es hat vier Uhr Nachmittags geschlagen. Der Mann sitzt noch immer an demselben Orte.

Einige Schritte von ihm — unter ihm sprechen fünf Männer, halb Pilger, halb Bettler, mit einander und streiten sich, aber mit leiser Stimme, ohne Zweifel aus Furcht, das tiefe Nachdenken des einsamen Träumers zu stören.

Die Sonne ist verschwunden; die Nacht ist angebrochen.

Der Mann steht auf. Die fünf Anderen erheben sich ebenfalls. Sie steigen zu dem Platze hinab; sie wollen sich entfernen.

Erschöpft, keuchend, mit Lumpen bedeckt, mehr sich schleppend als gesund, tritt ein Reisender ihnen entgegen. Sie bleiben stehen.

„Franz Xaver, sei willkommen!“ sagt der Meister.

Und ohne ein Wort zu sprechen, sinken alle Sieben zu gleicher Zeit nieder auf die Knie, mitten auf dem Sanct Marcus-Platz und danken in ihrem Herzen dem Himmel, daß er sie an dem feierlichen Tage des Zusammentreffens Alle vereinigt hat.

Wieder ist ein Jahr verflossen. Sie sind nicht mehr in Venedig, welches sie zu Priestern geweiht hat. Sie kommen nach Rom und überreichen dem Papste den Plan zu ihrem Institute.

Paul III. genehmigt und bestätigt am 27. September 1540 durch die Bulle *Regimini militantis Ecclesiae*, unter dem Namen der Gesellschaft Jesu — von dem Namen der Kirche, die er ihnen in Rom verleiht — den neuen geistlichen Orden.

Am 22. April 1541 wird der ehemalige Page Ferdinands V., der ehemalige Capitain der Citadelle von Pampeluna, der ehemalige Bettler von Manreza, der ehemalige Pilger der Einöden Judäas, der ehemalige Schüler von Salamanca und Sainte-Barbe, Ignaz von Loyola, zum General des von ihm gestifteten Ordens der Jesuiten ernannt.

So sind wir denn zu der dritten Umwandlung Loyola's gelangt.

Mit dreißig Jahren ist bei ihm der Enthusiast an die Stelle des Soldaten getreten; mit fünfzig Jahren soll der Enthusiast zum Politiker werden.

Keine Kasteiungen mehr, kein Fasten, keine frommen Pilgerfahrten, keine glühenden Verzücungen: Man suche anderwärts den Asceten der Höhle von Manreza; hier ist er nicht mehr.

Hat der ehemalige Wüstling vom Hofe Ferdinands V. übrigens nicht hinlänglich durch eine lange und strenge Buße die strafbaren Verirrungen seiner Jugend gesühnt?

Der Pilger nach Jerusalem ist todt, und wird in Rom durch eine Bulle Pauls III. als oberstes Haupt des Jesus-Klosters zu neuem Leben wiedergeboren.

Ehemals strebte Ignaz von Loyola in seinen Träumen des Ruhmes und der Größe nach dem Commando eines Heeres. — Nun wohl, jetzt ist er General.

General! Aber wo sind seine Streiter? Wo ist sein Heer? Denn sind etwa die sechzig Mönche ein Heer, welche der Papst ihm unter seiner Fahne anzuwerben erlaubt hat?

Wartet!

Ein zweites Breve Pauls III. gestattet allen Denen in die Gesellschaft Jesu einzutreten, welche derselben anzugehören wünschen.

Ignaz von Loyola stampft nun mit seinem Fuße auf die Erde: von Italien, von Deutschland, von Frankreich, von Portugal, von Spanien eilen unbekannte Männer, die sich um ihn reihen und zu ihm sagen:

„Was erwartest Du von uns?“

Er hat ein Heer gewollt; er besitzt es!

Was wird er damit beginnen?

Einen Monat lang bleibt Ignaz eingeschlossen in seiner Zelle. Pan nez, Salmeron, Xaver, Azavedo haben an seine Thür geklopft, und diese hat sich nicht vor ihnen geöffnet. Sie blicken einander voll Besorgniß an, und fragen sich, welche neue Bußung der Meister sich auferlegt hat.

Dringen wir mit einander ein in das enge, finstere, kalte Gemach.

Ein hölzerner Schemel, ein Tisch, eine Lagerstätte, ein Kreuzifix bilden die ganze Einrichtung.

Aufrecht neben dem Fenster sieht ein Mann, regungslos, die Arme über der Brust gekreuzt. Das ist Ignaz von Loyola. Tausend Gedanken bewegen ihn.

Plötzlich heitert sein bleiches Gesicht sich unter dem Einflusse irgend einer inneren Eingebung auf. Er thut einen Schritt; er nimmt ein Papier. Es ist eine Karte, welche die Erde darstellt.

Er setzt sich vor dieselbe. Eine Stunde ist verflossen und noch beugt er sich über diese Karte, über diese Welt, welche in einen so kleinen Raum eingeschlossen ist. Sein Gedanke kann sich von ihr nicht losreißen, seine Blicke verschlingt sie.

Vor ihm erhebt sich Indien, wohin sich Vasco de Gama, welcher das Cap der guten Hoffnung umschiffte, einen Weg über Afrika gebahnt hat; — Amerika, welches Christoph Columbus entdeckte; — Deutschland, wo Martin Luther, der die Bulle des Papstes verbrennen ließ, verwegen die Reformation predigt; — die Schweiz, von wo Calvin die Abschaffung der Klostergelübde fordert, die Aufhebung des Ablasses, der Messe und jedes äußern Cultus.

In der alten Welt erblickt er die Religion, welche zusammenbricht und die neu aufgeführt werden muß; — in der neuen Welt den Gözendienst, der herrscht, der aber vernichtet werden muß; auf allen Seiten das Wort Gottes zu lehren.

Aber welcher Mensch, welcher Kiese, welcher Apostel, würde es wagen, dies Werk allgemeiner Wiedergeburt zu unternehmen?

Er wird es sein. Für sich allein fühlt er sich stark genug, Allen die Spitze zu bieten, gegen Alle zu kämpfen, und den Orient mit dem Occident durch das Christenthum zu vereinigen.

Wahrlich, wenn jemals ein Plan großartig, kühn, erhaben war,

so ist es dieser! — der riesenmäßigste, der jemals in eines Menschen Gehirn entsprang.

Aber um diese Aufgabe zu vollbringen, ist die Kraft eines heiligen Paul erforderlich, das Genie eines heiligen Augustin, und die göttliche Liebe Christi zu dem Menschengeschlechte.

Erdrückt durch die ungeheure Größe des Planes, den er geträumt hat, senkt er den Kopf; geblendet durch den Glanz der Erfolge, die er erwartet, schließt er die Augen.

Aber er vermag es nicht, an einer und derselben Stelle zu bleiben; er erhebt sich bebend, öffnet seine Zelle und erblickt vor der Thür derselben seine Schüler, die ihn erwarten.

Er tritt mitten unter sie, und ohne ein Wort an sie zu richten, verläßt er das Jesuskloster.

Er schreitet, vom Zufalle geleitet, durch die schweigenden Straßen Roms, — er ersteigt das Capitol, welches Cäsar drei Mal unter dem Beifallsjubel Italiens im Triumphwagen besuhr.

Da steht er neben dem tarpejischen Felsen, von welchem Manlius Capitolinus hinabgestürzt wurde!

Einen Fuß auf dem Capitol, den andern auf dem tarpejischen Felsen, bleibt Ignaz von Loyola voll Entsetzen stehen, und betrachtet gierigen Blickes die beiden tausendjährigen Colosse, welche sich neben ihm erheben, der eine zu seiner Linken, der andere zu seiner Rechten.

Und doch hat er beide zwanzig Mal gesehen, seit er in Rom ist; aber kaum richtete er bisher auf sie einen zerstreuten Blick!

Ja; aber heute befragt er sie nicht mehr mit den Augen des Körpers, und diese beiden großen Trümmer erscheinen ihm als das doppelte Symbol des Triumphes und des Sturzes.

Aufrecht stehend zwischen den beiden Bergen, zwischen den beiden Abgründen, wagt er weder einen Schritt vorwärts zu thun, noch einen rückwärts; er starrt nur immer vor sich hin!

Der Enthusiast von Manreza würde sich das Gesicht verhüllt haben; aber es gibt hier keinen Enthusiasten mehr!

Ignaz von Loyola ist wieder Mensch geworden. Alle bösen Leidenschaften, die in ihm schlummerten, erwachten plötzlich; — sein Blut brennt; — sein Kopf gährt!

Er versucht es, gegen die verborgene Macht, die auf ihn einstürmt, zu kämpfen; — er sträubt sich, — er stößt Geschrei aus; — er ruft den Namen des Herrn an; — er will fluchen, aber er fühlt sich wie an den Boden genagelt.

Schweiß bedeckt seine Stirn; seine Brust leucht. — Er will noch eine letzte Anstrengung versuchen; — erschöpft sinkt er zu Boden.

Da flüstert eine Stimme, deren Zauber unwiderstehlich ist, ihm in das Ohr: „Sieh!“

Plötzlich erblickt Ignaz von Loyola, wie in einem Spiegelbilde, zu seinen Füßen alle Königreiche der Erde aufgereiht: Indien mit seinen goldreichen Flüssen, Portugal mit seinen Meere durchschneidenden Handelsflotten, Amerika mit seinen Urwäldern und seinen freien Bevölkerungen, Spanien mit seinen Colonien, Deutschland mit seinen getheilten Staaten, England mit seiner es bereichernden Industrie, Frankreich mit seinen Universitäten, Italien mit dem Papste, welcher über die christliche Welt herrscht; und die Stimme flüstert ihm zu:

„Das Alles ist Dein, wenn Du es willst!“

Und eine andere Stimme, deren Ton strenge ist, antwortet darauf:

„Was sollte er damit anfangen?“

Und die erste Stimme fährt fort:

„Du würdest reich sein, geehrt, mächtig, gefürchtet; — du würdest in den Familien herrschen, bei der Jugend, bei dem Volke; — Du würdest theilnehmen an dem Rathe der Minister; — Du würdest Herr sein an den Höfen, Meister in den Conclaven; — Die Erzbischöfe, die Cardinäle, die Könige, der Kaiser und der Papst sogar würden sich vor Dir verneigen.“

Darauf nahm die zweite Stimme wieder das Wort:

„Deine Sendung auf Erden ist die eines Apostels. Du wirst demüthig sein, arm, verfolgt; — Du wirst die Fackel des Glaubens, das Banner Jesu Christi sein; — Du wirst seinem heiligen Evangelium Millionen Seelen gewinnen, und deine Werke sollen Dir im Himmel angerechnet werden.“

„Was kommt auf den Himmel an,“ entgegnete die erste Stimme, „wenn ich Dir die Erde gebe? — Sieh! — Sieh!“

Ignaz von Loyola öffnete die geschlossenen Augen und an der Stelle, wo Rom lag, sah er Europa, Asien, Afrika und Amerika, die ihm zu Füßen lagen.

Die andere Stimme wollte wieder sprechen. Er hörte sie nicht an. Mit einem Sage sprang er auf den tarpejischen Fels und erblickte vor sich nur noch die alte Stadt der Cäsaren, die in Fluthen von Licht gebadet erwachte.

Darauf schlug er, in Nachdenken versunken, den Rückweg nach dem Jesuskloster ein.

Als er seine Zelle wieder erreicht hatte, gab er ein Zeichen und seine Schüler umringten ihn.

Mit dem Finger deutete er gegen Rodrigo Azavedo auf Portugal, und Rodrigo Azavedo wendete sich gegen Vissabon.

Er zeigte Spanien an Anton Araosius und Anton Araosius machte sich auf den Weg nach Madrid.

Gegen Pasquier-Brouet wies er auf Frankreich und Pasquier-Brouet begab sich nach Paris.

Italien deutete er Laynez und Salmeron an, und Laynez und Salmeron eilten zu dem Concilium von Trient.

Den Orient zeigte er Franz Xaver, und Franz Xaver brach auf nach dem Orient.

Speier, Mainz, Köln, Wien, Regensburg erhielten Lefèvre, Bobadilla, Canisius und Höffous überwiesen, und Lefèvre, Bobadilla, Canisius und Höffous begaben sich zu dem Sitze des Protestantismus.

So waren denn alle Zehn aufgebrochen zu der Eroberung der Nationen, er aber blieb in Rom, in seinem Kloster — und hier betrachtete er mit gekreuzten Armen, mit aufmerksamem Blicke, mit kalten Augen, den alten Weltkörper, der auf allen Seiten bebte und wankte.

Er wartete!

Lassen wir ihn in dem Schweigen seiner Einsamkeit nachdenken über die Geschichte der König- und der Kaiserreiche.

Wir haben den Menschen gezeigt; prüfen wir jetzt den Gesetzgeber.

Ignaz von Loyola hat zwei Bücher geschrieben, die geistlichen Exercitien und die Constitutionen.

Die Exercitien sind ein Leitfaden für die Zurückgezogenheit, eine Methode der Beschauung, eine Sammlung von Vorschriften, geeignet, die Seele bei der Arbeit der innern Heiligung zu leiten. Das Buch wurde nicht geschrieben, um gelesen, sondern um practisch ausgeübt zu werden.

Die Constitutionen sind eine Theorie der unbeschränkten Monarchie.

Wir haben das Buch der geistigen Exercitien eben so studirt, wie das der Constitutionen. Wir haben sie erwogen in dem Schweigen der Einsamkeit und in der Sammlung unserer Gedanken. Uns mehr an den Sinn als an den Buchstaben haltend, haben wir beide Bücher ihrer christlichen Hülle entkleidet, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, und haben ihnen das entnommen, was ihr Geist, ihre Seele ist.

Das Ziel, welches Loyola sich in seinen Exercitien gestellt hat, ist einfach und groß.

Der Krieger von Pampeluna hat sich in der Höhle von Manresa in den Streiter Christi verwandelt, und er schreibt hier sein unglaubliches Buch der Exercitien, welches die Erde dem Himmel geben soll.

Er will zu der Vollkommenheit durch eine Art von Mechanik gelangen, welche auf das Gebet, auf das tiefe Denken, auf die Zurückung angewendet werden soll.

Er schildert uns seine Kämpfe, er weicht uns ein in seine lange Reue, er entschleiert uns sein Aufschwingen zu Gott, er rath, erklärt, befiehlt es uns — und der Himmel — oder vielmehr der Jesuitismus — zählt einen Erwählten mehr.

In diesem Buche — einer ungeheuren Herausforderung, welche der Hölle durch einen Menschen zugeschleudert wird, durch einen Sünder, einen Apostel — wird die Verzückerung, wie man uns sagt, in ein System gebracht, und der Enthusiasmus der göttlichen Dinge verwandelt in einen Mechanismus.

Besser wäre es vielleicht, die Constitutionen anzugreifen, wie die Exercitien; denn diese lassen sich nur mit dem Geiste, dem Herzen, dem Verstande der Jesuiten angreifen, und das ist ihre Rache.

Was die Constitutionen betrifft, so würde der Bettler in Manreza, der Pilger in Judäa sie nicht geschrieben haben. Es ist Loyola, der General der Jesuiten, Loyola, der Gefallene, und in seiner finsternen Zelle die Weltherrschaft träumend, welcher alle Blätter, alle Zeilen, alle Wörter dieses gebieterischen Gesetzbuches entworfen hat.

Als zukünftiger König der Erde schreibt Ignaz von Loyola einen Codex für seine zukünftigen Unterthanen und die Constitutionen sind das caudinishe Joch, unter dem die besiegte Welt hindurchgehen soll.

Das Buch der geistlichen Exercitien hat uns mit Staunen erfüllt und erschreckt. Wenn man den Vobrednern des Jesuitismus glaubt, so sind sie der herrlichste Lobgesang des Menschen auf Gott; ein episches Gedicht, für sich allein größer als das verlorene Paradies und die göttliche Komödie, und Dante und Milton reichen Ignaz von Loyola kaum bis an den Knöchel.

Wir sind sehr kalt der entgegengesetzten Ansicht: Das Buch der geistlichen Exercitien ist die Verzückerung, gedemüthigt, materialisirt, vernichtet durch eine mathematische Regel.

Loyola hat sein Buch in vier Theile gesondert, in vier Wochen.

Dreißig Tage zur Eroberung einer Seele. Na, nur dreißig Tage, — mehr verlangt er nicht; das ist sogar schon mehr, als er nöthig hat, um zu siegen.

Er hat seine überwältigende Macht so gut gefühlt, daß er neben den Einsiedler der Exercitien einen eigennütigen Aufseher stellt, der ihn überwacht, der das Maß seiner Kräfte zu Rathe zieht und schon.

Ohne diese Vorsicht würde der Athlet, so kräftig er auch sei, gleich zu Anfang dieses übermenschlichen Kampfes erliegen.

Die erste Woche wird auf die Auffuchung der begangenen Sünden verwendet; das ist eine Prüfung des Gewissens.

Die zweite Woche wird getheilt zwischen der Auffuchung und Wahl

eines Standes im Leben und einer Betrachtung über Jesus Christus bis zu dessen Einzug in Jerusalem.

Die dritte ist einer Betrachtung über die Leidensgeschichte gewidmet.

Die vierte enthält Betrachtungen über die Auferstehung und die Himmelfahrt.

Das ist das Thema der Exercitien; der religiöse Ascetismus kann dasselbe nach Belieben ändern, bis die Verzücung die Erschlaffung herbeiführt, den Tod des Verstandes, des Willens, des Gewissens.

Auf dem Dome des heiligen Petrus hat es elf Uhr geschlagen; — die Nacht ist finster, die Stadt verödet; — kaum hört man in langen Zwischenräumen den eiligen Schritt eines Christen, der sich verspätet hat.

Nicht ein Licht an den Fenstern; nicht eine halbgeöffnete Baloujie; nach dem Schweigen, welches auf Rom lastet, sollte man es für todt halten.

Horch! Es ist das Geräusch von dem Thore eines Palastes, das geöffnet wird.

Sehet! Ein Mensch verläßt den Palast, der sich hinter ihm sogleich wieder schließt. Er ist in einen Mantel gehüllt; seine Schritte sind eilig.

Wohin geht er?

Er bleibt vor einem Hause stehen. Er klopft an die Thür desselben. Einige Minuten sind verflossen; Niemand hat ihm geantwortet.

Während dieser Mensch wartet, wollen wir das Gebäude betrachten, welches sich vor uns erhebt.

Vier Mauern, kaum fünf Fuß hoch und mit zahlreichen Rissen umgeben. Man tritt in dasselbe durch eine einzige große Eichenthüre ein. Aus der Mitte eines mit Bäumen bepflanzten Hofes erhebt sich ein Gebäude mit einem spitzen Dache, überragt von einem Kreuze. Neben diesem Gebäude bemerkt man rechts und links Bauten, welche in Trümmer zu fallen scheinen.

Wie strenge und finster ist das Aussehen dieses Gebäudes!

Von wem wird es denn bewohnt?

Dreißig Einsiedler haben es zu ihrer Wohnung gemacht.

Wer sind sie?

Man kennt nur den Namen dessen, welcher über sie gebietet.

Welches ist ihr Stand, ihr Geschäft?

Sie bleiben den ganzen Tag über eingeschlossen in ihren Zellen, verlassen das Haus dann nur, wenn die Nacht gekommen ist.

Und was machen sie in ihren Zellen?

Man weiß es nicht.

Und wenn sie ausgehen, wohin gehen sie dann?

Niemand weiß es.

Wie ist der Name ihres Vorgesetzten?

Ignaz von Loyola. Und dieses Haus, diese Ruine, dies Grab ist das Jesuskloster, ist das Haus der Jesuiten!

Die Thür hat sich geöffnet. Ein Mann, den Kopf bedeckt mit einer viereckigen Mütze, gekleidet in einen schwarzen Priesterrock, der ein Gewand von der gleichen Farbe bedeckt, tritt auf die Schwelle.

„Wer bist du?“ fragte er den Fremden.

„Ein Sünder.“

„Was willst du?“

„Bereuen!“

„Folge mir.“

Der Fremde tritt ein; die Thür schließt sich hinter ihm; er geht über den Hof und vor ihm her schreitet sein geheimnißvoller Führer.

Jetzt ist er in einer finstern, eisig kalten Zelle.

„Wer bist du?“ fragte ihn ein Mann, der aufgestanden ist, um ihn zu begrüßen.

Der Fremde antwortete wieder, was er bereits Dem antwortete, welcher ihm die Thüre öffnete.

Was willst du?“

Auch auf diese, bereits an ihn gerichtete Frage gibt er die gleiche Antwort.

„Bist du bereit, auf das Jahrhundert zu verzichten, sowie auf jeden irdischen Besitz, auf jede weltliche Hoffnung?“

„Ja!“

„Bist du bereit, wenn es sein muß, aus Liebe zu Jesus Christus dein Brod von Thür zu Thür zu betteln?“

„Ja!“

„Bist du geneigt, in jedem Lande der Welt und bei jeder Beschäftigung zu leben, welche die Oberen dir zum Ruhme Gottes und zum Heile der Seelen anzuweisen für gut befinden werden?“

„Ja!“

„Bist du entschlossen, den Vorgesetzten zu gehorchen, welche für dich die Stelle Gottes einnehmen?“

„Ja!“

„Willigst du ein, dich mit dem Gewande der Schmach zu bekleiden, das er getragen hat? (Sei ihm, aus Liebe und Ehrfurcht für ihn, Beschimpfungen zu ertragen, falsches Zeugniß und Beleidigungen, ohne daß du dazu Veranlassung gegeben hast?“

„Ja!“

Ignaz von Loyola gibt ihm den Kuß des Willkommens; der Fremde verbeugt sich und geht. Am nächsten Tage schlägt er in der Einöde sein Zelt für dreißig Tage auf.

Es schlägt Mitternacht und die erste Prüfung der Exercitien beginnt. Der Sünder steigt in sich selbst hinab; er wirft einen forschenden Blick auf sein vergangenes Leben; er enthüllt, eine nach der anderen, die Ungerechtigkeiten, welche seine Seele beschmutzt haben; dann zeichnet er auf ein Papier sieben Doppellinien, welche das Symbol der sieben Tage der ersten Woche seiner Zurückgezogenheit sind. Er zeichnet sie von einander abgesondert so auf, daß jede Linie immer kürzer ist, wie die vorhergehende; so:



Diese sieben Linien stellen das automatische Resultat seiner Gewissensprüfung jedes Tages dar.

Man sollte glauben, der Genius irgend eines Baucanson habe hier gewaltet.

Dann ergreift er das Buch der Exercitien.

Er kniet nieder, verrichtet ein vorbereitendes Gebet und geht zu dem ersten Präludium über. Er stellt sich die Seele vor, eingeschlossen in ihre sterbliche Hülle, wie in ein Gefängniß, und er denkt über diesen Gegenstand nach, indem er ihm riesige, entsetzliche Verhältnisse beilegt.

Nach dem zweiten Präludium, welches in einem extatischen Gebete besteht, beginnt der erste Punct.

Er gibt in Gedanken der Schilderung Raphaels in dem fünften Buche des verlorenen Paradieses von Milton einen Körper; er materialisirt denselben. Der Schauplatz der Betrachtung ist die Unendlichkeit. — Die Decoration zeigt den Himmel und die Hölle; — Gott, der Erzengel Michael, Satan, die rebellischen Engel sind die handelnden Personen dieses unerhörten Dramas.

Satan erscheint in seiner königlichen Wohnung, die auf einem hohen Hügel liegt; er beruft die Engel, die unter seiner Herrschaft stehen;

er fordert sie zur Empörung auf und führt ihre geflügelten Regionen gegen den Erzengel Michael, den Fürsten der himmlischen Heerschaaren; er wird besiegt und die gähnende Hölle nimmt ihn mit seinen rebellischen Bataillonen auf.

In dem zweiten Puncte ändert sich der Schauplatz.

Es ist ein köstlicher Garten, bewässert durch frische Bäche, bepflanzt mit Bäumen, durchschnitten von Gebüschen, in denen die schönsten Früchte reifen; hier ist ein Thal, in welchem Blumen von allen Gestalten, allen Farben und allen Wohlgerüchen sich schaukeln. Dort sind schattige Grotten, kühle Zufluchtsstätten, welche der Weinstock mit seinem Mantel von Purpurtrauben verhüllt. Weiterhin fallen rauschende Gewässer von dem Gipfel eines steilen Felsens herab; noch weiter entfernt, in der Mitte des Gartens, sitzen ein Mann und ein Weib, gekleidet in ihre Schönheit und ihre Unschuld: Adam und Eva.

Einige Schritte von ihnen entfernt steht der Baum des Lebens: Adam und Eva betrachten den Baum, auf welchem die verbotene Frucht blüht; — sie strecken die Hand darnach aus und der Erzengel Michael, der mit seinem Flammenschwerte bewaffnet ist, vertreibt sie aus dem Paradiese.

Im Schooße seiner stillen Zelle zählt der Jesuit in Gedanken alle die fürchterlichen Uebel auf, welche aus dem Ungehorsam unserer ersten Eltern entsprungen sind. Und er bekreuzigt sich, er betet, er fastet sich, er denkt, er träumt, er macht sich zum Märtyrer.

Endlich nimmt er zum Gegenstande des dritten Punctes eine Sünde, — den Stolz, den Zorn, die Heppigkeit, und denkt darüber auf's Neue nach. Wenn sein Sinnen vorüber ist, schreitet er zum Colloquium.

Eine Stadt erscheint ihm. Es ist Jerusalem. Ein Berg erhebt sich vor ihm; es ist die Schädelstätte.

Auf diesen Berg pflanzt man ein Kreuz; das ist das Kreuz Christi.

Man befestigt darauf einen Menschen; das ist der Sohn Gottes.

Er sieht ihn, er betrachtet ihn; er erblickt die Dornenkrone, welche seine Stirn umgibt; er zählt die Blutstropfen, welche über sein bleiches Gesicht rinnen und er wendet die Augen ab von der großen Wunde, welche die Lanze eines Kriegsknechtes ihm beigebracht hat.

Die Schädelstätte, das ist der Schauplatz; der gekreuzigte Jesus, das ist der Stoß.

Jetzt denkt er über dieses Thema nach; er entwickelt es; er erhitzt sich; er wird entzückt, geräth außer sich und sinnt darauf, sich zu quälen, zu martern, sich in Leidenschaft zu bringen.

Jerusalem, die Schädelstätte, das Kreuz und der gekreuzigte Jesus

steigen vor ihm empor. Er sieht sie, er spricht zu ihnen, er klagt sich an, er bereut, er ersleht ihren Beistand, er hört sie, er antwortet ihnen und dieser Kampf endet nur mit den letzten Kräften des Kämpfenden.

Es wäre eine eigenthümliche Pilgerfahrt, wollte man Ignaz von Loyola Tag für Tag und Schritt für Schritt auf den verschiedenen Wegen und den unbekannten Pfaden folgen, die er in seinen geistlichen Exercitien einschlägt, um den Menschen durch die Verthierung zur Läuterung und zur Heiligung zu führen.

Man würde den Sünder mit zitterndem Fuße und unsicheren Schritten durch unbekannte Regionen wandern sehen.

Er streckt den Arm aus; er sucht nach einem Stützpunkte, bleibt stehen und schließt die Augen. Er hat einen Schwindel.

Da ertönt eine Stimme, welche nicht von dieser Welt ist, und ruft ihm zu:

„Dahin geht dein Weg!“

Der einsame Wanderer öffnet die Augen wieder und sieht umher; er erblickt in der Ferne sein Ziel, wie ein zweites gelobtes Land, und macht sich wieder auf den Weg.

Allmählig wird sein Fuß fester; er verdoppelt seine Schritte; er läuft; er überfliegt den Raum. Vergebens würde man versuchen, ihm auf dieser Reise religiöser Exaltation und mystischer Ueberspanntheit zu folgen.

Er ist zu dem fünften Tage der Exercitien gelangt. Die Gnade ist zum Durchbruch gekommen; er ist stark, unermüdet, unsiegbar; und man wird den Gegenstand der Betrachtung sehen, den Loyola ihm gibt.

Mitternacht schlägt. Der Büsser erwacht. Er steht aufgerichtet da. Tiefes Schweigen lastet auf seiner Zelle; Finsterniß umgibt ihn. Er kniet nieder.

Er richtet ein Gebet an Gott.

Dann stellt er sich einen tiefen, ungeheuren, unendlichen Ort vor; — das ist die Hölle.

Er gedenkt der Züchtigungen, welche die Verdammten zu erdulden haben; — er erbebt; — er fürchtet sich.

Er erblickt große Feuerstätten, flammende Seen und Seelen, die in den feurigen Körpern, die sie nicht verlassen können, verbrannt werden.

Er hört die Klagen dieser Seelen, ihr Schluchzen, ihr Geschrei, ihr Geheul, ihre Lästerungen.

Er athmet den glühenden Hauch des Rauches, des Peches und des Schwefels, welche aus dem bodenlosen Abgrunde bis zu ihm in dichten Wirbeln aufsteigen.

Er berührt mit der Hand diese ewigen Flammen, die ihn um-

hüllen, austrocknen und verbrennen, wie die Seelen der Verdammten in ihren Feuergewändern.

Das ist der Gegenstand dieser Betrachtung. Man gebe dieses Thema dem verständigsten Menschen der Welt zu entwickeln, und man mag sehen, was aus seinem Verstande wird!

Die erste Woche ist beendigt, die zweite beginnt.

Ignaz von Loyola hat uns gelehrt, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und zu bereuen; jetzt wird er zeigen, welchen Weg man verfolgen muß, um glücklich zu der Heiligung zu gelangen, welche Hindernisse man auf seinem Wege findet und wie man darüber triumphiren kann.

Er hat auf uns durch die Uebung der drei Seelenkräfte gewirkt: das Gedächtniß, den Verstand, den Willen. Jetzt wird er durch die Thätigkeit des Geistes Gottes wirken.

Jesus Christus wird uns unter der Gestalt eines kriegerischen Gleichnisses erscheinen und uns das Beispiel des Kampfes geben. — Wer zurückweicht, ist ein Feigling!

Er hat dies Exercitium die Betrachtung der beiden Banner genannt!

Der Vorgang geht in die Höhe.

Rechts dehnt sich ein weites Feld in der Umgegend von Jerusalem aus; zur Linken erstrecken sich die umfassenden Ebenen in der Nähe von Babylon. In dem Hintergrunde, soweit der Blick reicht, bieten sich dem Beschauer zwei Städte, zwei Welten, zwei Symbole: — Jerusalem und Babylon!

Ein kriegerischer König, bekleidet mit glänzender Rüstung, erscheint auf der Ebene von Babylon. Ein Schwert flammt in seiner Rechten, mit der Linken schwingt er eine Fahne, auf welcher in feurigen Buchstaben die Worte stehen: Reichthum, Ehre, Stolz.

Seine Krieger folgen ihm unter lautem Lärm, zahllos, dicht gedrängt, wie die Körner des Sandes in der Wüste.

Er macht Halt; er schlägt sein Zelt auf; er pflanzt seine Fahne in den Boden.

Auf der Ebene Jerusalems sitzt ein ärmlich gekleideter Mann. Ergebung und Sanftmuth spiegeln sich auf seinem Gesichte. In seiner Hand hält er ein Kreuz und auf seinem Banner liest man: Armuth, Niedrigkeit, Demuth.

Der kriegerische König gibt ein Zeichen und sein Heer stellt sich um ihn auf. Er streckt den Arm aus und die Hörner ertönen. Er spricht und seine starke Stimme, welche den Klang der Hörner über-tönt, befiehlt seinen Kriegern, ihm zu folgen, und verspricht ihnen reichen Lohn, wenn sie tapfer kämpfen, — wenn sie siegen.

Sein demüthiger Nebenbuhler beruft hierauf unter sein Banner Alle,

die einfältigen Herzens sind, alle Freiwilligen; und von allen Seiten der Welt eilen die herbei, welche demüthig sind, wie er selbst, arm, wie er, ergebungsvoll wie er, und Millionen von Kämpfern reihen sich unter sein Banner. Er zeigt ihnen seine Fahne, er entfaltet sie in der Luft. Die Hörner ertönen auf's Neue. Beide Heere setzen sich in Bewegung. Sie erreichen einander; der Kampf wird beginnen; er beginnt.

Ignaz von Loyola spricht ein Wort, und plötzlich verschwinden Babylon und Jerusalem; — es verschwinden die weiten Felder, die Ebenen, die beiden Fahnen, die beiden Könige, die beiden Heere.

Es bleibt nur noch in seiner Zelle ein Mensch — ein Ueberläufer der Welt — der zwischen Jesus Christus und Satan wählen soll.

Die Absicht der dritten Woche ist, durch das Beispiel Jesu Christi den Weg des Gehorsams, der Demuth und der Armuth zu zeigen, der zu verfolgen ist.

Der Zweck der vierten Woche ist, das Herz von dem Verlangen zu erfüllen, durch die Enthüllung der himmlischen Freuden den möglichst hohen Grad der Vortrefflichkeit zu erreichen.

Wie viel Schmerzen bereitet sich Ignaz von Loyola, ein Mann von Geist, wie viel Mühe giebt er sich, um den Geist des Menschen herabzuziehen.

Er führt uns auf den weitesten Umwegen zu Gott, statt uns auf der breiten Straße der Tugend, der Frömmigkeit, der Wahrheit zu ihm zu geleiten!

Er bemüht sich, klug, gewandt, tief zu sein, um mit einem Gewissen zum Ziele zu kommen, indem er es beunruhigt, martert!

Was kümmert es ihn, wenn man daran denkt, ihm später einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die Verzückerung in ein System brachte?

Er hat Jesuiten gemacht! Er hat nach Gott Menschen geschaffen, aber Menschen, die durch ein entsetzliches Bett des Prokrustes gegangen sind, Menschen, die auf einem Lager der Sühnung und der Schmerzen die freie Selbstbestimmung, das Urtheil, den Willen, den Geist, das Herz und die Freiheit zurückließen.

Die geistlichen Exercitien sind das Programm einer religiösen Tortur! Sie schlagen zugleich die Seele und den Körper; sie nehmen den ganzen Menschen hinweg!

Menschen von vielem Geist haben die geistlichen Exercitien gelobt.

Unmittelbar nach dem End-Präludium des letzten Exercitiums der letzten Woche findet man ein kurzes Capitel, welches die sonderbare Ueberschrift führt:

Die drei Arten zu beten.

Die erste Art entspringt aus der Erwägung der Gebote Gottes, der sieben Todsünden, der drei Seelenkräfte und der fünf Sinne.

Ehe man über dies Thema betet — sagt Ignaz von Loyola — setzt man sich nieder oder geht umher, über die Localität nachdenkend, in welche man seine Handlung und seine Personen verlegen will.

Die zweite Art vollbringt man, indem man die Bedeutung jedes Wortes eines Gebotes abwägt. Man kniet nieder oder setzt sich je nach der Neigung des Körpers oder der frommen Stimmung des Geistes, — die Augen geöffnet oder geschlossen, oder auf einen Fleck gerichtet, ohne sie nach der einen oder der andern Seite zu wenden.

Man hält bei jedem Worte inne und denkt über dasselbe nach, über seine verschiedenen Bedeutungen, seine Ähnlichkeit mit andern Worten und über die Gefühle der Frömmigkeit, die es uns einflößt.

Die dritte Art besteht darin, die Worte, die man spricht, seinen Athemzügen gleich zu machen, bei jedem Athemzuge an die Bedeutung des so eben ausgesprochenen Wortes zu denken und dieses zu prüfen.

Schlagen wir nun die Constitutionen auf.

Dieses Buch ist der Codex der Gesellschaft Jesu; es ist die Charte Ignaz von Loyolas.

Der General der Jesuiten ist lebenslänglich. Alle andern Vorgesetzten, welche sie auch sein mögen, werden nur auf drei Jahr ernannt, aber sie können wieder gewählt werden.

Ihr werdet überall in dem General Jesum Christum erblicken.

Ihr sollt in allen Dingen seiner Stimme gehorsam sein. Euer Gehorsam muß unbegrenzt in seiner Ausübung sein, in dem Willen und in dem Verständniß. Ihr werdet Euch überreden, daß es Gott ist, der durch seinen Mund spricht; was er Euch befiehlt, wird für Euch ein göttliches Gebot sein und Ihr werdet es auf der Stelle mit Eifer und Ausdauer vollziehen.

Ihr werdet Euch mit dem Gedanken durchdringen, daß Alles, was er Euch befiehlt, gerecht ist und Ihr werdet mit blindem Gehorsam jedem eigenen Willen entsagen.

Ihr müßt, so oft er es verlangt, bereit sein, ihm Euer Gewissen zu eröffnen.

Ihr sollt unter seiner Hand eine Leiche sein, die er lenkt, bewegt,

hinstellt, wegnimmt ganz nach seinem Willen. Ihr sollt dem Stabe gleichen, auf welchen sich der Greis stützt.“

Gott hat in seiner unendlichen Güte dem Menschen die Freiheit, den Verstand, den Willen verliehen; — Ignaz von Loyola hat ohne Ehrfurcht vor Gott zu dem Menschen gesagt:

„Du sollst Sklave sein, Du sollst nicht denken und ich werde aus dir eine lebende Leiche machen.“

Mit dem Titel eines Generals sind die folgenden Vorrechte vereinigt.

Doch werfen wir zuvor einen flüchtigen Blick auf das Innere der Gesellschaft Jesu. Dringen wir in die finstern, kalten, schweigsamen Gewölbe, in welche Niemand gelangt, der nicht der Gesellschaft angehört. Prüfen wir, welche Gesetze diese umfassende Körperschaft regieren, deren Kopf in Rom ist und deren Füße in der ganzen Welt stehen.

Die Gesellschaft Jesu ist in sechs Classen oder Kategorien getheilt.

Die Professoren.

Die geistlichen Coadjutoren.

Die weltlichen Coadjutoren oder Laienbrüder.

Die geprüften Schüler.

Die Novizen.

Die Affiliirten oder Jesuiten von der kurzen Probe.

Die Classe dieser Letzteren ist ungeheuer zahlreich.

Der Affiliirte gehört zu allen Ständen der Gesellschaft; er legt alle Masken an, verkleidet sich in alle Trachten, er sitzt in den Parlamenten, er zieht das Schwert in den Schlachten, er begrüßt den König im Louvre bei seinem kleinen Leyer; der Papst zieht ihn in dem Vatican zu Rathe, er ist überall, er reicht uns die Hand, er setzt sich an unsern Tisch, er kennt uns auswendig und ist selbst für uns unerforschlich, er ist unser Freund, unser Verwandter, unser Bruder vielleicht.

Die Gesellschaft nennt Novize den, welcher nach der Prüfung der geistlichen Exercitien seiner Kraft vertrauend auf die Welt verzichtet und sich dem göttlichen Cultus widmet. Er bringt einen Monat in der größten Zurückgezogenheit zu, um über die Regeln der Gesellschaft nachzudenken, sie zu lieben, sie seinem Gedächtnisse und seinem Herzen einzuprägen. Er besteht eine Prüfung, communicirt, nimmt einen Novizen-Namen an und tritt ein in die Zeit der zweiten Prüfungen.

Wechselweise ein demüthiger Büsser und ein unermüdlicher Apostel, ist der Novize noch durch keine Verpflichtung gebunden. Er macht sich zum Diener Aller. Er klärt sich auf durch die Contemplation der Mysterien seines Glaubens.

Zwei Jahre sind verflossen, er wird sein Gelübde aussprechen: Eine neue Laufbahn eröffnet sich vor ihm.

Der geprüfte Schüler ist der, welcher nach zwei Jahren des Noviziates und mehreren bestandenen Prüfungen das Gelübde abgelegt hat, arm, keusch und gehorsam zu bleiben. Sein Gelübde ist unbedingt von seiner Seite, aber von Seite des Ordens nur bedingt.

Der frühere Einsiedler der Exercitien gelangt zu dem Grade eines geistlichen Coadjutors erst nach fünfzehn- oder sechzehnährigen Diensten und nachdem er das zweiunddreißigste oder dreiunddreißigste Jahr erreicht hat. Er hat das Gelübde des Gehorsams gegen den Papst noch nicht abgelegt. Er darf Anspruch auf die Würde eines Superiors machen.

Die Professoren, welche das Reserve-Corps der Gesellschaft bilden, sprechen, nachdem sie die verschiedenen Grade durchgemacht haben, welche Loyola in seinen Constitutionen vorgeschrieben hat, außer den drei feierlichen Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams auch noch das aus, blindlings dem Papste in Allem zu gehorchen, was die Missionen betrifft. Man nennt sie Professoren der vier Gelübde. Der Jesuit, welcher zum Profeß zugelassen ist, gehört sich selbst nicht mehr an, denn er hat sich dazu verurtheilt, jedem eigenen Willen zu entsagen, gestern noch war er frei, heute ist er nichts mehr als ein Slave. Das Schwert des Damokles schwebt unablässig über seinem Haupte an einem Faden, den Ignaz Loyola durchschneiden kann.

Die Verwaltung dieser Miliz, welche Benedict XIV. sehr geistreich die Janitscharen des heiligen Stuhles nannte, ist in Assistenzen getheilt, die Assistenzen zerfallen in Provinzen und die Provinzen in Häuser.

Unter den Provinzialen stehen die Procuratoren, welche mit den materiellen Interessen des Hauses beauftragt sind; die Minister, welche die Handlungen der Unterthanen dieser umfassenden Monarchie abwägen und, je nach dem sie es für geeignet halten, Strafen verhängen oder Belohnungen austheilen.

Endlich steht noch, wichtiger als die Uebrigen, besonders aber gefürchteter, neben dem Provinzialen ein Admonitor oder Inquisitor, dessen unerwartetes Erscheinen für Jenen eine Drohung, dessen Wort ein Vorwurf oder eine Verurtheilung ist.

Kommen wir nun zu den Privilegien des Generals.

Der General der Jesuiten hat das Recht, Alles zu sehen, Alles zu wissen und Alles zu haben. Er handelt, er entscheidet, er schließt Verträge ganz nach seinem Belieben.

Die Aufnahmen, die Gunstbezeugungen, die Aemter, die Collegien, die Missionen, die Strafen, die Vermächtnisse, die Ablassertheilungen, die Gelübde, die Dispensen, die größten wie die kleinsten Interessen, geistliche wie weltliche, hängen lediglich von dem General ab.

Der General hält in seinen Händen die Fäden der Gesellschaftspolizei; er gebietet über alle Gewissen, alle Geister, alle Herzen, er kann vom Abend bis zum nächsten Tage den Zustand aller Häuser und Collegien der Jesuiten erfahren; er kennt die Namen aller Schüler; er weiß, woran er sich hinsichtlich ihres Alters, ihres Vaterlandes, ihrer Frömmigkeit, ihres Characters, ihres Verstandes, ihres Temperamentes, ihrer Fehler, ihrer guten Eigenschaften und ihrer Laster zu halten hat.

Alle diese Sklaven, alle diese religiösen Marionetten bewegen sich nur mit der Erlaubniß ihres Meisters.

Die Spionirerei ist eines der besten Hilfsmittel für die Polizei der Jesuiten, es wird allen Mitgliedern der Gesellschaft eingeschärft, zu spioniren und besonders sich gegenseitig anzugeben.

Die Jesuiten-Spione haben die Chiffernschrift mißbraucht.

Und was ist nun ein Jesuit?

Ist er ein Weltpriester? Ist er ein regulirter Priester? Ist er ein Laie? Ist er ein Geistlicher? Ist er Mitglied einer Gemeinde? Ist er ein Mönch?

Er ist etwas von alle dem, und doch nicht eben das.

„Der Jesuit“, sagt Michelet, „ist nicht ein Mensch, er ist mehrere; er ist eine Section, ein Bataillon, eine Armee.“

Und wir haben nicht von der großen Scholastik oder Casuistik der Nachfolger Vopolas, noch von dem abscheulichen Buche: *Monita secreta*, welches Lagnez zugeschrieben wird, aber von dem Jesuiten Hieronymus Barowich ist; noch von ihren Excommunicationen, welche die Völker, die Fürsten und die gekrönten Häupter treffen, noch von der Absetzung der Könige, noch von dem Königsmorde, welchen Salmeron, Bécán, Suarez, Tollelet, Bellarmin, Molina, Mariana und der Fanatiker Emanuel de Sa billigen und predigen, gesprochen.

„Das Buch der Constitutionen,“ hat ein Schriftsteller gesagt, „greift die heiligsten Grundsätze an, es dient dazu, die Naturgesetze zu vernichten, den menschlichen Glauben zweifelhaft zu machen, alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft zu zerreißen, indem sie zu der Verletzung ihrer Gesetze ermächtigen, jedes Gefühl der Menschlichkeit bei den Menschen zu ersticken, die königliche Autorität zu untergraben, Unruhen, Empörung und Verheerung durch die Lehre des Königsmordes in die Reiche zu tragen und aus der Welt eine Trümmerstätte zu machen.“

Der Spruch des Parlamentes der Bretagne vom 27. Mai 1762, dem 1764 das Edict folgte, welches in Frankreich die Unterdrückung der Jesuiten befahl, erklärte die Constitution beschimpfend für die göttliche Gerechtigkeit, indem sie auf einen Menschen die Ehren übertragen, welche nur Gott allein gebühren, indem sie die Befehle des Generals

auf die Welt erst seine Hand zu legen, und dann seinen Fuß zu stellen. Die Gesellschaft Jesu ist schon in mehr als hundert Städten Europas aufgenommen; sie durchzieht Asien; sie ist in Indien!

Es hatte elf Uhr Morgens geschlagen.

Ignaz von Loyola sitzt träumerisch in seiner Zelle; seine Jünger — vielmehr seine Unterthanen — haben seit mehreren Tagen die tiefste Niedergeschlagenheit bemerkt, die er vergebens zu verbergen sucht und die seiner für gewöhnlich ruhigen und lächelnden Physiognomie einen Ausdruck finsterner Traurigkeit verleiht, deren Ursache sie nicht kennen; aber keiner von Allen hat es gewagt, ihn zu fragen.

Die Sonne überfluthet die ewige Stadt mit Licht. Zurückgezogen in den Hintergrund seines kalten, feuchten und dunklen Gemaches, denkt er nach, denn seit zehn Jahren ist sein Leben nichts als ein ununterbrochenes Sinnen.

Er blickt zurück; er gewahrt wie durch eine dunkle Wolke den demüthigen Punkt, von welchem er ausgegangen ist; — dann schiebt er den Schleier bei Seite, der ihm die Zukunft verhüllt, und er erblickt an einem strahlenden Horizonte das Ziel, dessen Erreichung er sich vorgenommen hat, — und das er erreichen wird.

Aber wie viele Hindernisse warten seiner noch! Welche mit Hinterhalten besetzte Wege muß er durchlaufen! Wenn er sterben sollte, bevor er mit seiner Hand das Ziel berührt hätte, die täuschende Luftspiegelung, die in eben dem Grade zu fliehen scheint, in welchem er sich ihr nähert!

Die Entmuthigung zieht ein in seine Seele.

Schritte sind in den Gängen des Klosters ertönt. Man bleibt in der Nähe seiner Zelle stehen. Wer wagt es, mit Verachtung seiner Befehle die Stille seiner Einsamkeit zu stören? Was will man von ihm? Seine Augen haben die ehemaligen Blitze wiedergefunden, aber es ist nicht mehr die Verückung, welche sie entzündet; es ist der Zorn.

Er steht auf, ist im Begriffe seinen Zufluchtsort zu verlassen. Plötzlich bleibt er stehen. Sein Gesicht ist durch eine gewaltige Anstrengung seines Willens wieder ruhig geworden.

Er kniet vor dem Christusbilde nieder, diesem göttlichen Sinnbild der Demuth und der Resignation; dann murmelt er mit gesenkten Augen ein Gebet, das kein Echo in seinem Herzen hat; und so wanket er.

Die Thüre seiner Zelle öffnet sich; zwei Männer treten hervor.

Vohola hat sie gesehen; er hat sie erkannt. Er senkt demüthig seine Stirn bis auf den Fußboden und fährt fort zu beten.

Die beiden Männer haben die Thür wieder geschlossen. Sie blickten einander an, sie zeigen auf Vohola, aber sie sprechen kein Wort.

Der erste der beiden Männer ist in eine rothe Robe gekleidet, über welche er einen violetten Pelz geworfen hat. Ein schwarzer Filzhut mit gebogenem Rande bedeckt seinen Kopf. Sein Gesicht ist streng. Sein kalter Blick scheint von Blei zu sein, wenn er auf einen Menschen trifft. Tiefe Runzeln durchfurchen seine Stirn. Ueber sein langes, knöchiges Gesicht ist gleich einem Taschentuche die Blässe des Todes gebreitet und nur die Spitzen der Backenknochen sind geröthet; sie springen hervor und lassen dadurch seine großen, stahlgrauen Augen noch eingefallener erscheinen.

Rom verehrt diesen Mann wie einen Heiligen; seine Hand ist immer gefüllt mit Almosen, — sein Mund mit theilnahmvollem Trostesworten. Er ist reich, er ist mächtig und sein Leben reibt sich auf durch die Strenge des Klosters; aber seine Frömmigkeit ist nur eine Maske und seine Mildthätigkeit eine Bereicherung.

Ein einziger Mensch hat die finstern Tiefen seines Gedankens erforscht: Vohola.

Es ist der Ehrgeiz, es ist der Meid, nicht aber das Fasten und das fromme Nachtwachen, welche vorzeitig seine wenigen Haare bleichten, seine Augen in ihre Höhlen zurücktreten ließen, seinen Körper krümmten.

Bei dem Tode Pauls III. strebte er schon nach dem päpstlichen Throne — und nicht er ist es, sondern Julius III., der auf diesem Throne sitzt. Seit jenem Augenblicke hat er nicht mehr gelächelt, nicht mehr geschlafen, und aus dem Hintergrunde seiner Einsamkeit, in welcher seine Tage ruhelos verfließen, ohne Glück und ohne Sonne, wenden seine Blicke sich unablässig nach der Tiara, die ihm zwischen den Fingern hindurchschlüpfte, deren er sich aber doch noch eines Tages zu bemächtigen hofft.

Der andere Mann trägt das Gewand eines Abbé und ist höchstens zwanzig Jahr alt. Seine Wangen zeigen eine liebliche Frische. Seine Augen sind lebhaft und schwarz, seine Züge von seltener Reinheit. Aber seine außerordentlich dünnen Lippen stören dieses harmonische Ganze und verleihen seiner Physiognomie den Character der List und Verstellung.

Er war gestern noch Kammerdiener des Papst Julius III.; heute ist er Abbé und morgen wird er Cardinal sein!

Und woher diese ausgezeichnete Gunst? Weil er das seltene Talent besitzt, den Affen des heiligen Vaters zu unterhalten!

Aber Rom, welches über die Wahl Julius III. empört ist, wird die neue Eminenz durch den Beinamen des Cardinal Simia beschimpfen.*)

Der rothgekleidete Mann hatte sich auf einen Schemel gesetzt und wartete darauf, daß Vohola sein Gebet beende.

Es verflossen so auch einige Minuten.

Vohola erhob sich endlich und verneigte sich voll Demuth vor seinen beiden Besuchern.

„Mein Vater, sagte der Greis, ich komme zu Euch, mit einer Sendung beauftragt.“

„Zu mir, mein Sohn?“ fragte Vohola überrascht.

„Ja, mein Vater, und es ist der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, Seine Heiligkeit Julius III., dessen Tage Gott bewahren möge, welcher mich zu Euch schickt.“

„Und wodurch, mein Sohn, konnte ich, der unwürdige Sünder, mir die seltene Ehre zuziehen, welche mir unser heiliger Vater beweist, dessen kostbares Leben Gott verlängern möge?“

„Mein Vater, das heilige Collegium will in seine Mitte einen Curer eifrigsten Schüler berufen, Franz von Borgia, Herzog von Candia. Die erlauchte Familie der Borgia's hat der Christenheit schon mehr als einen Cardinal gegeben. Franz von Borgia hat durch seine hohen Tugenden den Purpur verdient: Ganz Rom bezeichnet ihn der Gunst unseres heiligen Vaters, Julius III.; — aber ehe Seine Heiligkeit ihm den Hut überreicht, wollte Julius III. sich bei Eurer Weisheit Rath erholen.“

Ignaz von Vohola wurde bei diesen Worten nachdenkend. Mit einem flüchtigen Blicke übersah er die Zukunft. War Borgia Cardinal, so herrschte der General der Jesuiten im Vatican. Das war sehr viel, und dennoch antwortete Vohola:

„Mein Sohn, Borgia hat das Gelübde der Demuth abgelegt.“

„Aber was ist denn zu thun, mein Vater?“

Vohola schloß die Augen und sammelte sich.

„Mein Sohn,“ sagte er dann, „Seine Heiligkeit Julius III. wird Franz Borgia den Hut bieten, und —“

„Und?“

„Und Borgia wird ihn ablehnen!“ sagte Vohola.

*) Als die anderen Cardinäle sich bei dem Papst über die Ernennung dieses nichtsbedeutenden Menschen beklagten, antwortete ihnen Julius III.:

„Welches Verdienst habt Ihr denn an mir entdeckt, daß Ihr mich zum Oberhaupt der Kirche machtet?“

Das ausschweifende Leben Simia's sollte Julius seine Wahl bereuen machen.

„Ihr seid ein großer Diplomat, mein Vater“, sagte der rothe Mann. Dann sich zu dem Abbé wendend, welcher während dieser kurzen Unterredung stumm geblieben war, fügte er hinzu:

„Signor Dominik, Ihr habt die weisen Worte unseres Bruders gehört; beeilet Euch, sie unserem heiligen Vater Julius III. zu hinterbringen.“

Der junge Abbé grüßte und ging.

„Vor drei Jahren, mein Vater,“ wendete sich hierauf der rothe Mann zu Loyola, begründeten einige Eurer Schüler, nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, in Paris eine Anstalt, deren Zweck die Vertheidigung und die Verbreitung des Glaubens war; — aber das Parlament, die Sorbonne und die Universität erklärten sich gegen Eure Privilegien und Eure Constitutionen; Ihr standet auf dem Puncte, in diesem Kampfe zu unterliegen, als am 21. Juli 1550 eine Bulle Julius III., die nach Frankreich gesendet wurde, diesem Kriege ein Ende machte und Euch gestattete, frei zu athmen.“

„Nur für sechs Monate, mein Sohn; denn die Feindseligkeiten begannen im nächsten Jahre wieder heftiger und erbitterter, wie zuvor.“

„Das ist wahr; aber ohne diese Bulle wäre Euch Frankreich verschlossen, mein Vater, und gegenwärtig befindet Ihr Euch noch daselbst.“

„Gott möge Euch hören, mein Sohn!“ entgegnete Loyola dumpf, „Vergessen wir die Vergangenheit, um uns mit der Gegenwart zu beschäftigen, mein Vater. — Vor ungefähr drei Wochen hat der Cardinal Sainte-Croix, der Euch liebt und uns beschützt, von Seiner Heiligkeit Julius III. in Eurem Namen die Ermächtigung erbeten, in Rom eine deutsche Schule eröffnen zu dürfen.“

„Um die göttliche Moral Christi in die jungen Seelen ergießen zu können, mein Sohn, welche der Keterei Luthers verfallen möchten.“

„Und Julius III. hat die Bitten des Cardinal Sainte-Croix abgeschlagen.“

Ignaz senkte schweigend den Kopf.

„Nun wohl, mein Vater; was Sainte-Croix nicht vermochte, das hat ein anderer vollbracht.“

Loyola erbehte, und zum ersten Male sah er dem Manne, der sich in seiner Zelle befand, gerade in das Gesicht.

„Ihr habt um die Erlaubniß nachgesucht, eine deutsche Schule in Rom eröffnen zu dürfen; — sie ist Euch gestern verweigert worden; — sie wird Euch heute gewährt. Hier ist sie. Ihr verlangt eine Schule; Ihr erhaltet ein Collegium, und dieses Collegium wird Julius III. von den Geldern seines Schatzes erbauen lassen.“

Loyola schien durch sein Erstaunen regungslos geworden zu sein.

„Wollt Ihr jetzt wissen, welche Stimme dem Papst Julius III.

die Bulle vom 21. Juli 1550 und die Erlaubniß dictirte, welche vom 10. März 1553 unterzeichnet ist?"

"Diese Stimme ist die Euerige", entgegnete Ignaz. "Wollt Ihr die Gnade haben, mir dagegen Eurerseits zu erklären, was Ihr von mir erwartet?"

Der Cardinal setzte sich auf einen Schemel. Vohola blieb mit gekreuzten Armen vor ihm stehen und hörte.

Ihre Unterredung währte lange.

"Also darf ich auf Euch zählen, mein Vater?" sagte endlich der rothe Mann, indem er aufstand, zu Vohola.

"Haltet Euer Versprechen und ich werde das meinige halten," entgegnete Ignaz, indem er die Thür seiner Zelle öffnete.

Ohne ein Wort zu sprechen, legte der Cardinal seine Hand in die des Generals der Jesuiten; beide wechselten einen Blick und trennten sich dann.

"Ja Eminenz, ich werde Euch zum Oberhaupt der Kirche machen, dachte Ignaz von Vohola, indem er den Cardinal Cervin sich entfernen sah; „ja ihr sollt über die Christenheit, über die Welt herrschen und ich werde über Marcel II. herrschen!"

Im nächsten Jahre am 9. April 1555 setzte der Cardinal Cervin die Krone auf sein Haupt, aber sein Pontificat sollte von nur kurzer Dauer sein. Marcel II., der kaum vierundfünfzig Jahre alt war, starb einundzwanzig Tage nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl.

Paul IV. folgte ihm.

Eine Stunde war seit der Entfernung des Cardinal Cervin verflossen. Vohola saß sinnend in seiner Zelle.

Es klopfte an seiner Thür.

"Herein!" rief er.

Einer seiner Schüler trat ein.

"Mein Vater," sagte derselbe, indem er sich verbeugte, „ein Bettler, ein Mönch, und ein Edelmann verlangen Euch zu sprechen."

"Wo sind sie?"

"Im Refectorium."

"Wer kam zuerst?"

"Der Bettler."

"So komme er, die beiden anderen Besucher mögen warten."

Der Schüler entfernte sich. Der Bettler erschien.

Er mochte etwa dreißig Jahre zählen und war von hohem Wuchs. Seine Kleider zerfielen in Lumpen. Ein bläulicher Rand umgab seine schwarzen Augen, welche durch Nachtwachen geröthet waren; aber die

Schlafllosigkeit hatte ihr Feuer nicht zu dämpfen vermocht. Sein Gesicht, gebräunt durch die Gluth der Sonne, verrieth eine mächtige Kraft des Willens.

Bei dem Anblicke Voholas kniete er nieder.

„Wer bist Du?“ fragte ihn Ignaz.

„Ich heiße Eritton, bin ein Schotte und habe zweitausend Meilen gemacht, um Euch zu sehen, mein Vater.

„Wo kommst Du her?“

„Aus Indien.“

„Und Franz Xaver?“

„Todt!“

Ignaz von Vohola senkte den Kopf und seine Lippen murmelten Worte, die nur von Gott allein gehört wurden.

Eine Viertelstunde verfloß.

„Welch ein verhängnißvolles Ereigniß“, sagte Vohola endlich, „hat denn den Lauf seiner glorreichen Tage unterbrochen?“

„Ehe ich Euch den Tod des großen Apostels erzähle, der Franz Xaver hieß,“ entgegnete der Bettler, „gestattet mir, mein Vater, Euch die letzten Jahre seines Lebens zu schildern.“

Der Mann trocknete eine Thräne und fuhr dann fort:

„Nachdem Xaver Euch sein Lebewohl gesagt hatte, welches ein ewiges sein sollte, begab er sich nach Vissabon, fuhr den Tajo in einem portugiesischen Schiff hinab und landete in Mozambique, welches durch ein epidemisches Fieber verheert wurde. Ergriffen von der Geißel, entran er derselben nur durch ein Wunder des Himmels, schiffte sich wieder ein, und erreichte Goa dreizehn Monate nach seiner Abfahrt von Vissabon.

„Treu seiner heiligen Sendung begann er gleich am Tage nach seiner Ankunft sein Werk.

Am Morgen bei den ersten Strahlen der Sonne durchschritt er die Straßen der Stadt, und in der einen Hand ein Crucifix, in der andern ein Glöckchen und die Bewohner, die er aufweckte, forderte er zum Gebete auf. „Kinder Gottes betet“, sagte er zu ihnen und auf seine Stimme knieten Alle nieder.

Er ging weiter, um dieselben Worte zu wiederholen. Bald eröffnete er eine Schule; er unterrichtete die Männer, die Weiber, die Kinder, die Greise in den göttlichen Mysterien des Christenthumes, und als sein Werk in Goa vollbracht war, begab er sich mit seinem Christus und seinem Glöckchen nach Malabar. Er verließ dies nur nach einem Aufenthalte von fünfzehn Monaten, als Malabar bekehrt war.

Auf der Küste von Coromandel bei Meliapur erheben sich das Oratorium und das Grab des heiligen Thomas, des ersten christlichen

Predigers in Indien. Er landete dort und brachte sieben Tage unter Fasten und Gebeten zu. Darauf ging er nach Malacca. Dort verkündete er die Größe Gottes; er offenbarte das heilige Wort Christi. Man warf mit Steinen nach ihm, aber seine leidenschaftliche und mächtige Stimme übertönte das Todesgeschrei, welches ihn bedrohte und Malacca wurde christlich.

Er kam mit seinem Crucifix und seiner Glocke nach Amboine. Amboine war in die Gewalt spanischer Corjaren gefallen, aber die Pest decimirte das Heer der Sieger. Er zögerte nicht. Wechselweise Arzt des Körpers und Arzt der Seele pflegte er die Kranken und gleich darauf reichte er den Sterbenden das Viaticum. Erfüllt von Bewunderung für seine erhabenen Tugenden, ließen die Sieger sich erweichen: sie bestiegen ihre Schiffe wieder, und die Stadt verdankte ihm ihr Heil.

Wieder bestieg er sein Boot und lenkte es gegen die wilden Inseln des indischen Archipels. Für sein Leben zitternd, wollte ich ihn bewegen umzukehren; er aber antwortet mir:

„Wenn diese Inseln wohlriechendes Holz und Goldminen enthielten, so würde die Furcht vor der Gefahr, wie groß diese auch wäre, die Europäer nicht zurückhalten. Wenn sie noch nicht in diese Gegenden drangen, so rührt dies daher, weil sie hier nur die Seelen Ungläubiger als Beute zu finden wissen; aber ich, der ich auf die Eroberung der Seelen ausgehe, mich führt mein Weg dahin und ich werde nicht aus schmachtvoller Feigheit meiner Sendung untreu werden.“

Ich wollte ihm etwas entgegnen, er unterbrach mich.

„Die Indianer werden mich vergiften, sagst du? das ist eine Ehre, nach der ich armer Sünder vielleicht nicht streben sollte; was ich aber sagen darf, ist, daß sie keine Marter, keine Todesart erfinden könnten, die ich nicht zu erdulden bereit wäre, um eine einzige Seele zu retten.“

„Einige Tage darauf kam er nach Moro, einer der Molukken-Inseln, und augenblicklich begann er das Wort Gottes zu lehren.“

„Eines Abends war das Volk am Fuße eines Vulkans um ihn versammelt. Der Vulkan öffnete sich, Feuersäulen stiegen zum Himmel empor; die Erde zitterte unter unseren Füßen, und aufrecht stehend fuhr Franz Xaver fort dem Volke das Evangelium zu predigen. Am nächsten Tage errichtete er mit vier Brettern unter freiem Himmel einen Altar. Während er die Messe las, stürzte der Altar zusammen. Alles floh, er aber blieb und beendete das göttliche Amt.“

Nachdem er beinahe den ganzen Archipel durchzogen hatte, kehrte er nach Malacca zurück. Ein mohamedanischer Fürst, Maradin, belagerte die Stadt mit einem Heere und einer Flotte. Sieben schlechte Barken bildeten die vereinigten Streitkräfte der Malaccen und der Portugiesen.

Franz Xaver lief in den Hafen auf seiner kleinen Barke ein, die durch den Sturm beschädigt war. Das Blut des Edelmannes kochte in seinen Adern, er stieß einen Kriegsruf aus, erhob sein Crucifix in die Luft, stellte sich an die Spitze der Belagerten, riß sie mit sich fort, kniete einen Augenblick nieder und betete voll Inbrunst zu dem Gott des Himmels, die triumphiren zu lassen, welche die Sache des Himmels vertheidigen. — Dann gab er seiner Stimme den kriegerischen Klang der Trompete und rief: „Christus ist Sieger!“

Bei diesen Worten entflammte der Enthusiasmus alle Herzen; die Belagerten stürmten vorwärts; sie flogen in den Kampf; die Mohamedaner wurden geschlagen.

Bald ertönt von den Ufern des Indus bis zu den Küsten des gelben Meeres sein Name wie ein gewaltiges Echo. Japan ist dem Götzendienste überliefert und er segelt nach Japan. Er macht Halt in Amanguti. Das Volk behandelt ihn wie einen Wahnsinnigen, hält drei von den Genossen seiner Gefahren als Gefangene zurück, plündert Franz Xaver aus und wirft ihn halb nackt zur Stadt hinaus, ohne andere Lebensmittel, als einen Sack mit in der Sonne getrocknetem Reis.

Wir waren mitten im Winter. Franz Xaver geht über zugefrorene Flüsse, durch endlose Wälder, er wandert über gewaltige mit Schnee bedeckte Ebenen; er ersteigt steile Berge und nach einem Monat der Mühseligkeiten, der Gefahren, der Entbehrungen, der Leiden erheben sich vor ihm die Mauern von Meaco. Endlich soll er die Früchte so vieler Arbeiten ernten! —

Doch nein! Meaco wird belagert und der Lärm der Waffen ersticht das Wort Gottes. Xaver kehrt auf seinem Wege zurück und vertieft sich aufs Neue in die Wüste.

Aber Japan raubt ihm den Schlaf.

„Wehe mir, wenn ich es nicht zu dem Evangelium bekehre!“ ruft er mit dem heiligen Paulus.

Und mit dem nächsten Jahre macht er sich auf den Weg, um Japan zu erobern.

Er erreichte endlich dieses gelobte Land. Binnen drei Jahren bekehrte er es zu dem Christenthum. Von dem Augenblicke, in welchem die Sonne sich erhebt, bis zu der Stunde, in welcher sie untergeht, predigt Franz Xaver, hält er das Hochamt, liest er die Messe, tauft er. An einem einzigen Tage hat er fünfhundert Heiden getauft.

Anderer stehen da und warten; seine Kräfte sind erschöpft; er wendet sich zu mir: ich stütze seinen Arm und er fährt fort, das heilige Wasser der Taufe auf die neuen Christen zu gießen, die um ihn her knien.

Er verläßt Japan.

China zeigt sich ihm.

Das Schiff: „das heilige Kreuz“ trifft Anstalt, nach der Insel Sancier unter Segel zu gehen.

Er wird sich nach Macao begeben und dort den Gögendienst zerstören. Wirft man ihn in ein Gefängniß — nun wohl, aus diesem Gefängniß verkündet er die Macht und das Wort Gottes und seine Stimme schafft Christen.

Das heilige Kreuz hat das Signal zur Abfahrt gegeben und der Apostel Indiens begibt sich an die Küste, begleitet von einem zahllosen Gefolge Gläubiger. Er kniet nieder auf dem Sande und das Gesicht niedergebeugt auf den Boden, fleht er den Herrn an. Als dann sein Gebet beendet ist, eilt er auf sein Schiff.

Er landet auf Sancier.

Aber seine irdischen Arbeiten und sein edler Ehrgeiz sollen hier ihr Ende finden.

An die Küste geworfen, auf der ein eisiger Wind weht, erschöpft, durch Anstrengung krank, versucht er es noch, gegen das Fieber zu ringen, welches sein Leben aufreibt.

Er schleppt sich nach einer verlassen Hütte, bleich, abgemagert, sterbend erhebt er zum letzten Male seine rechte Hand, welche neun- und hunderttausend Heiden getauft hat, sowie sein Crucifix, mit welchem er auf einem Raume von dreitausend Meilen zweiundfünfzig Königreiche bekehrte, erleuchten sich seine Augen, er murmelt: „Auf Dich, mein Gott! habe ich meine Hoffnung für die Ewigkeit gesetzt!“ und — stirbt!

„Herr, Dein heiliger Wille geschehe!“ sagte Ignaz von Loyola mit ergebungsvoller Stimme.

„Und jetzt, wo Indien seinen großen Apostel beweinet, wird der Gögendienst seine Stirn wieder erheben, unsere Kreuze niederwerfen, unsere Kirchen zerstören,“ nahm der Bettler das Wort.

„Vielleicht!“ antwortete Ignaz.

Er setzte sich wieder auf seinen Schemel und versank in Nachdenken. Schweigend zog sich der Bettler zurück!

„Indien gehört Gott!“ murmelte Loyola. „Ich werde es bewahren.“ In diesem Augenblicke öffnete sich abermals seine Thür.

„Darf der Mönch eintreten, mein Vater?“ fragte ein junger Novize.

„Er trete ein!“ entgegnete Loyola.

Der Novize wollte gehen.

„Mein Sohn“, fragte Ignaz, „ist unser Bruder Alexander Valignani schon zurück?“

„Nein, mein Vater.“

„Ich will ihn sehen.“

Der Novize ging.

Ein Mönch erschien auf der Schwelle der Thür.

„Wo kommt ihr her, mein Bruder?“ fragte ihn Ignaz.

„Aus Frankreich, mein Vater.“

„Man nennt Euch?“

„Joseph Barruel.“

„Wer schickt Euch?“

„Pasquier Brouet.“

„Sein Leben ist seit vier Jahren ein täglicher Kampf. — Was macht er in Paris? Beschützt uns der Cardinal von Lothringen noch immer? Haben wir endlich von König Heinrich II. unsere Zulassung in sein Königreich erlangt?“

„Wir haben sie erlangt, mein Vater, mit dem Rechte, dort nach den Regeln unseres Institutes zu leben, Almosen zu empfangen, um Capellen zu erbauen und der Befugniß, in ganz Frankreich Collegien zu eröffnen.“

„Und was hat das Parlament beschlossen?“

„Das Parlament hat unter dem 3. August 1554 entschieden, daß die Patente Königs Heinrich II. und das Breve Julius III. dem Bischof von Paris und der theologischen Facultät mitgetheilt werden sollen.“

„Und was haben diese entschieden?“

Joseph Barruel übergab einen Brief an Ignaz von Loyola und dieser las:

1. In Erwägung, daß die neue Gesellschaft sich den unerhörten Titel: Gesellschaft Jesu anmaßt;

2. daß sie ohne Unterschied in ihren Schooß alle Arten von Personen aufnimmt: Bastarde, Ungeheuer und Ehrlose;

3. daß sie weder Regel noch Vorschriften, noch Lebensweise, noch irgend eine von den Gebräuchen anderer Vereinigungen der Weltgeistlichen hat;

4. daß sie eine große Menge von Privilegien, Freiheiten und Schadloshaltungen erhielt, besonders in dem, was die Anwendung der Sacramente betrifft, und dies zwar zum Nachtheile der Bischöfe und des Clerus, der Fürsten, der Herren, der Bürger und der Universität:

Erklärt die theologische Facultät, in Erwägung, daß:

1. die sogenannte Gesellschaft Jesu die klösterlichen und religiösen Orden entehrt, deren Disciplin sie durch den Mangel frommer Uebungen, welche den Eifer erhalten und die Tugend stärken, schwächt;

2. daß sie selbst Gelegenheit bietet, die Gelübde zu verletzen, daß sie sich dem Gehorsam entzieht, welcher den Prälaten gebührt,

unrechtmäßiger Weise die geistlichen und die weltlichen Herren ihrer Rechte beraubt, und in die Leitung des Staates Unruhe, Klagen, Verschwerden, Streitigkeiten, Prozesse, Eifersucht, Aufstand und Spaltungen aller Art bringt;

aus allen diesen angeführten Gründen die obengenannte Gesellschaft Jesu als gefährlich für die Religion, gefährlich für die Kirche, in welche sie Verwirrung schleudert, gefährlich für die klösterliche Disciplin, die sie schwächt, — und als für eher geeignet zum Verderben, wie zur Erbauung der Gläubigen.“

Während Ignaz von Loyola diesen Brief las, ließ er nichts merken, was die zerreißenen Qualen seiner Seele hätte verrathen können.

Sein Gesicht trug die Regungslosigkeit des Todes und seine Blicke schienen alle ihre Flammen ausgelöscht zu haben.

„Nun?“ fragte er kalt, indem er sich zu Joseph Barruel wendete. „Was hat Brouet geantwortet?“

„Er hat schweigend das Haupt gesenkt, mein Vater; aber gegenwärtig hat er es wieder erhoben; er beginnt den Kampf aufs Neue, und morgen wird mit Hilfe der Guisen, welche in Frankreich herrschen, und unterstützt durch das beredte Wort des Advocaten Perjoris, das Collegium Clermont über die Universität, über Carl Dumoulin und über Stephan Pasquier triumphiren. Aber die Sieger des vorhergehenden Tages können die Besiegten des nachfolgenden sein, mein Vater: denn Brouet hat sich in dem langen Kampfe erschöpft, denn er seit vier Jahren gegen die Sorbonne, gegen die Universität, gegen die theologische Facultät, und gegen das Volk, welche sich gegen ihn vereinigt hatten, bestehen mußte. Er ist am Ende seiner Kräfte.“

„Ich werde daran denken!“ entgegnete Loyola.

Der Mönch kniete nieder, küßte das Gewand Loyolas und ging.

Die Thür der Zelle öffnete sich zum dritten Male.

Ein Mann trat ein, gekleidet in ein reiches Gewand, welches weder das der italienischen Großen, noch das der französischen Edelleute war.

Dieser Mann mochte etwa fünf und zwanzig Jahre alt sein. Ein Wamms von schwarzer Seide umschloß seine elegante und seine Taille, ohne sie einzupressen; ein Kragen von Mechelner Spitzen umgab seinen Hals, von welchem an einer goldenen Kette der Orden des goldenen Bliezes auf seine Brust herabfiel. Seine Beinkleider, die nach der neuesten Mode seines Landes geschnitten waren, hatten die gleiche Farbe mit seinem Wamms und an seiner Seite hing ein Schwert herab, dessen Griff mit Edelsteinen besetzt war. Ebenfalls schwarze Seidenstrümpfe,

mit Bändern geschmückte Schuhe, ein grauer Filzhut mit einer weißen Feder, die durch einen Diamant gehalten wurde, ein glänzender Mantel von violettem Sammt, mit Gold gestickt, vervollständigten seinen Anzug.

„Mein Vater,“ sagte der Besucher, indem er sich ehrerbietig vor Ignaz verbeugte, „ich komme aus Spanien, gesendet von Araosius.“

„Ich weiß Alles“, entgegnete er mit leiser Stimme. „Ein Dominikaner, ein Doctor der Universität Salamanca, Melchior Cano, hat uns von seiner Kanzel herab als die Vorläufer des Antichrist bezeichnet!“

„Mein Vater, Melchior Cano hat uns aus Salamanca vertrieben, eben so, wie Don Martinez Silico, Erzbischof von Toledo, aus Ascala; wie uns das Volk von Sevilla, welches man gegen uns aufgehetzt hatte, aus dieser Stadt verjagte. Aber wir sind triumphirend in Salamanca wieder eingezogen, wie wir auch nach Ascala und nach Sargossa zurückgekehrt sind, um diese Städte nie zu verlassen.“*)

„Doch das ist es nicht, um was es sich handelt. Wichtige Ereignisse bereiten sich in Madrid vor. Donna Maria von Portugal ist gestorben; der junge König von Neapel, Sicilien und den Niederlanden, hat auf meinen Rath seine Augen auf die Tochter Heinrichs VIII. König von England, geworfen, und Carl V., den ich leite, ist auf dem Punkte, abzudanken. Begreift Ihr? Spanien verjagte uns gestern und heute haben wir Spanien erobert. Durch uns König, wird Philipp II. nur durch uns herrschen und die Inquisition wird gezwungen sein, das Haupt zu beugen.

„Der erste Schritt ist gethan, aber er genügt nicht. Morgen verlasse ich Italien; binnen vierzehn Tagen bin ich an dem Hofe Englands und erbitte von Heinrich VIII. die Hand der Prinzess Marie im Namen von Kaiser Karls V. Sohne.

„Von dem Erfolge dieser Gesandtschaft hängt unsere Zukunft in Spanien und vielleicht auch in England ab.“

„Wartet!“ unterbrach ihn Koyola.

Er that einige Schritte in der Zelle und blieb dann vor dem Edelmann stehen.

„Mein Sohn,“ jagte er, „Ihr werdet acht Tage in Rom bleiben, und binnen einer Stunde schiffet einer der Unserigen sich nach England ein. Bei Eurer Ankunft in London werden alle Hindernisse beseitigt sein. — Lebet wohl!“

Am Abend desselben Tages glitten drei Männer — drei Schatten

*) Dies wurde in der That durch eine Bulle bewirkt, welche Ignaz von Koyola von dem Papste erlangte, und welche allen Bischöfen 2c. verbot, die Jesuiten zu hindern oder zu belästigen.

— vor denen die Thür des Jesusklosters sich öffnete, schweigend durch die Nebel dahin, welche Rom einhüllten und verließen die ewige Stadt auf drei verschiedenen Wegen.

Der eine hieß Edmund Campion und begab sich nach London.*)

Der zweite war Alexander Balignani; er ging nach Indien.**)

Der Dritte nannte sich Claudius Le Jay und reiste nach Frankreich.***)

Indeß stand Ignaz dem Ziele seines Lebens nahe.

Erschöpft durch Nachtwachen und Krankheit sah er, ohne zu erbleichen, den Augenblick kommen, in welchem er Gott den mächtigen Hauch, den er von ihm empfangen hatte, zurückgeben sollte.

Als er während der letzten Tage des Monats Juli 1561 eines Morgens nach einem Hause ging, welches er in der Nähe von S. Albina und der Thermen Antonius für die Gesellschaft gekauft hatte, empfand er ein leichtes Unwohlsein. Er setzte seinen Weg fort, aber kaum hatte er sein Ziel erreicht, als er von einem heftigen Frost befallen wurde, so daß er sich zu Bett legen mußte.

Am nächsten Tage hatte sich das Uebel verdoppelt, aber gegen den Willen seiner Umgebung wollte er dennoch aufstehen.

Im Laufe des Tages wurde er ohnmächtig und am Abend communicirte er. Die Nacht brachte er, in sein Mönchsgewand gekleidet, auf seinem Bette zu. Laynez der Pater Madrid und Borgia standen schweigend am Kopfe seines Lagers.

Ueber seinem Kopfe hing ein Christus und zu seinen Füßen lag das aufgeschlagene Buch der Constitutionen auf einem Tische, neben seinem Bette stand eine Weltkugel.

Da Loyola fühlte, daß der letzte Augenblick gekommen sei, richtete er sich halb sitzend in die Höhe, — mit mattem Finger deutete er gegen drei Jünger auf die Constitutionen und mit einer Stimme, welche der Tod schon dumpf machte, flüsterte er dann, aber so schwach, daß man sie kaum verstehen konnte:

„Ich hinterlasse Euch die Welt!“

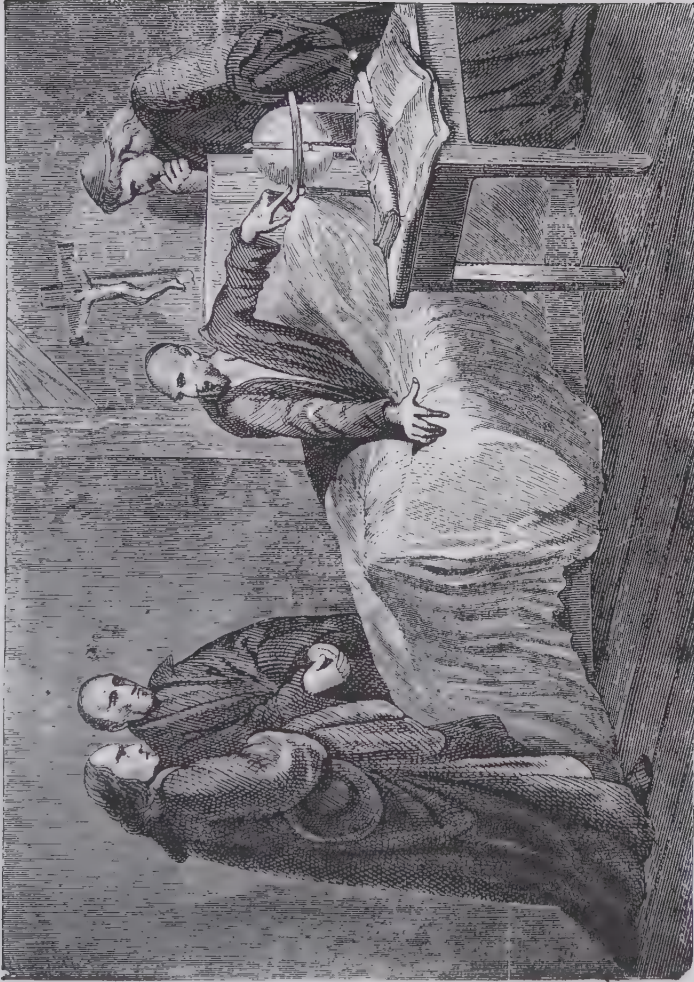
Und er entschlief zur Ewigkeit.****)

*) Edmund Campion wurde des Hochverrathes angeklagt, in London den 28. November 1581 der Tortur unterworfen und zum Tode verurtheilt.

**) Alexander Balignani war in Indien der Vorgänger des Pater Ricci, des ersten Jesuiten, welcher in China eindrang.

***) Le Jay wurde zum Bischof ernannt, Loyola ließ jedoch seine Ernennung widerrufen.

****) Ignaz von Loyola starb an einer Leberkrankheit. Rannaldus Columbus, welcher seine Leiche öffnete, fand in der sogenannten Pfortader der Leber drei Steine.



Man beerdigte ihn in dem Jesuskloster und grub seinem Grabsteine die folgende pomphafte Inschrift ein:

„Wer du auch siehest, der Du Dir in Gedanken das Bild des großen Pompejus, Cäsar oder Alexander vorstellst, öffne die Augen, und Du wirst auf diesem Marmor sehen, daß Ignaz größer war, als diese großen Eroberer.“

So starb am 31. Juli 1556 der Begründer der Gesellschaft Jesu, im Alter von fünfundsechzig Jahren, in seinem vollsten Ruhme, seiner ganzen Macht, nachdem er wechselweise als Dichter, als Apostel, als Gesetzgeber gelebt hatte; als Apostel durch die Kämpfe seines Lebens; als Dichter durch die Ekstasen seiner mystischen Einbildungskraft; als Gesetzgeber durch die unbedingte Regelung einer geistigen Monarchie.

Wahrlich, es war sehr wenigen Eroberern und Evangelisten gegeben, so viele Dinge in einem so kurzen Zeitraume zu vollbringen. Man übersehe mir mit einem Blicke Alles, was er innerhalb fünfzehn Jahren ausführte. Der ehemalige Soldat der Belagerung von Panipeluna riß 1541 in Italien sechs Männer mit sich fort, welche der Kern einer ungeheuren Verbrüderung sein sollten, und begründete mit ihnen in Rom die Gesellschaft Jesu.

Ignaz von Loyola herrschte in Frankreich durch die Siege, welche er über die Universität davon trug; er lenkte Deutschland durch das Concilium von Trient; er war Herr von Japan und Indien durch die Missionen; er war König in Portugal; er träumte von der Eroberung Spaniens durch die Vernichtung der Inquisition; er war einge-
drungen in England; das gewaltige Kaiserreich China öffnete sich vor ihm; einen Schritt noch, und die Welt gehörte ihm.

Als ein unbesiegbarer Briareus erdrückte der Jesuitismus dann in seinen Armen die Flecken, die Städte, die Herzogthümer, die Königreiche, die Kaiserreiche, die Menschen und die Gewissen. Es geschieht dann vom Orient bis zum Occident nichts, ohne daß er es sieht; es wird nichts gesprochen, ohne daß er es hört. Er wird seine eiskalte Hand auf das Herz der Menschheit legen und dessen Pulschläge nach seinem Gefallen hemmen oder beschleunigen.

Hinter jedem Könige wird man das finstere Gesicht eines jesuitischen Weichwaters sich emporrichten sehen; — hinter jedem Papste wird man einen geheimnißvollen Arm erblicken, bewaffnet mit Aqua tofana; — und die erschreckten Völker werden sich leise fragen, welche Verbrecher Könige und die Päpste auf Erden hüßen!

Ignaz von Loyola wollte eine Monarchie begründen; -- sie besteht!

Er wollte, daß das Königthum nicht mit ihm erlöschen sollte und er machte es erblich; — jetzt kann er in Ruhe sterben.

Der erste König der Jesuiten ist todt: Es lebe Laynez!

Wer war denn dieser Laynez, dieser neue König? — Doch nein; wir irren uns! — Dieser neue General, der ein Heer beherrschen sollte — oder das Königreich der Jesuiten!

Als einen Mann von umfassendem Wissen und einen der ersten Jünger des Begründers der Gesellschaft Jesu sahen wir ihn schon auf dem Concil von Trient sich den ungestümen Vertheidigern der päpstlichen Macht anschließen, die er über die Autorität der Könige stellen will, weil er über den Papst zu herrschen hoffte.

Von unmäßigem Ehrgeiz befeelt, weiß er Diesen unter der Farbe der Demuth zu verbergen.

Wenn er spricht, bringt jedes seiner Worte in Deutschland eine Erschütterung hervor, und am Abend eben des Tages, an welchem er in voller Versammlung die geistliche Macht des Papstes für den über natürlichen Hauptzweck erklärte, und mit dem ganzen Fanatismus seiner Beredsamkeit die königsmörderischen Grundsätze Marianas vertheidigte, finden wir ihn auf den Höfen seines Collegiums grob gekleidet, einen Besen in der Hand, die niedrigsten Arbeiten verrichtend.

Dieser Laynez ist nicht ein Mönch, sondern ein mit wunderbarem Verstande begabter Schauspieler; er studirt seine Rolle, er berechnet mit einem Tacte, der an Divinationsgabe grenzt, die Effecte und bereitet sie vor, ehe er die Bühne betritt.

Genügt dies Bild nicht? Nun wohl, dann löse man aus seinem gothischen Rahmen einen jener gewaltigen Mönchsköpfe, welche uns der kräftige Pinzel Zurbarans oder Ribeiras hinterlassen hat: diese durch das Gebet gebeugte und durch die Kasteiungen des Klosters entfärbte Stirn umgebe man mit einem strahlenden Scheine der Flamme des Genius; man entzünde seine durch die Nachtwachen eingemerkten Augen: man bekleide diese imposante Gestalt mit einem schwarzen Priesterroche, mit einem großen Filzhute von gleicher Farbe, und man hat vor sich in seiner ganzen strengen Würde den zweiten General der Jesuiten. Seine Bewegungen sind gebieterisch; ein ungestümer, entschlossener Character blickt aus seinem strengen, galligen Gesichte hervor; sein Wuchs ist grade und hoch; er zählt sechsundvierzig Jahre.

Jakob Laynez regierte sieben Jahre.

Er starb in dem Alter von dreißig Jahren.

Am 19. Januar 1565 — einem Freitage — herrschte eine ungewöhnliche Aufregung in dem Jesuskloster. Menschen eilten hier und dort hin und wechselten mit leiser Stimme flüchtige Worte. Verwirrung und Angst waren auf den Gesichtern Eintiger zu lesen; in den Blicken Aude

rer blitzte ein Strahl der Freude und der Hoffnung; Alle waren in der Erwartung eines großen Ereignisses.

Der zweite General der Gesellschaft Jesu lag im Sterben.

Vahnez befand sich in diesem Augenblicke in eben jener Zelle, welche fünfzehn Jahre lang die geheimsten Mittheilungen des Stifters der Jesuiten vernommen hatte.

Durch ein Wunder innerer Beschauung erblickte Vahnez, der sich darauf vorbereitete, als Christ zu sterben, kaum das Bild Christi, welches Vohola sterbend betrachtet hatte. In dem Sterbezimmer, welches nur durch das bleiche und trübe Licht zweier Kerzen beleuchtet wurde, die er neben sein Bett hatte stellen lassen, wie neben einen Sarg, gewahrte Vahnez nichts, als ein anderes großes Bild, und dieses war das seines Gottes auf Erden, seines Gebieters, seines Beschützers, seines Freundes Ignaz von Vohola.

Ueberall stand dieses Bild vor ihm; man hätte glauben können, es kämpfe in dem Herzen des Sterbenden gegen das Bild Gottes am Kreuze, als ob das ganze Leben eines Jesuiten hier auf Erden allein der Religion des Jesuitismus angehört hätte.

Bereit vor Gott zu beichten, erhob sich Vahnez langsam und kniete nieder, um vor Ignaz zu beichten. Jesus Christus war uns ein einfacher Zeuge der halb geistlichen halb weltlichen Beichte, die wir vernehmen werden:

„Meister“ flüsterte Vahnez, „ich habe große Fehler begangen; ich bin stolz gewesen, ein Lügner, ein Heuchler; ich habe das Böse gethan, wo ich das Gute hätte thun können; ich habe gegen die heilige Sendung des Priesters auf Erden gekämpft, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nie etwas Anderes vor Augen hatte, als die Befestigung und Erweiterung des Reiches, welches Du begründetest. Das Gesetzbuch, das Du uns hinterlassen hast, war gemäßigt, klug und vielleicht weise und ich habe aus diesem Codex Deine weisesten Gesetze ausgestrichen, um sie durch andere zu ersetzen, welche dem Christenthum entgegen sind. — Am Tage nach Deinem Tode, o mein göttlicher Meister, habe ich, statt dem freien Willen die Sorge zu überlassen, Deine Nachfolger zu ernennen, den Gewissenszwang angethan, habe zu gemeinen Schlichen meine Zuflucht genommen, habe geschmeichelt, gebeten, gedroht, erschreckt und so den Titel eines Generals erlangt, den ich jetzt ablegen soll. Es bedurfte eines kräftigen Armes, um das Gebäude zu erhalten, das Du aufführtest, deßhalb habe ich mich des Generalats bemächtigt. Du hattest dem Papstthume Gehorsam geschworen; ich bin Paul IV. ungehorsam gewesen, welcher verlangte, daß Deine Nachfolger nur für drei Jahre ernannt werden sollten. Ich ließ mich zum General für Lebenszeit ernennen; aber um diesen Fehler

zu vergüten, habe ich mich — nicht in dem Interesse des Papstes, sondern in dem der Jesuiten — zum Kämpfer des römischen Hofes erklärt. — Als ich im Jahre 1559, im Gefolge des Cardinals von Ferrara, des Legaten Pius IV., nach Frankreich reiste, habe ich in dem Colloquium zu Poissy gegen den berühmten Bèze gekämpft. — Ich wagte es der Königin Katharina von Medicis zu sagen, es sei nicht die Sache eines Weibes, religiöse Conferenzen zu befehlen und indem sie dies gethan, hätte sie die Rechte des Papstes usurpirt. — Ich habe die Augen gegen die Erschlaffung der Disciplin bei meinen Untergebenen zugebrückt, ich habe zu gotteslästerlichen Lehren ermächtigt, ich habe dieselben öffentlich beschützt. — Du hattest uns die Demuth befohlen und ich habe den Stolz gepredigt; — Du hattest uns geboten arm zu sein, und ich habe Schätze auf Schätze in den Kellern des Jesusklosters angehäuft; — Du hattest uns Gradheit und Einfalt des Herzens gelehrt, und ich habe für diese Tugenden List und Arglist unterschoben; — ich habe den Erzbischof von Paris mit einem Netze von Verführungen umspinnen und mit schwerem Golde den Rector der Universität bestochen; — aber ich machte mir Beide günstig gestimmt und besiegte das Parlament, so daß dieses gezwungen war, die Zulassung unserer Gesellschaft in Frankreich auszusprechen. — Ich fand, als ich zur Herrschaft gelangte, Portugal im Todeskampfe liegend; ich habe es vollends getödtet, während ich es dem Leben hätte zurückgeben können, aber ich verdoppelte die Zahl unserer Provinzen, verzehnfachte unsere Collegien, verhundertfachte unsere Noviziate; — ich kämpfte in der dreißigsten Sitzung des Conciliums von Trient zu Gunsten der ultramontanen Ansprüche — stets im Interesse der Jesuiten — und ich wies den Cardinalsstuhl zurück! —

Meister bist Du zufrieden?"

Wir wissen nicht, ob der berühmte Mönch nach diesen letzten Worten die Stimme des Ignaz von Loyola ihm eine Antwort geben hörte, aber sein ersterbender Blick glänzte plötzlich in einem eigenthümlichen Feuer; seine Stirne heiterte sich auf, ein kaum bemerkbares Nücheln trat aus seiner Seele auf seine Rippen und er schien mit geschlossenem Munde dem Gotte der Jesuiten, der ihn ohne Zweifel in diesem Augenblicke absolvirte und segnete, zu danken.

Einige Sekunden darauf wurde die Thür seiner Zelle geöffnet; zwei Männer traten ein, näherten sich seinem Bette und knieten an dem selben nieder.

Mit einer gewaltigen Anstrengung öffnete Yanez die Augen, sah die beiden Jesuiten an und starb, ohne seinen Nachfolger zu bezeichnen; denn in der ganzen Gesellschaft Jesu erblickte er nicht Einen, der würdig gewesen wäre, das große Werk Loyolas fortzusetzen.

Wer sollte nun aber Laynez Nachfolger werden?

Bereiteten schon Intriguen und niedrige Schliche die Wahl des neuen Generals vor?

Nein! Franz Borgia, Grand von Spanien, Herzog von Gandie in dem Königreich Valencia, wo er 1510 geboren war; Franz Borgia Vizekönig von Catalonien, Franz Borgia, Urenkel des Papstes Alexander VI., Franz Borgia, der den Cardinals-Purpur ausschlug, und der 1671 durch Clemens X. heilig gesprochen wurde, — Franz Borgia sollte wie durch ein Wunder auf den Thron erhoben werden, nach dem er nicht gestrebt hatte.

Franz Borgia wurde 1565 zum König der Jesuiten proclamirt.

Borgia bietet den Augen des Geschichtsschreibers der Jesuiten ein eigenthümliches Schauspiel, ein Schauspiel, welches zugleich betäubend und rührend ist.

Borgia ist kein General, der durch die Macht seines Geistes und seines Herzens sein Heer durch die irdische Welt mit sich fortreißen soll; Borgia war ein Soldat, fähig unter allen Umständen zu gehorchen, selbst auf die Gefahr hin, den Cardinalsstuhl zu verlieren; aber Borgia ist ein General, der keinen Gehorsam finden wird, weil er nicht daran denkt, zu commandiren. Borgia war bei seiner Erhebung unbekannt mit der Dichtkunst der Jesuiten; er besaß nichts von dem, was erforderlich war, um die Dichtung fortzusetzen, welche Loyola begonnen und Laynez verfolgt hatte.

Borgia, der gegen seinen Willen ein großer Herr geblieben war, bekümmerte sich nicht um die Mittel, durch welche die Niedriggeborenen in die Höhe kommen; Borgia, der den Geburtsstolz, die Berühmtheit seines Namens, den Prunk seines Reichthums zu den Füßen Loyola's niedergelegt hatte, dachte nicht daran, von dem Jesuitismus die Erinnerung jenes Stolzes, jener Berühmtheit und jenes Glanzes zurück zu verlangen.

Er wird demüthig religiöse Emporkömmlinge leiten, welche niemals reich waren und nun begütert werden wollen; die nicht adelig waren und stolz sein wollen; die nie über einen Menschen zu gebieten hatten und nun die Welt beherrschen wollen.

Borgia endlich, der in seinen Gedanken, durch seine Demuth, seine Frömmigkeit, seine Bescheidenheit, beinahe einer jener armen Jesuiten ist, welche wir in der elenden Kirche von Montmartre zu Paris sahen, wie sie sich durch einen feierlichen Eid zu dem Zwecke verbanden, das erhabene Licht des Evangeliums über die Erde zu verbreiten; er wird ihrer

ersten Sendung treu bleiben und nur an das Heil der Seelen und die Heiligung der Erwählten denken.

Wir haben von dem sonderbaren Schauspiel gesprochen, welches der General Franz von Borgia in der Geschichte der Jesuiten bietet.

Man stelle sich einen General vor, welcher durch sein Beispiel Mäßigung und Großmuth predigt, — und rebellische Soldaten, die überall, wohin sie gehen, in einem eroberten Lande zu sein glauben und — nach einer berühmten Aeußerung — der Meinung sind, in einem Lande den Frieden gestiftet zu haben, wenn sie dasselbe in eine weite Wüste verwandelten.

Dieser General gebietet ihnen, arm zu bleiben inmitten der Reichthümer, und sie werden sich der Schätze dieser Welt bemächtigen: er wird sie ermahnen, die geistigen Feinde, die ihnen Widerstand leisten, zu achten und zu schonen, und sie werden die Gewissen vernichten: er sagt, sie sollen dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und sie greifen die Universitäten, die Könige und die Kaiser an, ohne auf seine Stimme zu hören, die sie zurückhalten will; er wird Gott geben, was Gottes ist, und sie schreiten zu der Eroberung der Welt; und eines Tages kehren sie zurück nach Rom, um zu den Füßen dieses Oberhauptes die Güter, die Reichthümer, die Ehren und die Eroberungen niederzulegen, die er nicht verlangt hat.

Und der gute, der vortreffliche, der heilige Franz von Borgia wendet die Augen ab von diesen prachtvollen Gaben und antwortet Denen, die sie ihm darbringen:

„Was habt Ihr gemacht mit Eurer Demuth, mit Eurer Armuth, mit Eurer anfänglichen Vortrefflichkeit? Beharret auf diesem Wege, Ihr Männer des Stolzes, und die Nationen, die Ihr unterworfen habt, werden sich gegen Euch erheben, und können sie Euch vernichten, so werden sie es thun.“

Der heilige Franz von Borgia starb am 30. September 1572, in dem Alter von zweiundsechzig Jahren.

Nach der verhältnißmäßig harmlosen Regierung Borgia's war, um das Angriffssystem — wenn wir uns so ausdrücken dürfen, — welches unter Loyola und Laynez geherrscht hatte, ein Mann erforderlich, welcher in Nichts dem dritten General der Gesellschaft Jesu glich.

Wird dies der Belgier Eberhard Mercurien sein?

Nein!

Wenn das Generalat der Jesuiten in der That ein weltliches

Königreich ist, so kann man sagen, daß Mercurien nichts war, als ein königlicher Müßiggänger.

In seiner Zelle zu Rom halb versteckt, ließ er seinen Händen die electrischen Fäden entgleiten, deren Enden den Orient und den Occident bewegten. Die Schläge, die Erschütterungen währten fort während der acht Jahre, welche seine Regierung dauerte, und machten sich auf der ganzen Erde in den Gewissen fühlbar; aber Mercurien, welcher diese leitenden Fäden nicht mehr lenkte, starb, ohne deren Wirkungen zu empfinden.

Eberhard Mercurien war in der That nichts, als ein Verbindungsglied zwischen dem spanischen General Borgia und dem italienischen General Acquaviva.

Als Claudius Acquaviva, der Nachkomme der ehemaligen Herzoge von Atri und der Fürsten von Teramo in dem Königreich Neapel, im Jahre 1581 auf den durch Ignaz von Loyola gegründeten Thron erhoben wurde, fand er die Gesellschaft Jesu herabgesunken von ihrer weltlichen Größe, zu der sie der unternehmende Genius eines Laynez erhoben hatte.

Vertrieben aus Bourges, aus Rouen, aus Tournon, wo sie Collegien errichtet hatten; — in Mißachtung gesunken in Monomotapa; — bedroht in London, in Folge der Hinrichtung Compions Skervins und Briants; — fortgejagt aus Antwerpen, weil sie die Herstellung des Friedens in Gent verweigert hatten; — uneinig, undisciplinirt und allen Unordnungen ergeben, welche die Anarchie im Gefolge hat, schienen die Jesuiten ein großer Körper zu sein, welchem die Seele mangelt.

Acquaviva überfah mit einem einzigen Blicke die ganze Ausdehnung des Uebels, und als kühner Arzt schnitt er die vom Krebse angefressenen Glieder dieses Körpers ab.

Durch ihn zu neuem Leben erweckt, erhob die Gesellschaft Jesu ihren Kopf wieder und setzte auf's Neue ihre Füße auf den Nacken der Welt.

Die Disciplin der Jesuiten war erschlaft; Acquaviva stellte sie in ihrer ursprünglichen Strenge wieder her. Die alten Gesetze genühten nicht mehr; er machte daher neue. Sechs Doctoren der Gesellschaft entwarfen auf seinen Befehl eine Vorschrift der Studien, welche unter dem Namen *Ratio studiorum* berühmt geworden sind, und deren Befolgung er allen seinen Unterthanen despotisch zur Pflicht machte.

Auf sein Genie und seine Kraft vertrauend, befahl Acquaviva und verlangte er Gehorsam. Er war kein König, sondern ein Tyrann. Einige Jesuiten wagten es, ihre Stimme zu erheben, um sich zu beklagen: Er

erstickte ihre Klagen. Andere verschworen sich gegen ihn und zogen den Hof von Spanien, an welchem sie allmächtig waren, mit in ihre Verschwörung: Acquaviva ließ gegen sie die fünfte Congregation halten*), um ihre Pläne zu hintertreiben, und er beharrte in seinem Systeme unumschränkter Herrschaft.

Als er alle Stirnen gebeugt, sein weltliches Schwert über den Geist und den Willen Aller geschwungen hatte, — als er sich als Herr auf seinem Throne sah, als alleiniger Herr, beschäftigte er sich mit der Vergrößerung seiner Monarchie. Er rüstete Schiffe aus und sendete sie nach Indien, um dort Handel zu treiben. Er hob eine Armee aus und sendete sie zur Eroberung von Paraguay.

Um zu seinem Ziele zu gelangen, schmeichelte Acquaviva sich in die Gunst Gregors XIV. ein, erlangte von ihm, daß das Generalat dauernd sein sollte, ließ sich von demselben eine Bulle geben, welche erklärte, daß die religiösen Orden lediglich von dem Oberhaupte der Kirche abhängig wären, und jeder Person, welcher geistlichen oder weltlichen Autorität sie auch sein möchte, verbot, sie anzutasten.

Als er diesen doppelten Vortheil erlangt hatte, eilte er auf den Kampfplatz, bewaffnet mit der Excommunication**) und mit dem Königs-

*) In dieser Congregation nannte Acquaviva die wideripännigen, pflichtvergeßenen Kinder, Verführer, Friedensstörer, welche sich in den Mantel des Eifers und des öffentlichen Wohles hüllten und ihre Ansichten über den Willen der Gesellschaft zu setzen wagten. Es wurde bestimmt, daß sie bestraft und ausgesessen werden sollten, und daß alle Die, welche ähnlicher Machinationen verdächtig wären, sich demüthig allen Constitutionen und Decreten der General Congregationen zu unterwerfen hätten.

**) Hier ein gebrängter Auszug aus diesen Excommunicationen:

Jeder König, Fürst oder Administrator, welcher irgend eine Abgabe oder irgend eine Auflage auf die Gesellschaft, ihre Personen oder Güter legt; —
Alle Die, welche der Gesellschaft Schaden zufügen;

Alle Die, welche die Gesellschaft zwingen werden, ihre Kirchen und Häuser herzuliehen, um darin die Messe zu lesen;

Alle Die, welche gegen die ihnen gewährten Concessionen handeln;

Alle Die, welche das Amt eines Conservators nicht annehmen wollen;

Alle Personen, sowohl geistliche als weltliche, und von welchem Orden sie sein mögen, von welchem Stande, Grade oder Range, Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen, Cardinäle, welche das Institut, die Constitutionen oder einige Artikel derselben angreifen, wäre es auch unter dem Vorwande, die Wahrheit zu erforschen.

Die Rectoren der Universitäten, oder andere Personen, welche die Rectoren und Professoren der Gesellschaft Jesu belästigen.

Alle Personen, die sich den Privilegien der Jesuiten-Collegien widersetzen.

Die Väter, welche ihre Kinder verhindern wollen, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, sollen excommunicirt werden.

morde.*) Der Handschuh ist geworfen, der Kampf hat sich entsponnen; folgen wir nun den Jesuiten auf alle ihre Schlachtfelder.

1581 wird der Pater Sammier durch Acquaviva zu mehreren Fürsten Deutschlands, Italiens und Spaniens entsendet und er treibt sie an, sich gegen Frankreich zu verbünden.

1584 erklärt der Mörder des Prinzen von Oranien, Balthasar Gerhard, daß vier Jesuiten von Trier, denen er seinen abscheulichen Plan mittheilte, ihn in seiner Absicht bestärkten, und ihm die Versicherung gaben, wenn man ihn hinrichtete, würde er ein Märtyrer werden.

In demselben Jahre erklärt Wilhelm Barry, welcher zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde, weil er einen Mordversuch auf die Königin Elisabeth von England gemacht hatte, daß die Jesuiten ihn bestimmten, dies Verbrechen zu begehen.

Im Jahre 1586 wurde eine neue Verschwörung angesponnen, und wieder leiteten die Jesuiten dieselbe. Dießmal handelte es sich nicht mehr darum, Elisabeth zu ermorden, sondern sie zu entthronen und ihren Thron an Maria Stuart zu geben.

In derselben Zeit regten sie sich in Frankreich und wurden, wie Mézerai sagt, die Trompeter der Vigue. Sie versuchten den König Heinrich III. hineinzuziehen, scheiterten in ihrem Plane, veranlaßten einen Aufstand in Bordeaux, wurden aus der Stadt durch den Marschall von Matignon vertrieben und führten das Vorspiel zu der Ermordung Heinrichs IV. dadurch auf, daß sie Jakob Clement vergötterten, welcher am 1. August 1589 Heinrich III. in Saint-Cloud ermordete.**)

*) Wir führten weiter eben die Namen der Jesuiten an, welche über die Entthronung der Könige und den Königsmord gepredigt haben: Salmeron, Suarez, Molina, Mariana, Becan, Emanuel von Sa zc.

Wir gehen jetzt zu dem Decrete des Claudius Acquaviva über den Königsmord über. Was sagt dieses Decret? Daß es in keinem Falle erlaubt sei, die Könige zu tödten? Nein! Es sagt nur, daß es in Folge des heiligen Gehorsams verboten sei, zu behaupten, daß es Jedermann erlaubt sei, die Könige zu tödten. Dieser Satz: Zu behaupten, daß es Jedermann erlaubt sei, ist jedenfalls sehr außerordentlich bei einem so ernstlichen Gegenstande, wie der Königsmord. Wenn man sagt, daß eine Sache zu thun nicht Jedermann erlaubt sei, heißt annehmen, daß es Personen gibt, welchen sie erlaubt ist. Es wäre ganz einfach zu sagen gewesen: Daß es Niemanden erlaubt ist, die Könige zu tödten.

**) Molina sagte:

Jakob Clement vollbrachte eine wahrhaft edle, bewundernswerthe, dankwürdige That — durch welche er die Fürsten der Erde lehrte, daß ihre gottlosen Thaten nicht ungestraft bleiben.

Es wurde bald darauf in einigen Häusern der Jesuiten ein Zimmer

Heinrich IV. schwur den Protestantismus ab, um über Frankreich zu herrschen. Er war König; aber die Jesuiten, welche dem Enkel des heiligen Ludwig den Eid nicht verziehen, welchen sie Achill von Harlay*) hatten schwören müssen, bewaffneten 1582 Johann Barrière mit einem Messer. Ihr Unternehmen scheiterte, aber zwei Jahre später schickten sie Johann Chatel gegen ihn ab.**)

eingerrichtet, welches man das Zimmer der Beschauung nannte. Man bildete in demselben die Feinde der Könige zu Mördern. Man gab in ihre Hände einen geweihten Dolch und sagte dabei: „Geh Liebling Gottes, Erwählter Zephtas; dies ist das Schwert Simons, das Schwert Davids, mit welchem derselbe das Haupt Goliaths von Rumpfe trennte; das Schwert der Judith, mit welchem sie Holofernes den Kopf abhieb; das Schwert der Macabäer und das Schwert des heiligen Petrus, mit welchem er Malchus das Ohr abschlug; das Schwert des Papst Julius II., mit welchem er den Fürsten Imola, Faenza, Forli, Bologna und andere Städte unter großen Blutvergießungen entriß. Geh, sei ein kräftiger Mann und der Herr sichere deine Schritte.“

Sie führten ihn darauf zu einem Bilde von Jakob Clement und sagten zu ihm: „Wenn Gott mich nach meinem Willen an deiner Stelle auserlesen und gewählt hatte, so würde ich versichert sein, nicht in das Fegefeuer zu kommen, sondern grades Weges in das Paradies.“

*) Bei der Capitulation von Paris legte Achill von Harlay den Jesuiten folgenden Eid vor: Ich schwöre in dem katholisch-römisch-apostolischen Glauben leben und sterben zu wollen, in dem Gehorsam gegen Heinrich IV.; ich verzichte auf alle Bündnisse gegen seinen Dienst und werde nichts gegen seine Autorität unternehmen. — Sie weigerten sich, diesen Eid zu leisten. Acquaviva, welcher Spanien begünstigte, widersprach.

**) Die drei Ungeheuer, welche Mordversuche auf Heinrich IV. machten, wendeten sich an die Jesuiten Barade, Guignard und Aubignu. Johann Barrière, durch Barade unterrichtet, bekannte, daß er die Communion unter dem ihm geleisteten Eide empfangen habe, den König zu ermorden.

Dieses Verbrechen regte sehr gegen die Jesuiten auf, welche die Person des Königs durch ihre verführerischen Predigten blosgestellt hatten.

„Aod tödtete den König von Moab“, predigte der Pater Comolet. „Wir müssen einen Aod haben, wäre er auch Mönch, wäre er auch ein Troßbube.“

Johann Chatel gestand, daß er in dem Collegium der Jesuiten unter dem Pater Guéret studirte, und daß er in diesem Hause öfters hörte, es sei löblich, den König zu tödten, weil er außerhalb der Kirche sich befände. — In Folge davon ließ das Parlament das Collegium umstellen und alle Jesuiten verhaften. Man fand ein Manuscript von der Hand Guignards, worin gesagt wurde, wenn man den Bearner nicht ohne Krieg absetzen könnte, so müßte man Krieg führen, wenn man nicht Krieg führen kann, so tödte man ihn. Guignard wurde am 7. Januar 1595 auf dem Grève-Platz gehängt, Guéret für immer verwiesen, und durch denselben Spruch, welcher Chatel zum Tode verurtheilte, verordnete das Parlament auch, daß die Jesuiten als Verführer der Jugend, Störer der öffentlichen Ruhe und Feinde des Königs und des Staates aus Frankreich vertrieben werden sollten.

Heinrich IV. vertrieb sie aus Frankreich; aus einer verhängnißvollen Gefälligkeit gegen die Wünsche des Papstes rief er sie 1603 in seine Staaten zurück und am 14. Mai 1610 raffte Ravaillac, dessen Einkleidungskraft sich durch die Schilderung von der Apotheose Jakob Clements entzündet hatte, das blutige Messer des Mörders Heinrichs III. auf und tödtete Heinrich IV. in der rue de la Ferronnerie.

Innerhalb zwanzig Jahren ermordeten die Jesuiten zwei Könige von Frankreich, innerhalb zwanzig Jahren stifteten sie in England zehn Verschwörungen an.

Man glaubt vielleicht, ihr Haß gegen Elisabeth sei dadurch abgestumpft worden?

O nein!

Im Jahre 1592 begab sich Patri Cullen auf Anstiften des Jesuiten Solte nach England, um die Königin zu morden.

Cullens Unternehmen scheiterte und die Jesuiten ersetzten ihn drei Jahre später durch Squirre, der seinerseits auch wieder scheitern sollte.

Elisabeth starb 1603. Jakob I. besteigt den Thron Englands, und die Pater Garnet, Hurard, Tesmond und Oldecora stifteten die berühmte Pulververschwörung an.

Spanien ließen sie in Ruhe, weil der Thron ihnen gehörte; aber sie schmiedeten auf allen Seiten Complotte, um die Macht Philipps II. zu vergrößern, dessen Seele sie waren.

Das Gewitter, welches 1594 in Frankreich über sie hereinbrach, thürmte sich indeß auch bald in ganz Europa über ihren Köpfen auf. Holland schwankte unter ihren Füßen, der Himmel verfinsterte sich, der Sturm grollte, brach aus und trieb sie nach Deutschland.*)

Der Cardinal Friedrich Borromeo vertrieb sie 1604 aus dem Collegium von Breda; Venedig verbannte sie 1606.

Winnen acht Jahren wird man sie auch aus Böhmen und Mähren verjagen in Erwartung der Zeit, wo man sie aus Europa, aus Indien, aus der ganzen Welt vertreibt.

Die Regierung Claudius Acquavivas war nichts als ein unablässlicher Kampf, als ein erbitterter Streit. Der herrschsüchtige General kriegte wechselseitig gegen die Universität, gegen die Kirche, gegen die Könige und nie steckte er sein Schwert in die Scheide, mochte er Sieger oder Besiegter sein. Alles, was ihm ein Hinderniß bot, war ihm Feind, Alles, was sich vor seiner Allmacht beugte, wurde ihm tributpflichtig. Er war es, welcher zuerst die berühmt gewordenen Worte sprach, und die einer seiner Nachfolger später gegen den Herzog von Brissac wiederholte:

*) Man beschuldigte sie, Mitschuldige an der Ermordung des Prinzen Moriz von Nassau zu sein.

„Seht Ihr dieses Gemach? Nun wohl! Von hier aus beherrschte ich nicht nur Frankreich, sondern auch Italien, nicht nur Italien, sondern auch Deutschland, nicht nur Deutschland, sondern auch Spanien, nicht nur Spanien, sondern auch Indien und Paraguan, nicht nur Indien und Paraguan, sondern die Welt, ohne daß Jemand weiß, wie das zugeht.“

Claudius Acquaviva war zu gewandt, wie wir glauben, um solche Worte auszusprechen. Er begnügte sich damit, sie jeden Morgen während der vierunddreißig Jahre seiner Regierung für sich allein zu wiederholen.

Erschöpft durch die Nachtwachen und die Kriege, aber noch nicht des Kampfes müde, hüllte Acquaviva sich am 31. Januar des Jahres 1615 in seinen Königsmantel und übergab seine Seele an Ignaz von Loyola, den er 1609 unter dem Pontificate Pauls V. hatte heilig sprechen lassen.

Der Italiener Mutius Vitelleschi folgte auf Claudius Acquaviva und wurde 1646 durch Vincenz Caraffa ersetzt, welcher nur drei Jahre regierte und zum Nachfolger Franz Piccolomini hatte.

Von dem Jahre 1652, von welchem das Generalat Alexanders Gothofridi datirt bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, gingen fünf Generale durch den Purpur zum Leichentuche. Der Deutsche Goswin Nickel 1664; — der Italiener Johann Paul Oliva, 1682; — der Belgier Carl von Noelle 1697; — der Spanier Thyrffes Gonzalez 1706; — Michael Angelo Tamburini 1730; — Franz Kex 1758; — Ignaz Visconti 1755; — Alois Centurioni 1758 und endlich in demselben Jahre Lorenz Ricci bestiegen nach und nach den Thron, welchen Loyola, Zahnez und Acquaviva berühmt gemacht hatten.

Lorenz Ricci war der achtzehnte König der Jesuiten, und zugleich der letzte. Nach einer Regierung von fünfzehn Jahren von seinem Throne gestürzt, überlebte er seinen Sturz nur um zwei Jahre und die Dynastie der Jesuiten erlosch mit ihm.

Aber wir sind jetzt weit entfernt von Mutius Vitelleschi, dem Nachfolger von Claudius Acquaviva.

Was erblickten wir unter dessen Regierung, welche einunddreißig Jahr dauerte, bei der Gesellschaft Jesu? Anmaßungen gegen die Kirche, Kreuzzüge gegen die christlichen Könige, den Bürgerkrieg, den sie in Polen entzündeten; den Aufstand, den sie in Böhmen und Mähren veranlaßten, und von Mähren nach Ungarn trugen; die Streitigkeiten des Janse nismus, die sie in Frankreich entzündeten; die Verderbtheit, die sie in Malta herbeiführten und ihren ärgerlichen Bankerott in Sevilla, der

viele Familien zu Grunde richtete, und der hundert Jahr später sein Seitenstück in dem Baufertigt des Vater Va Balette des General Superior und apostolischen Präfecten der Missionen in Westindien erhalten sollte. Vitelleschi starb.

Acht Generale folgten ihm nacheinander in dem kurzen Zeitraum von vierzig Jahren — und die Jesuiten, Sieger gegen das Parlament, Sieger gegen die Universität, Herren der Kirche, Herren der Gewissen, Herrscher in dem Rathe der Minister, Herrscher über den jungen König Ludwig XIV., der erst seit wenigen Jahren auf dem Throne saß, welcher noch durch die Kämpfe der Fronde erschüttert war, hielten vierzig Jahre lang unter ihren Füßen das zuckende Frankreich, das sie um Gnade anflehte, dessen Stimme sie aber erstickten.

Aber Rom ruft uns zurück, denn von Rom wird der Funke ausgehen, der ganz Europa in Brand steckt.

Wir befinden uns wieder in dem Jesuskloster und in der Zelle, welche kürzlich der Tod Acquavivas wieder berühmt gemacht hat.

Es ist nicht mehr der kriegerische Geist des fünften Generals der Jesuiten, noch das politische Genie eines Lahnez, welche die Gesellschaft von Solas leiten, aber es ist noch stets dergleichen verhängnißvolle und zerstörende Geist, der in ihr herrscht.

Ein Mann tritt ein in die Zelle.

Er heißt heute Alexander Gothofridi; morgen wird er Nickel, übermorgen Eliva, Noyelle, Gonzalez oder Tamburini heißen. Aber nur der Name wird verändert sein, der Mensch wird derselbe bleiben.

Gothofridi ist nicht allein; vor ihm stehen fünf andere Männer — fünf Mönche. Ihre Füße sind mit Staub bedeckt, wo kommen sie her?

Der Eine kommt von Paraguay, der Andere aus China, der dritte aus Portugal, der vierte aus Spanien, der letzte aus Frankreich. Viere von ihnen überbringen einen Brief. Sie legen sie in die Hände ihres Generals. Der General öffnet sie.

Was bedeuten diese eigenthümlichen Schriftzeichen? Welche geheimnißvolle Hand hat sie geschrieben? Ihre Farbe ist die des Blutes, ihre Gestalt scheint den Hieroglyphen entlehnt zu sein, deren sich die Priester des alten Egyptens bedienten. Welchen Sinn bergen diese kabalistischen Zeichen? Welche Geheimnisse, welche Complotte birgt dieser finstere Briefwechsel?

Alexander Gothofridi hat einen flüchtigen Blick auf die Briefe geworfen; er legt sie auf den Tisch, wendet sich an einen der Mönche und sagt:

„Wir haben dreißig Missionen in Brasilien, fünfundzwanzig in Maragnon, zwei in Neu-Granada, acht in Mexiko, sieben in Chili,

sechs bei den Huronen, in Illinois und in New-Orleans: sieben in Cayenne, in Guadeloupe, auf Martinique; eils in Paraguan, in Uruguay und in der Provinz Quito. Das südliche, das nördliche Amerika, ganz Amerika gehört uns, wozu bedarf es also noch neuer Missionen?"

Der, an welchen diese Worte gerichtet wurden, bewahrte das Schweigen.

"Ich werde es überlegen," fuhr der General fort und fügte dann beinahe augenblicklich hinzu: "Ihr könnt zurückkehren zu dem, welcher Euch sendet."

Der Mönch nahm seinen Stab und ging.

"Nun, Portugal will sich also gegen Spanien auflehnen?" sagte Alexander Gothofridi zu einem der vier Männer, welche in seiner Zelle geblieben waren.

Johann IV., den ich den Thron besteigen ließ, erklärt Philipp IV. den Krieg?

Johann IV. möge sich vorsehen! eine Verschwörung gab dem Haufe Braganza die Krone; eine Verschwörung kann sie ihm wieder" —

Er sprach den Satz nicht aus. Er warf hastig einige Chiffern auf ein Blatt Pergament und sagte zu dem Mönche:

"Für den, welcher Euch gesendet hat."

Der Mönch nahm seinen Stab und ging.

Es blieben drei Männer zurück.

Nachdem Gothofridi einige Worte mit zweien derselben gewechselt hatte, verabschiedete er sie.

Sie nahmen ihre Stäbe und gingen.

Der General der Jesuiten gab dem, welchen er noch nicht befragt hatte, ein Zeichen näher zu treten.

Er folgte dem Zeichen.

"Nun?" fragte Alexander Gothofridi.

"Ludwig XIV. ist König von Frankreich, der Cardinal ist der Herr des Königs, wir sind die Herren des Cardinals; der Vater Annet ist mit der Leitung des königlichen Gewissens beauftragt; wir sind Alles und — wir sind nichts."

"Was geht denn vor?"

"Wir werden in Frankreich erdrückt."

"Erdrückt! und wer ist unser Feind?"

"Er heißt Port-Royal."

"Wer ist dieser Port-Royal?"

"Ein Kloster, welches von Philipp August gestiftet wurde."

"Wer leitet es?"

"Marie Jakobine Angelika Arnauld."

„Die Tochter des General-Advocaten, welcher sich 1575 unserer Wieder-Zulassung in Frankreich widersetzte?“

„Ja, mein Vater und überdies die Schwester des Doctor Anton Arnauld, Verfasser des Buches: „Die öftere Communion“ und Freund des Abbé Saint-Cyran, welcher den Augustinus von Janse-
nius drucken ließ, dessen Verwerfung Ihr von dem römischen Hofe erlangt habt.“

Alexander Gothofridi stützte den Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand und sann nach.

„Und dieser Blaise Pascal“, fragte er dann, „wer ist das?“

„Unser gefährlichster Gegner, der berühmte Verfasser der Provinzialen.“

Bei diesen Worten stand der General der Jesuiten auf. Todesblässe überzog sein Gesicht. „Man muß mit ihm ein Ende machen!“, jagte er finster.

„Und was werdet Ihr ihm entgegensetzen, Ihr, die Ihr das geistige Wesen Eurer Kinder getödtet habt?“ fragte der junge Mönch.

Indem Alexander Gothofridi diese kühnen Worte vernahm, hatte er ein Gefühl, als ob ein spitzer Stahl ihm das Herz durchbohre.

„Haben wir nicht den Pater Garasse, den Doctor Vescot, die Jesuiten Rouet, Bristacier, Mehnier?“ fragte er.

„Sie schreiben Lateinisch oder ein barbarisches Französisch und Pascal schreibt im reinsten Styl. Die besten Lustspiele Molières haben nicht so viel Schärfe, wie seine ersten Briefe. Bossuet hat nichts so Erhabenes, wie seine letzten. — Urtheilet selbst, mein Vater!“

Der junge Mönch öffnete ein kleines Buch und las:

„Durch dieses gefällige und willfährige Benehmen, wie der Pater Peltau es nennt, strecken die Jesuiten aller Welt die Arme entgegen. Denn, wenn sich ihnen Jemand zeigt, der entschlossen ist, mit Unrecht erworbene Güter zurückzugeben, so fürchte man nicht, daß sie ihm abreden. Sie werden im Gegentheile einen so heiligen Entschluß loben und ihn darin bestärken. Wenn aber ein Anderer erscheint, welcher die Absolution ohne Wiedererstattung erlangt, dann wird die Sache schwierig sein, wenn sie nicht die Mittel gewähren, zu deren Bürgen sie sich machen. Dadurch erhalten sie sich alle ihre Freunde und vertheidigen sich gegen alle ihre Feinde.“

Denn, wenn man ihnen ihre außerordentliche Nachsichtigkeit zum Vorwurf macht, dann zeigen augenblicklich ihre strengen Leiter einige Bücher, welche die ernstesten Vorschriften über das christliche Gesetz enthalten; und die Einfältigen, sowie die, welche nicht tiefer in die Dinge eindringen, begnügen sich mit solchen Beweisen.

So haben sie Beweise für alle Arten von Personen, und antworten so gut auf das, was man sie fragt, daß sie, wenn sie sich in Ländern befinden, in welchen ein gekreuzigter Gott für einen Wahnsinn gilt, das Aergerniß des Kreuzes unterdrücken und nichts predigen als Jesum Christum den Glorreichen und nicht mehr Jesum Christum den Dulder, wie sie dies in Indien und in China machten, wo sie den Christen selbst den Gözendienst erlaubten, durch die spitzfindige Erfindung, sie unter ihren Kleidern ein Christusbild verbergen zu lassen, an welches sie im Innern die Anbetung zu richten haben, welche sie öffentlich dem cochin-chinesischen Götzen oder Keum Tucum darbringen."

"Höret jetzt, mein Vater," fuhr der junge Mönch fort, "was Blaise Pascal über das Fasten sagt:"

"Ich suche einen guten Casuisten der Gesellschaft auf, und nach einigen gleichgiltigen Meinungen sagte ich ihm, wie schwer es uns würde, das Fasten zu ertragen. Er ermahnte mich, mir Gewalt anzuthun; aber da ich fortfuhr, mich zu beklagen, wurde er dadurch gerührt und bemühte sich, irgend eine Ursache des Dispenses aufzusuchen. — Endlich fragte er mich, ob es mir nicht schwer würde, zu schlafen, ohne zu Abend gegessen zu haben. — „Ja," sagte ich, „und das zwingt mich oft, früh eine leichte Mahlzeit zu halten, und Abends mehr zu essen.“ — „Es freut mich," entgegnete er, „daß ich ein Mittel gefunden habe, Euch Erleichterung zu gewähren, ohne daß Ihr Euch einer Sünde schuldig macht.“ — Ihr seid nicht gezwungen, zu fasten. Ich verlange nicht, daß Ihr mir glaubet. Kommet mit in die Bibliothek. — Ich that es. Er nahm Escobar, suchte dessen Stelle über das Fasten und sagte endlich: „Hier steht es, Nr. 1, ex 13. No. 67. — „Wer nicht schlafen kann, ohne zu Abend gegessen zu haben, ist der verpflichtet zu fasten? Keineswegs!“ — Seid Ihr nicht zufrieden? — „Nicht vollkommen“, erwiderte ich ihm: „denn ich kann das Fasten wohl ertragen, wenn ich Morgens frühstücke und Abends esse.“ — „So höret die Fortsetzung, sagte er.“ Man hat an Alles gedacht: „Und was wird man Euch sagen, wenn man wohl eine Mahlzeit am Morgen entbehren kann, sobald man gut zu Abend ißt? — Man ist auch dann nicht gezwungen zu fasten, denn Niemand ist verpflichtet, die Ordnung seiner Mahlzeiten zu ändern. „O, das ist ein vortrefflicher Grund!“ rief ich. — „Aber sagt mir,“ fuhr er fort, „trinkt Ihr viel Wein?“ — „Nein, mein Vater“, entgegnete ich ihm, „ich kann ihn nicht vertragen.“ — „Ich sagte Euch das“, antwortete er, „um Euch darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr wohl am Morgen trinken dürft, wenn es Euch Bedürfniß ist, ohne deshalb das Fasten zu brechen; das hält doch immer aufrecht!“ — Hier übrigens die Bestimmungen an demselben Orte No. 67. „Darf man, ohne das

fasten zu brechen, Wein trinken, zu welcher Stunde man will und selbst in größerer Menge? Man darf es und selbst Hypocras." — „Ich erinnere mich dieses Hypocras nicht mehr," sagte er; „ich muß ihn auf mein Verzeichniß setzen." — „Das ist ein rechtschaffener Mann, dieser Escobar", sagte ich. — „Alle Welt liebt ihn," entgegnete der Pater.

„Genug!" unterbrach ihn der General.

„Nur diese wenigen Zeilen noch, mein Vater", bat der junge Mönch, dann bin ich fertig:

„Werdet Ihr sagen, daß die so profane und so kokette Art, mit welcher Euer Pater Lemoine in seiner „milden Andacht" von der Frömmigkeit spricht, besser geeignet sei, Achtung als Geringschätzung für den Begriff einzulösen, den er von der christlichen Tugend entwirft? Athmet sein ganzes Buch der moralischen „Gemälde" etwas Anderes? Ist die Ode des siebenten Buches, welches den Titel trägt: „Lob der Keuschheit" ein Werk, eines Priesters würdig, wenn er in jeder Stanze sagt, daß viele der geschätztesten Dinge roth sind, wie die Rosen, die Granaten, die Lippen, die Zunge? Und unter diesen für einen Geistlichen schmachvollen Galanterien wagt er unverschämte die Geister der Glückseligen zu mischen, welche Gott ansehen, und von denen die Christen nur mit Verehrung sprechen dürfen.

Im Himmel droben Cherubin
Bekleidet mit den Flügeln
Sieht man im Geiste Gottes glühn
Sein Feuer ihr Antlitz spiegeln.

Sie zeigen sich in steter Gluth;
Doch lindernd ihre Flammen,
Der Flügel Fächerdienste thut,
D'rum steh'n sie dicht beisammen.

Bist du Delphion glutherhitzt,
Wenn Tugend-Feuer dein Auge blizt,
Dann ist die Röthe deiner Wangen
Gleich Königpurpurs Prangen.

„Erscheint Euch dieser Vorzug der Röthe vor der Gluth der seligen Geister, welche keine andere ist, als die der Barmherzigkeit und der Vergleich eines Fächers mit diesen geheimnißvollen Flügeln als sehr christlich in einem Munde, der den angebeteten Leib Jesu Christi preisen will?

Und ist es nicht wahr, daß er sich nicht vor einer Kirchenstrafe schützen könnte, wenn man ihm Gerechtigkeit üben wollte; obgleich er sich zu seiner Vertheidigung des Grundes bedient, den er in seinem Buch I.

anführt, und der selbst nicht minder verdammenswerth ist: daß die Sorbonne keine Gerichtsbarkeit über den Parnas hat; -- als ob es nur in Prosa verboten wäre, Gotteslästerer und gottlos zu sein. -- Aber wenigstens könnte man dadurch jene Stelle in dem Vorworte desselben Buches schützen:

Daß das Wasser des Flusses, an dessen Ufer er seine Verse dichtete, so rein ist, Poeten zu machen, daß man mit ihm nicht den Dämon der Poesie verderben würde, wenn man auch Weihwasser daraus machen wollte; -- eben so wenig wie bei dieser Stelle Eures Pater Maraise in dessen „Summe der Hauptwahrheiten der Religion“ S. 649, wo er die Gotteslästerung der Keterei hinzufügt, indem er von dem geheiligten Mysterien der Menschwerdung so spricht: „Die menschliche Persönlichkeit ist auf die Persönlichkeit Jesu Christi wie gepropft oder rittlings gesetzt worden“ -- oder diese andere Stelle desselben Verfassers, S. 510, wo er über den Namen Jesu, der gewöhnlich so dargestellt wird: J. H. S. sagt: daß Einige das Kreuz weggenommen haben, um nur J. H. S. zu setzen, was ein ausgeplündertes Jesus ist.

„So behandelt Ihr unwürdig die Wahrheiten der Religion.“

„Wie nennt man Euch, mein Sohn?“ unterbrach ihn der General.

„Franz von Aix de La Chaise, mein Vater. Ich bin geboren zu Aix-en-Prov. Der berühmte Pater Cotton*) war mein Großonkel.“

„Und dessen Vorbeeren rauben Euch den Schlaf“, sagte spöttisch Alexander Gothofridi.

„Ja, mein Vater.“ Der junge Mönch erhob den Kopf und sagte: „Ich füge hinzu: Verleiht mir bei dem Tode oder bei dem Rücktritte des Pater Annet die Leitung des königlichen Gewissens und ich überliefere Euch dafür Port-Royal mit Pascal und allen Arnaulds.“

Der General ließ einen bleiernen Blick auf Franz de La Chaise fallen. Dieser senkte die Augen nicht vor diesem durchbohrenden und schweren Blicke.

„Ihr seid noch sehr jung“, sagte endlich Gothofridi.

„Ich bin zweiunddreißig Jahr alt, mein Vater, und ich bin ehrgeizig“, entgegnete er mit leiser Stimme.

Alexander Gothofridi stand auf, ohne zu antworten, und einige Augenblicke darauf verließ er die Zelle.

Der General Johann Paul Cliva erinnerte sich zwanzig Jahre darauf an den Eid, welchen Franz de La Chaise stillschweigend

*) Der letzte Reichsvater Heinrichs IV. -- Er war Jesuit.

seinen Vorgänger, den General Gothofridi geleistet hatte: Franz de Va Chaise, bekannt unter dem Namen des Pater Va Chaise, wurde 1675 zu dem ausgezeichneten Posten des Beichtvaters Ludwig XIV. berufen.

Und Port-Royal?

Am 29. October 1709, um sieben Uhr Morgens, war der berühmte Polizeilieutenant d'Argenson ganz überrascht, auf Befehl des Königs als General einer Armee aufgeweckt zu werden. An seiner Seite schritten als Adjutanten ein Commissär des Chatelet und der Prévot der Marchaussée. Dreihundert Bogenschützen standen unter dessen Befehl. Er pflanzte stolz sein Banner vor Port-Royal auf. Die Garnison der uneinnehmbaren Festung bestand in diesem Augenblicke aus zweiundzwanzig Nonnen und Laienschwestern, sämmtlich erschöpft durch Alter oder Krankheit. Er forderte sie auf, die Thore zu öffnen — und sie wurden geöffnet. Er drang in die Festung ein und steckte die Schlüssel in die Tasche.

Er ließ die Garnison nicht über die Klinge springen!

Die Jesuiten wünschten sich Glück zu diesem lächerlichen Triumph, aber sie begnügten sich damit nicht. Es durfte von der Abtei kein Stein auf dem andern bleiben. Ein Erlaß von 1710 gewährte ihnen Befriedigung. Port-Royal wurde demolirt. Man verschonte nicht einmal die Gräber; man grub die Leichen aus, welche in der Kirche und auf dem Kirchhofe ruhten und warf sie in eine gemeinschaftliche Grube.

Der Beichtvater Ludwigs XIV. hatte das Versprechen gehalten, welches der Mönch Franz de Va Chaise in die Hände des Generals Gothofridi ablegte.

Diese Handlung war die letzte in dem Leben des ehemaligen Provinzials der Jesuiten von Paris.

Nachdem er sich Kopf über in alle Intriquen gestürzt hatte, welche den Hof beunruhigten; — nachdem er Partei für die Witwe des verkrüppelten Dichters Scarron, welche aus der Kinderfrau der königlichen Bastarde Königin von Frankreich werden sollte — gegen die Marquise von Montespan ergriffen; nachdem er in dem Streite des Quietismus (Gefühlstödtung) Bossuet auf eine feige Weise gegen Fénelon Recht gegeben hatte; — nachdem er an den Angelegenheiten des Regale und an der Erklärung des Clerus von 1682 über die Freiheiten der gallicanischen Kirche einen großen Antheil genommen hatte; nachdem er die schmachvolle Ehe Ludwigs XIV. mit Frau von Maintenont eingesegnet und mit all seiner Macht zum Widerruf des Edictes von Nantes beigetragen hatte, welcher für das damals gedemüthigte, herabgefunkene, sterbende Frankreich gleichsam ein Viaticum oder vielmehr ein Gnadenstoß war, welche ihm der alte schlechtberathene Kanzler Le Tellier versetzte — starb der Pater Va Chaise in dem Alter von fünfundsachtzig Jahren.

Michael Yetellier, welcher der letzte Beichtvater des großen Königs sein sollte, folgte auf den Vater La Chaise.

Will man wissen, wie er zu diesem wichtigen Posten gelangte, den sich so viele Bewerber streitig machten?

Man höre, was darüber ein heiliger Mann erzählt, de Canluz, Bischof von Auxerre.

„Am Tage nach dem Tode des Vater La Chaise, berieten sich die Jesuiten, welche überall auf der Pauer stehen, Ludwig XIV. drei der Ihrigen vorzustellen. Zwei derselben zeigten eine so zuversichtliche Haltung, wie sie vermochten, und sagten, was sie für das Beste hielten, um sich des wichtigen Postens zu bemächtigen, welcher die Aufmerksamkeit so vieler Nebenbuhler erregte. Der Jesuit Yetellier hielt sich hinter seinen beiden Mitbewerbern, die Augen gesenkt, seinen großen schwarzen Hut zwischen beiden Händen zusammengedrückt und kein Wort sprechend.

Dieses falsche Wesen der Bescheidenheit gelang: der Vater Yetellier wurde gewählt.“

Und der gute Prälat fügt dann hinzu:

„Der Vater Yetellier that wohl daran, die Augen zu senken, denn er hatte etwas schielendes und falsches in dem Blicke.“

Entleihen wir der Feder Voltaires die folgenden Züge, und vollenden wir dadurch das Bild dieses Michael Yetellier, dessen geistige Regierung roth hervorragt aus dem verzweiflungsvollen und dumpfen Hintergrunde der letzten Jahre Ludwigs XIV.

„Michael Yetellier war der Sohn eines Procurators in Bire, in der Nieder-Normandie, ein finsterner, feuriger, unbeugsamer Mensch, welcher seinen heftigen Character unter scheinbarem Phlegma verbarq. Er that so viel Böses, als er auf dem Posten zu thun vermochte, auf welchem es nur zu leicht ist, das einzuflüstern, was man will, und den zu verderben, den man haßt. Er hatte persönliche Beleidigungen zu rächen, denn die Jansenisten hatten in Rom eines seiner Bücher über die chinesischen Ceremonien verurtheilen lassen. Er stand auf schlechtem Fuß mit dem Cardinal von Noailles, schonte nichts, und regte ganz Frankreich auf.“

An dem Tage seiner Ernennung erweckte der Jesuit Yetellier den Streit des Jansenismus, den man für todt hielt, zu neuem Leben; tausende harmloser Bürger, als Jansenisten bezeichnet, wurden in das Gefängniß geworfen. Die Provinzialen hatten den Jesuitismus umgewandelt; auf den berücktigten innern Vorbehalt waren Verfolgungen eingetreten. Eine prunkhafte Strenge wurde statt der Zugeständnisse an das Gewissen eingeführt.

Die Jesuiten wurden aus Feinden der Könige deren Freunde.

Ludwig XIV., der nach und nach durch den Pater Annet, den Pater Ferrier, den Pater La Chaise und endlich durch Vettelier geleitet wurde, zwang die Jesuiten seinem Volke, dem Hofe, dem Clerus, seiner Familie auf.

Der Cardinal Erzbischof von Paris, Noailles, versuchte gegen sie zu kämpfen; er wurde besiegt und erhielt den Befehl, nicht mehr am Hofe zu erscheinen.

In der Kirche herrschte Anarchie; Frankreich stand auf einem Vulkan; der Boden zitterte, der Vulkan brach aus — oder, wenn man lieber will — der Jesuit mit den schielenden Augen des Cardinal Caylus, der Sohn des unbekannten Advokaten zu Vire in der Nieder-Normandie, Michael Vettelier — mauschellirte mit der Bulle Unigenitos in der Hand, den niedergebeugten Clerus und erfüllte das entsetzte Frankreich mit Trauer.

Der alte aufgeriebene Ludwig XIV., der schon mit einem Fuße im Grabe stand, versuchte zu widerstehen, aber vergeblich! der große König kniete vor seinem Beichtvater nieder, der sein Gebieter geworden war, und bat ihn weinend um Gnade für Frankreich.

„Keine Barmherzigkeit!“

Frankreich und der König, welche beide durch diesen gottlosen Arm in das Herz getroffen wurden und nahe daran waren, den letzten Seufzer auszuhauchen, suchten gegenseitig ihre Hand, um sich durch ein letztes Lebewohl mit einander auszusöhnen; aber Bischöfe, die der Jesuit Vettelier zu seinen Sklaven gemacht hatte, traten zwischen Ludwig XIV. und sein Volk, und Ludwig XIV. starb, ohne Frankreich segnen zu können.

Als Ludwig XIV. todt war, zitterte der Boden unter den Füßen der Söhne Vopolas; die Kerker, welche mit vorgeblichen Sansenisten angefüllt waren, spieen ihre Gefangenen aus.

Michael Vettelier stürzte von der Höhe seiner Macht herab, und wurde nach Amiens verwiesen. Das erschöpfte Frankreich machte eine Anstrengung, erhob sich und klatschte bei dieser feierlichen Handlung der Gerechtigkeit in die Hände.

Glaubt man aber, es sei so leicht, mit einem einzigen Streiche die hundert Köpfe zu schlagen, die sich gegen die Welt erhoben?

In Paris besiegt, schloßen die Streiter dieser unbezwungenen Miliz sich im Dunkeln dicht an einander und bereiteten neue Kämpfe vor. Eben stürzten sie sich in das politische und religiöse Gemenge des siebzehnten Jahrhunderts, bewaffnet mit Beichtzetteln und Zeugnissen des Viaticums; jetzt werden sie zu ihrer Hilfe von allen Punkten der Welt bei dem gewaltigen Gefechte des achtzehnten Jahrhunderts die Plünderung, den Bankerott, den Dolch und das acqua tossana herbeirufen. Der Himmel

wird sich, wie bei der Annäherung eines Gewitters mit Wolken bedecken, die Blitze, die Vorläufer des Donners werden den Horizont durchzucken; aber dieser blutige Schein wird erlöschen, um nie wieder zu glänzen, denn 1762 erhebt sich und 1773 rückt heran.

Die Sturmglocke, welche zu diesem Sturze der Jesuiten erschallen wird, gibt der Christenheit das Alarmzeichen. Die ersten Rufe gehen von Indien aus; Portugal lauscht darauf und antwortet ihnen; — Spanien erhebt sich und antwortet Portugal: — Frankreich fährt plötzlich aus dem Schlafe empor und antwortet Spanien. Das Jesuskloster wird erschüttert. Die Welt regt sich unter ihm und zum ersten Mal erinnern die Jesuiten sich Gottes, denn sie begreifen, daß ihre letzte Stunde gekommen ist und — sie empfinden Furcht.

In den letzten Tagen des Jahres 1756, während einer finsternen Decembernacht war das ganze Jesuskloster auf den Beinen. Mönche gingen hin, Mönche gingen her, einige liefen hastig, andere blieben stehen und sprachen leise miteinander.

Ein Mann erschien und auf ein Zeichen, das er gab, kehrten die Mönche in ihre Zellen zurück.

Dieser Mann war Alois Centurioni. Zum Generalate erhoben, wird er der vorletzte General der Jesuiten sein.

Jetzt herrscht das tiefste Schweigen in dem Kloster. Auf die langen Aufregungen des Tages ist die Ruhe gefolgt. Alle Mönche schlafen. Alois Centurioni, an einem Tische sitzend, schläft allein nicht. Sein Gesicht, welches von den letzten Strahlen einer Lampe beschienen wird, verräth eine tödtliche Besorgniß. Ein hitziges Fieber verbrennt sein Blut. Vor ihm liegen fünf Briefe, die er geöffnet hat — fünf Briefe in Chiffren und geschlossen mit einem schwarzen Siegel.

Hier was er in dem ersten las:

„Ich bin der Spion der Gesellschaft in Paraguan. Die Ermordung des Cardinals von Tournay hat uns Unglück gebracht. Sein Blut fällt auf uns zurück! Die Indianer, welche sich gegen unsere Regierung aufgelehnt haben, ließen in unserem Tempel lautes Vernichtungsgeschrei ertönen. Die Führer des Aufstandes, welche auf unseren Befehl an dem Schandpfahle befestigt wurden, haben unter Peitschenhieben ihre Rebellion gebüßt. Diese Handlung der Gerechtigkeit hat das Ungewitter in Sturm verwandelt und alle Völkerstämme aufgeregt. Ihre Häuptlinge haben sich an ihre Spitze gestellt. Von allen Seiten bedroht, haben wir das Spiel auf einen letzten Wurf gesetzt und die uns treu gebliebenen Unterthanen in den Kampf geführt. Das Schicksal hat sich gegen uns erklärt; besiegt und zusammengehauen haben wir nur auf unseren

Schiffen eine Zuflucht gefunden. Paraguan ist für die Jesuiten verloren.“

Mois Centurioni entfaltete mit krampfhafter Hand den zweiten Brief und las:

„Ich bin der Spion der Gesellschaft an dem französischen Hofe. Vernehmet, was sich gestern in den Tuileries zugetragen hat:

„Ludwig XV. sagte zu seinem Beichtvater, dem Jesuiten Desmaretz: „Seit einem ganzen Monat, mein Vater, bin ich dem Tische des Herrn nicht genahet; ich werde am nächsten Montag communiciren.“

„Ist auch Ihre Rückkehr zu Gott aufrichtig, mein Sohn?“ hat ihm Desmaretz geantwortet.

„Ja, mein Vater,“ entgegnete der König.

„Und wenn Gott durch meinen Mund von Ihnen ein Opfer verlangte, welches Sie der Communion wahrhaft würdig machte, würden Sie dann dieses Opfer verweigern?“ fragte darauf der Beichtvater.

„Was ist das für ein Opfer, mein Vater?“ entgegnete Ludwig XV hastig.

„Die, wenn auch nur zeitweilige Entfernung einer Person, welche Ihrem Heile hinderlich ist.“

Der König machte darauf eine heftige Bewegung. Sein Blick ist strenge geworden und er hat Desmaretz hart geantwortet:

„Erinnern Sie sich daran, mein Vater, daß Ihr Vorgänger, der Vater Pérusseau, mich fünf Jahre lang jeden Morgen um die Entfernung der Frau von Pompadour gebeten hat, und daß ich zuletzt den Vater Pérusseau weggagte. Vergessen sie das nicht!“

Nachdem Ludwig XV. so gesprochen hatte, wendete er dem Jesuiten Desmaretz den Rücken und verließ das Gemach.

Fünf Minuten darauf sagte die Marquise von Pompadour in ihrem Cabinet zu dem Herzog von Choiseuil:

„Ich will es, Herr Herzog, es muß sein.“

„Mir wäre nichts lieber, Frau Herzogin, wie Sie wohl wissen,“ entgegnete der Herzog; „aber —“

„Sprechen Sie es aus.“

„Aber Seine Majestät sind in der Achtung vor den Jesuiten erzogen worden.

„Ist es weiter nichts?“

„Seine Majestät fürchten —“

„Was?“

„Ermordet zu werden, wie Heinrich IV.“

„Die Parlamente,“ fiel Frau von Pompadour ein, „wollen nichts mehr von den Jesuiten wissen. Zeigen wir dem Könige die wahrschein-

liche Rückkehr einer neuen Fronde. Sie sind gewandt, einschmeichelnd; stellen Sie Ludwig XV. zwischen die Alternative von der Vertreibung der Jesuiten oder der Auflösung der Parlamente und er wird in Ermangelung von etwas Besserem, die kleinere der beiden vorziehen."

In diesem Augenblicke trat ein Thürhüter ein, um dem Premierminister zu melden, daß der König ihn in dem Berathungssaale erwarte. Der Herzog von Choiseuil und die Frau von Pompadour wechselten einen Blick des Einverständnisses und der Herzog begab sich in aller Eile zu dem Könige. Ihre Unterredung hat vier Stunden gedauert, mein Vater!

Finstere Gerüchte durchflogen die Luft. Man tritt geheimnißvoll zu einander und flüstert geheimnißvoll. Man spricht unseren Namen nicht aus, aber — Frankreich ist für die Jesuiten verloren."

Mois Centurioni drückte diesen Brief zusammen und laß den dritten, welcher so lautete:

"Ich bin der Spion der Gesellschaft an dem spanischen Hofe. Das folgende Ereigniß hat die vergangene Woche in Madrid stattgefunden:

"Bürger der Stadt gingen friedlich umher, gehüllt in ihre Mäntel und den Kopf bedeckt mit großen Hüten von neuer Erfindung. Der Graf von Squillac, ein geborner Neapolitaner und sehr verhaßt bei dem Volke, hatte es durch königliche Ordonnanz verbieten lassen, solche Hüte zu tragen. Ein Soldat schlug einem der Spaziergänger den Hut mit verkehrter Hand von dem Kopfe. Diese Beschimpfung wurde das Signal zu einem Aufstande. In seinem Hause belagert, entging der Minister Squillac dem Tode nur durch eine schnelle Flucht. Die Wallonen Garde drang mit dem Säbel in der Faust gegen die Bürger vor und wurde zurückgetrieben. Carl III. gerieth in Angst und versuchte es, das Volk anzureden; aber seine Stimme wurde nicht einmal gehört. Der Aufstand drohte zur Revolution zu werden, als einige unserer Väter sich den Auführern näherten und ihnen einige Worte sagten. Da endete der Aufstand wie mit Zauberei und die Sieger kehrten in ihre Wohnungen zurück."

"Der König, welcher von einem Fenster seines Palastes aus, diesen Austritt beobachtet hatte, neigte sich hierauf zu dem Herzog von Medina Sidonia und flüsterte ihm leise zu, aber doch so laut, daß ich es verstehen konnte:

"Herr Herzog, aus Furcht, daß ich es vergessen möchte, schreiben Sie in Ihre Briestafche, daß die Jesuiten, welche den Hut-Aufstand so leicht beschwichtigten, ohne Zweifel auch die Aufstifter desselben gewesen sind."

"Der König hatte sich nicht getäuscht, mein Vater. Unser Pro

vinzial-Superior hatte ein Complot in der Absicht angestiftet, Carl III. zu entthronen und die Krone auf das Haupt des Infanten Don Luis zu setzen. Ein Mißverständniß ließ die Unternehmung scheitern. Vier Tage später, am heiligen Donnerstag, sollte der König während einer der Kirchenstationen am Fuße des Kreuzes überfallen, entführt und in ein Kloster gesperrt werden. Ich kenne Carl III., mein Vater: — Spanien ist für uns so gut, wie verloren.“

Alois Centurioni erbehte.

Er nahm den vierten Brief und las:

„Ich bin der Spion der Gesellschaft an dem Hofe von Portugal. Hier, was sich auf dem letzten Balle eines Staatsmannes zugetragen hat:

„Es hatte eben Mitternacht geschlagen. Zwei Edelleute trennten sich von den Quadrillen und trafen in einem abgelegenen kleinen Gemache wieder zusammen, der Eine von ihnen öffnete ein Fach und zog aus demselben ein Kästchen mit kleinen geschuigten Elfenbeinfiguren, welche Reiter, Soldaten, Läufer, einen König und eine Königin darstellten. Eine Partie Schach wurde begonnen. Wenn man die beiden jungen Männer so aufmerksam auf ihre Figuren niedergebeugt sah, hätte man glauben sollen, von dem Gewinn oder Verlust dieser stummen Partie hinge das Vermögen oder der Ruin Eines von beiden ab — indeß lag, sonderbar genug, kein Einsatz auf dem Tische.

„Schach der Königin!“ sagte dumpf einer der Spieler.

Die Königin entzog sich dem Schach und aufs Neue entstand ein tiefes Schweigen.

„Schach dem Könige der Jesuiten, und matt!“ sagte bald darauf der von beiden Cavalieren, welcher noch nicht gesprochen hatte.

Indem er diese Worte sprach, stand er freudestrahlend auf.

Indeß legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er wendete sich um und erblickte vor sich das strenge Gesicht eines Mannes, der geräuschlos in das Zimmer eingetreten war.

„Sie hier, Monsignor?“

„Ich habe Sie gehört,“ erwiderte Sebastian Carvallo, Marquis von Pombal.

„Wir haben das Horoskop der Jesuiten gestellt,“ sagte lächelnd der andere Spieler.

„Ich habe redlich für Sie gekämpft, Monsignor, als ob ich Sie liebte, aber ich bin besiegt worden.“

„Jünger Mann,“ fuhr Pombal fort, indem er sich zu dem Sieger wendete, „wenn man über gewisse Feinde siegt, dann ist es eine Thorheit, sich mit einem Siege zu begnügen: Man muß sie vernichten!“

„Mit diesen Worten ergriff er den schwarzen König und zerbrach ihn.“

„Das dachte ich auch, Monsignor, entgegnete der junge Mann: aber ich bin nicht so stark, wie der Marquis von Pombal.“

„Es ist gut! entgegnete etwas rauh Carvalho, dann fügte er mit heiterem Tone hinzu: Lassen Sie uns tanzen, meine Herren.“

„Und alle Drei gingen.“

„Ich sah und ich hörte, mein Vater. Der Horizont ist mit Wolten bedeckt; das Gewitter wird vielleicht schon morgen ausbrechen. Portugal ist verloren für die Jesuiten.“

N. S. Ein Geheimniß von hoher Wichtigkeit wurde mir in eben diesem Augenblicke enthüllt: „Der König Joseph hat sich in die Gemalin des Marquis von Tavora verliebt und die Tavoras, welche unsere Freunde sind, hassen tödtlich den König von Portugal.“

Mois Centurioni las hastig den letzten Brief.

Er enthielt die folgende Neuigkeit:

„Ich bin der Spion der Gesellschaft auf Martinique. Der Pater La Valette, dem Sie unter dem Titel eines General-Visitors und eines apostolischen Präfecten der Missionen in Westindien das Recht übertragen haben, für Rechnung der Gesellschaft Handel zu treiben, hat soeben einen Bankerott von drei Millionen gemacht. Martinique ist verloren für die Jesuiten.“

Der General der Jesuiten zerriß diesen Brief.

„Der Pater La Valette“, sagte er für sich, belastet unsern Schatz durch eine Schuld von drei Millionen! — Ich kenne ihn nicht!“

Einige Tage später erhielt Moïs Centurioni fünf Briefe, welche die Superioren in Paris, Lissabon, Madrid, Paraguan und Martinique geschrieben hatten. Die Polizei und die Gegen-Polizei stimmten überein, um ihm den drohenden Sturz der Gesellschaft zu verkünden.

Einen Monat darauf, am 3. Januar 1757, unterhielten sich in einem ebenerdigen Zimmer eines wohlbekannten Hauses in Paris, an einem wärmenden Kamine sitzend, zwei Männer mit einander. Der eine war noch jung, der andere bejahrt; beide trugen lange schwarze Roben.

„Also mein Vater,“ sagte der jüngere, „die Weisung, die Sie von dort unten erhalten haben, ist zuverlässig?“

„Ja mein Bruder,“ erwiderte der Andere. „Er muß noch heute Abends, oder spätestens diese Nacht eintreffen.“

„Und man hat Ihnen gesagt, wer er ist?“

„Ich kenne ihn seit langer Zeit. Er ist geboren in Dieulloy, in der Diöcese von Arras, und arbeitete zuweilen bei meinem Onkel. Seine Stimmung war finster und glühend. Sein Temperament stürzte ihn zuweilen in solche Anfälle von Hestigkeit, daß sie dem Wahnsinn glichen. Um das Aufbrausen seines Blutes zu mildern, griff er häufig zu Ader-

lassen, jedoch ohne Erfolg. Sein Rähzorn, seine ungeregelten Sitten und seine Gewaltthätigkeiten hatten ihn zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht. Eines Tages erfuhren wir endlich zu unserer großen Befriedigung sein Verschwinden. Was war aus ihm geworden? Alle Welt verlor sich in Vermuthungen, als wir die Nachricht erhielten, daß er sich hätte anwerben lassen. Einige Zeit darauf war er der Muskete überdrüssig geworden und desertirt. Darauf wurde er Bediente. Aber diese Beschäftigung sagte ihm eben so wenig zu, wie die anderen. Bald aus allen den Häusern fortgejagt, in welchen er gedient hatte, begab er sich nach Petersburg, trat in den Dienst eines reichen Kaufmannes, stahl demselben zweihundert und vierzig Louisd'or und suchte mit seiner Beute eine Zufluchtsstätte in Arras. Die Justiz war indeß benachrichtigt worden und sein Signalement wurde nach Artois geschickt. Dieser Mensch, den nichts auf der Welt erschreckte, hatte zum ersten Male in seinem Leben Furcht — Furcht vor der Schande — und er beschloß, sich zu tödten. Der Zufall wollte, daß in diesem Augenblick Jemand eines Menschen bedurfte, den nichts zurückschreckte — selbst nicht die Furcht vor dem Tode — und man wendete sich an ihn. Beide Theile verständigten sich leicht mit einander und Dank einem falschen Pässe, der vollkommen in der Ordnung war, muß der vorgebliche Brèval Arras gestern während der Nacht verlassen haben. Es wundert mich daher, daß er nicht schon hier ist.“

„Aber mein Vater, sind denn auch alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß er uns nicht entgeht?“

„Alle, mein Sohn. Einer der Unsern wacht über ihn, und bei seinem leisesten Fluchtversuche würde er sich sein Schweigen sichern.“

Eine dritte Person erschien.

„Mein Vater,“ sagte der Mensch zu dem Greise, „ein Fremder, Namens Brèval, wünscht Sie zu sprechen.“

„Er komme!“

Brèval trat ein.

Es war ungefähr sechs Uhr. Er blieb bis beinahe um Mitternacht bei den beiden Männern in den schwarzen Roben. Als er Abschied von ihnen nahm, befand er sich in einem Zustande fürchterlicher Aufregung.

Er stieg in einen Wagen und schlug den Weg nach Versailles ein, wo er gegen drei Uhr Morgens eintraf.

Den ganzen nächsten Tag jah man ihn in der Nähe des Schlosses umherirren, als ob er auf Jemand laure.

Am folgenden Tage wollte er nach seiner Gewohnheit zur Alder lassen; aber in dem Augenblick, als er bei einem Vater eintreten

wollte, trat ihm plötzlich ein Mensch entgegen, und nachdem er leise einige Worte mit dem vorgeblichen Bréval gesprochen hatte, begab sich dieser auf die Höfe des Schlosses und verbarg sich hier in einer kleinen Vertiefung am Fuße der großen Treppe.

Um drei Uhr verließ der König, begleitet von dem Dauphin und den hohen Hofchargen seine Gemächer, stieg die große Treppe hinab und ging auf seine Kutsche zu.

In diesem Augenblicke sprang der geheimnißvolle Mensch aus seinem Versteck hervor, drängte die Menge auseinander und stach Ludwig XV. mit einem Messer.

Beinahe augenblicklich verhaftet, versuchte Bréval nicht zu entfliehen und nach der Conciiergeirie gebracht, wurde er in eben den Kerker eingesperrt, in welchem einst Rabailiac gefessen hatte.

Man unterwarf ihn der Tortur, um ihm das Geständniß seiner Mitschuldigen zu entreißen, er versicherte aber, er hätte keine und wäre in dem Glauben gewesen, durch die Ermordung des Königs von Frankreich dem Staate einen Dienst zu leisten.*)

Indeß waren Nachforschungen angestellt worden, und zwei Jesuiten — der junge Mann und der Greis vom 3. Januar — wurden nach der Bastille gebracht und gehängt.

Ludwig XV. überlebte seine Verwundung.

Hatten die Jesuiten als Männer von Geist, die sie selbst in An-
gelegenheiten des Mordmordes sind, für diesen mißglückten Versuch nicht eine Genugthuung zu nehmen?

Das Jahr darauf ermordeten sie den König von Portugal!

Am 3. September 1758 um elf Uhr Abends, als Joseph I. zu einem Rendezvous ging, welches ihm Donna Theresa, Marquise von Tavora gewährt hatte, feuerten Verrittene zwei Büchsen schüsse auf ihn ab und verwundeten ihn am Arme. Man forschte nach den Strafbaren und am 18. Januar 1759 wurden der Marquis von Tavora und der Herzog von Aveiro lebendig gerädert, ihre Körper verbrannt und ihre Asche in den Tajo geworfen.

Als Anstifter dieses Königsmordes überführt, wurden die Patres Malagrida, Mattos und Alexander eingekerkert.

*) Hinsichtlich der Einzelheiten dieses Ereignisses, das eine gräßliche Entwicklung fand, verweisen wir auf die interessanten Angaben in den Geheimnissen des Schaffots, von dem Scharfrichter Sanfon.

Die Jesuiten hatten ganz entschieden keine glückliche Hand. Ihre Sterne erblühten. Dennoch ließen sie sich nicht entmuthigen und acht Jahre später zettelten sie die Verschwörung von Capas und Chambergos gegen den König von Spanien an — aber stets mit demselben Mißlingen.

Diese auf einander folgenden Attentate öffneten endlich Europa und der ganzen Welt die Augen.

Man empörte sich darüber, so lange Zeit das Joch der Jesuiten getragen zu haben und ihr Untergang wurde beschlossen.

Der Marquis von Pombal war der Erste, welcher sich nicht fürchtete, mit ihnen einen Kampf, Mann gegen Mann, zu beginnen. Er beschuldigte sie laut des Mordanfalles auf den König von Portugal und verlangte von Clemens XIII., sie vor eine Untersuchungscommission zu stellen.

Clemens XIII., der sie beschützte und liebte, schien zu zögern.

Da verkündete Pombal sein berühmtes Verweisungs-Gesetz.

Gereizt durch diesen kühnen Streich, ließ der Papst das Decret Pombals auf öffentlichem Platze durch die Hand des Henkers zerreißen.

Der hochmüthige Minister antwortete auf diese Kriegserklärung durch die Confiscation sämmtlicher Güter der Gesellschaft. Er überlieferte darauf der Inquisition den Pater Malagrida, welcher bei einem feierlichen Autodasé erwürgt und verbrannt wurde, und endlich bemächtigte man sich auf seinen Befehl in dem ganzen Königreiche, überall in der gleichen Stunde sämmtlicher Jesuiten, die sich innerhalb desselben befanden, brachte sie auf Schiffe und überließ sie in der Nähe der italienischen Küsten dem Meere.

Der Lärm von dem Sturze der Jesuiten in Portugal tönte wieder bis zu beiden Enden der Welt.

Frankreich wurde dadurch aus seinem Schlafe aufgerüttelt, und wagte es, vielleicht zum ersten Male, seinen Bedrückern dreist in das Gesicht zu sehen.

Es erröthete, so lange den Nacken gebeugt zu haben und schämte sich seiner Feigheit.

Um eben diese Zeit brachen die Feindseligkeiten zwischen dem Pater Desmaretz und der Marquise von Pompadour aus, wurde der ärgerliche Bankerott des Pater La Balette bekannt.

Alles schien sich zu vereinigen, um Frankreich, den Altar und den Thron von den Jesuiten zu erlösen.

Wenn der Jesuitismus in Rom eine mächtige Stütze in der geheiligten Person des Papstes Clemens XIII. hatte, so hatte er sich einen

eifrigen Vertheidiger auch in der königlichen Perſon Ludwigs XV. geſichert.

Ehe daher der Herzog von Choiseuil die Jeſuiten angriff, glaubte er den König, ſeinen Gebieter angreifen zu müſſen. Er mußte deſſen Zweifel beſiegen, über deſſen Widerſtand triumphiren, in deſſen Herzen die Erinnerung an alte Zuneigung erſticken.

Ludwig XV., der täglich beſtürmt wurde, willigte nur unter der Bedingung ein, den Cardinal von Rochepouart zu dem heiligen Stuhle abzuſenden, daß nichts weiter verlangt werden ſollte, als eine Reform.

Lorenz Ricci, der letzte General der Jeſuiten, verweigerte hartnäckig jedes Zugeständniß.

Er antwortete dem Cardinal von Rochepouart: „Sint et sunt. aut non sint!“ — Die Jeſuiten ſollen ſein, wie ſie ſind, oder ſie ſollen nicht ſein!

Das war eine ſehr hochmüthige Antwort.

Die Frankreichs war es nicht minder.

Frankreich antwortete 1764 dem unklugen Ricci durch die Ausweiſung der Geſellſchaft Jeſu aus Frankreich.

Vertrieben aus Frankreich und Portugal, ſchleſen die Jeſuiten ſorglos auf dem Blumenlager, welches ſie ſich auf den Stufen des ſpaniſchen Thrones bereitet hatten.

Es bedurfte eines Donnerſchlages, um ſie ihrem Schlafe und ihren ſchönen Träumen zu entreißen.

Am 22. April 1767 wurde ein königliches Decret, welches den Titel der pragmatiſchen Sanction trug, gegen ſie geſchleudert und traf ſie gerade in das Herz.

Dieſes Decret vertrieb die Jeſuiten aus ganz Spanien.

Die Chriſtenheit athmete frei auf.

Clemens XIII. beugte, wie man ſagt, bei dem Staatsſtreiche Carls III. das Haupt und vergoß Thränen. Aber was halfen den Jeſuiten unfruchtbare Thränen? Sie bedurften einer feierlichen Ehrenerklärung.

Clemens XIII. trocknete ſeine Thränen und ſchleuderte ſeine Bulle Apostolicum, welche die Geſellſchaft Jeſu in allen ihren Privilegien beſtätigte.

Die Häuſer Bourbon und Braganza erblickten eine Beſchimpfung in dieſer unbeſonnenen und verwegenen Maßregel und als Genußthum verlangten ſie von dem Papſte die gänzliche Aufhebung der Jeſuiten.

Bedroht durch Frankreich, durch Spanien, durch Portugal, war Clemens XIII. gezwungen, ſeine Stirn zu demüthigen und er berief für den 3. Februar 1769 ein Conſiſtorium.

Nur allein ein Wunder — nein, eine Mordthat — konnte die Jesuiten retten.

Clemens XIII. hatte sie während der eilf Jahre, seitdem er den päpstlichen Thron bestieg, muthig vertheidigt. Er hatte für sie gegen Spanien, gegen Frankreich, gegen Portugal, gegen die ganze Welt gekämpft; aber die Dankbarkeit ist keine Tugend, welche die Jesuiten lehren und üben. Von dem Papste verlassen, erblickten sie in ihm nur noch einen Feind.

In der Nacht vom 25. Februar 1769 fühlte Clemens XIII. sich plötzlich von fürchterlichen Schmerzen in den Eingeweiden ergriffen. Er schrie: „Ich sterbe!“

Und er starb.

Dieser sonderbare, unerwartete Tod stürzte Rom in Verwirrung. Finstere Gerüchte verbreiteten sich in der Stadt.

Aller Blicke wendeten sich nach dem Jesuskloster, alle Lippen flüsterten anklagende Worte, unter denen, gleich einem finstern Schlußverse, die Worte wiederkehrten:

„Aqua toffana! Aqua toffana!“

Man weiß, daß das Aqua toffana das Gift der Jesuiten ist.

Als Clemens XIII. todt war, versammelte sich das Conclave, um ihm einen Nachfolger zu geben. Die Jesuiten hatten bisher klüglich die Todten gespielt; jetzt kamen sie muthig unter der Erde hervor. Auf das Trauerspiel folgte die Posse. Da sah Rom ein sonderbares und merkwürdiges Schauspiel. Die guten Väter schienen sich zu vervielfältigen. Man sah sie zu gleicher Zeit in den Dratorien der hohen römischen Donnen, in den Salons der Prälaten, in den Vorzimmern der Verwandten, der Freunde und der Beichtväter der Cardinäle. Wechselweise demüthig, stolz, verschwenderisch haten sie, drohten, bestachen mit schwerem Golde alle die, welche ihnen ein Hinderniß entgegenstellten.

Lorenz Ricci, ihr General, machte sich mit Tagesanbruch auf den Weg. Wenn man ihn flüchtigen Fußes über die Kreuzwege durch die Straßen über die Plätze hineilen sah, die Stufen der Paläste hinaufsteigend oder herabkommend, so hätte man einen Mann in der Blüthe der Jahre in ihm vermuthen sollen.

Sein Blick war leutselig, sein Lächeln reizend, seine Hand stets gefüllt mit reichen Alufosen. Zugänglich für die Kleinen, zudringlich gegen die Großen, einschmeichelnd bei Allen, hätte man glauben können, Felix Peratti zu sehen, der in Rom wieder auferstanden war, und sich unter dem Namen des Cardinal Peratta bemühte, Sixtus V. zu werden.

Binnen einigen Tagen sollte in der That Lorenz Ricci, wie einst der ehemalige Ziegenhirt im Vatican, die Larve abwerfen, die sein Gesicht bedeckte;

aber es ist nicht die Diara Clemens XIII., die er in diesem Augenblick begehrt, sein Ehrgeiz strebt höher.

Es ist ein Papst, den er machen will, ein Papst, über den er herrscht, ein Papst, welcher der Christenheit die Jesuiten aufzwingt, welche in alle ihre Privilegien, in ihre ganze Allmacht wieder eingesetzt sind.

Und der Mann, auf den er seine Augen geworfen hat, ist der Cardinal Chigi, der ihm mit Leib und Seele angehört.

Zwei Stimmen und Lorenz Ricci triumphirt; zwei Stimmen nur, und Frankreich, Spanien, Portugal sind besiegt!

Was würde er nicht für diese beiden Stimmen geben, deren er nothwendig bedarf? Er würde sie mit allen Schätzen bezahlen, welche der Pater Delci nach Livorno in Sicherheit gebracht hat.

Die Karten liegen auf dem Tische; die Spieler sind zugegen; der Einsatz ist der Stuhl des heiligen Petrus.

Die Wettenden harren in ängstlicher Erwartung. Chigi hat vier Points; die Partie ist zu drei Vierteln gewonnen. Die Jesuiten haben die Vorhand. Sie mischen. — Ist es ein König, den sie aufschlagen? Nein! — Wird es ein Papst sein?

Jede Medaille hat ihre Kehrseite.

Der Marquis von Aubeterre, der aus Frankreich kam; der Prälat Aguric, welchen Spanien sendete; der Kaiser Joseph II., der aus dem Schooße Deutschlands herbeieilt, treffen in Rom ein, stellen sich hinter Lorenz Ganganelli und leiten dessen Spiel; das Glück schlägt um: die Jesuiten haben die Partie verloren.

Besiegt ergeben sich die Jesuiten; sie beugen schweigend ihre Stirn, sie neigen, sie demüthigen sich und ihr Stolz läßt sich soweit herab, die Gnade ihrer Sieger anzusehen.

Lorenz Ricci erbittet eine Audienz von dem Kaiser Joseph, den er zu erweichen hofft.

Lassen wir den Grafen St. Priest sprechen.

„Joseph II. verlor bald seine Illusion bei dem Besuche, den er aus Neugier dem großen Jesus machte, dem Prosekhause der Jesuiten, einem Wunder der Pracht und des schlechten Geschmacks.“

„Der General ging dem Kaiser entgegen und warf sich vor ihm in Demuth nieder.

„Ohne darauf zu warten, daß er das Wort ergriff, fragte der Kaiser ihn kalt, wann er sein Gewand ablegen würde. Ricci erblaste, gerieth in Verwirrung, murmelte einige Worte, gestand, daß die Zeiten hart für seine Brüder wären, daß sie aber ihre Hoffnung auf Gott und auf den heiligen Vater setzen, dessen Unfehlbarkeit für immer gefährdet

sein würde, wenn er einen Befehl zurücknähme, den seine Vorgänger gebilligt hätten.

Der Kaiser lächelte und beinahe augenblicklich trat er, die Augen auf das Tabernakel gerichtet, vor die Bildsäule des heiligen Ignatius die von massivem Silber war und von Edelsteinen funkelte. Er sprach dann seine Verwunderung über die ungeheure Summe aus, die sie gegostet haben mußte.

„Sire“, stammelte der Pater-General, „diese Bildsäule wurde von den Hellen der Freunde der Gesellschaft angefertigt.“

„Sagen Sie vielmehr von dem Gewinn in Indien!“ entgegnete der Kaiser.

„Nach diesen strengen Worten verließ er die Väter, die in der tiefsten Niedergeschlagenheit zurückblieben.“

Ganganelli war inzwischen unter dem Namen Clemens XIV. als Papst verkündet worden; und im Austausch gegen die Tiara unterzeichnete er mit seiner Hand die folgende Schrift:

„Ich erkenne, daß der Papst mit gutem Gewissen die Gesellschaft Jesu aufheben kann, ohne gegen die kanonischen Vorschriften zu fehlen.“

Die Jesuiten, welche von dieser verhängnißvollen Verpflichtung Kenntniß erlangt hatten, lebten nur noch unter der unablässigen Drohung ihrer nahe bevorstehenden Aufhebung; aber der Bliß, der sie zerschmettern sollte, schlummerte noch in dem Vatican.

Drei Jahre vergingen. Die Gesellschaft Jesu konnte sich einen Augenblick für gerettet halten. Sie erkannte, daß Clemens XIV. sich fürchtete und sie setzte Alles in das Werk, um seinen Arm durch den Schrecken zurückzuhalten.

Am Morgen, im Laufe des Tages, am Abend, zu jeder Stunde fanden sich auf dem Tische, auf dem Betpulte, unter der Hand Clemens XIV. Todesdrohungen, ohne daß man erfahren konnte, wie sie dahin gekommen wären.

Durch die Straßen von Rom glitten schweigende Männer, welche tausende gedruckte Blätter auswarfen, auf denen das nahe Ende des Papstes verkündet wurde. Wenn Clemens XIV. in der Stille der Nacht lauschte, so konnte er unter seinen Fenstern den Ruf hören: „Es lebe Pius VI!“

Nichts indeß konnte seinen Entschluß erschüttern und am 21. Juli 1773 wurde das berühmte Breve: „Domino Redempto“ erlassen, welches die Jesuiten aufhob, ihre Häuser schloß und ihre Güter sequestrirte.

„Da ist sie denn, diese Aufhebung, sagte Clemens XIV., nachdem er seine Unterschrift unter dieses wichtige Actenstück der Gerechtigkeit

gefeht hatte. Ich bereue nicht, was ich gethan habe. Ich entschloß mich dazu erst, nachdem ich Alles geprüft und abgewogen hatte. Ich habe geglaubt, es thun zu müssen und ich würde es noch thun, wenn es nicht bereits gethan wäre: aber ich habe mit dieser Schrift mein Todesurtheil unterzeichnet."

Clemens XIV. hatte wahr gesprochen.

Nur 22. September 1744 starb er vergiftet.

Die Jesuiten waren todt. Das Aqua toskana hatte sie überlebt!

Die Dynastie der Jesuiten hat zweihundertdreißig Jahre regieret.

In Rom legte ihr erster König, Ignaz von Loyola, die Insignien seines Königthumes an, in Rom wurde der letzte öffentlich seines Königs mantels beraubt. Die Prophezeiung Franz Borgias hatte sich erfüllt:

„Es wird eine Zeit kommen“, hatte er gesagt, „wo Ihr Euren Ehrgeiz und Euren Stolz keine Grenzen mehr steckt; eine Zeit, in welcher Ihr Schätze auf Schätze häufet, eine Zeit, in der Ihr mächtig werdet und darüber die Ausübung der heiligen Tugenden vernachlässiget. Dann wird nichts Euch zu Eurer ersten Vortrefflichkeit zurückzuführen vermögen, und wenn es möglich ist, Euch zu vernichten, wird man Euch vernichten.“

Diese Zeit, welche Borgia in der zukünftigen Geschichte der Jesuiten erblickte, war jetzt gekommen. Geboren in einer ärmlichen Zelle Roms, durchzog der Jesuitismus die Erde, die er vor Entsetzen erstarren machte: dann starb er ruhmlos in eben dieser Zelle — seiner Wiege.

Sterben, das ist das Loos alles dessen, was auf dieser Erde lebt, und den Jesuitismus hat das allgemeine Schicksal getroffen. Wie die Wüflinge, die ihre Kräfte und ihr Leben in schmachvollen Ausdauerungen aufreiben, und die dann vor der Zeit sterben, ist auch der Jesuitismus, bevor er das Alter erreichte, gestorben, weil er mit seinen Kräften Mißbrauch getrieben hatte.

Er ist todt, aber nicht jedes Königthum stirbt ganz, indem es in das Grab hinabsinkt: die Erinnerung an das, was es schmachwürdiges oder ruhmvolles vollbrachte, überlebte es. Die Geschichte vernachlässigt sich seiner und verleiht ihm die Unsterblichkeit des Ruhmes, oder die der Schande.

Der Jesuitismus ist todt! Wo sind die Berühmtheiten, die auf seinem Grabe glänzen? Sollen es etwa Bougeant sein, du Halde, Strada, Charlevoix, Bouhours, Rapin, La Rue, Rouvenen, Vanière, Petau, Sirmond, Porée, Maldonat und so viele andere Männer von Talent zwar, aber nicht ein einziger höherer Geist, nicht ein einziges Genie!

So ist es in Beziehung auf die Wissenschaften, die Künste, die schöne Literatur.

Welche Dienste haben die Jesuiten nun der Menschheit geleistet?

Die evangelische Sendung des Jesuitismus machte ihm Demuth, Barmherzigkeit, Arbeit und Gehorsam zur Pflicht. Wir sahen ihn gleich den Tag darauf, als Paul III. ihn durch eine Bulle bestätigt hatte, zur Eroberung der Welt ausziehen. Er segelt nach Portugal und erdrückt es mit seiner eisernen Faust. Er herrscht in Spanien, erfüllt Frankreich mit Unruhen, er kämpft gegen die Universität, er zerstört Port-Royal, er unterzeichnet den Widerruf des Edictes von Nantes; er dictirt der zitternden Hand Ludwig XIV. die Bulle Unigenits, er machte Bankerott in Sevilla und auf Martinique, er trägt den Aufruhr wechselweise nach Paraguay, nach Japan, nach Böhmen, nach Mähren; er verschwört sich gegen Elisabeth, gegen Carl III., gegen Peter den Großen; er ermordet den Cardinal von Tournon, Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XV., Moriz von Nassau, Joseph I. und zur würdigen Krönung seines Werkes vergiftet er zwei Päpste.

Man möge Alles gegen einander ab, das Gute gegen das Böse — und dann urtheile man.

Ein sonderbares Gerücht ist bis zu uns gelangt. Man hat uns gesagt, daß alle Jesuiten, wie einst Lazarus, wieder auferstanden sein sollen.

Seit ihrem gesetzmäßigen Tode haben die Jesuiten es versucht, die Volksfage von der Schlange zu verwirklichen. Die einzelnen Stücke der Jesuiten-Schlange haben sich angestrengt, sich zu vereinigen und sich wieder zu vervollständigen. Die Schlange ist jetzt wieder ganz, aber sie ist schwach. Sie fängt an zu kriechen, aber langsam. Ihr Gift ist zurückgekommen, und wenn sie noch nicht die Kraft hat, zu beißen, so versucht sie es doch schon zuweilen, die Großen und die Kleinen der Erde zu stechen. Sie ist mehr als einmal in die Dichte an den Wegen Europas geschlüpft. Die Völker und die Könige haben sie unter den römischen Trümmern zischen hören, in der Campagna Roms, in den Palästen von Florenz, in den Klöstern Spaniens, in den Cantonen der Schweiz und bis in den Schulen Frankreichs und auf den Ebenen von Montrouge.

Mit anderen, minder figürlichen Worten: Die Gesellschaft Jesu ist bei der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft erst bis zu dem Zustande historischer Versuche gelangt. Die Geschichte der Jesuiten, die mit dem 27. September 1540 beginnt, endete am 21. Juli 1779.

Wenn die Jünger Loyolas ihrem Ehrgeize eine neue Geschichte gegeben haben werden, dann wird es die Aufgabe der Schriftsteller sein, sie zu erzählen.

Wir haben, indem wir dieses Capitel schließen, ohne Zweifel nicht nöthig, zu sagen, daß das Jesuskloster in unseren Augen weder

die Religion, noch die Kirche, noch die Mysterien, noch die Dogmen birgt. Uns scheint, daß jeder Christ das Recht hat, zu jedem Jünger Bonolas zu sagen:

„Was haben wir mit einander gemein?“

Wahrlich, es würde uns schwer sein, katholischer, apostolischer, römischer zu sein, als die Päpste, welche den Orden der Jesuiten verurtheilt und das Jesuskloster geschlossen haben.

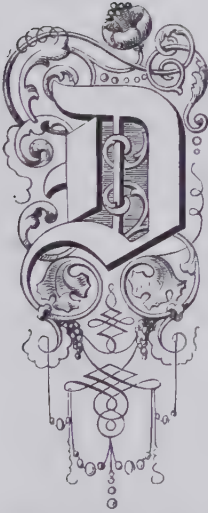


IV.

Bischof Johann von Militz.

Novelle.

I.



Das Jahr 1347 war hereingebrochen mit all seinen geschichtlichen Denkwürdigkeiten.

Der religiöse Fanatismus erreichte die höchste Stufe in dem guten alten Sachsen; der Unfug der Geißler hatte seine höchste Ausdehnung erhalten und Kaiser Ludwig der Baier war eines plötzlichen Todes gestorben. Da wurde auch der bischöfliche Sitz in Naumburg erledigt, jener Sitz, dessen Träger nicht nur Fürst seiner Kirche, sondern auch Regent seiner Unterthanen war.

Wie war es da anders möglich, als daß das christkatholische Volk sich demüthig beugen mußte unter das Joch seiner Bischöfe, welche die Macht in sich vereinigten, selbes nicht nur zu den zeitlichen, sondern auch gleichzeitig zu den ewigen Strafen zu verdammen. — Das glückliche Volk, welches nicht nur berufen war, von den im Schweiß des Angesichtes verdienten Groschen den Säckel der Kirchen zu füllen, damit es mit ansehen könnte die glänzenden kirchlichen Feste, die Pracht und den Luxus der priesterlichen Gewänder und der kirchlichen Ausstattung als Contrast zu dem wahrhaft demüthigen und

erhebenden Wandeln des Heilandes, ja das glückliche Volk, welches auch berufen war, die bischöflichen Cassen stets gefüllt zu erhalten und Frohndienste zu verrichten, damit die geistlich-weltlichen Fürsten sich der Verschwendung, der Heppigkeit und dem Wohlleben hingeben und allen ihren Leidenschaften fröhnen können als würdige Apostel ihres Erlösers, welcher arm auf die Welt niederkam, arm und dürftig auf der Welt wandelte und sein Leben in wahrer Enthaltensameit und Entbehrungen endete.

Doch das glückliche Volk lebte im Jahre des Heils 1347 in der schönsten Hoffnung; denn der bischöfliche Sitz in Naumburg war erledigt.

Damals war in Sachsen das Geschlecht von Miltitz sehr ausgebreitet und hatte besonders am markgräflichen Hofe in Meissen die höchsten Aemter inne. Ueberdies war es noch mit vielen andern hoch adeligen Familien im Lande befreundet und verschwägert.

Wie konnte es unter solchen Verhältnissen vor so vielen hundert Jahren, nämlich im Jahre 1347 anders kommen, als daß die Wahl auf den bischöflichen Sitz von Naumburg einen Miltitz traf, welcher diesen souveränen Sitz unter dem Namen „Johann I.“ bestieg.

Das Volk jubelte darob; denn es versprach sich von einem Fürsten aus so hochadeliger Familie und mit so ausgebreiteten Verbindungen alles Gute; es versprach sich von ihm, daß er über niedrige Leidenschaften erhaben bleiben, daß er ihm ein guter Vater sein werde. Das arme gute Volk!

Der neue Regent „Johann I.“ rechtfertigte indessen die von ihm gehegten Erwartungen keineswegs. Kaum saß er fest, als er auch schon die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten dem Capitel, die der weltlichen seinen Beamten aufsichtslos überließ.

Zu dem üppigsten Freudenleben bei dem Hofe mußten die Mittel beschafft werden, die Forderungen an die bischöfliche Kammer nahmen kein Ende. Zugleich traten die Diener in die Fußstapfen ihres Herrn. Die Unterthanen wurden vollständig ausgezogen. Der Herr und seine Diener glichen im wahren Sinne des Wortes den Wölfen und die Unterthanen den Schafen und es wurde den Letzteren nicht nur die Wolle abgeschoren, sondern das Fell über die Ohren gezogen.

Die armen Unterthanen des Bischofs Johann von Miltitz waren unglücklicher als je.

Mittlerweile verstand es aber Bischof Johann I. von Naumburg, nach seinem Vergnügen zu leben.

II.

Unweit Naumburg lag in einem reizenden Thale, abgeschieden von dem Geräusche der Welt, ein prachtvolles Gebäude, an welches sich ein Kirchlein lehnte.

Es war dies ein adeliges Nonnenkloster, zu dem Bisthume Johann I. gehörig.

Ein großer Garten, durch welchen ein Wildbach floss, umgab das Kloster, in dessen Nähe sich ein kleines Dörflein befand, dessen Bewohner fast ausschließlich ihre Thätigkeit dem Kloster weihen mußten. Dichte wildreiche Waldungen umgaben das Klosterthal und nur Wenigen wurde das Treiben der Bewohnerinnen kund.

Das Kloster schloß alle Bequemlichkeiten des Lebens in sich; Equipagen, Reitpferde, Bäder standen da zur Verfügung; die Küche und der Keller in dem Kloster waren der hochwürdigen und hochwürdigsten Geistlichkeit am vortheilhaftesten bekannt.

An einem prächtigen Abende, als gerade das Glöcklein der Klosterkirche zum „angelus Domini“ läutete, sprengte ein Reiter den schmalen Fahrweg von Naumburg in das Thal hinab. Der Reiter mochte etwa 40 Jahre zählen, war kräftig gebaut und hatte angenehme Gesichtszüge; er war schwarz, wie ein gewöhnlicher Abbe gekleidet und man sah es an seiner Haltung, daß er ein Pferd zu tummeln verstehe, sowie aus seinem ganzen Wesen, daß er an Wohlstand und Noblesse gewohnt sei.

Der Reiter mußte in dem Kloster erwartet worden sein; denn als er zu der Gartenmauer ankam, öffnete sich ein Thor und der Reiter verschwand im Garten, sprang von seiner feuerigen Schimmelstute, warf die Zügel einem da harrenden alten Manne zu und eilte in das Kloster.

Im Refectorium waren 16 Nonnen versammelt, welche zumeist den ersten Familien des Landes angehörten, und von denen die wenigsten das 30. Lebensjahr überschritten hatten; manche von ihnen strahlten von üppiger Schönheit und feurerer Jugendlust.

Der Reiter trat mit aller Galanterie in den Speisesaal ein und es verneigten sich die in einem Halbkreise versammelten Nonnen vor demselben. Die ihm zunächststehenden versuchten es sogar, ihm die Hände zu küßen, doch er wehrte es mit aller Lebenswürdigkeit ab.

Es war Johann I., Bischof von Naumburg, welcher die adeligen Nonnen mit seinem Besuche beglückte.

Die adeligen Nonnen verstanden es aber auch, die Ehre dieses Besuches zu schätzen.

Eine reich besetzte Tafel erwartete ihren allmächtigen Protector und

die feinsten Weine wurden ihm von schönen Händen und liebenswürdiger Galanterie gereicht.

Johann I. war aber andererseits ein ebenso liebenswürdiger Mann und liebte nicht jene spanische Grandezza, welcher sich die Bischöfe befeßten, welche die Klöster ihrer Nonnen betreten.

Er machte der Tafel seiner jungen Wirthinnen alle Ehre und sprach den feuerigen Weinen tüchtig zu.

Lange schon hatte die Stunde geschlagen, welche die Nonnen in ihre Zellen rief, ja es brach schon die Mitternachtsstunde heran, welche die Nonnen zur „hora“ rufen sollte, aber Bischof Johann I. hob die Tafel nicht auf. Der Wein, und die zärtlichen Blicke seiner für ihn schwärmenden reizenden Wirthinnen hatten ihn begeistert; er gestattete ihnen, freier zu denken und zu reden, als es ihnen ihre Satzungen und ihre feierlichen Gelübde erlaubten; ja er ermutigte sie, indem er damit den Anfang machte und statt des friedlichen „pax tecum“ hie und da einen feurigen Kuß auf die glühenden Lippen seiner schwärmenden Nachbarinnen drückte.

Vorsonderlich seine Nachbarin zur linken, Schwester Cöleste, eine üppige schöne Blondine mit reizenden großen blauen Augen erfreute sich der entschiedenen Bevorzugung ihres Kirchenfürsten. Sie war höchstens 25 Jahre alt und hatte vor nicht langer Zeit erst ihre feierlichen Gelübde abgelegt; unter ihren Ordensschwestern war das Gerücht verbreitet, daß sie schon vor ihrem Eintritte in das Kloster ein entschiedener Liebling Johann I. war, und man wußte, daß seine häufigen Besuche im Kloster vorzüglich der schönen Cöleste galten und daß sie berufen war, bei der nächsten Wahl als Aebtissin des Klosters hervorzugehen.

Johann I., aufgeregt von dem übermäßigen Genuße des Weines, erhob sich endlich lange nach Mitternacht und der Schwester Cöleste ward die Ehre zu Theil, ihn in seine Gemächer zu begleiten, während ihre Schwestern für den mehr als fröhlich verlebten Abend ihre Gebete, so gut es eben ging, ihrem Schöpfer darbrachten.

Johann I. aber brachte noch eine fröhliche Stunde mit der schönen Cöleste in seinen Gemächern zu und es lag bereits Alles im Kloster im tiefen Schläfe, als das schöne Weib leise die Gemächer ihres Fürsten verließ und in ihre Zelle, die sich übrigens in der unmittelbaren Nachbarschaft befand, huschte.

Die Mauern und die fest geschlossenen Pforten des Klosters verdeckten aber die darin sich abspielenden Leidenschaften.

III.

Auf diese Weise führte Bischof Johann ein recht vergnügtes Leben.

Er liebte aber auch im gleichen Maße die weltlichen Gesellschaften und besuchte die adeligen Schlösser in- und außerhalb seines Landes; nach Naumburg, seinem bischöflichen Sitze, kam er oft zwei bis drei Monate nicht. Reiten, Fahren und Jagen, die Freuden der Tafel, der Becher und selbst andere minder unschuldige Genüsse in Liebchaften aller Art, füllten die Zeit dieses Kirchenfürsten angenehm aus.

Wenn er aber auch ein entschiedener Freund junger Nonnen war, so war er nichtsdestoweniger gegen die Reize der verheiratheten Frauen durchaus nicht unempfindlich.

Gerne gewährte er dem Gemahl einer reizenden Frau eine Anstellung in seiner nächsten Nähe und sendete dann nicht selten den glücklichen Beamten in Geschäften in die entferntesten Städte, während welcher Zeit er jede Gelegenheit suchte, seine Zwecke zu erreichen.

In mehreren Familien war er ein sehr gerne gesehener Hausfreund und manche hübsche Frau opferte ihr Lebensglück dem lebenswürdigen Bischofe.

Das Capitel, insbesondere der alte Dechant von Laubingen, sah mit Mißfallen und Schrecken das tolle, unangemessene, demoralisirende Treiben ihres Bischofs.

Um aber der Ueberwachung und den Hindernissen des Capitels zu entgehen, erhob Johann von Miltitz das Schloß Saleck zu seinem Hauptfreudenorte, welches sein Vorfahr Wittchonis bereits 1342 nebst dem damit verbundenen Städtchen für 700 neue Schock erkaufte hatte. Dorthin verbarg sich gerne Bischof Johann mit seinem Trosse vor dem Grolle seines Clerus und hing da rücksichtslos seinen wüsten Leidenschaften nach.

Allgemein war es damals mit der Kirchenzucht schlecht beschaffen und unter solchem Oberhaupte schweiften natürlich die Untergebenen ebenso aus.

Mehrere Novizen des männlichen Klosters St. Georgen verbargen im Frühjahr 1350 Mädchen in ihren Zellen Wochen lang, und zu gleicher Zeit fielen große Unsittlichkeiten im Nonnenkloster St. Stefan vor, in welches, umgekehrt, Männer freien Zutritt hatten.

Der Bischof von Naumburg besaß aber wenigstens die negative Tugend, für Andere kein strengeres Gesetz gelten zu lassen, als für sich selbst. Es nannte dieses Alles menschliche Schwachheit und wollte es nicht bestrafen.

Das ob solchen Treibens entsetzte Capitel schritt jedoch mit Ge-

walt ein. Die Mädchen, welche in dem Kloster betreten wurden, wurden mit Staupenschlag des Landes verwiesen, die Novizen aus dem Kloster gejagt und drei Nonnen sogar — ersäuft.

Vor dieser türkischen, grausamen Justiz floh Johann I. wieder nach seinem lieben Saleck und machte von der, dem hohen Clerus erteilten päpstlichen Begünstigung der Vertretung bei den Amtsfunktionen durch einen Vicar so ausgedehnten Gebrauch, daß er oft im Jahre nicht einmal seine Stiftskirche besuchte und die ganze Zeit über keine Messe las.

Hingegen ging es immerfort hoch her am Hoflager des üppigen Prälaten, der dem bekannten Liede besonders huldigte: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelaug!“

Indessen liebte es Johann I., auch die großen kirchlichen Feste mit ganz besonderem Glanze zu feiern: nicht aber zur Verherrlichung Gottes, sondern aus Eitelkeit und um seine Pracht zu entwickeln, an welcher der blutige Schweiß seiner armen ausgekauften Unterthanen flecte.

Zum Glück sollte die Regierung dieses würdigen Nachfolgers der Apostel nur 3 Jahre dauern.

IV.

Eine prächtige Osterfeier verwischte im Andenken Bischof Johann's I. noch vollends den übeln Eindruck der geistlichen Exccutionen. Er beschloß, den St. Johannistag in seiner bischöflichen Residenz in gewohnter Weise zu begehen.

Drei Wochen vorher mußte zu diesem Zwecke die Kammer 1800 und die Rentnerei 1100 Meissen'sche Gulden liefern. Eine Kotte Gantler wurde eigens von Nürnberg berufen, den bischöflichen Gästen zur Belustigung zu dienen. Sie bestand aus sechzehn Personen, welche in ein Wirthshaus der Herrenfreiheit gelegt und allda auf gemeine Kosten drei Wochen verpflegt werden mußten. An Essen und Trinken kamen mächtige Vorräthe in die Hofküche und Rentnerei. Bis von Leipzig und Braunschweig trafen die Leckerbissein ein.

An den Adel der Nachbarschaft, des Bischofs vornehme Sippe, nebst seinen zahlreichen Freunden ergingen die Einladungen zur Theilnahme an dem so vorbereiteten Feste.

Mit dem Beginne des Johannimarktes erschienen die Gäste in Raumburg und bezogen sowohl in der Stadt als auf der Freiheit oder in den Klöstern die ihnen bereitete Herberge. Sie tamen nicht sämmtlich und nicht Wenige, denn Genüsse aller Art durfte man am prächtigen Hoflager der Kirchenfürsten erwarten.

Am frühen Morgen des Johannitages erschallten Trompeten und Heerpauken aus dem bischöflichen Palaste. Dem Capitel ein neues Vergerniß, den gebetenen Gästen aber ein etwas lärmender Ruf zur Hofburg.

Nachdem sich Alle versammelt, wurde sogleich in verschiedenen Gemächern zur Tafel gegangen; überall befanden sich einige der Gauleter, um mit ihren Pöffen während des Mahles Heiterkeit zu erregen. Das Gelage dauerte bis nach zwei Uhr; hierauf erhob sich die Gesellschaft, um einige Stunden im Garten zu promeniren und von der gewaltigen Anstrengung des Essens sich zu erholen zu neuen Leistungen auf dem nämlichen Felde.

Wirklich waren die bewunderungswürdigen Magen der damaligen Zeit um fünf Uhr schon fähig, das Nachteffen in Angriff zu nehmen; indessen dauerte jenes blos zwei Stunden, weil man eilte, zum Tanze zu kommen.

Nach aufgehobener Abendtafel verfügten sich die Gäste, zweihundert Personen beiderlei Geschlechtes, in den großen Saal der Residenz. Als Landesfürsten und Hausherrn gebührte Johann v. Miltitz, wie billig, der Vortritt. Der muntere Bischof zögerte auch nicht, den Tanz zu eröffnen. Er ergriff des v. Verbisdorf Ehefrau bei der rechten, die des v. Wadel bei der linken Hand — doch sollte plötzlich ein schreckliches Ereigniß die Festesfreude in Entsetzen verwandeln.

Johann v. Miltitz hebt, der damaligen Sitte gemäß, das rechte Bein zum Anfange des Tanzes in die Höhe; im nämlichen Augenblick erschüttert heftiges Zittern den ganzen Körper des Bischofes. Mit erstaunenswerther Geschwindigkeit stürzt er aufs Angesicht nieder zur Erde, vom Schlagfluß getroffen.

Natürlich war die erst noch überlustige Gesellschaft durch diesen Vorfall wie vom Donner gerührt, die Meisten flohen in der Betäubung. Einige blieben, um den Aerzten beim gewaltigen Schütteln und Rütteln zu helfen, das ebenso vergeblich angewendet wurde, wie die kostbaren Essenzen, mit denen man den Kirchenfürsten bestrich oder wovon man ihn einzulösen versuchte.

Die Bemühungen lohnte kein Erfolg, Johann v. Miltitz' Ende war ein plötzliches gewesen, allzu üppiges Leben erzeugte einen verfrühten Tod.

Zur Stunde noch wurde die Trauerbotschaft dem Capitel mitgetheilt und die geistlichen Herren erschienen rasch genug, zu inventarisiren, dasjenige, was zu den Regalien des Capitels oder Bisthums gehörte, in sichere Verwahrung zu nehmen. Aber so geschwind sie auch waren, untrene Diener und zugelaufenes Gefindel hatten die fürchterliche Verwirrung benützt, um manch kostbares Silbergeräth und sonstiges Kleinod zu verschleppen.

Auf das crasse Bild des gestörten Festes, der entflohenen Gäste, der allzu eiligen Erben und der frechen Diebe fällt doch ein milderndes Streiflicht. Unter dem Adel wenigstens besaß der gastliche Herr gute Genossen und Freunde.

Argwöhnisch und die Stimmung des Capitels kennend, sprachen Jene nicht allzu leise das Wort Vergiftung aus. Deshalb schritt man folgenden Tages zur Section. Die unvollkommene Anatomie der damaligen Zeit ergab die Todesursachen nicht, im Gegentheil erklärten die Aerzte, Bischof Johann I. hätte gemäß der Beschaffenheit seiner Organe noch lange leben können.

Obwohl ein Blutschlag auf eine Lebensweise, wie die des Prälaten gewesen, so natürlich folgt, wie Wirkung auf Ursache, hieß es, dem Geiste der Zeit gemäß, die Hand Gottes habe Johann v. Miltiz berührt zur Strafe seiner Sünden!

Wie einst Wilhelm der Eroberer, so sollte auch dieser bei seinen Unterthanen verhaßte Regent Mühe haben, eine Ruhestätte zu finden. Die späte, aber kleinliche Rache manchen Unrechts trifft den Todten.

Zuerst verweigerte das Capitel dem Bischof das Begräbniß in der Stiftskirche. Die Hitze war groß, der Geruch der Leiche unendlich; man sprach vergebens die Klöster der Stadt um Aufnahme des todtten Kirchenfürsten an.

Endlich blieb seinen Dienern nichts mehr übrig -- zehn Tage hatten sie umsonst gestritten -- als den abgeschiedenen Herrn nach dem im Leben von ihm so geliebten Saleß zu führen. Allda in der Schloßkirche wurde er beigesetzt und erhielt ein Monument.

Die Geschichte und das unvorbereitete schreckliche Ende Bischofs Johann v. Miltiz verursachte ungeheures Aufsehen in ganz Deutschland; ja sogar weit über dessen Grenzen drang die Kunde mit ihrem Entsetzen. In der Nähe, bei Solchen, die ihn gekannt, die vielleicht seine Sünden getheilt, fiel der Eindruck noch drastischer aus.

Der Chronist berichtet von einer Frau Kunigunde v. Schönenau, gebornen v. Vibra, die sich mit dem üppigen Prälaten vergangen und dann, durch seinen plötzlichen Tod bekehrt, zur Erbauung der Stadt fromm in Raumburg lebte und viele gute Werke verrichtete.

Hingegen der gemeine Mann, sowohl in den Städten als auf dem Lande, der unter Johann's I. dreijähriger Regierung durch Steuern und Abgaben mannigfach beschwert und von den Beamten geplündert worden war, redete damals schon ungescheut von den Lasten der Geistlichkeit. Laut wurde deren unersättlicher Geiz, Hochmuth, Tyrannei und gottloses Leben besprochen. Diese Zustände und Stimmungen bildeten den materiellen Unterbau der späteren Reformation.

In den Bierzechen Naumburgs sang man aber nach des Bischofs
Johann v. Miltig Hinscheiden folgendes, die Volksstimme kennzeichnendes
Lied, welches den naiven Charakter der Volksdichtung trägt:

„Liebe Leute, laßt Euch sagen,
Was sich hat zugetragen
An unserm lieben Ort,
In jenem Saale dort.
Da die Hand Gottes kam
Und weg den Bischof nahm.
Die Klacker stehen in Sorgen,
Sie han' kein Geld auf morgen.
Die Schinderei ist weg,
Der Bischof liegt im D . . . ,
Die Mädeln wandern fort,
Der Hoffschranz ist ein Spott,
Gelobt sei Gott!“



V.

Aus den Gedenkblättern einer gewesenen Nonne.

I.



Im Jahre 1846 besuchte ich Tirol, das Land der Gletscher und grünen Thäler, das Land jenes urwüchsigten biedereren Volkes, welches verdiente, das erste der Welt zu sein, wenn es nicht durch fanatische Priester am Gängelbände geführt und in seinem geistigen und freiheitlichen Aufschwunge aufgehalten sein würde.

Es war Sommer und die Natur in den Bergen und saftigen Thälern entwickelte jene reiche Fülle und wunderbare Pracht, die das Herz erfrischt und den Geist belebt.

Trotzdem fand ich dieses Tirol, für welches ich stets schwärmte, nicht gemüthlich.

Die zahlreichen Klöster für Mönche und Nonnen blickten finster in die Thäler und verdüsterten so manche reizende Landschaft; denn unwillkürlich dachte man an die Opfer der geistlichen Tyrannei, welche in diesen sonst so malerischen Steinhaufen lebendig begraben waren.

Die Priester, Mönche und geistlichen Schwestern, denen man nirgends

häufiger als in Tirol begegnet, stachen in ihrer düstern Tracht grell gegen die malerische Nationaltracht der Tiroler und Tirolerinnen ab, aber noch greller in ihrem kriechenden, scheinheiligen und verschmitzten Benehmen gegen den biedern Sinn der Bewohner der grünen Thäler.

Sehr weise hatte Rom seine Vortheile berechnet, indem es dem Heere seiner Apostel befahl, über das biedere Volk von Tirol vorsonderlich seine Netze auszuspannen; denn wer läßt sich leichter irreführen und gängeln, als der offene Mensch, der kein Falsch kennt; wer leichter für unedle Zwecke ausnützen, als der Bewohner der freien Natur, der in ihr, der großartigen Schöpfung, Gott verehrt, der Jedermann vertraut, weil er eben unvermögend ist, unedel zu empfinden.

Ich sah den arbeitsamen Bergbewohner den gewissenhaft, ja reich ausgeschiedenen Zehent, von den im Schweiß gewonnenen Früchten den Abteien und Klöstern zuführen, damit sich deren Bewohner im süßen Nichtsthun göttlich thun, damit sie schwelgen und prassen können, und lächelte wehmüthig, wenn ich sah, wie der arme Mann mit entblößtem Haupte die Mauern seiner Bedrücker betrat und überglücklich war, deren Hände küssen zu dürfen.

Ich sah die biedere, arme Hausfrau den Bettelmönchen den besten Antheil ihrer mühsam ersparten Silberstücke demüthigst überreichen, damit sie sich mit Weinen ihren Keller füllen und reiche Mahlzeiten, verborgen hinter sichern Klostermauern, halten können, während sie den Ihrigen kaum das Nothdürftigste vorsetzen konnte.

Armes Weib! Es wurden ihr Gebete und Verzeihung ihrer Sünden, die sie vielleicht nicht einmal beging, es wurde ihr das Himmelreich hiefür versprochen.

Es war gerade Mittag und ich hatte es mir in einem wunderlieblichen Gärtchen, welches sich vor einem an der Landstraße einsam stehenden Gasthause befand, bequem gemacht und blies wohlriechende Wölkchen aus meiner Havanna, welche mich vorsonderlich auf Reisen nie verlassen, als ich plötzlich auf eine daherkommende Kutsche aufmerksam wurde, welche vor dem Gasthause anhielt.

Zwei Damen stiegen aus und ließen sich in dem nämlichen Gärtchen an meinem Tische nieder, wo ich mich befand. Ich schreckte geradezu aus meiner gemüthlichen Siesta auf, denn es entrollte sich da meinen Augen ein Bild, von dem ich wußte, daß ich es nie vergessen werde.

Die eine Dame mochte höchstens 40 Jahre zählen, sie war brünett und zeigte deutliche Spuren früherer Schönheit. Doch schrecklich ihr Gesicht, ein Chaos so widersprechender Empfindungen, daß ich es mir nicht zu erklären vermochte, sie machte auf mich einen widerlichen Eindruck.

Die andere Dame schien die Tochter der Ersteren zu sein; sie war

höchstens 19 Jahre alt, schlant, groß und blond und von einer unnen baren Amuth; doch verräth ihr großes, blaues, schmachtendes Auge eine so tiefe Melancholie und zugleich ihr ganzes Wesen eine so auffallende Resignation, daß sie Jedermann im Augenblicke für eine Unglückliche halten mußte.

Die Damen sprachen kein Wort, man sah, daß sie sich gegenseitig in der peinlichsten Situation befanden. Ihr Diener brachte einen Anstoß herbei, doch nahm keine von ihnen etwas hievon.

Ich war damals 24 Jahre alt, also in einem Alter, wo man für eine unglückliche Schöne nie unempfindlich ist.

Ich beschloß, nach dem Schicksale der reizenden jungen Dame zu forschen.

Der Diener der beiden Damen war allen oder doch den meisten Dienern auf ein Haar ähnlich.

Ich drückte ihm einen harten Thaler, die man damals in Oesterreich in Hülle und Fülle hatte, die man aber heute nur vom Hörensagen kennt, in die Hand und er plauderte.

O Himmel, was mußte ich hören!

Die junge Dame war für das Kloster bestimmt; sie wurde dahin von ihrer Mutter geführt; schon einmal machte man mit ihr einen Versuch, sie in ein Kloster zu begraben, der auf eine, die Familie so ziemlich compromittirende Weise scheiterte; sie scheint nur gewisser Nothigung nachgegeben zu haben und habe sich freiwillig für das Kloster entschieden.

Mehr erfuhr ich von dem Diener nicht; ich wollte vielleicht nicht mehr hören.

Wenn mir die Schönheit der jungen Dame im ersten Momente auffiel, so erschien sie mir jetzt als die liebrendste aller Frauen und mein Interesse erhielt den höchsten Aufschwung durch die Thatfache, daß sie offenbar unglücklich und im Begriffe ist, aus mir nicht bekannten Gründen gegen ihre Ueberzeugung, gegen ihren Verstand, das größte Opfer des Menschen zu bringen, sich lebendig begraben, sich langsam, aber unrettbar zum Tode martern zu lassen.

Mein Entschluß war gefaßt: ob aus Neugierde, ob aus Menschenfreundlichkeit oder aus was für einem Grunde, ich wußte es nicht.

Das Kloster, in welches man die reizende Hieronima (so hieß sie nach der Mittheilung des Dieners) bringen sollte, war nur noch 4 Meilen entfernt, hart an der schweizerischen Grenze.

Ich befahl mein Pferd zu satteln und kaum 200 Schritte ritt ich hinter der fahrenden Kutsche, damit sie mir ja nicht entwische.

Ich hätte dieß, ich fühlte es, nicht überlebt.

II.

In einem der reizendsten Thäler der Welt kamen wir endlich in ein Gebirgsdörfchen, welches nicht groß, aber ungemein materisch war. Unmittelbar hinter demselben erhob sich ein ansehnliches Gebäude mit großen Gärten und sah man, an das Gebäude angelehnt, eine Kirche.

Es war das Kloster St. Leonhard, in welchem Töchter, zumeist aus bessern Häusern, Aufnahme fanden.

Der Wagen hielt vor dem kleinen Wirthshause in dem Dörfchen und ich sah aus den Ausrasten, daß die Damen den kurzen Weg zu Fuß in das Kloster machen werden.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren. Ich nahm mir, ich wußte es damals wirklich nicht aus welchem Grunde, vor, das arme schöne Mädchen zu retten.

Rasch warf ich einige Zeilen mit Bleifeder auf ein Blättchen meiner Brieftasche, drückte bei einer günstigen Gelegenheit dem Diener einen Ducaten in die Hand und die schöne Hieronima hatte noch rechtzeitig das Blättchen in Empfang genommen.

Ich war selig, als sie es annahm; sie hatte mich in dem Gärtchen einigemal verstohlen angesehen und mußte es bemerken, daß ich ihr nach folge.

Ich schrieb ihr, daß ich sie aus mir unbegreiflichen Gründen liebe, daß ich über sie wachen und mein Leben daran setzen werde, sie zu retten, da ich durch Zufall ihr entsetzliches Schicksal erfuhr.

Die Damen traten, als es schon dunkelte, in das Kloster und mich befiel eine unendliche Wehmuth, denn es kam mir vor, als wenn die Klosterpforte mich von dem schönen Mädchen auf ewig trennen sollte.

An einem geeigneten Orte blieb ich stehen, um zu sehen, was geschehen werde.

Die Mutter des unglücklichen Mädchens trat bald aus dem Kloster, wo sie ihr Kind begrub und ich glaubte in der Dunkelheit zu bemerken, daß ihr Antlitz nicht nur Befriedigung, sondern sogar Freude zeigte.

Da wollte mein Herz geradezu vor Angst und wüthendem Schmerze bersten; ich weinte, das erstemal als Mann.

Nur ein Trost blieb mir, daß sie — die Unglückliche — meine Zeilen lesen und beruhigt sein werde, daß ein wahrer Freund über sie wache.

Aber gleich kam die bange Sorge hinzu: Ob sie mir als einem Fremden vertrauen, ob sie auf mich hoffen werde!

Ich armer Mensch! Ich war mit dem liebreizenden Opfer auch unglücklich geworden; denn ich liebte dasselbe und diese Liebe war um so größer, weil es meine erste war, und auf einen eben so schönen, als unwiederbringlich

verlorenen Gegenstand, der vor meinen Augen lebendig begraben wurde, gefallen war.

III.

Zwei Jahre waren verflossen; die düstersten, unglücklichsten Jahre meines Lebens.

Ich brachte sie fast ausschließlich in der Nähe des Klosters St. Leonhard zu; ich wäre sogar nicht einen Augenblick von da gewichen, wenn mich der Tod meines geliebten Vaters nicht in die Residenz gerufen hätte.

Ich wurde reich und unabhängig; doch ich war deshalb nicht glücklich.

Nur ein Gedanke beherrschte mein ganzes Wesen: der Gedanke an Hieronima. Sie war mittlerweile eingekleidet worden.

Ich ließ nichts unversucht, um sie den Klauen ihres furchtbaren Schicksals zu entreißen; es war alles vergebens.

Ich wußte, wie unaussprechlich sie litt: es wußten dieß sogar die Bewohner des zu dem Kloster gehörigen Dörfchens; sie hatten alle Mitleid, doch keiner den Muth, mir beizustehen. Die Klostermönche waren ihnen heilig, keiner wagte sie zu übersteigen.

Da brach endlich die Revolution von 1848 aus, welche die Ketten des Despotismus brach, welche die Menschenrechte wieder zur Geltung brachte und Jedem gestattete, wieder frei zu denken und frei zu handeln.

Diese Revolution und ihre Folgen lösten auch die Ketten der unglücklichen Hieronima und öffneten ihr unvermuthet, wenn auch nicht ohne große Anstrengung, die Thore ihres Vaters, den sie nie mehr betreten sollte.

Sie hatte auch mittlerweile ihre, ich möchte sagen, unnatürlichen Eltern verloren, aber sie fand dafür eine Stütze an mir, der, ungeachtet ich ein Protestant, heute ihr gesetzlicher Vater bin, denn eben diese Revolution hatte freisinnige Gesetze und eine freisinnige Verfassung zur Folge, deren wir soeben nach 20 Jahren erfreuen und die es Liebenden ohne Unterschied des Glaubens gestatten, auch ohne den Segen Roms als gesetzliche Ehegatten in einem, von Vorurtheilen freien Staate, frei und geachtet zu leben.

Meine Braut brachte mir als Heirathsgut nebst einer edlen, reinen Seele nichts anderes mit, als die von ihr aufgezeichnete Geschichte ihrer Leiden und da diese Geschichte in ungewöhnlichem Grade interessant ist und eine furchtbare Erinnerung an die Schreckenssysteme der Vergangenheit in

sich birgt, so kann ich sie jetzt, wo wir unter dem Schutze einer freisinnigen Regierung athmen, der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten.

Hier ist sie:

IV.

„Mein Vater,“ erzählt Hieronima, „war Advokat, und schon ziemlich bei Jahren, als er meine Mutter heirathete; er hatte drei Töchter von ihr. Sein Vermögen war mehr als hinreichend, um sie gut zu versorgen; aber dazu mußte wenigstens seine Zärtlichkeit gleich vertheilt sein, und es fehlt sehr viel, daß ich es sagen könnte. Unstreitig übertraf ich meine Schwestern an Annehmlichkeiten des Geistes und der Gestalt, an Charakter und Talent, und es schien, als ob meine Eltern dadurch gekränkt würden; denn die Vorzüge, welche mir Natur und Fleiß vor meinen Schwestern verliehen, wurden für mich eine Quelle von Verdruß, so daß ich schon von frühester Jugend auf wünschte, mit ihnen zu tauschen, um den Eltern eben so lieb und theuer zu sein, eben so geliebkostet, beständig so in Schutz genommen zu werden, wie sie. Sagte man etwa zu meiner Mutter: Sie haben herrliche Kinder . . ., so verstand sie das nie von mir. Zuweilen wurde ich für diese ihre Ungerechtigkeit nachdrücklich gerächt; aber die erhaltenen Vorwürfe kamen mir, wenn wir allein waren, so theuer zu stehen, daß mir Beleidigungen kaum unangenehmer gewesen wären. Je mehr mich die Fremden vorzogen, in desto üblerer Laune war man, wenn sie weggegangen waren. O, wie vergoß ich oft Thränen darüber, daß ich nicht häßlich, albern, dumm, kurz mit allen Verkehrtheiten geboren worden. Ich fragte mich, woher dieses seltsame Betragen bei einem Vater, einer Mutter, die sonst rechtschaffen, billig und fromm waren, kommen möchte? Soll ich es gestehen? Einige meinem Vater im Zorn (denn er war heftig) entfallene Worte, einige zu verschiedenen Zeiten aufgefaßte Umstände, das Gerede der Nachbarn, Aeußerungen vom Gesinde haben mich einen Grund vermuthen lassen, der sie einigermaßen entschuldigte. Vielleicht hatte mein Vater einige Zweifel über meine Geburt, vielleicht erinnerte ich meine Mutter an einen begangenen Fehler, oder an die Undankbarkeit eines Mannes, den sie zu sehr geliebt hatte, — was weiß ich? Da wir bald nach einander auf die Welt gekommen, so waren wir alle drei zugleich erwachsen. Es zeigten sich Freier. Meine ältere Schwester wurde von einem jungen, einnehmenden Manne gesucht. Bald bemerkte ich, daß er mich auszeichnete, und daß ich der Gegenstand seiner häufigen Besuche wurde; aber bald ahnte ich auch alle die Kränkungen, welche mir dieser Vorzug zuziehen konnte, und benachrichtigte meine Mutter davon. Dies ist vielleicht das einzige mal in meinem

leben, wo ich das Glück hatte, etwas zu thun, das ihr angenehm war. und wie wurde ich dafür belohnt? Vier, oder doch wenige Tage nachher sagte man mir, man habe einen Platz in einem Kloster für mich ausgemacht, und gleich den folgenden Tag wurde ich dahin geführt. Ich war zu Hause so schlimm daran, daß mich diese Veränderung gar nicht kränkte, und ich mit großer Freude nach St. Maria (dies war mein erstes Kloster) ging. Inzwischen vergaß mich der Liebhaber meiner Schwester, da er mich nicht mehr sah, und ward ihr Waise. Er nennt sich R***, und ist Notar. Meine zweite Schwester heirathete einen Seidenhändler, und lebt ziemlich gut mit ihm.

„Nach Versorgung beider Schwestern, glaubte ich, würde man nun an mich denken, und mich bald wieder aus dem Kloster nehmen. Ich war damals sechzehn und ein halbes Jahr alt. Man hatte meine Schwestern ansehnlich ausgestattet; ich versprach mir also das gleiche Los, und mein Kopf war voll von reizenden Entwürfen, als man mich in das Sprechzimmer berief. Es war der Pater Seraphin, Beichtvater meiner Mutter, er war auch der meinige gewesen, und so befand er sich nicht verlegen, mir den Beweggrund seines Besuchs zu eröffnen: es war darum zu thun, mich zur Annahme der Klostertracht zu bewegen. Ich beschwerte mich laut über diesen sonderbaren Antrag, und erklärte ihm rund heraus, daß ich keinen Geismack für das Klosterleben fühlte. Deito schlimmer, sagte er; denn Ihre Eltern haben sich für Ihre Schwestern ganz erschöpft, und ich sehe nicht, was Sie in den trappen Umständen, in die sie sich versetzt haben, noch für Sie thun könnten! — Sie müssen entweder für immer in diesem Hause bleiben, oder in irgend ein Kloster in der Provinz gehen, wo man Sie für ein mäßiges Kostgeld annehmen wird, und das Sie nicht verlassen dürfen, als bis nach dem Tode ihrer Eltern, auf den man wohl noch lange warten kann. Ich beklagte mich bitter, und vergoß einen Strom von Thränen. Die Vorsteherin war vorbereitet; sie erwartete mich bei der Ankunft aus dem Sprechzimmer. Ich war in einer Verwirrung, die sich nicht ausdrücken laßt. Sie sprach zu mir: Was haben Sie denn, mein liebes Kind? (sie wußte besser als ich, was ich hatte) Wie sehen Sie aus! Wahrlich, eine solche Verzweiflung, wie die Ihrige, ist unerhört; Sie machen mich zittern. Haben Sie Ihren Herrn Vater oder Ihre Frau Mutter verloren? Ich war im Begriff, indem ich mich in ihre Arme warf, ihr zu sagen: Ach wollte Gott!... Ich begnügte mich, ihr zu antworten: Ich habe weder Vater noch Mutter; ich bin eine Unglückliche, die man vergessen hat, und man hier lebendig begraben will. Sie ließ den Strom vorüberrauschen, und erwartete den Augenblick der Ruhe. Ich erklärte mich nun deutlicher über das, was man mir so eben angekündigt hatte. Sie schien Mitleid mit mir zu haben, sie

umarmte mich, sie ermunterte mich, nicht einen Stand zu ergreifen, an dem ich keinen Weichmack fände; sie versprach mir zu bitten, Vorstellungen zu machen, dringend anzuhalten. O wie schlan sind diese Kloostervorsteherinnen! Sie schrieb wirklich. Sie wußte wohl, was man ihr zur Antwort geben würde, und sie theilte mir dieselbe mit; erst nach langer Zeit zweifelte ich an ihrer Aufrichtigkeit. Indeß war die Bedenkzeit, die man mir gelassen hatte, zu Ende; sie eröffnete mir das mit einer, auf das künstlichste nachgemachten, Betrübniß. Zuerst blieb sie stumm, dann ließ sie einige klagende Ausdrücke fallen, aus welchen ich das übrige errieth. Sie sagte mir hierauf mit Thränen: Nun, mein Kind, so wollen Sie uns denn verlassen? Liebes Kind, wir werden Sie nie wieder sehen... und andere Dinge, auf die ich nicht achtete. Ich hatte mich auf einen Stuhl hingeworfen; jetzt sprach ich kein Wort; jetzt schrie ich laut auf; ich saß jetzt unbeweglich; jetzt erhob ich mich wieder; bald lehnte ich mich gegen die Wand, bald suchte ich meinen Schmerz an ihrem Busen auszuathmen. Nach allen diesen Auftritten sagte sie endlich: Aber warum thun Sie nicht etwas? Sehen Sie (doch sagen Sie wenigstens nicht, daß ich Ihnen den Rath gegeben habe), Sie wissen ein Geheimniß zu bewahren; ich wollte um alles in der Welt nicht, daß man mir einen Vorwurf machen könnte. Was verlangt man eigentlich von Ihnen? Daß Sie den Schleier nehmen. Gut, warum nehmen Sie ihn nicht? Wozu verpflichtet Sie das? Zu nichts; noch zwei Jahre bei uns zu bleiben. Man weiß nicht, wer lebt, wer stirbt: zwei Jahre, das ist eine Zeit; es können sich in zwei Jahren viele Dinge ereignen... Sie verband mit diesem hinterlistigen Antrag so viele Liebhejungen, so viele Freundschaftsversicherungen, so viele süße Falschheiten: ich wußte, wo ich war, ich wußte nicht, wo man mich hinbringen würde, und ließ mich bereden. Sie schrieb also an meinen Vater: ihr Brief war vortreflich; o, was das anbelangt, blieb nichts zu wünschen übrig; mein Schmerz, meine Betrübniß, meine Einwendungen blieben darin nicht verborgen, und ein viel feineres Mädchen, als ich, würde dadurch getäuscht worden sein: indeß schloß man damit, daß ich meine Einwilligung gegeben. Mit welcher Schnelligkeit wurde alles zugerüstet! Der Tag war festgesetzt, meine Kleidung fertig, der Augenblick der Feiertlichkeit gekommen, ohne daß ich mich heute mehr des kleinsten Zwischenraums zwischen diesen Dingen erinnere. Ich vergaß, zu sagen, daß ich meinen Vater und meine Mutter sah: daß ich nichts sparte, sie zu rühren, und daß ich sie unbeweglich fand. Ein Herr Abbe Blin hielt eine Ermahnungsrede an mich, und aus den Händen des Bischofs empfing ich die Kleidung. Diese Zeremonie hatte an sich selbst nichts Erheiterndes; an dem Tag war sie trauriger als je. Obschon sich die Nonnen um mich her drängten, mich zu unterstützen, so fühlte ich doch

zwanzigmal meine Kniee wanken, und war im Begriff auf die Stufen des Altars zu sinken. Ich hörte nichts, ich war sinnlos; man führte mich und ich ging, man fragte mich und antwortete an meiner Stelle. Indeß, diese schreckliche Zeremonie nahm ein Ende; Jedermann entfernte sich, und ich blieb mitten unter der Heerde, mit welcher man mich verbunden hatte. Meine Gesellschafterinnen stellten sich um mich her, umarmten mich und sagten zu einander: Sehen Sie doch, meine Schwester, wie schön sie ist! Wie dieser schwarze Schleier ihre weiße Haut erhebt! Wie gut ihr diese Binde steht! Wie sie ihr Gesicht rundet! Wie sie ihr volle Wangen gibt! Wie vortheilhaft diese Kleidung ihrem Wuchs und ihren Armen ist!... Ich hörte sie kaum, ich war trostlos; indessen, ich muß es gestehen, als ich allein war, kamen mir ihre Schmeicheleien wieder zu Sinn; ich konnte mich nicht enthalten, sie vor meinem kleinen Spiegel zu untersuchen, und es schien mir, als ob sie nicht ganz ungegründet wären. Dieser Tag hat seine besonderen Ehrenbezeugungen; man trieb sie für mich noch weiter als gewöhnlich, aber ich hatte wenig Sinn dafür; man gab sich das Ansehen, das Gegentheil zu glauben, und es mir zu sagen, obschon der Augenschein zeigte, daß nichts daran war. Des Abends nach dem Gebet kam die Vorsteherin in meine Zelle. In der That, sagte sie, nachdem sie mich ein wenig betrachtet hatte, ich weiß nicht, warum Sie einen so großen Widerwillen gegen diese Tracht haben; sie steht Ihnen vortrefflich, und Sie sind ganz charmant. Schwester Hieronima ist eine sehr schöne Nonne, man wird Sie deswegen noch mehr lieben. Ei, lassen Sie uns ein bißchen sehen, gehen Sie... Sie halten sich nicht gerade genug, man muß nicht so eingebogen sein... Sie rückte mir den Kopf, die Füße, die Hände, die Taille, die Arme zurecht; es war beinahe eine Recitation von Marcel über die klösterlichen Grazien, denn jeder Stand hat seine eigenen. Hierauf setzte sie sich und sagte zu mir: Gut; aber wir wollen jetzt ein bißchen ernsthaft sprechen. Da haben Sie nun zwei Jahre gewonnen. Ihre Eltern können ihren Entschluß ändern, Sie selbst, Sie werden vielleicht hier zu bleiben wünschen, wenn jene Sie herausnehmen wollen, das wäre gar nicht unmöglich. — Glauben Sie es nicht, Hieronima? — Sie waren lange unter uns, aber Sie kennen unsere Lebensart noch nicht; sie hat ihre Beschwerden ganz gewiß, aber sie hat auch ihre Annehmlichkeiten.

„Ich werde mein Noviziat ausführlich beschreiben: wenn man es nach seiner ganzen Strenge beobachtete, so würde es Niemand aushalten; aber so ist es die angenehmste Zeit des klösterlichen Lebens. Eine Novizenmutter ist gemeiniglich die nachsichtsvollste unter den Schwestern, welche man finden kann. Ihr Geschäft ist, ihnen alle Dornen, die der Stand

hat, zu verbergen; es ist eine fortgehende Uebung in der feinsten und best angelegten Verführungskunst.

„Aber eines Tages entwischte eine unglückliche, wahnsinnige Nonne aus der Zelle, wo man sie eingeschlossen hielt. Nie sah ich etwas so häßliches. Sie war fast ohne Kleidung, mit fliegenden Haaren; sie schleppte eiserne Ketten nach; ihre Augen schweiften wild umher; sie riß sich die Haare aus; sie schlug sich mit den Fäusten auf die Brust; sie lief, sie heulte, sie stieß die schrecklichsten Verwünschungen gegen sich selbst und gegen die andern aus; sie suchte ein Fenster, um sich hinabzustürzen. Entsetzt ergriff mich, ich zitterte an allen Gliedern; ich sah in dem Schicksal dieser Unglücklichen mein eigenes, und in meinem Herzen war es auf der Stelle fest entschieden, daß ich lieber tausendmal sterben, als mich dem aussetzen wollte.

„Indessen war jetzt der Augenblick da, wo es darauf ankam, zu zeigen, daß ich mir Wort zu halten wußte. Eines Morgens, nach dem Gottesdienst, sah ich die Vorsteherin zu mir hereintreten. Sie hielt einen Brief in der Hand. Ihr Gesicht drückte Betrübnis und Niedergeschlagenheit aus; sie ließ die Arme sinken; es schien, als ob ihre Hand nicht Kraft genug hätte, den Brief zu heben; sie sah mich an, ihre Augen schienen voll Thränen zu stehen.

„Endlich sagte sie zu mir: Hier ist ein Brief. . . Bei dem Worte fühlte ich mein Herz heben, und ich versetzte mit gebrochener Stimme und zitternden Lippen: Er ist von meiner Mutter. — Sie haben es errathen; da, lesen Sie. . . — Ich faßte mich ein wenig, ich nahm den Brief; ich las ihn zuerst mit ziemlicher Standhaftigkeit; aber je weiter ich kam, desto mehr wechselten Schrecken, Unwillen, Zorn, Verdruß, ganz verschiedene Leidenschaften bei mir.

„Nun, mein Kind, was werden wir hierauf antworten? sagte die Oberin. Sie wissen es, antwortete ich. — O nein, ich weiß es nicht. Die Zeiten sind schlimm; Ihre Familie hat Verlust gelitten; die Umstände Ihrer Schwestern sind in Verfall gerathen. Es ist unmöglich, Sie auf eine anständige Art zu versorgen. Sie haben sich einkleiden lassen, man hat Aufwand gemacht. Sie haben durch jenen Schritt Hoffnungen gegeben. Man hat in der Welt ausgestreut, daß Sie unverzüglich Profess thun würden. Uebrigens rechnen Sie auf meinen ganzen Beistand. Ich habe nie jemand zum Klosterleben angelockt; dies ist ein Stand, zu welchem Gott uns leitet, und es ist sehr gefährlich, unsere Stimme mit der feinigen zu verwechseln. Ich werde mich nicht unterfangen, an Ihr Herz zu appelliren, wenn die Gnade nicht zu ihm spricht. Wir wollen also einmal sehen, wir werden uns über die Sache verständigen.

Wollen Sie Profess thun? — Nein, ehrwürdige Mutter. —

Fühlen Sie keine Neigung für das Kloster? — Nein, ehrwürdige Mutter. — Wollen Sie Ihren Eltern nicht gehorchen? — Nein, ehrwürdige Mutter. — Was soll denn aus Ihnen werden? — Alles, nur keine Nonne. Ich will es nicht sein, ich werde es nicht sein. — Gut, Sie sollen es nicht werden. Lassen Sie sehen, wir wollen eine Antwort für Ihre Mutter verabreden. — Wir wurden über einige Ideen eins; sie schrieb, und zeigte mir ihre Antwort, die mir auch noch sehr gut schien. Indessen sandte man den Beichtvater des Hauses an mich ab; man schickte den Doctor, der mir bei der Einkleidung gepredigt hatte, zu mir; man empfahl mich der Novizenmutter; ich sah den Bischof von A. . . .; ich hatte mit frommen Weibern Vansen zu brechen, die sich in meine Sache mischten, ohne daß ich sie kannte; das waren beständige Conferenzen mit Mönchen und Priestern: mein Vater kam, meine Schwestern schrieben mir, meine Mutter erschien zuletzt; ich widerstand Allem. In dessen wurde der Tag für mein Ordensgelübde angesetzt: man versäumte nichts, um meine Einwilligung zu erhalten, aber als man sah, daß es unnütz sei, sich darum zu bewerben, so faßte man den Entschluß, ihrer zu entbehren.

„Man schloß mich in eine Zelle ein, man legte mir Stillschweigen auf; ich wurde von aller Welt abgesondert, mir selbst überlassen, und ich sah, daß man entschlossen war, ohne mich über mein Schicksal zu verfügen. Ich wollte mich zu nichts verpflichten, das war ein entscheidender Punkt, und alle wahren oder falschen Schreckbilder, die man mir unaufhörlich vorhielt, machten mich nicht wanken.“

„Indessen war ich in einer beklagenswerthen Lage. Ich wußte nicht, wie lange sie fortdauere, und hörte sie auf, so wußte ich noch weniger, was mir widerfahren könnte. Mitten in dieser Ungewißheit faßte ich einen fast an Verzweiflung grenzenden Entschluß. Ich sah Niemand mehr, weder die Vorsteherin, noch die Novizenmutter, noch meine Gesellschafterinnen. Ich ließ die erstere benachrichtigen, und stellte mich an, als ob ich mich dem Willen meiner Eltern fügen wollte; aber meine Absicht war, diese Verfolgung auf eine eclatante Art zu endigen, und öffentlich gegen die Gewaltthätigkeit, mit der man umging, zu protestiren. Ich sagte also, man sei Herr über mein Schicksal, man könne darüber verfügen, wie man wolle: fordere man, daß ich das Gelübde ablege, so werde ich es thun. Nun war das ganze Haus voll Freude, die Liebesongen mit allen Schmeicheleien und aller Verführungskunst kehrten zurück. Gott habe zu meinem Herzen geredet: Niemand sei zu dem Stand der Vollkommenheit geschickter, als ich; es hätte unmöglich anders gehen können, man habe das immer erwartet. Die Mutter der Novizen habe noch bei keiner ihrer Untergebenen so untrügliche Merkmale der Berufung gesehen; sie wäre ganz

bestürzt gewesen über die Hatzstarrigkeit, die ich geäußert; aber sie habe unserer Oberin immer gesagt, man müsse Geduld haben, das würde alles vorübergehen; die besten Nonnen hätten dergleichen Augenblicke gehabt; das seien Eingebungen des bösen Geistes, der seine Bemühungen verdopple, wenn er auf dem Punct stehe, seine Beute zu verlieren; ich wäre ihm glücklich entgangen; für mich seien nichts als Rosen übrig.

„Ich betrug mich mit bescheidener Vorsicht: ich glaubte, nur für mich stehen zu können. Ich sah meinen Vater, er sprach kalt mit mir; ich sah meine Mutter, sie umarmte mich; ich empfing Beglückwünschungsbriefe von meinen Schwestern und von vielen andern. Ich erfuhr, daß ein Vicar die Predigt halten, und der Kanzler der Universität mein Gelübde empfangen würde. Alles ging gut, bis auf den Abend vor dem großen Tag; ausgenommen, daß ich auf die Nachricht, die Zeremonie würde insgeheim vor sich gehen, es würden sehr wenige Leute zugelassen und die Thüre der Kirche nur den Verwandten durch die Pförtnerin geöffnet werden, alle Personen unserer Nachbarschaft, meine Freunde und meine Freundinnen einladen ließ. Ich bekam auch Erlaubniß, an einige meiner Bekannten zu schreiben. Diese Menge von Leuten, die man wohl nicht erwartet hatte, erschien: man mußte sie hineinlassen, und die Versammlung war ungefähr so, wie meine Absicht sie erforderte. O, welch eine schreckliche Nacht ging noch vorher! Ich legte mich nicht nieder, ich saß auf meinem Bette. Ich flehte Gott um Hülfe an, ich erhob meine Hände zum Himmel; ich nahm ihn zum Zeugen der Gewalt, die man mir anthat. Ich dachte mir meine Rolle an dem Fuß des Altars: Eine junge Tochter, mit lauter Stimme gegen eine Handlung protestirend, in welche sie eingewilligt zu haben schien; das Aergerniß der Umstehenden, die Verzeißeung der Nonnen, die Wuth meiner Eltern. O Gott, wie wird es mir gehen?.. Bei diesen Worten überfiel mich eine gänzliche Kraftlosigkeit, ich sank ohnmächtig auf mein Kopfstissen; ein alle Glieder durchdringender Schauer, in welchem meine Kniee zusammenschlugen und meine Zähne laut klapperten, folgte auf diese Ohnmacht; eine schreckliche Hitze auf jenen Schauer; mein Verstand gerieth in Verwirrung. Ich erinnere mich nicht, weder mich ausgekleidet, noch meine Zelle verlassen zu haben; und doch fand man mich im bloßen Hemde vor der Thüre der Oberin ausgestreckt, ohne Bewegung, und beinahe ohne Leben. Ich habe dieses nachher erfahren. Am Morgen sah ich mich in meiner Zelle, mein Bett umgeben von der Oberin, der Mutter der Novizen und von denen, die man Zugeworbene nennt. Ich war sehr matt. Man richtete verschiedene Fragen an mich; man sah aus meinen Antworten, daß ich von dem, was vorgefallen war, nicht das geringste wußte, und man sprach nicht mehr davon. Man fragte, wie ich mich befände; ob ich bei meinem

heiligen Entschluß beharrte, und ob ich mich im Stande fühlte, die Verschwerden des Tages auszuhalten? Ich antwortete: Ja! und gegen ihre Erwartung ging die Sache ungestört fort.

„Man hatte den Tag vorher alles eingerichtet. Man ließ die Glocken ertönen, um Jedermann kund zu thun, daß man im Begriff sei, ein Mädchen unglücklich zu machen. Das Herz pochte mir noch. Man kam, mich zu puzen; die Toilette ist ein wesentliches Stück dieses Tages. Jetzt, da ich mich an alle diese Ceremonien erinnere, dünkt mich, sie hätten etwas Feierliches und sehr Rührendes für eine junge Unschuldige, deren Neigung nicht anders wohin gezogen würde. Man führte mich in die Kirche, man feierte die heilige Messe. Der gute Vicar, welcher eine Ergebung bei mir vermuthete, die ich nicht hatte, hielt mir eine lange Predigt, worin jedes Wort widersinnig war! Es streifte sehr aus Väterliche, was er mir alles von meinem Glücke, von der Gnade, von meinem Muth, von meinem Eifer, von meiner Inbrunst, und von allen den schönen Empfindungen vorsagte, die er bei mir voraussetzte. Indessen beunruhigte mich der Contrast zwischen seinen Lobsprüchen und dem Schritt, den ich thun wollte; ich hatte Augenblicke der Unentslossenheit, die aber bald vorüber gingen; ich fühlte nur um desto stärker, daß es mir an allem fehle, was erfordert würde, um eine gute Nonne zu sein. Endlich kam der fürchterliche Augenblick. Als ich an den Ort gehen mußte, wo ich das bindende Gelübde aussprechen soll, versagten mir die Kniee den Dienst; zwei meiner Gesellschafterinnen saßen mich unter den Armen, ich hatte den Kopf auf eine von ihnen gestützt, und schleppten mich so fort. Ich weiß nicht, was in der Seele der Zuschauer vorging; aber sie sahen ein junges, dem Tode nahes Schlachtopfer, das man zum Altar trug, und von allen Seiten brachen Seufzer und Schluchzer aus, ohne daß, wie ich gewiß versichert bin, weder von meinem Vater, noch von meiner Mutter dergleichen gehört wurden. Jedermann war aufgestanden; einige junge Leute waren auf die Stühle gestiegen und hatten sich ganz nahe an das Gitter gedrängt; es war eine tiefe Stille, als der Bischof, welcher bei Abnahme meines Gelübdes den Vorsitz führte, zu mir sagte: Hieronima, versprechen Sie die Wahrheit zu reden? — Ich verspreche es. — Sind Sie aus freiem Willen und ohne allen Zwang hier? — Ich antwortete: Nein; aber meine Begleiterinnen sagten an meiner statt Ja. — Hieronima, versprechen Sie Gott Armuth, Keuschheit und Gehorsam? — Ich stockte einen Augenblick; der Geistliche wartete und ich antwortete: Nein. — Er fing wieder an: Hieronima, versprechen Sie Gott Armuth, Keuschheit und Gehorsam? — Ich antwortete ihm mit festerer Stimme: Nein, nein. — Er hielt inne und sagte zu mir: Mein Kind, fassen Sie sich und hordchen Sie auf. — Sie fragen mich,

versetzte ich, ob ich Gott Armuth, Keuschheit und Gehorsam verspreche; ich habe Sie wohl verstanden, und ich antwortete Ihnen: Nein. . . Und indem ich mich gegen die Anstehenden wandte, unter welchen ein ziemlich starkes Gemurmel entstanden war, gab ich ein Zeichen, daß ich sprechen wollte; das Geräusch hörte auf, und ich sagte: Meine Herren, und vorzüglich Sie, mein Vater und meine Mutter, ich nehme Sie alle zu Zeugen. . . Bei diesen Worten ließ eine von den Schwestern den Vorhang des Gitters fallen, und ich sah, daß es unnütz wäre zu sprechen. Die Nonnen umringten mich, überhäufte mich mit Vorwürfen; ich hörte sie an, ohne ein Wort zu sagen. Man führte mich in meine Zelle, und schloß mich daselbst ein.

„Hier ganz allein, meinen Betrachtungen überlassen, fing ich an, mein Gemüth zu beruhigen: ich dachte an meinen Schritt zurück, und bereute ihn nicht. Ich sah, daß ich nach dem Aussehen, welches ich erregt, unmöglich lange mehr hier bleiben könnte, und daß man es vielleicht nicht wagen würde, mich wieder in ein Kloster zu bringen. Ich wußte nicht, was man mit mir anfangen würde; aber ich konnte mir nichts Schlimmeres denken, als gegen meinen Willen Nonne zu sein. Ich blieb so eingeschlossen, ohne irgend Jemand ein Wort sprechen zu hören. Diejenigen, welche mir zu essen brachten, traten hinein, setzten meine Mahlzeit auf den Boden, und gingen stillschweigend wieder weg. Nach Verlauf eines Monats brachte man mir weltliche Kleidung; ich legte die Tracht des Hauses ab. Die Oberin kam, und befahl mir, ihr zu folgen; ich folgte ihr bis zu der Klosterpforte, wo ich in eine Kutsche stieg, und in derselben meine Mutter fand, die auf mich wartete; ich setzte mich rückwärts, und die Kutsche fuhr fort. Wir blieben eine Zeit lang einander gegenüber, ohne ein Wort zu reden; ich schlug die Augen nieder, und wagte es nicht, sie anzusehen. Ich weiß nicht, was in meiner Seele vorging; aber auf einmal warf ich mich ihr zu Füßen und legte meinen Kopf auf ihren Schooß; ich sagte nichts, aber ich schluchzte und war dem Ersticken nahe. Sie stieß mich mit Härte zurück, ohne zu sprechen. Ich stand nicht auf, meine Nase blutete; ich ergriff wider ihren Willen eine von ihren Händen, und benetzte sie mit meinen Thränen und meinem Blut, welches herabrollte; ich drückte meinen Mund auf die Hand, ich küßte sie und sagte: Sie sind doch meine Mutter, ich bin doch ihr Kind. Sie antwortete, indem sie mich noch heftiger zurückstieß, und ihre Hand aus der meinigen losriß: Stehe auf, Unglückliche, stehe auf. . . Ich gehorchte ihr, ich setzte mich wieder, und verhüllte mein Gesicht; sie hatte so viel Strenge und Entschlossenheit in den Ton ihrer Stimme gelegt, daß ich es nicht wagte, sie anzusehen. Meine Thränen und das Blut, welches mir aus der Nase herabstürzte, vermischte sich mit einander, floßen an meinem Arme hinun-

ter, und ich war ganz damit bedeckt, ohne daß ich es wahrnahm. Aus einigen Worten, die sie sagte, merkte ich, daß ihr Kleid und ihre Wäsche dadurch besudelt würden, und daß ihr das verdrießlich wäre. Wir kamen nach Haus, wo man mich sogleich in eine kleine Kammer führte, die man für mich bereit hielt. Ich warf mich auf der Treppe noch einmal zu ihren Füßen, ich hielt sie bei der Kleidung zurück; aber alles, was ich von ihr erhielt, war, daß sie den Kopf gegen mich umdrehte, und mich mit einem Ausdruck von Unwillen anblickte, den man sich besser vorstellen, als beschreiben kann.

„Ich ging in mein neues Gefängniß, wo ich sechs Monate zubrachte, während welcher ich täglich fruchtlos um die Begünstigung anhielt, mit ihr zu sprechen, meinen Vater zu sehen. Man brachte mir Essen, man bediente mich; eine von dem Gesinde begleitete mich an Feiertagen in die Messe, und schloß mich wieder ein. Ich las, ich arbeitete, ich weinte, ich sang, und so flossen meine Tage hin.

Silende Wolken! Segler der Lüfte!

Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!

„Ein geheimes Gefühl hielt mich aufrecht: nämlich daß ich frei sei, und daß mein Schicksal, so hart es auch war, sich ändern konnte. Aber es war entschieden, daß ich eine Nonne sein sollte, und ich ward es.

„So viel Unmenschlichkeit, so viel Eigennuß von Seite meiner Eltern bestärkten mich vollends in dem, was ich über meine Geburt argwöhnte, ich konnte nie einen andern Ausweg finden, sie zu entschuldigen. Meine Mutter befürchtete wahrscheinlich, ich möchte einst auf die Theilung des Vermögens zurückkommen; ich möchte meinen rechtmäßigen Antheil fordern, und ein natürliches Kind den rechtmäßigen Kindern an die Seite setzen wollen. Aber was nur bloße Vermuthung war, wird sich bald in Gewißheit verwandeln.

„So lange mein Hausarrest dauerte, kam ich selten zur Kirche; indessen schickte man mich den Tag vor großen Festen zur Beichte. Ich habe schon gesagt, daß ich den gleichen Beichtvater wie meine Mutter hatte; ich sprach mit ihm; ich schilderte ihm die ganze Härte des Betragens, das man seit ungefähr drei Jahren gegen mich angenommen hatte; es war ihm nicht unbekannt; ich beklagte mich vorzüglich bitter und mit Empfindlichkeit über meine Mutter. Dieser Priester hatte spät den geistlichen Stand gewählt, er besaß Menschlichkeit; er hörte mich ruhig an, und sagte zu mir: Mein Kind, beklagen Sie Ihre Mutter, beklagen Sie dieselbe mehr noch, als Sie sie tadeln; sie hat ein gutes Herz, seien Sie versichert, daß sie gegen ihren Willen sich so benimmt. — Wegen ihren Willen? mein Vater, und wer wollte sie dazu zwingen können.

Hat sie mich nicht zur Welt gebracht? Und sind denn meine Schwestern und ich so sehr verschieden? — Gar sehr — gar sehr! Ihre Antwort ist mir ein Räthsel. . . . Ich wollte jetzt einen Vergleich zwischen mir und meinen Schwestern anstellen, als er mich unterbrach und zu mir sagte: Gehen Sie, gehen Sie, die Unmenschlichkeit ist nicht der Fehler Ihrer Eltern; suchen Sie Ihr Schicksal mit Geduld zu ertragen, und sich wenigstens vor Gott ein Verdienst dadurch zu erwerben. Ich werde Ihre Mutter sehen, und Sie können versichert sein, daß ich mein ganzes Ansehen über sie anwenden werde, Ihnen zu dienen. . . . Was er mir zur Antwort gegeben hatte, ließ mir ein Licht aufgehen; ich zweifelte nicht mehr an der Wahrheit dessen, was ich von meiner Geburt gedacht hatte.

„Den nächsten Sonnabend, gegen halb sechs Uhr des Abends, beim Anbruch der Dämmerung, kam die Magd, welche mir zugegeben war, hinauf, und sagte zu mir: Ihre Frau Mutter will, daß Sie sich ankleiden sollen. . . . Eine Stunde nachher: Ihre Mutter befiehlt, Sie sollen mit mir hinunterkommen. . . . Ich fand vor der Thüre eine Kutsche, in welche das Mädchen und ich einstiegen; und jetzt vernahm ich, daß wir zu dem Pater Seraphin gingen. Er erwartete uns, er war allein. Meine Begleiterin entfernte sich, und ich trat in das Sprachzimmer; ich setzte mich unruhig und neugierig, was er mir zu sagen hätte. — Meine liebe Tochter, sprach er, die Entdeckung, welche ich Ihnen machen will, wird das strenge Betragen Ihrer Eltern rechtfertigen; ich habe die Erlaubniß Ihrer Frau Mutter dazu erhalten. Sie sind klug, Sie haben Verstand und Entschlossenheit, Sie sind in einem Alter, wo man Ihnen selbst ein Geheimniß, das Sie nichts anginge, anvertrauen dürfte. Es ist schon lange, seitdem ich Ihre Frau Mutter zum erstenmal ermahnte, Ihnen dasjenige zu eröffnen, was Sie jetzt vernehmen werden; sie konnte sich nie dazu entschließen; es ist hart für eine Mutter, ihrem Kinde einen schweren Fehltritt zu gestehen. Sie kennen ihren Character; er paßt nicht gut zu der Art von Demüthigung, die mit einem gewissen Geständniß verbunden ist. Sie glaubte, ohne dieses Hilfsmittel ihren Zweck erreichen zu können; sie hat sich geirrt, sie ist mißmuthig darüber; jetzt billigt sie meinen Rath, und sie ist es, welche mir aufgetragen hat, Ihnen anzuzeigen, daß Sie nicht Herrn Simonins Tochter seien. — Ich antwortete ihm auf der Stelle: Das hatte ich vermuthet. — Sehen Sie nun, meine Liebe, überlegen Sie, erwägen Sie, urtheilen Sie, ob Ihre Frau Mutter ohne Zustimmung Ihres Herrn Vaters Sie mit Kindern in eine Classe stellen könne, deren Schwester Sie nicht sind; ob sie ihrem Herrn Vater eine Sache gestehen könne, über die er ohnehin schon nur zu viel Verdacht hat. — Aber, mein Herr, wer ist denn mein

Vater? — Das hat man mir nicht anvertraut, erwiderte er. Es ist nur gar zu gewiß, fügte er hinzu, daß man Ihre Schwestern außerordentlich begünstiget, und daß man alle erdenkliche Vorsicht gebraucht hat, um durch Heirathsverträge, durch Umsezung des Vermögens, durch Rechtsbestimmungen und andere Mittel Ihren Erbtheil auf nichts zu reduciren, im Falle Sie sich etwa einst an die Geistes wenden sollten, um ihn zurückzufordern. Wenn Sie Ihre Eltern verlieren, so werden Sie wenig finden. Sie wollen nichts vom Kloster wissen: vielleicht werden Sie es noch bedauern, daß Sie nicht dort sind. — Das kann nicht sein, mein Herr, ich verlange nichts. Sie wissen nicht, was Kummer, Arbeit, Dürftigkeit heißt. — Ich kenne wenigstens den Werth der Freiheit, und das Drückende eines Standes, zu welchem man nicht berufen ist. Ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen hatte; nun ist es Ihre Sache, darüber weiter nachzudenken. . . und hiemit stand er auf. — Noch eine Frage, mein Herr: — So viel es Ihnen beliebt. — Wissen meine Schwestern von dem, was Sie mir gesagt haben? — Nein. —

„Wie konnten sie sich denn entschließen, ihre Schwester zu berauben! Denn dafür halten sie mich doch. — Ach Hieronima, der Eigennuz! der Eigennuz! Sie würden die ansehnlichen Parthien nicht gemacht haben, die sie fanden. Wenn Sie mir folgen, so werden Sie sich mit Ihren Eltern ausöhnen; Sie werden thun, was ihre Mutter von Ihnen erwarten darf. Sie werden in's Kloster gehen; man wird Ihnen eine kleine Pension auswerfen, mit welcher Sie ihre Tage, wo nicht glücklich, doch erträglich verleben werden.

„Ich stand auf, ich fing an zu weinen; ich sah, daß er selbst gerührt war; er erhob die Augen langsam zum Himmel, und führte mich zurück. Ich nahm meine Begleiterin zu mir, wir stiegen in die Kutsche und kamen wieder nach Hause. Es war spät in der Nacht. Die Sterne funkelten helle; aber auch nicht einer warf seinen Glanz auf meinen finstern Pfad. —

„Ich verschloß mich wieder in mein Gefängniß. Ich dachte darüber nach, was mir der Beichtvater gesagt hatte: ich warf mich auf die Knie, ich betete zu Gott um seine Eingebung; ich betete lange, ich blieb mit dem Gesichte auf dem Boden liegen. Man ruft beinahe nie die Stimme des Himmels an, als wenn man nicht weiß, wozu man sich entschließen soll; und es ist selten, daß er uns dann nicht rathe, zu gehorchen; das war auch der Entschluß, den ich ergriff. Man will, ich soll eine Nonne sein, vielleicht ist das auch der Wille Gottes; nun, ich will es werden; da ich doch unglücklich sein soll, was liegt daran, wo ich es sei. Ich bat meine Aufwärterin, es mir zu sagen, wenn mein Vater ausgegangen wäre. Gleich den folgenden Tag verlangte ich von meiner Mutter die

Erlaubniß, sie zu sehen; sie ließ mir antworten, daß sie Herrn Simonin das Gegentheil versprochen habe; aber ich könnte ihr mit einem Bleistift, den man mir gab, schreiben. Ich schrieb auf ein Stückchen Papier (man hat dieses fatale Papier wieder gefunden, und sich desselben nur gar zu gut gegen mich bedient): Mutter, es thut mir leid, daß ich Ihnen so viel Kummer verursacht habe; ich bitte Sie um Verzeihung; meine Absicht ist, ihm ein Ende zu machen. Verordnen Sie über mich, was Ihnen gefällt; ist es Ihr Wille, daß ich in's Kloster gehe, so wünsche ich, daß es auch der Wille Gottes sei. Die Magd nahm diesen Zettel und brachte ihn meiner Mutter. Einen Augenblick nachher kam sie wieder hinauf, und sagte, vor Freude außer sich, zu mir: Hieronima, da es nur Ein Wort brauchte, um Ihren Vater, Ihre Mutter und sich selbst glücklich zu machen, wie konnten Sie sich so lange bitten lassen? Der Herr und die Frau haben eine Miene, wie ich sie, seitdem ich hier bin, nie an ihnen gesehen habe; sie zankten sich unaufhörlich Hretwegen; Gottlob, ich werde das nicht wieder sehen. Während sie mit mir redete, war es mir, als ob ich jetzt eben mein Todesurtheil unterzeichnet hätte. Einige Tage gingen hin, ohne daß ich von etwas weiter sprechen hörte; aber eines Morgens, gegen neun Uhr, öffnete sich rasch meine Thür; es war Herr Simonin, welcher im Schlafrock und in der Nachtmütze hereintrat. Seitdem ich wußte, daß er nicht mein Vater wäre, verursachte mir seine Gegenwart nichts als Schrecken. Ich stand auf, ich machte ihm eine Verbeugung. Er sagte zu mir: Hieronima, erkennst du dieses Billet? — Ja. — Hast Du es freiwillig geschrieben? — Ich kann nicht anders, als ja sagen. — Bist du wenigstens entschlossen, zu erfüllen, was es verspricht? — Ich bin es. — Hast Du nicht eine Vorliebe für dieses oder jenes Kloster! — Nein, sie sind mir alle gleichgiltig. — Das ist genug.

„Dies war meine Antwort, aber unglücklicher Weise wurde sie nicht geschrieben. Vierzehn Tage hindurch hörte ich von nichts weiter sprechen; es schien mir, man habe sich an verschiedene Klöster gewendet, und das Aergerniß wegen meines vorigen Schrittes habe es verhindert, mich als Postulantin anzunehmen. In U. machte man weniger Schwierigkeiten; und das ohne Zweifel, weil man merken ließ, daß ich Musik verstände und eine gute Stimme hatte. Man vergrößerte mir die Mühe, die man gehabt, und die Gewogenheit, die man mir bewiesen habe, mich in dieses Haus aufzunehmen, nicht wenig; man verpflichtete mich sogar, an die Oberin zu schreiben. Ich sah die Folgen dieses schriftlichen Zeugnisses, das man forderte, nicht ein; man befürchtete wahrscheinlich, ich möchte einst gegen mein Gelübde Einwendungen machen; man wollte eine eigenhändige Versicherung von mir haben, daß sie freiwillig

gewesen sein. Ich wurde nach St. V. geführt, meine Mutter begleitete mich. Ich verlangte nicht, von Herrn Simonin Abschied zu nehmen: ich gestehe, daß ich erst auf dem Wege daran dachte. Man erwartete mich: das Gerücht von meiner Geschichte und von meinen Talenten war mir vorangegangen. Man sagte mir nichts über jene, aber man hatte nichts dringenderes, als zu erfahren, ob die gemachte Eroberung sich der Mühe verlohnte. Die Priorin sagte: Hieronima, Sie verstehen Musik, Sie singen; wir haben ein Clavier; wenn es Ihnen gefällt, so wollen wir in unser Sprachzimmer gehen. Mein Geist war gedrückt: aber jetzt war es nicht Zeit, Widerwillen blicken zu lassen. Meine Mutter ging voran, ich folgte ihr; die Oberin nebst einigen Nonnen, welche die Neugier herbeigezogen hatte, schloßen den Zug. Es war Abend; man brachte mir Wachlichter, und ich setzte mich an's Clavier: ich prädirte lange, während ich ein musikalisches Stüt in meinem Gedächtniß, das derelben voll ist, aufsuchte, und keines fand. Indessen drang die Oberin in mich, und ich sang, ohne Arges daraus zu haben, aus Gewohnheit, weil mir das Stück geläufig war: Traueranstalt, blaße Lichter; Tag, dem keine Nacht je gleich u. s. w.

„Ich weiß nicht, was für eine Wirkung das machte; aber man hörte mir nicht lange zu; man unterbrach mich durch Lobsprüche, worüber ich mich verwunderte, sie so bald und mit so leichter Mühe verdient zu haben. Meine Mutter übergab mich in die Hände der Oberin, reichte mir ihre Hand zum Kuß und kehrte zurück.

„So war ich also jetzt in einem andern Kloster, als eine, die aufgenommen zu werden begehrte, und es allem Anschein nach aus freiem Willen begehrte.

„Die Vorsteherinnen von St. V. wechseln, so wie in den meisten Klöstern, von drei zu drei Jahren ab. Eine Frau von Moni hatte die Stelle angetreten, als ich in das Kloster gebracht wurde: ich kann Ihnen nicht zu viel Gutes von ihr sagen, und doch ist's eben ihre Güte, die mich unglücklich machte. Sie war eine Frau von Verstand, die das menschliche Herz kannte: sie bewies sich voll Nachsicht, obschon Niemand ihrer weniger bedurfte: wir waren alle ihre Kinder. Sie liebte mich zärtlich, und ich war keine von den letzten unter ihren Günstlingen. Wenn ich der Frau von Moni einen Fehler vorzuwerfen hätte, so wäre es der, daß ihre Neigung für Tugend, für Frömmigkeit, für Redlichkeit, für Sanftmuth, für Talente, für Rechtschaffenheit sie offenbar hinriß, und daß sie wohl wußte, daß diejenigen, welche darauf keinen Anspruch hätten, dadurch nur desto mehr gedemüthiget würden. Sie sprach mit mir über meine Begebenheit zu St. Marie; ich erzählte sie ihr ohne alle Verstellung; ich sagte ihr Alles, was meine Geburt betraf und meine bisherigen

Leiden; nichts wurde vergessen. Sie beklagte mich, sie tröstete mich, sie ließ mich eine angenehmere Zukunft wissen. Indessen verfloß die Vorbereitungszeit; es war jetzt daran zu thun, die Kleidung anzunehmen und ich nahm sie. Ich hielt mein Noviziat ohne Widerwillen aus; ich gehe schnell über dieses Jahr weg, weil es nichts Trauriges für mich hatte, als das geheime Gefühl, daß ich mich Schritt für Schritt dem Eintritte in einen Stand näherte, für welchen ich nicht geschaffen war. Zuweilen wachte es mit Gewalt auf; aber dann eilte ich sogleich zu meiner guten Oberin, welche mich umarmte, welche Licht in meine Seele brachte, welche mir ihre Gründe mit Nachdruck auseinander setzte, und zuletzt immer damit schloß, mir zu sagen: Und haben denn die andern Stände nicht auch ihre Dornen? Man fühlt nur die des eigenen. Komm, mein Kind, wir wollen niederknien und beten. Dann warf sie sich nieder und betete laut; aber mit so viel Salbung, Beredsamkeit, Lieblichkeit, Erhebung und Nachdruck, daß es war, als ob der Geist Gottes durch sie spräche. Ihre Gedanken, ihre Ausdrücke, ihre Bilder durchdrangen das Innerste des Herzens: zuerst hörte man ihr zu, nach und nach wurde man hingerissen, man vereinigte sich mit ihr, die Seele war vor Wonne außer sich, und man theilte ihr Entzücken. Ihre Absicht war nicht, zu verführen, aber gewiß ist's, das sie es that; man ging mit einem glühenden Herzen von ihr, Freude und Entzücken strahlten aus dem Gesicht: man vergoß so süße Thränen! Dieser Eindruck äußerte sich bei ihr selbst, sie behielt ihn lange und er dauerte auch bei andern fort.

Indessen fiel ich bei der Annäherung meines Gelübdes in eine so tiefe Melancholie, daß meine gute Vorsteherin dadurch fürchterlichen Prüfungen ausgesetzt wurde; ihr Talent verließ sie, sie gestand es mir selbst. Ich weiß nicht, sagte sie zu mir, was in mir vorgeht: mich dünkt, wenn Sie kommen, so entferne sich Gott, und sein Geist höre auf zu sprechen; vergebens erwecke ich mich, suche Ideen auf, bestrebe mich, meine Seele zu erheben; ich bin nur ein gewöhnliches, beschränktes Weib: ich scheue mich zu sprechen. Ach! liebe Mutter, erwiderte ich, welch' eine Ahnung! Wenn Gott es wäre, der Sie verstummen machte! Eines Tages, wo ich mich unschlüssiger und niedergeschlagener als je fühlte, ging ich in ihre Zelle. Meine Gegenwart machte sie anfangs bestrüzt; sie las wahrscheinlich in meinen Augen, an meiner ganzen Person, daß das tiefe Gefühl, welches ich in mir trug, ihre Kräfte überstiege; und sie wollte nicht kämpfen, ohne des Sieges gewiß zu sein. Indessen machte sie einen Versuch mit mir, sie wurde nach und nach warm; so wie mein Schmerz wich, nahm ihre Begeisterung zu. Sie warf sich plötzlich auf die Knie, ich folgte ihrem Beispiel. Ich glaubte ihr Entzücken theilen zu können: ich wünschte es: sie sprach einige Worte, dann schwieg sie

auf einmal still. Ich wartete vergebens, sie redete nicht mehr; sie stand auf, sie weinte heftig, ergriß mich bei der Hand, und drückte mich in ihre Arme: Ach! liebes Kind, sagte sie zu mir, welch' eine grausame Wirkung haben Sie bei mir hervorgebracht! Sehen Sie, es ist aus! Der Geist ist weggewichen, ich fühle es; gehen Sie, daß Gott selbst mit Ihnen rede, weil es ihm nicht gefällt, sich durch mich zu offenbaren. In der That, ich weiß nicht, was in ihr vorgegangen war: Ob ich ihr Mißtrauen in ihre Kräfte eingesflößt hatte, das sich nicht mehr verlor; ob sie durch mich schüchtern geworden war, oder ob ich wirklich ihren Umgang mit dem Himmel unterbrochen hatte; aber das Talent zu trösten bekam sie nicht wieder. Den Tag vor Ablegung meines Gelübdes ging ich zu ihr, ihre Traurigkeit war der meinigen gleich. Ich fing an zu weinen, sie auch; ich warf mich ihr zu Füßen, sie gab mir ihren Segen, sie hob mich auf, umarmte mich, und entließ mich mit dem Worten: Ich bin müde zu leben, ich wünsche mir den Tod, ich habe Gott gebeten, diesen Tag nicht zu sehen, aber es ist nicht sein Wille. Gehen Sie, ich werde mit Ihrer Mutter sprechen, ich werde die Nacht im Gebete zu bringen; beten Sie auch, aber legen Sie sich nieder, ich befehle es Ihnen. . . . Erlauben Sie mir, antwortete ich, mich mit Ihnen zu ver einigen. . . .

„Ich erlaube es Ihnen von neun bis elf Uhr, nicht länger, nicht länger. Um halb zehn Uhr werde ich anfangen zu beten, und Sie auch; aber um elf Uhr lassen Sie mich allein beten, und legen Sie sich zur Ruhe. Gehen Sie, liebes Kind, ich werde den übrigen Theil der Nacht vor Gott durchwachen.

„Sie wollte beten, aber sie konnte es nicht. Ich schlief und in dessen ging diese Heilige in den Gängen herum, klopfte an jeder Thüre, weckte die Nonnen auf, und ließ sie ohne Geräusch in die Kirche hin unter gehen. Alle begaben sich dahin: und als sie dort waren, forderte sie dieselben auf, sich für mich zum Himmel zu wenden.

„Dieses Gebet wurde anfangs still verrichtet; hierauf löschte sie die Lichter aus, alle miteinander sangen das Miserere, die Oberin ausgenommen, welche an dem Fuß des Altars niedergeworfen, sich auf eine grausame Art kastietete und sagte: O Gott, wenn ich durch irgend einen begangenen Fehler es verschuldet habe, daß du von mir gewichen bist, so schenke mir Vergebung dafür.

„Ich verlange nicht, daß du mir die Gabe wieder verleihst, welche du mir entzogen hast: aber daß du dich selbst jener Unschuldigen kund thuest, welche schläft, während ich dich hier für sie anrufe. Mein Gott, sprich zu ihr, sprich zu ihren Eltern und verzeihe mir!

„Den folgenden Tag kam sie früh in meine Zelle: ich hörte sie

nicht, ich war noch nicht erwacht. Sie setzte sich neben mein Bett, eine von ihren Händen ruhte leicht auf meiner Stirne; sie betrachtete mich: Unruhe, Bestürzung und Schmerz drückten sich wechselweise auf ihrem Gesichte aus, und so sah ich sie, als ich die Augen öffnete. Sie sprach nicht von dem, was während der Nacht vorgegangen war, sie fragte mich nur, ob ich mich bei guter Zeit niedergelegt hätte? Ich antwortete ihr: Um die Zeit, welche sie befohlen habe. — Ob ich geschlafen hätte? — Sehr fest. — Ich erwartete es. . . . Wie ich mich befände? — Recht gut. Und Sie, liebe Mutter? — Ach, sagte sie zu mir, ich sah nie ohne Unruhe Jemand in's Kloster gehen, aber noch über keine habe ich eine solche Angst empfunden, wie über Sie. Ich möchte Sie so gerne glücklich sehen. — Wenn Sie mich immer lieben, so werde ich es sein. — Ach, wenn es nur darauf ankäme! Haben Sie während der Nacht an nichts gedacht? — Nein. — Hatten Sie keinen Traum? — Keinen. — Was geht jetzt in ihrer Seele vor? —

„Ich unterwerfe mich meinem Schicksal ohne Widerwillen und ohne Neigung; ich fühle, daß die Nothwendigkeit mich hinreißt, und ich überlasse mich ihr. Ach! meine liebe Mutter, ich empfinde nichts von jener süßen Freude, von jener Melancholie, von jener sanften Unruhe, die ich zuweilen an denen bemerkt habe, welche auf dem Punct standen, auf welchem ich jetzt bin. Sie war in großer Bewegung. Zuweilen drückte sie heftig meine Hand. Auf einmal fragte sie, wie viel Uhr es wäre? — Es ist bald sechs Uhr. Meine Tochter, lebe wohl, ich gehe jetzt weg. Man wird sogleich kommen, Sie anzukleiden, ich mag nicht dabei sein, es würde mich zerstreuen. Ich habe nur noch eine Sorge; nämlich, mich in den ersten Augenblicken nicht mäßigen zu können.

Sie war kaum hinausgegangen, als die Novizenmutter und ihre Begleiterinnen kamen; man nahm mir den Klosterhabit, und kleidete mich in weltliche Tracht.

Ich hörte nichts von dem, was um mich her gesprochen wurde, ich war beinahe in eine Maschine verwandelt, ich bemerkte nichts; ich hatte nur von Zeit zu Zeit kleine convulsivische Bewegungen. Man sagte mir, was ich thun mußte, man war oft genöthigt, es mir zu wiederholen, denn ich hörte es das Erstmal nicht, und ich that es. Nicht, als ob ich an etwas anderes gedacht hätte, sondern ich war ganz ohne Bewußtsein; mein Kopf war müde, wie wenn man sich durch Nachdenken zu sehr angestrengt hat. Indessen unterhielt sich die Oberin mit meiner Mutter. Ich habe nie erfahren, was in dieser Unterredung, die sehr lange dauerte, vorgefallen war; man hat mir nur gesagt, daß meine Mutter, als sie sich trennten, so bestürzt gewesen, daß sie die Thüre, durch welche sie

hereinkam, nicht wieder finden konnte, und daß die Oberin mit geschlossenen und an die Stirne gelegten Händen hinausging.

„Indessen ertönten die Glocken, ich ging hinunter. Die Versammlung war nicht gar zahlreich. Man predigte mir, gut oder schlecht, ich hörte nichts. Diesen ganzen Morgen hindurch, der in meinem Leben ein Nichts ist (denn ich habe nie die Dauer desselben erfahren), machte man mit mir, was man wollte, ich weiß nicht, weder was ich gethan, noch was ich gesagt habe. Man hat mich ohne Zweifel gefragt, ich habe ohne Zweifel geantwortet; ich habe Gelübde ausgesprochen, aber ich erinnere mich nicht daran, und ich ward auf eine eben so unschuldige Art Nonne, wie ich zur Christin geweiht worden war. Ich begriff von der ganzen Ceremonie meines Ordensgelübdes nicht mehr, als von meiner Taufe, nur mit dem Unterschied, daß die eine die Gnade theilt, die andere sie voraussetzt.

„Nun urtheile man, ob ich, gleichwohl ich in St. V. . . . mich nicht widerlegte, wie ich zu St. Maria gethan hatte, jetzt stärker verpflichtet sei? Ich berufe mich auf das Urtheil aller Anwesenden, ich berufe mich auf das Urtheil Gottes darüber. Ich war in einem solchen Zustande tiefer Niedergeschlagenheit, daß ich, als man mir einige Tage nachher sagte, ich müßte auf's Chor, nicht wußte, was man damit sagen wollte. Ich fragte, ob es auch wahr sei, daß ich Profeß gethan hätte?

„Ich wollte die Unterzeichnung meiner Gelübde sehen: man mußte zu diesen Beweisen noch das Zeugniß des ganzen Klosters und einiger Fremden, die man zu der Ceremonie eingeladen hatte, hinzufügen. Ich wandte mich mehreremale an die Oberin, und sagte: Ist es denn wahr? und erwartete immer, daß mir antworten würde: Nein, mein Kind! man täuschet Sie . .

„Ihre wiederholte Versicherung überzeugte mich nicht, weil ich nicht begreifen konnte, daß ich mich in dem Zeitraum eines ganzen, so geräuschvollen, an Abwechslung so reichen, so besondern und rührenden Umständen erfüllten Tages, nicht an einen einzigen derselben erinnern sollte, selbst nicht einmal an das Gesicht Derjenigen, die mich bedienten, noch des Priesters, der mir geprediget, noch dessen, der mein Gelübde empfangen hatte.

„Die Vertauschung der Klostertracht mit der weltlichen ist das Einzige, woran ich mich erinnere; seit diesem Augenblick war ich, was man im physischen Verstande bewußtlos nennt. Es brauchte ganze Monate, um mich aus diesem Zustande zu ziehen, und der Langsamkeit dieser Art von Genesung schreibe ich die tiefe Vergessenheit des Vorgefallenen zu. Es ist gerade, wie bei denen, welche eine langwierige Krankheit erlitten, welche mit Vernunft gesprochen, welche die Sacramente empfangen haben,

und nach ihrer Genesung sich an nichts mehr erinnern. Ich sah verschiedene Beispiele davon in dem Haus, und sagte zu mir selbst: Das ist's wahrscheinlich, was mir am Tage meines Ordngelübdes widerfuhr. Aber es ist die Frage, ob das wirkliche Handlungen des Menschen sind, und ob er dabei ist, obschon er dabei zu sein scheint?

„In dem gleichen Jahre verlor ich drei für mich wichtige Personen: Meinen Vater, oder vielmehr denjenigen, welcher dafür gehalten wurde; er war alt, er hatte viel gearbeitet, er erlosch, dann meine Oberin und meine Mutter.

„Nach dem Tode der guten Moni ward eine andere Vorsteherin gewählt. Diese war das Gegentheil der vorigen, voller Leidenschaft und weiblicher Rachsucht. Ihr ganzer Haß fiel nun auf mich, als den Liebling der vorigen Oberin, die sie nie liebte. Es ging kaum ein Tag vorüber, an dem ich nicht unter den zahlsten Vorwänden mit Bußübungen bestraft wurde. Auf eine lügenhafte Angabe einer Schwester ward ich in den Kerker — ein finsternes, eitelhaftes Loch, in das nie ein Lichtstrahl drang, — geworfen. Nach unsäglichem Leiden, ganz abgesehrt, erhielt ich endlich meine Freiheit wieder. Ich suchte dem Kloster zu entspringen und kam glücklich über die Mauer. Allein die zum Kloster gehörigen Dorfbewohner brachten mich, statt mir zur Flucht zu verhelfen, wie ich hoffte, zu der Vorsteherin zurück, welche mich mit grimmigem Blicke ansah, aber kein Wort sprach. Ich wurde hierauf in meine Zelle eingeschlossen. Mit Tagesanbruch ward Gottesdienst gehalten, wozu auch ich abgeholt wurde. Indeß wußten die übrigen Schwestern noch nichts von meiner Flucht. Nach Beendigung des Gottesdienstes, als alle Schwestern im Begriff waren, sich zu trennen, schlug sie auf ihr Brevier und hielt sie zurück. Meine Schwestern, sagte sie zu ihnen, ich fordere sie auf, sich an den Fuß des Altars niederzuwerfen, und die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen für eine Nonne, die er verlassen, die den Geist der Religion und die Liebe zu derselben verloren hat, und im Begriff war, eine Handlung zu begehen, welche in den Augen Gottes ruchlose Entheiligung, und in den Augen der Menschen entehrend ist.

„Ich kann die allgemeine Bestürzung nicht darstellen. Ohne sich zu rühren, hatte jede im Augenblick das Gesicht ihrer Mitschwester durchlaufen, um die Schuldige an ihrer Verlegenheit zu entdecken. Alle warfen sich nieder und beteten in der Stille. Nach Verfluß einer ziemlich beträchtlichen Zeit intonirte die Vorsteherin mit gedämpfter Stimme das *Veni Creator*, und alle sangen mit leiser Stimme nach: *Veni Creator*; hierauf nach einer zweiten Pause schlug die Priorin auf ihr Pult, und man ging hinaus.

„Ich überlasse es dem Leser, sich das Gemurmel zu denken, das

in dem Kloster entstand: Wer ist es? Wer ist es nicht? Was hat sie gethan? Was will sie thun? . . . Es blieb nicht lange bei bloßen Vermuthungen. Mein Benehmen fing an, Aufsehen unter den Leuten zu machen; ich bekam eine Menge von Besuchen. Die einen brachten mir Vorwürfe, die andern guten Rath; bei einigen fand ich Beifall, von andern wurde ich getadelt. Ich hatte nur ein Mittel, mich in den Augen Aller zu rechtfertigen; nämlich sie von dem Betragen meiner Eltern zu unterrichten. Nur einige Personen blieben mir aufrichtig zugethan, z. B. mein Sachwalter, dem ich mich ohne Rückhalt entdecken konnte. Im Schrecken über die Qualen, die mich bedrohten, stellte sich jener Kerker, in welchen ich schon einmal geschleppt worden war, meiner Einbildungskraft in allen seinen Schauern dar; ich kannte die Wuth der Nonnen. Diese Besorgniß theilte ich meinem Sachwalter mit, und er sagte zu mir: Es ist unmöglich, Ihnen alle Arten von Verdruß zu ersparen, es wird daran nicht fehlen; Sie konnten das erwarten. Sie müssen sich mit Geduld waffnen, und mit der Hoffnung stärken, daß das alles ein Ende nehmen wird. Was jenen Kerker betrifft, so verspreche ich Ihnen, Sie sollen ihn nie wieder betreten, das ist meine Sache. . . Wirklich brachte er einige Tage nachher einen Befehl an die Vorsteherin, mich jedesmal und so oft es von ihm verlangt würde, zu stellen.

„Den folgenden Tag nach dem Gottesdienste wurde ich wieder dem öffentlichen Gebete der Schwesternschaft empfohlen; man betete in der Stille, und sprach mit leiser Stimme die gleiche Hymne wie gestern. Am dritten Tage dieselbe Ceremonie; nur mit dem Unterschied, daß man mir befahl, mich in die Mitte des Chors zu stellen, und daß man die Gebete für Sterbende, die Vitaneien der Heiligen, mit den Refrain: *Ora pro ea* recitirte. Den vierten Tag artete die Sache in ein Gaukelspiel aus, welches den seltsamen Character der Vorsteherin deutlich bezeichnete. Nach beendigtem Gottesdienste mußte ich mich mitten auf dem Chor in einen Sarg legen; man stellte Leuchter nebst einen Weihessel neben mich hin, man bedeckte mich mit einem Grabtuche, und las das Amt für Verstorbene her, worauf jede Nonne beim Weggehen mich mit Weihwasser bespritzte und sagte: *Requiescat in pace!* Man muß die Klostersprache kennen, um die Art von Drohung, die in diesen letzten Worten enthalten ist, zu verstehen. Zwei Nonnen hoben das Tuch auf, löschten die Wachskerzen aus und verließen mich, bis auf die Haut von dem Wasser durchnetzt, mit dem sie mich boshafter Weise begossen hatten.

„Meine Kleider trockneten mir am Leibe, ich hatte nichts, mich anzukleiden. Auf diese Krankheit folgte eine andere. Die Schwesternschaft wurde versammelt; man sah mich als eine Verworfenen an, mein Schritt wurde wie eine Apostasie behandelt, und man verbot allen Nonnen, bei

Strafe des Ungehorsams, mit mir zu sprechen, mir beizustehen, sich mir zu nähern, und sogar etwas von dem zu berühren, was ich gebraucht hatte. Diese Befehle wurden nach der Strenge befolgt. Unsere Klostergänge sind schmal, an einigen Orten haben zwei Personen Mühe, gerade neben einander vorbei zu kommen; war ich auf dem Wege, und eine Nonne kam mir entgegen, sokehrte sie entweder um, oder sie drückte sich an die Mauer, und hielt ihren Schleier und ihr Gewand, damit sie nicht etwa die meinigen berührten. Mußte man etwas von mir in Empfang nehmen, so setzte ich es auf die Erde, und man faßte es mit einem Tuche an; hätte man mir etwas zu geben, warf man mir es hin. Wenn man das Unglück gehabt hatte, mich zu berühren, so hielt man sich für verunreinigt; man ging es der Vorsteherin zu beichten, und sich von ihr absolviren zu lassen. Man hat die Schmeichelei schändlich und niederträchtig genannt; sie ist über das noch sehr sinnreich, wenn sie sich vornimmt, durch selbst erfundene Kränkungen zu gefallen.

„Ich wurde aller Aemter beraubt. In der Kirche blieb auf beiden Seiten meines Stuhls eine Stelle leer. Ich saß an einem abgesonderten Tisch im Speisezimmer; man trug mir nichts auf, ich war gezwungen, meine Portion in der Küche abzufordern; das Erstmal schrieb mir die Schwester Küchenmeisterin zu: Kommt nicht herein! . . Ich gehorchte ihr. — Was wollt ihr? — Zu essen. — Ihr verdient nicht zu leben. Zuweilenkehrte ich um, und blieb den ganzen Tag, ohne etwas zu mir zu nehmen. Zuweilen ließ ich mich nicht abweisen, und man setzte mir Speisen auf die Schwelle, die man sich geschämt haben würde, Thieren vorzuwerfen; ich hob sie weinend auf und ging. Kam ich etwa einmal zuletzt vor die Thüre des Chors, so fand ich sie verschlossen; ich warf mich dann auf die Knie, und wartete hier den Gottesdienst ab. Indessen schwanden meine Kräfte durch die wenige Nahrung, und die schlechte Beschaffenheit derjenigen, die ich zu mir nahm, und noch mehr durch den Schmerz, den es mir verursachte, so viele wiederholte Beweise von Unmenschlichkeit zu erdulden; ich fühlte, daß, wenn ich länger litte, ohne mich zu beklagen, ich nie das Ende meines Processes sehen würde. Ich entschloß mich also, mit der Vorsteherin zu sprechen; ich war halb todt vor Furcht, indessen ging ich doch an ihre Thüre zu pochen. Sie öffnete; bei meinem Anblick zog sie sich schnell einige Schritte zurück und sagte zu mir: Abtrünnige, entfernen Sie sich. — Ich entfernte mich. — Noch mehr. . . Ich ging noch weiter zurück. — Was wollen Sie? — Da mich weder Gott noch Menschen zum Tode verurtheilt haben, so erwarte ich von Ihnen, daß Sie Befehl geben, mir das Leben zu fristen. — Das Leben? sagte sie, indem sie mir die Worte der Küchenmeisterin wiederholte, sind Sie dessen werth? — Das weiß Niemand außer Gott;

aber ich sage Ihnen zum Voraus, wenn man mir die Nahrung verweigert, so werde ich gezwungen sein, mich bei denen zu beklagen, die mich in ihren Schutz genommen haben. Bis zur Entscheidung meines Schicksals und meines Standes bin ich nur wie ein anvertrautes Gut hier. — Gehen Sie, sagte sie zu mir, verunreinigen Sie mich nicht mit Ihren Blicken; ich werde dafür sorgen. . . . — Ich ging, und sie warf die Thür heftig hinter mir zu. Wahrscheinlich gab sie ihre Befehle, aber ich wurde darum um nicht viel besser versorgt: man machte sich's zum Verdienst, ihr ungehorsam zu sein. Man warf mir die größten Speisen vor, und verdarb sie noch über das mit Nässe und allen Arten von Unrath.

„Solch ein Leben führte ich, so lange mein Proceß dauerte. Das Sprachzimmer wurde mir nicht ganz untersagt, man konnte mir die Freiheit nicht nehmen, mich mit meinen Richtern oder mit meinen Rechtsanwält zu besprechen; doch mußte dieser mehreremal Drohungen gebrauchen, ehe man ihm erlaubte, mich zu sehen. Dann wurde ich von einer Schwester begleitet; sie beschwerte sich, wenn ich leise sprach: sie ward ungeduldig, wenn ich zu lange blieb: sie unterbrach mich, strafte mich Tadeln, widersprach mir, wiederholte der Vorsteherin meine Reden, und verfälschte sie, gab ihnen giftige Auslegungen, dichtete mir selbst solche an, die ich gar nicht gesagt hatte — was weiß ich! Man ging so weit, mich zu befehlen, mich auszuplündern, mir meine Matrasen zu nehmen: man gab mir keine weiße Wäsche mehr; meine Kleider waren zerrissen: ich war beinahe ohne Strümpfe und Schuhe. Ich hatte Mähe, Wasser zu bekommen; mehreremal war ich genöthiget, es selbst beim Brunnen zu holen; man zerbrach mir meine Gefäße, und ich war so weit gebracht, daß ich das geschöpfte Wasser trinten mußte, ohne davon mitnehmen zu können. Wenn ich unter den Fenstern vorbeiging, so mußte ich fliehen, oder Gefahr laufen, daß die Unreinigkeiten aus den Zellen auf mich herabgegoßen wurden. Einige Schwestern spieen mir in's Gesicht. Ich war zum Ekel schmutzig geworden.

„Weil man fürchtete, ich möchte mich bei unsern Aufsehern beklagen, so wurde mir die Beichte verboten. Einst an einem großen Feste (es war, glaube ich, am Himmelfahrtstage) verdrehte man mein Schloß: ich konnte nicht in die Messe gehen. Man sagte meinem Sachwalter, der mich besuchen wollte, man wisse nicht, was aus mir geworden sei, man sähe mich nicht mehr, und ich übte keine Religionshandlung aus. Indessen, nachdem ich mir's sauer genug hatte werden lassen, riß ich das Schloß weg, und begab mich vor die Thüre des Chors, die ich verschlossen fand, wie dies gewöhnlich geschah, wenn ich nicht eine von den ersten war. Ich lag auf der Erde, Kopf und Rücken an eine von den Mauern ge-

lehnt, die Arme kreuzweis über die Brust geschlagen, und der übrige Theil meines Körpers war der Länge nach quer über den Weg ausgestreckt; nach beendigtem Gottesdienst, als die Nonnen hinausgehen wollten, stand die erste auf einmal still; die andern kamen ihr nach; die Vorsteherin vermuthete, was es war, und sagte: Gehet über sie hin, es ist nur ein Nas. Einige gehorchten und traten mich mit Füßen; andere waren weniger unmenschlich, aber keine wagte es, mir die Hand zu reichen, um mich aufzuheben. Während meiner Abwesenheit nahm man mein Betpult, das Portrait unserer Stifterin, die übrigen Heiligenbilder, das Krucifix sogar aus meiner Zelle weg, und es blieb mir nur das übrig, das ich an meinen Rosenkranze trug, welchen man mir nicht lange ließ; ich lebte also zwischen vier Mauern, in einem Zimmer ohne Thüre, ohne Stuhl, stehend oder auf einem Strohsack, ohne irgend eins der nothwendigsten Gefäße; ich war gezwungen, bei Nacht hinauszugehen, um die Bedürfnisse der Natur zu befriedigen, und den folgenden Tag beschuldigte man mich, daß ich die Ruhe des Hauses störe, herumirre und auf dem Wege sei, eine Närrin zu werden. Da meine Zelle nicht mehr schloß, so kam man bei Nacht mit großem Tumulte hinein; man schrie, man zog an meinem Bette, man schlug meine Fenster entzwei und setzte mich in Schrecken. Das Geräusch war bald über, bald unter mir, und Diejenigen, welche nicht von dem Complotte waren, sagten, es gingen sonderbare Dinge auf meinem Zimmer vor; sie hätten Klagetöne, Geschrei, Gerassel von Ketten gehört; ich hätte Umgang mit Wespenstern und bösen Geistern, ich müßte ein Bündniß gemacht haben, man dürfe keinen Augenblick bei meinem Gange verweilen. Es gibt in den Klöstern schwache Köpfe, sie machen selbst die größere Zahl aus. Diese glaubten, was man ihnen sagte; sie wagten nicht, bei meiner Thür vorbei zu gehen, ihre verwirrte Einbildungskraft stellte mich ihnen in einer scheußlichen Gestalt vor; sie machten das Zeichen des Kreuzes, wenn sie mir begegneten, und schrieen fliehend: Satan, entferne dich von mir! Mein Gott komm' mir zu Hilfe! Eine von den jüngsten war hinten auf einem der Gänge; ich kam auf sie zu, und es war nicht möglich, mir auszuweichen. Die fürchterlichste Angst ergriff sie. Zuerst wandte sie sich mit dem Gesicht gegen die Mauer, und murmelte mit zitternder Stimme: Mein Gott! Mein Gott! Jesus! Maria! Indessen kam ich näher, als sie mich neben sich bemerkte, hielt sie die Hände vor das Gesicht, aus Furcht, mich zu sehen; sie stürzte auf mich zu, sie warf sich mit Heftigkeit in meine Arme und schrie: Erbarmen! ich bin verloren! Schwester Hieronima, thun Sie mir kein Leid! Schwester Hieronima, haben Sie Mitleid mit mir — und indem sie dies sagte, fiel sie halb todt auf den Boden. Man kam auf ihr Geschrei hinzu, man trug sie weg, und ich

kann nicht sagen, wie man diesen Vorfall travestirte; man machte die abscheulichste Geschichte daraus. Man sagte, der Dämon der Unzucht habe sich meiner bemächtigt; man schob mir Absichten, Handlungen unter, die ich nicht zu nennen wage, ungereimte Begierden, denen man die Verwirrung zuschrieb, in welche die junge Nonne gerathen war. Ich würde kein Ende finden, wenn ich fortfahren wollte, alle diese Verfolgungen umständlich zu schildern. Wer kann glauben, daß man mir mein Brevier wegnahm, und mir verbot zu beten? Man kann sich wohl denken, daß ich nicht gehorchte. Ach, das war mein einziger Trost: ich erhob meine Hände zum Himmel, ich stieß Klage töne aus, von denen ich zu hoffen wagte, sie würden von dem einzigen Wesen gehört, das mein ganzes Elend sah. Man horchte an meiner Thür, und eines Tages, wo ich mich in der niederschlagenden Beklemmung meines Herzens zu Gott wandte, und ihn um Hilfe flehte, sagte man zu mir: Du rufft Gott vergebens an, es ist für Dich kein Gott: stirb in der Verzweiflung und fahre zur Hölle. Andere setzten hinzu: Amen über die Abtrünnige; Amen über sie!

„Aber noch ein Zug, der seltsamer als alle übrigen erscheinen wird. Ich weiß nicht, ist es Bosheit oder Täuschung; aber, obgleich ich nichts that, was einen verrückten, noch viel weniger einen vom bösen Geist besessenen Verstand verrieth, so berathschlagten sie doch untereinander, ob man mich nicht exorcisiren müßte: und es wurde durch Mehrheit der Stimmen ausgemacht, daß ich meiner Salbung und meiner Taufe entsagt hätte, daß der Satan in mir wohne, und mich von den gottesdienstlichen Verrichtungen entferne. Alle waren einstimmig, daß etwas Unnatürliches in mir vorgehe, und daß dem Großvicar darüber berichtet werden müsse, welches man auch that.

„Dieser Großvicar war ein Mann von Jahren und Erfahrung, auffahrend, aber gerecht und aufgeklärt. Man machte ihm eine umständliche Schilderung von der Unordnung im Hause; und gewiß ist, daß sie groß war, und daß, wenn ich sie verursachte, es auf eine sehr unschuldige Art geschah. Es ist leicht zu vermuthen, daß man in dem Auftrage, der ihm zugeschickt wurde, mein nächtliches Herumtollen, meine Abwesenheit vom Chor, den Kärm, der bei mir vorfiel, was die eine gesehen, was eine andere gehört hatte, meinen Abscheu vor heiligen Dingen, meine Lästerungen, die unzüchtigen Handlungen, welche man mir schuld gab, nicht vergaß; aus dem Abenteuer mit der jungen Nonne machte man, was man wollte. Die Anklagen waren so stark und so mannigfaltig, daß Herr Hebert, bei allen seinem gesunden Verstande, nicht umhin konnte, sich zum Theil darauf einzulassen, und zu glauben, es müsse viel wahres daran sein. Die Sache schien ihm wichtig genug, um

sie in eigener Person zu untersuchen, er ließ seinen Besuch ansagen, und kam auch wirklich mit zwei jungen Geistlichen, die ihm zugegeben waren, und ihn in seinen mühsamen Verrichtungen an die Hand gingen.

„Einige Tage vorher hörte ich bei Nacht Jemand leise in mein Zimmer treten. Ich sagte nichts, ich erwartete, daß man mich anrede, und man rief mir mit leiser und zitternder Stimme: Schwester Hieronima, schlafen Sie? — Nein, ich schlafe nicht. Wer ist da? — Ich bin's. — Wer sind Sie? — Ihre vor Furcht halb todte Freundin, die sich der größten Gefahr aussetzt, um ihnen einen vielleicht unnützen Rath zu geben. Hören Sie: Morgen oder übermorgen wird der Großvicar einen Besuch machen; Sie werden angeklagt werden, bereiten Sie sich auf ihre Vertheidigung vor. Leben Sie wohl! Lassen Sie Muth, der Herr sei mit Ihnen. — Nach diesen Worten entfernte sie sich mit der Leichtigkeit eines Schattens. Sie sehen, es gibt überall, selbst in Klöstern, mitleidige Seelen, welche nichts verhärten kann.

„Indessen wurde mein Proceß mit Wärme betrieben; eine Menge von Personen jeder Classe, jedes Geschlechts, jedes Standes, die ich nicht kannte, interessirten sich für mein Schicksal, und legten Fürbitten für mich ein.

„Ich benützte die Nachricht meiner Freundin, um Gott um Beistand anzuflehen, mich in eine ruhige Verfassung zu setzen, und auf meine Vertheidigung mich vorzubereiten. Ich bat den Himmel nur um das Glück, ohne Parteilichkeit befragt und angehört zu werden; ich erhielt es, aber man wird hören, um welchen Preis. Wenn mir daran lag, meinem Richter als unschuldig und vernünftig zu erscheinen, so war es für meine Vorsteherin nicht weniger wichtig, daß man an mir eine schlechte, vom Satan besessene, strafwürdige und tolle Person finde. Und während ich meinen Eifer und meine Gebete verdoppelte, verfolgte man mich mit doppelter Bosheit; man reichte mir nur so viel Nahrung, als nöthig war, um mich nicht Hungers sterben zu lassen; man überhäufte mich mit Kränkungen, man vervielfältigte die Schrecken aller Art um mich her, man beraubte mich aller Ruhe der Nacht; alles, was die Gesundheit zerstören und den Geist verwirren kann, brachte man in Ausübung; es war eine Verfeinerung von Grausamkeit, die unerhört war. Man urtheile aus folgendem Zuge von dem übrigen. Eines Tages, als ich aus meiner Zelle trat, um in die Kirche oder anderswohin zu gehen, sah ich quer über den Gang eine kleine Zange liegen; ich bückte mich, um sie aufzuheben, und so zu legen, daß diejenige, welche sie verloren hatte, sie leicht wieder fände; das Licht hinderte mich zu bemerken, daß sie beinahe roth war; ich ergriff sie, und indem ich sie wieder fallen ließ, war die Haut von dem Innern meiner Hand rein mit weggerissen. Des

Nachts legte man mir da, wo ich vorübergehen mußte, Hindernisse in den Weg, entweder für die Füße oder in gleicher Höhe mit meinem Kopf; hundertmal habe ich mich verletzt, und weiß nicht, wie ich mit dem Leben davon gekommen bin. Ich hatte kein Licht, und mußte zitternd, die Hände vorwärts gestreckt, im Finstern tappen. Man streute zerbrochenes Glas unter meine Füße. Ich war fest entschlossen, das alles zu sagen, und ich hielt mir so ziemlich Wort. Ich fand die Thüre der heimlichen Gemächer verschlossen, und war genöthigt, mehrere Stockwerke hinunterzusteigen und hinten in den Garten zu laufen, wenn ich die Thüre offen fand; wenn ich sie nicht so antraf. Ach! was für boshafte Geschöpfe sind doch eingeschlossene Frauenspersonen, welche sicher sind, den Haß ihrer Vorsteherin zu unterstützen, und welche glauben, Gott einen Dienst zu thun, wenn sie uns in Verzweiflung setzen! Es war Zeit, daß der Großvicar kam, es war Zeit, daß mein Proceß endigte.

„Ich komme jetzt zu dem fürchterlichsten Augenblick meines Lebens: denn man bedenke, daß mir durchaus unbekannt war, mit welchen Farben man mich in den Augen dieses Geistlichen abgemalt habe, und daß er mit der Neugierde kam, eine besessene oder sich so stellende Nonne zu sehen. Man glaubte, nur ein heftiger Schrecken könne mich ihm in diesem Zustande zeigen; man höre, wie man sich in dieser Absicht benahm.

„Am Tage seines Besuchs, des Morgens sehr frühe, trat die Vorsteherin in meine Zelle; sie war von drei Schwestern begleitet: die eine trug einen Weihkessel, die andere ein Crucifix, eine dritte Stricke. Die Vorsteherin sagte mit starker, drohender Stimme zu mir: Stehen Sie auf... Ich stand auf. Knien Sie nieder, und empfehlen Sie sich Gott... Dürfte ich Sie, sagte ich, ehe ich gehorche, fragen, was aus mir werden soll, was Sie über mich beschlossen haben, und um was ich Gott bitten muß? Ein kalter Schweiß ergoß sich über meinen ganzen Körper: ich zitterte, ich fühlte meine Knieen wanken; ich sah mit Entsetzen ihre drei fatalen Begleiterinnen an; sie standen in einer Linie, mit finstern Gesicht, zusammengedrückten Lippen und verschlossenen Augen. Die Angst ließ mich meine Frage nur in einzelnen, abgebrochenen Worten vorbringen; ich glaubte wegen dem Stillschweigen, das man beobachtete, man habe mich nicht verstanden; ich wiederholte die letzten Worte jener Frage, denn ich hatte nicht Kraft genug, sie noch einmal zu sagen; ich sprach also mit schwacher, erlöschender Stimme: Was für eine Gnade muß ich von Gott bitten? Man antwortete mir: Bitten Sie ihn um Vergebung der Sünden ihres ganzen Lebens; reden Sie mit ihm, als ob Sie auf dem Puncte ständen, vor ihm zu erscheinen. Nach diesen Worten glaubte

ich, sie seien entschlossen, sich meiner zu entledigen. Ich hatte gehört, daß dieses in gewissen Klöstern zuweilen geschähe; daß sie richteten, zum Tode verurtheilten, und das Urtheil vollzögen; ich glaubte nicht, daß eine so unmenschliche Proceedur jemals in einem Nonnenkloster stattgefunden; aber es gab so viele andere Dinge, welche ich nicht vermuthet hatte, und die hier geschahen. Bei dieser Vorstellung des nahen Todes wollte ich schreien; mein Mund war offen, aber es kam kein Ton aus ihm hervor; ich streckte meine Arme bittend gegen die Vorsteherin, und mein Körper sank ohnmächtig rückwärts. Ich fiel, aber mein Fall war nicht hart. In solchen Augenblicken der Angst, wo die Kräfte uns verlassen, gerathen die Glieder unbemerktlich in Erschlaffung; sie sinken, so zu reden in einander, und es scheint, als ob die Natur, da sie nicht widerstehen kann, sich in eine sanfte Ohnmacht aufzulösen suchte. Ich verlor Bewußtsein und Empfindung; ich hörte nur das Gesumme vernünftiger und entfernter Stimmen um mich her, sei es nun, daß sie sprachen, oder daß es mir in den Ohren tönte; ich unterschied nichts als jenen Schall, welcher fortbauerte. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande blieb; aber ich wurde durch eine plötzliche Kühle, die mir eine leichte Zuckung verursachte und einen tiefen Seufzer entriß, daraus gezogen. Ich war durch und durch naß, das Wasser floß von meinen Kleidern auf die Erde; man hatte einen großen Weiskeffel über meinen Körper ausgegossen. Ich stieß einen undeutlichen, abgebrochenen und mühsamen Klage-ton aus. Zene Begleiterinnen betrachteten mich mit einer Miene, welche unvermeidliches Schicksal und Unbiegsamkeit bezeichnete, und mir den Muth benahm, sie um Mitleiden anzusprechen. Die Vorsteherin sagte: Man richte sie auf. . . Man faßte mich unter den Armen und hob mich in die Höhe. Sie setzte hinzu: Da sie sich nicht Gott empfehlen will, desto schlimmer für sie: Ihr wißet, was ihr zu thun habt, vollbringer! Ich glaubte, die mitgebrachten Stricke seien bestimmt, mich zu erdroffeln; ich betrachtete sie, meine Augen standen voll Thränen. Ich begehrte das Crucifix zu küssen, man schlug es mir ab; ich begehrte die Stricke zu küssen, man reichte sie mir hin. Ich bückte mich, ich ergriff das Scapulier der Vorsteherin und küßte es; ich sagte: Mein Gott erbarme dich meiner! Mein Gott, erbarme dich meiner! Liebe Schwestern, laßt mich nicht lange leiden, und ich bot meinen Hals dar. Ich kann nicht sagen, was aus mir wurde, noch was man mit mir machte; es ist gewiß, daß diejenigen, welche man zur Hinrichtung führt, und ich sah mich in den Fall, todt sind, ehe das Urtheil vollzogen wird. Ich fand mich auf dem Strohsack, welcher mir statt des Bettes diente, sitzend, die Hände auf den Rücken gebunden, und ein großes eiserne Crucifix auf meinem Schooß.

„Jetzt fühlte ich den Vorzug der christlichen Religion vor allen Religionen in der Welt. Ich sah den Unschuldigen mit Dornen gekrönt, Hände und Füße von Nägeln durchstoßen, unter Martern ausathmend, und sagte zu mir: Siehe da deinen Gott, und du wagst es, dich zu beklagen! . . .

„Indessen kam die Vorsteherin mit ihren Gehilfinnen zurück; sie fanden mehr Gegenwart des Geistes bei mir, als sie erwarteten und wünschten. Sie stellten mich auf; man befestigte mir meinen Schleier über das Gesicht; zwei faßten mich unter den Armen, eine dritte stieß mich von hinten, und die Vorsteherin befahl mir zu gehen.

Ich ging ohne zu wissen wohin, aber ich glaubte, man führe mich zum Tode, und jagte: Mein Gott, erbarme dich meiner! Mein Gott, unterstütze mich! Mein Gott, verlaß mich nicht! Mein Gott, verzeihe mir, wenn ich dich beleidiget habe!

„Ich kam in die Kirche. Der Großvicar hatte dort die Messe gelesen, die Schwesternschaft war versammelt.

Ich vergaß zu sagen, daß die drei Nonnen, welche mich führten, sobald ich bei der Thüre war, sich auf mich zudrängten, mich mit Gewalt fortstießen, sich um mich her viele Mühe zu geben schienen. Die einen rißen mich an den Armen, während andere mich von hinten festhielten, als ob ich Widerstand gethan, und mich geweigert hatte, in die Kirche zu treten; und doch war nichts weniger. Man führte mich zu den Stufen des Altars; ich hatte Mühe, aufrecht zu stehen, und man zog mich nieder, als ob ich nicht hätte knien wollen: man hielt mich, als ob ich im Sinne hätte, zu entfliehen. Man sang das *Veni Creator*, man setzte das Hochwürdige aus, man ertheilte den Segen. In dem Augenblicke der Segenspredikung, wo man sich ehrerbietig zur Erde neigt, bogen mich diejenigen, welche sich meiner Arme bemächtigt hatten, wie mit Gewalt nieder, und die andern legten die Hände auf meine Schultern. Ich fühlte diese verschiedenen Bewegungen, aber es war mir unmöglich, den Zweck derselben zu errathen; zuletzt klärte sich alles auf.

„Nach dem Segen zog der Großvicar sein Messgewand aus, bekleidete sich nur mit seinem Chorhemd und seiner Stole, und näherte sich den Stufen des Altars, wo ich auf den Knien lag. er war zwischen den beiden Geistlichen, mit dem Rücken gegen den Altar, auf welchem man das Hochwürdige ausgelegt sah, und mit dem Gesicht nach meiner Seite gekehrt. Er näherte sich mir, und sagte: Schwester Hieronima, stehen Sie auf. . .

Die Schwestern, die mich hielten, rißen mich in die Höhe; andere stellten sich umher, und faßten mich um den Hals, als ob sie befürchteten, ich möchte ihnen entweichen. Er setzte hinzu: Man binde sie los. . .

Man gehorchte ihm nicht; man stellte sich, als finde man es nachtheilig oder gar gefährlich, mich frei zu lassen; er wiederholte mit starker und harter Stimme: Man binde sie los.... Es geschah. Kaum hatte ich die Hände frei, so stieß ich einen so schmerzhaften und durchdringenden Klage-ton aus, daß er erblaßte, und die heuchlerischen Nonnen, welche um mich her standen, sich wie vor Schrecken entfernten.

Er saßte sich wieder, die Schwestern kamen gleichsam zitternd zurück; ich rührte mich nicht, und er sagte zu mir: Was haben Sie?... Statt der Antwort zeigte ich ihm nur meine beiden Arme; der Strick, mit dem man sie mir zusammengeknüttelt hatte, war beinahe in's Fleisch eingedrungen, und sie waren ganz blau von dem in seinem Laufe gehemmt und ausgetretenen Blut; er begriff, daß der plötzliche Schmerz des seinen Kreislauf wieder beginnenden Geblüts mir die Klage ausgepreßt hätte. Hierauf sagte er: Man hebe ihren Schleier auf...

Man hatte ihn, ohne daß ich es bemerkte, an verschiedenen Orten fest genähet, und man wandte noch viel Mühe und Gewalt an bei einer Sache, die dergleichen nur erforderte, weil man es so veranstaltet hatte; ich sollte diesem Priester als eine besessene, von Leidenschaften beherrschte oder tolle Person erscheinen. Indessen durch vieles Ziehen gab der Faden an einigen Orten nach; an andern zerriß der Schleier oder meine Kleidung, und man sah mich. Ich habe eine interessante Gestalt; der tiefe Schmerz hatte sie zwar verändert, aber ihr nichts von ihrem Character benommen; der Ton meiner Stimme ist rührend, man fühlt, daß mein Ausdruck das Gepräge der Wahrheit trägt. Diese mit einander verbundenen Eigenschaften machten einen tiefen Eindruck des Mitleidens auf die jungen Gehilfen des Großvicars; er für seine Person kannte diese Empfindung nicht: gerecht, aber wenig empfindsam, gehörte er unter die Zahl derjenigen, welche das Unglück haben, für die Ausübung der Tugend geboren zu sein, ohne die Süßigkeit derselben zu kosten; das Gute gründet sich bei ihnen auf Liebe zur Ordnung, so wie ihre Vernunftschlüsse. Er nahm das Ende seiner Stole, legte es auf mein Haupt und sagte zu mir: Schwester Hieronima, glauben Sie an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist?

— Ich antwortete: Ja, ich glaube. — Glauben Sie an unsere Mutter, die heilige Kirche? -- Ich glaube an sie.

Entsagen Sie dem Satan und seinen Werken? -- Anstatt zu antworten, machte ich eine schnelle Bewegung vorwärts; ich stieß einen großen Schrei aus, und der Flügel seiner Stole fiel von meinem Haupte. Er war bestürzt, seine Gefährten erblaßten; unter den Schwestern flohen die einen und die andern, welche in ihren Stühlen waren, verließen sie mit dem größten Tumulte.

Er gab ein Zeichen, ruhig zu sein; indessen sah er mich an, er erwartete irgend etwas Außerordentliches. Ich beunruhigte ihn, indem ich ihm sagte: Mein Herr, es ist nichts; eine von diesen Nonnen hat mich mit etwas Spitzigem heftig gestochen; und (Augen und Hände zum Himmel erhoben) setzte ich mit einem Strome von Thränen hinzu: man hat mich in eben dem Augenblicke verletzt, wo Sie mich fragten, ob ich dem Satan und seinem Wesen entsage, und ich sehe wohl warum. . . Alle bezeugten durch die Stimme der Vorsteherin, man habe mich nicht berührt. Der Großvicar legte mir das Ende seiner Stole wieder auf den Kopf, die Nonnen näherten sich abermal, aber er gab ihnen ein Zeichen, sich zu entfernen, und fragte mich auf's Neue, ob ich dem Satan und seinen Werken entsagte. Ich antwortete mit festem Ton: Ich entsage ihnen, ich entsage ihnen. . . Er ließ sich ein Krucifix bringen, und reichte mir dasselbe zum Kuße; ich küßte es auf die Füße, auf die Hände und auf die Wunde der Seite. Er befahl mir, es mit lauter Stimme anzubeten; ich setzte es auf die Erde, warf mich auf die Kniee und sagte: „Mein Gott, mein Heiland, dich, der du am Kreuze für meine und für die Sünden des ganzen menschlichen Geschlechts gestorben bist, dich bete ich an; eigne mir die Verdienste der Marter zu, die du erlittest; laß auf mich einen Tropfen des Blutes fließen, das du vergossen hat, damit ich rein werde. Verzeihe mir, mein Gott, wie ich allen meinen Feinden verzeihe.“ . . .

Hierauf sagte er zu mir: Geben Sie eine Uebung des Glaubens. . . und ich that es. Geben Sie eine Uebung der Liebe. . . ich that es. Geben Sie eine Uebung der Hoffnung. . . ich that es. Geben Sie eine Uebung der Wohlthätigkeit. . . und ich that es. Ich weiß nicht mehr, welcher Ausdrücke ich mich bediente; aber ich denke, sie müssen wahrscheinlich pathetisch gewesen sein, denn einige Nonnen schluchzten: die beiden jungen Geistlichen vergoßen Thränen, und der Archidiacon fragte mich voll Erstaunen, wo ich die so eben gesprochenen Gebete hergenommen hätte. Ich sagte ihm: aus der Tiefe meines Herzens, es sind meine Empfindungen; ich rufe Gott darüber zum Zeugen an, der uns überall hört, und der auf diesem Altar zugegen ist. Ich bin eine Christin, ich bin unschuldig; wenn ich einige Fehler begangen habe, so kennt Gott sie allein, und nur er hat das Recht, mich deswegen zur Rechenschaft zu fordern, und sie zu bestrafen. . . Bei diesen Worten warf er einen fürchterlichen Blick auf die Vorsteherin.

„Der Rest der Ceremonie, wo man der Majestät Gottes gespottet, und die heiligsten Dinge profanirt und den Diener der Kirche verhöhnt hatte, ging zu Ende und die Nonnen entfernten sich, ausgenommen die Vorsteherin, ich und die jungen Geistlichen. Der Archidiacon

setzte sich, und zog die Schrift hervor, welche man gegen mich eingegeben hatte; er las sie mit lauter Stimme, und fragte mich über die darin enthaltenen Artikel.

Warum, sagte er zu mir, warum beichten Sie nicht?

Weil man mich daran verhindert.

Warum unterlassen Sie den Gebrauch der Sacramente?

Weil man mich daran verhindert.

Warum wohnen Sie weder der Messe, noch den übrigen gottesdienstlichen Uebungen bei?

Weil man mich daran verhindert.

Die Vorsteherin wollte das Wort nehmen, aber er sagte ihr in seinem Tone: schweigen Sie...

Warum gehen Sie bei Nacht aus Ihrer Zelle?

Weil man mich des Wassers, der Trinkgeschirre und aller für die Bedürfnisse der Natur unentbehrlichen Gefäße beraubt hat.

Warum hört man des Nachts Geräusch in Ihrem Schlafzimmer und auf Ihrer Zelle?

Weil man sich's zum Geschäfte macht, mir die Ruhe zu entziehen.

Die Vorsteherin wollte wieder sprechen; er sagte ihr zum zweiten Male: Ich hab Ihnen schon befohlen zu schweigen; Sie sollen antworten, wenn ich Sie fragen werde... Wie verhält es sich mit einer Nonne, die man aus Ihren Händen gerissen hat, und auf dem Gange zu Boden geworfen fand?

Das war die Folge des Abscheues, den man ihr gegen mich eingeflößt hatte. —

Ist sie Ihre Freundin?

Nein, mein Herr.

Sind sie nie in ihre Zelle gegangen?

Niemals.

Haben Sie ihr nie etwas Unanständiges gethan, ihr oder andern?

Niemals.

Warum hat man Sie gebunden?

Ich weiß es nicht.

Warum schließt Ihre Zelle nicht mehr?

Weil ich das Schloß daran zerbrochen habe.

Warum haben Sie es zerbrochen?

Um die Thüre zu öffnen, und am Feste der Himmelfahrt dem Gottesdienst beizuwohnen.

Sie erschienen also an diesem Tage in der Kirche? — Ja. —

Die Vorsteherin sagte: Mein Herr, das ist nicht wahr. Die ganze Schwesternschaft... wird bezeugen (fiel ich ihr ein), daß die Thüre des

Chors verschlossen war; daß sie mich vor dieser Thüre liegen fanden, und daß Sie ihnen befohlen haben, über mich wegzugehen, welches auch einige thaten, aber ich verzeihe diesen, so wie Ihnen, daß Sie den Befehl dazu gaben; ich bin nicht gekommen, Jemand anzuklagen, sondern mich zu vertheidigen.

Warum haben Sie weder Rosenkranz noch Krucifix?

Weil man mir sie genommen hat.

Wo ist ihr Brevier?

Man hat es mir genommen.

Wie beten Sie denn?

Ich bete aus dem Herzen, und wie es mir der Verstand eingibt, ob schon man mir das Gebet verboten hat.

Wer hat Ihnen ein solches Verbot gegeben?

Die Vorsteherin . . . — Diese wollte abermal sprechen. Der Archidiacon aber sagte zu ihr: Ist es wahr oder falsch, das Sie ihr verboten haben zu beten? Sagen Sie ja oder nein! — Ich glaubte, und hatte Grund zu glauben. . . . — Davon ist jetzt nicht die Rede; haben Sie ihr verboten zu beten, ja oder nein? — Ich hab' es ihr verboten, aber . . . — Sie wollte fortfahren; aber der Archidiacon nahm das Wort. Schwester Hieronima, warum sind Sie in bloßen Füßen? — Weil man mir weder Strümpfe noch Schuhe gibt. — Warum ist Ihre Wäsche und Ihre Kleidung so abgetragen und in einem so unreinlichen Zustande? — Weil man mir seit mehr als drei Monaten meine Wäsche verweigert, und weil ich gezwungen bin, in meinen Kleidern zu schlafen. — Warum legen Sie sich mit den Kleidern nieder? — Weil ich weder Vorhänge, noch Matragen, noch Decken, noch Kintücher, noch Nachtzeug habe. — Warum haben Sie das alles nicht? — Weil man es mir weggenommen hat.

Bekommen Sie Ihre Nahrung? — Ich wünsche, daß es geschehe. — Sie bekommen sie also nicht? — Ich schwieg, und er setzte hinzu: Es ist unglaublich, daß man Sie so streng behandelt habe, ohne daß Sie es durch diese oder jene begangenen Fehler verschulden.

Mein Fehler ist Mangel an Beruf zum klösterlichen Stande, und der angefangene Proceß gegen meine Gelübde, welche nicht freiwillig waren. —

Es kommt den Vätern zu, diese Sache zu entscheiden, und wie auch der Ausspruch derselben ausfalle, so müssen Sie indessen die Pflichten des Klosterlebens erfüllen.

Niemand, mein Herr, ist in diesem Stücke pünktlicher als ich.

Sie müssen gleiche Behandlung wie die übrigen Schwestern genießen. Das ist alles, was ich verlange.

Haben Sie sich über Niemand zu beklagen?

Nein, mein Herr, ich habe mich schon erklärt, ich bin nicht gekommen, um anzuklagen, sondern um mich zu verteidigen.

Gehen Sie.

Wohin soll ich gehen, mein Herr?

Auf Ihre Zelle.

Ich ging einige Schritte, dann kam ich zurück, und warf mich der Vorsteherin und dem Archidiacon zu Füßen.

Nun, sagte er zu mir, was gibt es?

Ich zeigte ihm meinen an mehreren Orten wund gestoßenen Kopf, meine von Blut gefärbten Füße, meine braun und blau gewordenen, ausgemergelten Arme, meine schmutzige und zerrissene Kleidung, und sagte: Sie sehen!

„Ich habe gelitten, aber das Los meiner Verfolgerinnen scheint mir, und schien mir immer beklagenswürdiger, als das meinige. Lieber würde ich gestorben sein, lieber wollte ich noch sterben, als meine Rolle mit der ihrigen vertauschen. Meine Leiden werden ein Ende nehmen. Erinnerung an ihr Verbrechen hingegen, Scham und Gewissensbisse bleiben jenen bis zur letzten Stunde.

„Gehen Sie, sagte der Archidiacon zu mir. Einer von den Geistlichen reichte mir die Hand, um mich aufzuheben, und der Archidiacon setzte hinzu: Ich habe Sie gehört, ich will jetzt Ihre Vorsteherin hören, und werde nicht von hier weggehen, bis die Ordnung wieder hergestellt ist... Ich entfernte mich. Ich fand das ganze Haus in Aufruhr; alle Nonnen waren unter den Thüren ihrer Zellen, sie sprachen von beiden Seiten des Ganges miteinander, sobald ich erschien, zogen sie sich zurück, und die Thüren, welche eine nach der andern heftig zugeworfen wurden, verursachten ein lang anhaltendes Getöse. Ich trat wieder in meine Zelle, ich warf mich der Wand gegenüber auf die Knie, und bat Gott, daß er mir die Mäßigung zu gut kommen lasse, mit welcher ich zu dem Archidiacon gesprochen hatte, und ihm meine Unschuld und die Wahrheit kund machte.

„Ich betete, als der Archidiacon, seine beiden Begleiter und die Vorsteherin in meiner Zelle erschienen. Ich habe schon gesagt, daß ich ohne Stuhl, ohne Betpult, ohne Matrazen, ohne Decke, ohne Leintücher, ohne irgend ein Gefäß, ohne eine verschließbare Thüre, beinahe ohne ein ganzes Glas in meinen Fenstern war. Ich raffte mich auf, und der Archidiacon stand augenblicklich still, wandte sich voll Unwillen im Auge gegen die Vorsteherin, und sagte zu ihr: Nun, Frau Oberin?

Sie antwortete: Ich wußte das nicht.

Sie wußten es nicht! Sie lügen; verging wohl ein Tag, ohne daß Sie hier eintraten, und kommen Sie nicht von hier in die Kirche

hinunter. . . . Schwester Hieronima, sprechen Sie; war die Oberin nicht hier?

Ich schweig.

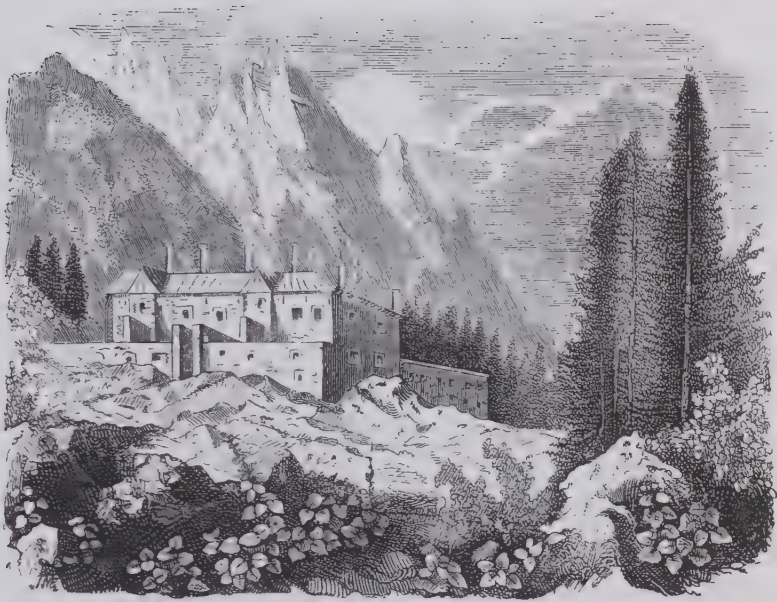
Er drang nicht weiter in mich, aber die jungen Geistlichen verriethen ihren Schmerz und ihre Befremdung, indem sie die Arme sinken ließen, den Kopf niederhingen, und die Augen fest auf den Boden hefteten. Sie gingen alle weg, und ich hörte den Archidiacon auf dem Gange noch zu der Vorsteherin sagen: Sie sind ihres Amtes unwürdig. Sie verdienen entsetzt zu werden. Der Bischof soll meine Beschwerden hierüber erfahren. Machen Sie, daß alle diese Unordnungen abgestellt werden, ehe ich mich wegbegebe. . . . Und im Gehen setzte er unter beständigem Kopfschütteln hinzu: Das ist gräßlich: Christinnen! Nonnen! menschliche Kreaturen! das ist gräßlich. —

„Seit diesem Augenblicke vernahm ich nichts weiter von der Sache, aber ich bekam Wäsche, andere Kleider, Vorhänge, Leintücher, Decken, Gefäße, mein Brevier, meine Erbauungsbücher, meinen Rosenkranz, mein Crucifix, Fenstergläser, mit Einem Wort alles, was mich in den Zustand jeder andern Nonne zurückversetzte.“

„Endlich sprengte jene merkwürdige Revolution des Jahres 1848 auch die Riegel meines Klosters und setzte mich in volle Freiheit. Der göttlichen Vorsehung ewig Dank dafür.“







VI.

Monte Cassino.



eu-Italien hat sich mit einem Schlage jener Institute entledigt, welche ein großer Hemmschuh der Volksbildung in Italien waren, und es heute noch in den Alpenländern, z. B. Steiermark und Tirol find. Dominikaner, Jesuiten, Franziskaner, Kapuziner und wie sie alle heißen mögen in den gelben, braunen und schwarzen Kutten, sind aus Italien ausgewiesen worden. Nur mit den gelehrten Benedictinern des Monte Cassino wurde eine Ausnahme gemacht. Es ist dies ein rühmliches Zeugniß, wie das von allen Ultramontanen verlästerte Italien den Werth der Wissenschaft wohl zu schätzen, Müßiggänger und nutzlose Betbrüder aber nicht dulden mag, wo ohnehin so vieles, wenn nicht alles nachzuholen ist, um das Volk aus seiner Unwissenheit zu retten. Vornehmlich aber sind es die Bettelmönche gewesen, welche den Aberglauben und die Dummheit benützt haben, und sowohl von der Kanzel, als auch auf anderen Wegen die Entwicklung der Volksbildung hemmten.

Ueber die Entstehung des Klosters Monte Cassino erzählt uns die Legende: In der Gegend von Subiaco, wo der h. Benedict lebte, fand sich auch ein arianischer Priester, Florentinus oder Laurentius genannt, ein dem Aberglauben und schnödem Geize ergebener Mensch. Man sagt, daß dieser Florentinus Schatzgräberei getrieben und die Begräbnißstätten vornehmer Gothen, welche mit Schmuckstücken und kostbarkeiten begraben zu werden pflegten, in seiner Habgier entweiht und geplündert habe. Dieser Priester wollte das Ansehen des h. Benedict um jeden Preis schmälern, und da es ihm nicht gelang, gedachte er den Heiligen durch Gift zu tödten. Er sandte ihm vergiftetes Brod, in welchem jedoch der h. Benedict das darin enthaltene Gift sogleich erkannte. Nicht genug daran, schickte Florentinus sieben nackte Mädchen in den Klostergarten, um die Mönche zur Sünde zu verleiten.

Um den Verfolgungen dieses Priesters zu entgehen, verließ der h. Benedict Subiaco, wo er 35 Jahre gelebt hatte. Die Gegend, nach welcher er sich wandte, war das in südlicher Richtung etwa 20 Stunden von Subiaco entfernt gelegene alte Castrum Cassinum. Dies war früher eine berühmte Municipalsstadt am oberen Garigliano gewesen, aber in damaligen stürmischen Zeiten gänzlich zerstört worden.

Kaum war Benedict mit seinen Gefährten, über Affile, in der Richtung von Matri nach Süden hinziehend, ein paar Stunden von Subiaco entfernt, als ihm ein Jünger Maurus nachgeeilt kam und rief: „Kehre wieder um, Vater, denn Dein Verfolger, jener Priester, ist todt!“ Florentinus war nämlich bei der Nachricht von der Abreise Benedict's auf den Söller seines Hauses gegangen, um ihm nachzusehen: und als er, über seinen Sieg frohlockend, oben stand, brach der Söller unter ihm zusammen und zerschmetterte den Unglücklichen.

Paul Wagnersried oder der Diaconus erzählt: „Als Benedict von Subiaco nach Monte Cassino zog, flogen fortwährend drei Raben, die er zu füttern pflegte, um ihn und mit ihm: an jedem Scharwege, wo er an Ort und Stelle kam, erschienen in Gestalt von Jünglingen zwei Engel und wiesen ihm den richtigen Weg.“

Die Gründung des Mutterklosters der Benedictiner ist, wie man sieht, von den Schriftstellern gar zierlich ausgeschmückt worden, um auf die Phantasie des Volkes zu wirken.

Auf Monte Cassino diente ein alter Thurm, ein cyclopisches Bauwerk, dem h. Benedict zum Aufenthalte. Er begann nun den Altar niederzureißen, wo man dem Gotte Apollo opferte, zertrümmerte die Gözenbilder, verbrannte den Hain der Venus und ließ im Tempel des Apollo eine Capelle zu Ehren des h. Martin errichten, und eine andere unter dem Namen des h. Johannes an dem Orte, wo der Altar der



heidnischen Gottheit stand. Dann baute er ein großes Kloster, und wie die Sage erzählt, bemühte sich der Teufel, welcher zu jener Zeit überhaupt eine große Rolle spielte, dieses Werk zu hintertreiben, indem er die Quellen verstopfte, Steine unbeweglich machte, und das in der Nacht wieder einriß, was tagüber aufgebaut wurde. Allein der h. Benedict bezwang die Macht des Teufels, so daß er endlich genöthigt war, zu entfliehen.

Von dem Berge, auf welchem das Kloster steht, hat man eine der entzückendsten Fernsichten. Vor der Abendseite des Berges breitet sich die üppig-fruchtbare Landschaft von Capua aus. Zahllose Wasseradern rinnen von den Bergen und fließen in den Rapido und den Tivis zusammen, die sich bei Varigliano zum Flusse dieses Namens vereinigen. Zwischen Feldern, Weinbergen und Olivenhainen schlängeln sich diese Flüsse durch die blühende Landschaft; schimmernd weiß und vom Richte getränkt erglänzt in der Ferne das Meer, dem der Varigliano mit seinen Wellen entgegensteilt. Etwas mehr in der Richtung gegen Norden spiegelt sich in seinem blauen Golfe Gaëta; südlicher in gleicher Entfernung von etwa zehn Stunden liegt Capua und in zwanzigstündiger Entfernung das herrliche, ewig frische Neapel. Im Osten begrenzen die heiß-durchglühten Abruzzern den Horizont. Höher und lichtumflossen stehen im Norden die schneebedeckten Häupter der Apenninen, deren westliche Ausläufer der römischen Campagna ihr schönes Formen- und Farbenspiel verleihen. Der nächste höhere Punkt in dieser Richtung ist der Cairo, an dessen Abhängen, nur ein paar Stunden von Monte Cassino entfernt, Aquino gelegen ist. Dies Landschaftsgemälde, von der Klarheit des weichen südlichen Himmels übergossen und von der südlichen Sonne mit den wunderbarsten Farbentönen belebt, gehört wohl zu den schönsten in Italien.

Diesen Geschnack, sich in reizenden Gegenden anzusiedeln, haben die Jünger Benedicts niemals verläugnet.

Das heutige Kloster Monte Cassino ist aber nicht jenes, wie es der h. Benedict erbaut hatte. Wie wir in Heliot's Geschichte der Klöster- und Mitterorden lesen, sagte der Stifter von Monte Cassino die Zerstörung des Klosters und den Tag seines Todes voraus. Am sechsten Tage seiner Krankheit ließ er sich durch seine Schüler in die Kirche tragen, wo er das h. Abendmal empfing und am 21. März 543 starb. Sein Leichnam wurde in der Capelle des h. Johannes des Täufers begraben, wo auch seine Schwester, die h. Scholastika, bestattet wurde.

So lange Benedict lebte, konnte sich Monte Cassino ungeachtet des fortdauernden ostgothischen Krieges ruhig und ungestört entwickeln,

ja der ostgothische König Totila, obwohl Arianer, hegte für Benedict und seine Stiftung die größte Achtung. Als dieser Fürst im Jahre 542 mit seinem Heere in die Gegend von Monte Cassino kam und von der Heiligkeit Benedicts hörte, wollte er sich überzeugen, ob dieser Heilige wirklich den Geist der Prophezeiung habe. Er ließ dem Benedict melden, daß er zu ihm kommen werde, ließ aber, statt selbst zu kommen, seinen Schwerträger in königliche Gewänder kleiden und schickte ihn, umgeben von einer großen Geleitschaft, zu Benedict. Allein kaum hatte dieser aus der Entfernung den fingirten König heranziehen sehen, als er ihm zurief: „Leg' ab, mein Sohn, denn was Du trägst, gehört nicht Dir!“ Seitdem stand Benedict bei Totila in höchstem Ansehen. Totila begab sich selbst zu ihm, fiel vor ihm auf die Knie, horte aus seinem Munde die Voraussagung der ihm bevorstehenden Zukunft und war auf Benedicts Bitten gegen die Römer weniger grausam.

Allein 46 Jahre nach dem Tode des h. Benedict, im Jahre 589 wurde Monte Cassino, wie es der Stifter vorhergesagt hatte, zerstört.

Es ist unbekannt und unaufgeklärt, warum die Benedictiner über hundertundzwanzig Jahre lang nicht nach Monte Cassino zurückkehrten. Inzwischen war in Frankreich die Abtei Fleurn gegründet worden. Abt Munnoctus sendete einen seiner Mönche, den h. Aiguiph, nach Italien, um die Gebeine des h. Benedict zu holen, während die Nonnen von Mans Abgeordnete schickten, um die Gebeine der h. Scholastika für ihr Kloster zu erwerben. So kamen die Gebeine nach Frankreich in die Abtei St. Benedict an der Voire, ehemals Fleurn, was die Cassiner und andere Gelehrte in Abrede stellen, auch eine Bulle anführen, in welcher Papst Urban II. den Bannfluch wider diejenigen ausspricht, welche läugnen, daß der Körper des heil. Benedict nicht in Monte Cassino sei. Baronius und Andere aber halten diese Bulle für unterschoben. In St. Benedict an der Voire ruhen diese Gebeine in einem silbernen Sarge.

Alphons Dantier beschreibt in seinem, von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönten Werke „Die Benedictinerklöster in Italien“ das heutige Monte Cassino. Wir wollen diese Schilderung auszugsweise wiedergeben.

Durch das erste Thor, welches von zwei riesigen steinernen Löwen bewacht wird, tritt man in ein großes dunkles Gewölbe, das in einen Felsen gehauen ist und an welches sich der Tradition zufolge der Thurm angeschlossen, wo ehemals der h. Benedict wohnte. Schreitet man das Gewölbe hindurch, gelangt man zur Klosterpforte, wo jeder Gast freundlich aufgenommen wird. Sobald sich die Pforte öffnet, erblickt man die drei ersten Höfe in Form von Kreuzgängen, welche durch Hallen und Wälle

rien mit einander verbunden sind. Am äußersten Ende des Mittelhofes befindet sich eine prachtvolle Stiege, welche zur Kirche führt. Dantier meint, daß dieses Gotteshaus, obwohl es mit einem großen Aufwande hergestellt wurde, doch durch seine modern griechische Architectur keinen reinen ästhetischen Eindruck mache. Nach einem Zeitraume von fünf Jahren wurde sie vollendet, und der Einweihung wohnten zehn Erzbischöfe, dreißig Bischöfe, dann Richard Fürst von Capua, Gisulf, Fürst zu Salerno, Landulf, Fürst zu Benevent und andere Herren bei. Abt Desiderius, unter welchem dieses großartige Werk vollendet wurde, der von Constantinopel tüchtige Bauleute holen und Marmorsäulen, wie auch andere Materialien aus Rom kommen ließ, vergrößerte noch mit anderen Bauten das Kloster, dessen Reichthum sich durch ansehnliche Geschenke vermehrt hatte.

Die Klosterskirche zieren Bilder von Lucas Giordano, Franz Solimena: das Refectorium besitzt Gemälde von Franz und Veander Bassano. Die Bibliothek ist eine der werthvollsten und kostbarsten Italiens und besitzt ganz seltene Manuscripte. Sie zählt 20.000 Bände, das Archiv 500 Originaldocumente, Urkunden, Privilegien u. umfassend, welche Kaiser, Könige, Fürsten und Päpste dem Kloster verliehen haben.

Gegenwärtig ist Monte Cassino von 20 Mönchen bewohnt, welche ein Klosterseminar und das Clericalseminar der Diocese leiten, eine wohleingerichtete Buchdruckerei besitzen und sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen.

Es würde den Raum dieses Buches weit überschreiten, wenn wir die Thätigkeit der Mönche von Cassino, die wissenschaftlichen Arbeiten derselben auch nur flüchtig skizziren wollten; wir müssen uns darauf beschränken, die Geschichte dieses weltberühmten Klosters in Kürze zu erzählen, da eben Monte Cassino das Mutterkloster eines Ordens ist, welcher wichtige Dienste geleistet hat für die Civilisation der Menschheit, ein Verdienst, das auch die Gegner des Ordenswesens nicht abstreiten können. Heutzutage freilich kann der Benedictinerorden diese Mission nicht mehr erfüllen, weil andere Hände und andere Factoren dieselbe übernommen haben.

Die Geschichte Monte Cassino's bietet viele wichtige und interessante Momente. Wir bemerkten bereits, daß der h. Benedict Tag und Stunde seines Todes, wie auch die zweimalige Zerstörung des Klosters vorausgesagt habe. Leo von Ostia, ein Chronist von Monte Cassino, erzählt uns, daß diese Prophezeiungen richtig in Erfüllung gingen. Im Jahre 589 überfiel der erste Herzog der Longobarden, Zoto, das Kloster, plünderte es mit seinen Schaaren und brannte es bis auf den Grund nieder. Der Abt Bonit und seine Religiösen flüchteten sich, nahmen

einiges Geräthe und Bücher, darunter die vom h. Benedict geschriebene Ordensregel mit sich, dann das Gewicht des Brotes und das Maß des Weines, welches er zur Mahlzeit vorgeschrieben hatte. In Rom fanden sie beim Papste Pelagius II. eine freundliche Aufnahme, der ihnen ein Kloster neben dem Lateran zur Wohnung überließ.

Vertrieben von Monte Cassino dachten sie nicht daran, daß sie jemals wieder in ihre alte Häuslichkeit zurückkehren könnten. Doch waren sie nicht müßig und trugen viel dazu bei, daß der Orden auf der britischen Insel bei den Angelsachsen Aufnahme fand und die Bekehrung der dortigen Bevölkerung zum Christenthume in's Werk setzte.

Unter Papst Gregor II. kam ein reicher und angesehener Brescianer, Namens Petronax, nach Rom, welcher das zerstörte Kloster auf eigene Kosten wieder herstellte. Er verband sich zu diesem Zwecke mit Gisulf, Herzog von Benevent, welcher den Mönchen große Schenkungen machte, und auch späterhin, als mittlerweile Petronax zum Abte gewählt wurde, dem Kloster gewogen blieb. Sollen wir Helmut glauben, so wäre es Gregor II. gewesen, welcher Monte Cassino wiederherstellte, und Petronax, ein frommer gottesfürchtiger Mann, nur das Werkzeug, dessen er sich bediente. Petronax baute derselben Quelle zufolge zwei Klöster, und zwar jenes auf dem Berge und das andere unter dem Titel des h. Salvators an dem Fuße des Gebirges, wo später das heutige S. Germano entstanden ist. Auch Papst Zacharias war ein Förderer Monte Cassinos und kam selbst, um die neue Kirche einzuwihen. Bei dieser Gelegenheit gab er den Mönchen die vom h. Benedict geschriebene Ordensregel zurück, sowie das Gewicht des Brodes und das Maß des Weines, welches ihnen der Stifter vorgeschrieben hat. Er bestätigte alle Schenkungen und erklärte das Patrimonium von Monte Cassino außerhalb der bischöflichen Gerichtsbarkeit, ertheilte endlich den Abten bei Concilien und Versammlungen den ersten Rang nach den Bischöfen.

Monte Cassino erlangte nun eine solche Berühmtheit, daß der h. Abt Sturm von Fulda sich im Auftrage des h. Bonifacius daselbst einfand, um die Regel, die Observanzen und das Leben der Benedictiner zu studiren.

Ein anderer wichtiger Gast war Carlmann, Bruder Pipin des Kurzen, welcher den Frieden suchte, den ihm die Welt nicht bieten konnte. Er verabschiedete sich von seinem Bruder Pipin, übergab ihm seinen Sohn Drogo und ging nach Rom, wo er im Jahre 747 die geistliche Tonsur und das Mönchskleid aus den Händen des Papstes Zacharias empfing. Er begab sich hierauf auf den Berg Soracto, wo er neben der Kirche des h. Sylvester ein Kloster bauen ließ. Allein die vielen Besuche, welche er daselbst empfangen mußte, verleiteten ihn den Aufenthalt und

er ging nach Monte Cassino, wo er als einfacher Mönch lebte. Später als Vermittler in dem Streite zwischen Papst Stephan II. und Astolph, König der Longobarden, nach Frankreich geschickt, hatte seine Mission nicht den gewünschten Erfolg. Sei es nun, daß Carlmann einem geheimen Winke des Papstes folgte oder eine schlechte Aufnahme bei Astolph fürchtete, er kehrte nicht mehr nach Italien zurück, sondern ging in ein Kloster der Dauphine, wo er im Jahre 755 starb. Die sterblichen Ueberreste wurden seinem Wunsche gemäß nach Monte Cassino gebracht.

Sechs Jahre nach dem Tode Carlmanns ging der Longobardenkönig Ratchis, ebenfalls der Welt überdrüssig, nach Monte Cassino, wo er das Feld bebaute. Auf der Südseite des Berges befindet sich das kleine Feld, welches man den Weingarten Ratchis nennt. Seine Gemalin Tassis und seine Tochter Retrude nahmen ebenfalls das Ordenskleid und bauten in der Nähe von Monte Cassino das Kloster Piombavola, wo sie den Ordensregeln gemäß lebten. Es ist eben ein ganz eigenthümlicher Zug der damaligen Zeit, daß man bei den Stürmen und Kriegen, welche die Welt erschütterten, Zuflucht in einem Kloster suchte.

Im Jahre 787 kam Carl der Große nach Italien, und bei seinem Zuge durch den Süden kam er auch nach Monte Cassino, wo er am Grabe Benedicts auf der rothen Marmorplatte kniete, die man noch heute zeigt. Für den freundlichen Empfang, den er daselbst genossen, bestätigte er ihre Privilegien, bewilligte ihnen neue, gab den Religiosen den Titel Reichscapläne und den Aebten den Titel eines Erzkanzlers mit dem Rechte, daß vor ihnen das kaiserliche Banner getragen werden dürfe.

Auch der berühmte Geschichtschreiber der Longobarden, Paul Warnefried, dessen bereits erwähnt wurde, ging schmerzerfüllt über den Sturz seines Königs Desiderius und das Unglück seines Volkes zu den Montecassinern.

Unter dem Abte Gisulf, aus der Familie der Fürsten von Venevent entsprossen, nahm die Anzahl der Mönche so zu, daß er sein Augenmerk auf das vom Abte Petronax unterhalb des Berges gegründete Kloster richten mußte.

Der Abt Brotharius, ein kenntnißreicher Mann, Gründer und Befestiger von San Germano, ließ auch Monte Cassino befestigen, weil die Saracenen bereits in Calabrien eingedrungen waren. Allein seine Vorsicht war vergebens. Angelockt durch die reichen Schätze, welche sie im Kloster verborgen glaubten, überfielen sie während der Nacht Monte Cassino und legten es in Asche. Einige Mönche flohen in's Kloster S. Salvator. Mitten in diesen

Drangsalen verlor Abt Brotharius nicht seine Kaltblütigkeit. Er sprach den Mönchen Muth zu. Nachdem er einige von den getödteten Benedictinern begraben hatte, ging er hinab nach S. Germano, wo sich bereits andere Mönche aus der Nachbarschaft eingefunden hatten, welche in dem befestigten Kloster Zuflucht suchten. Aber die Saracenen kehrten wieder zurück. Abt Brotharius ließ alle Kostbarkeiten, welche von Monte Cassino gerettet wurden, nach Teano bringen, wohin sich die Mönche unter Führung des Priors Angelarius begaben. Brotharius und einige Getreue blieben zurück. Die Saracenen drangen in die Kirche ein, wo Abt Brotharius am Altare des h. Martin die h. Messe las. Unererschrocken stand er da. Als die Ruchlosen auf ihn stürzten, breitete er seine Arme aus, erhob die Augen zum Himmel und sprach: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ und empfing den Todesstreich. Die übrigen Mönche erlitten das gleiche Schicksal; dann wurde das Kloster geplündert und niedergebrannt. Brotharius wurde später heilig gesprochen.

Die in Teano versammelten Mönche, welche den Prior Angelarius nun zum Abte erwählt hatten, wurden von einem neuen Unglück betroffen. Bei einer Feuersbrunst, welche im Kloster ausbrach, gingen wichtige Manuscripte, Urkunden, Bücher, auch die vom h. Benedict geschriebene Ordensregel zu Grunde. Doch verloren die Mönche nicht den Muth, denn sie hielten Monte Cassino noch immer für das Haupt des Ordens, obwohl das Kloster in Schutt und Trümmern lag.

Abt Aligernus war es, welcher die im Lande zerstreuten Mönche wieder in Monte Cassino sammelte, die Gebäude aufführte und dem Kloster die früheren Besitzungen und Privilegien verschaffte. Der h. Nilus, welcher zu jener Zeit Monte Cassino besuchte, fand die Disciplin seines Lobes nicht unwürdig.

Es scheint jedoch, daß die strenge Observanz, welche unter Aligernus eingeführt wurde, unter dem Abte Manson einige Einbuße erlitt. Manson wurde von seiner Base, der Fürstin Aloaro, den Mönchen förmlich als Abt aufgedrungen. Er hielt eine große Anzahl in Seide gekleidete Hausgenossen, eine beträchtliche Anzahl von Wägen und Pferden, kurz, er geberdete sich wie ein kleiner Fürst, lebte auf ziemlich großem Fuße und besuchte auch den kaiserlichen Hof. Ein Schritt, nämlich der Bau einer Festung, erregte die Eifersucht der Fürsten von Capua, weil sie glaubten, Manson wolle sich zum Herrn der ganzen Provinz machen. Alberich, Bischof von Marsico, der den bischöflichen Stuhl seinem natürlichen Sohne überlassen hatte und sich gerne Monte Cassino's bemächtigt hätte, benützte die Unzufriedenheit der Fürsten von Capua und versprach seinen Mitverschworenen eine große Summe Geldes, wenn sie sich des Abtes Manson bemächtigten und ihm die Augen ausstechen wür-

den. Nachdem die Verbrecher, Mönche von Monte Cassino, die That begangen hatten und die Augen in ein Leinentuch gewickelt dem Bischof Alberich bringen wollten, begegneten sie auf dem Wege Leuten, welche ihnen mittheilten, Alberich sei in demselben Augenblicke gestorben, da Abt Manson so freventlich seines Augenlichtes beraubt wurde.

Unter den folgenden Abten gestalteten sich die Verhältnisse des Klosters zum Bessern. Es kamen gar vornehme Besuche; der h. Adalbert, Bischof von Prag, Johann von Görz und der h. Adilo von Clugny. Letzterer war ein sehr bescheidener Mann und wies den Antrag zurück, als Abt Theobald ihm bei der h. Messe assistiren wollte, ja er trug nicht beim Gange in's Chor den Krummstab, indem er sagte: „Wie sollte ein auswärtiger Abt in Gegenwart des Stellvertreters des heil. Benedict, des Abtes aller Abte, es wohl wagen, den Bischofsstab zu tragen?“ Später hielt sich Papst Leo IX. einige Tage in Monte Cassino auf. Er kam in Begleitung Gottfrieds, Herzog von Lothringen, der ein Hilfscorps dem Papste geschickt hatte, und seines Bruders Friedrich, päpstlichen Kanzler. Leo IX. bestätigte nicht nur alle Besitzungen der Abtei, sondern gab ihnen uneingeschränkte Gerichtsbarkeit über die Kirche St. Stephan in Terracina und über das Kloster des h. Kreuzes von Jerusalem in Rom.

Monte Cassino erhielt einen neuen Glanz unter der Regierung des Abtes Desiderius, den wir später als Papst Victor III. wiederfinden. Desiderius war der Sohn des Fürsten Landulph V. von Benevent. Von Jugend auf geistlichen Dingen zugewendet, trat er als Mönch in das Kloster und zwar gegen den Willen seiner Eltern. Seine Tüchtigkeit in allen geistlichen wie weltlichen Angelegenheiten verschafften ihm die Würde eines Abtes. Seit 1058 Abt, wurde er bald ein Freund und Genosse Jener, welche die Kirche aus dem tiefen Verfall wieder emporheben wollten. Er verschönerte und vergrößerte die Abtei, und ließ auch, wie schon früher bemerkt wurde, die prachtvolle Kirche bauen. Den Wissenschaften schenkte er eine besondere Gunst. Von den Schulen, die damals zu Monte Cassino blühten, sagt Pater Damiani, daß sie bei dem Unterrichte die Strenge der Heiligkeit nicht verringerten. Von Gelehrten erwähnen wir Albericus, welcher über Astronomie und Dialektik schrieb; Alphonus, Erzbischof von Salerno, der kundig der Musik und Medicin, Reden und Verse schrieb; Leo von Ostia, dem wir eine vortreffliche Chronik des Klosters verdanken; Constantin, der Afrikaner genannt, verfaßte medicinische Schriften (Basel 1536) 2c. 2c.

Als Robert Guiscard den Papst Gregor VII., den merkwürdigsten aller Päpste und Urheber des Eölibats, aus der Engelsburg befreit hatte, besuchte letzterer später den Abt Desiderius in Monte Cassino,

wo ja Gregor VII. in trüben Tagen eine so gastfreundliche Aufnahme fand. Gregor VII., welcher sich vor der Wuth der Römer nach Salerno retten mußte, starb daselbst im Exil. Als Abt Desiderius zum Papste gewählt wurde, wollte er diese Würde nicht annehmen und nur auf besonderes Andringen konnte er bewogen werden, sich mit der Tiara bekleiden zu lassen. Allein Victor III., so hieß er jetzt, starb wenige Monate nach seiner Wahl am 16. September 1087.

Abt Oderisius I. war noch der Mann, welcher den Glanz des Klosters auf jener Höhe erhielt, den es unter Abt Desiderius erreicht hatte. Dieses Ansehen vermehrte sich noch mehr, als Papst Urban II. bei seinem Besuche am Grabe des h. Benedict von einem Seitenübel geheilt wurde. Er erneuerte alle Privilegiums Urkunden, unterwarf die vom h. Maurus gestiftete Abtei Glanfeuil dem Mutterkloster zu Monte Cassino und verbot das Fest der Uebertragung des h. Benedict (nach Fleury). Unter den folgenden Abten erblich der Stern dieser berühmten Abtei. Der Abt Oderisius trogte dem Papste Honorius und Abt Rainald hielt es mit dem Gegenpapste Anaclet. Die Stellung, welche die Abte zu Monte Cassino im 12. und 13. Jahrhunderte zu den Königen von Sicilien und zu den Kaisern und Päpsten einnahmen, war weder der Klosterzucht noch den Wissenschaften günstig, und es gab damals Abte, welche mehr Krieger, denn Feldherren waren. Wie konnte es aber auch anders sein, da zu jener Zeit die Abte sogar zu diplomatischen Sendungen benutzt wurden und bei den fortwährenden Streitigkeiten sich ihrer Haut wehren mußten.

Im Jahre 1239 verjagte Friedrich II. die Monte Cassiner und besetzte das Stift mit seinen Soldaten. Die Ankunft Carl's von Anjou setzte die Mönche wieder in ihre alte Thätigkeit ein. Erwähnenswerth ist der Versuch des Papstes Cölestin V., die Monte Cassiner in Cölestiner umzuwandeln. Er besuchte zu diesem Zwecke selbst das Kloster und setzte den Bruder Angelarius, einen Cölestiner, zum Abt ein, welcher den Monte Cassinern unter Androhung von Gefängnißstrafen die graue Cölestinerkutte aufbürdete, und jene, welche diesem Befehle nicht nach kommen wollten, aus dem Kloster jagte. Mit der Erhebung Bonifaz VIII. auf den päpstlichen Stuhl hörte diese Neuerung auf.

Durch die Bulle des Papstes Johannes XXII. vom Jahre 1321 wurde die Kirche zu Monte Cassino zur Cathedral und die Mönche zu Cathedral-Canonikern erhoben; allein da die von Avignon aus ernannten Bischöfe, weil damals die Päpste dort residirten, als fremde Sæcularbischöfe sich wenig um das Stift, aber desto mehr um die reichen Ein-

künfte künimerten und nach Gutdünken schalteten und walteten, da sich hiezu noch Empörung der Stiftsvasallen, Verwüstungen und Plünderungen der Ungarn gesellten, so war diese Zeit nicht geeignet, das Gedeihen Monte Cassino's zu fördern. Papst Urban V., ein Benedictiner, machte diesem Wirrsale ein Ende, indem er Andreas de Faenza, Benedictiner der Camalduneser-Congregation, zum Abte einsetzte und die übrigen Klöster zu Beisteuern bewog, um die zerstörten Gebäude wieder aufbauen zu können.

Die Kämpfe, deren Schauplatz im 15. Jahrhundert Neapel war, und die Aufstellung von Commendatar-Abten, schlugen der Abtei tiefe Wunden. Erst der auf Befehl des Papstes Julius II. zu Stande gebrachte Anschluß an die, durch den Benedictiner von Padua, Ludovico Barbo, veranlaßte Benedictinerkloster-Congregation der h. Justina, rettete das Stift vom gänzlichen Ruin.

Auch die Zeit der französischen Invasion war für Monte Cassino keine erfreuliche. Das Kloster mußte 100.000 Ducaten Contribution zahlen. Nicht genug daran, wurde der Abt Vaccarelli beschuldigt, eine Volkserhebung angestiftet zu haben und ihm vom General Championnet mit dem Verluste seines Kopfes gedroht, falls ein Attentat gegen einen Franzosen verübt würde. Obwohl Abt Vaccarelli Anordnungen getroffen hatte, daß alle Waffen abgeliefert und kein Handstreich unternommen werde, so kam doch eine Abtheilung Franzosen nach Monte Cassino und plünderte die Kirche, Sacristei, die Bibliothek und das Archiv. Um letzteres zu schützen, war von den Mönchen der Messe des gelehrten Chronisten Erasmus Vattola, ein junger Benedictiner, zurückgeblieben. Er stellte sich zur Thür des Archives, um die in wilder Raserei anstürmenden Soldaten aufzuhalten, bis er, von den Säbelhieben eines Wüthenden tödtlich getroffen, niedersank. Die Officiere, über die That empört, verlangten, daß der Mönch den Schuldigen nenne. Aber er verweigerte opfermuthig jede Auskunft.

Josef Buonaparte war der Abtei gewogen und versprach ihnen jede Unterstützung; allein die veränderten Zustände konnten nicht ohne Rückwirkung auf Monte Cassino bleiben.

Ein Decret vom Jahre 1806 verordnete die Aufhebung aller Häuser dieses Ordens im Königreich Neapel. Nur mit Rücksicht auf die großen Verdienste, welche dieser Orden dem Lande und den Wissenschaften geleistet habe, wurden zwar die Güter eingezogen, aber die Bibliothek und das Archiv dem Kloster reservirt. Zwanzig Mönche wurden zur Bewachung des Bücherschatzes zugestanden, ebenso das Hauptgebäude sammt Einrichtung und eine Villa in der Umgebung als

Wohnung. Durch diese Organisation sank das Kloster zu einer Anstalt und der Abt zu einem Director herab.

Nach der Restauration der Bourbonen in Neapel suchte die Abtei die verlorenen Güter wieder zu erhalten, aber die Revolution des Jahres 1820 brachte neue Stürme. Später kam die Revolution des Jahres 1848, welche auch Italien nicht verschonte.

Gegenwärtig ist Monte Cassino ein stiller Ort; in den weiten Gängen, Gallerien und Sälen herrscht Ruhe, und der Glanz des Klosters, der weithin leuchtete, ist für immer erblichen.





VII.

Leukatheä, die geheimnißvolle Nonne.

Sieh! da sinkt herab vom Haupte
Mir mein schöner Rosenkranz,
Den ich unverwundlich glaubte.
Welket! Hin ist Duft und Glanz!



achdem ich die Priesterweihe erhalten hatte, erzählte der Beichtvater eines Nonnenklosters in Tirol, ward ich Caplan bei einer kleinen Dorfgemeinde. Hier wendete ich meine Menschenkenntniß zum Nutzen meiner Anvertrauten mit gutem Erfolge an und vermehrte sie durch unablässiges Studium meiner Pflegekinder. Nach Verlauf dreier Jahre ward ich als Frühprediger in eine Stadt versetzt. Meine Bauern verloren mich ungern. Sie hatten mich alle wie ihren Vater geliebt — ich sah Greise bei meinem Abschiede weinen wie Kinder. In meiner neuen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, andere Menschen kennen zu lernen; mein Wirkungskreis ward in dem Grade beschränkter, in welchem die Herzen meiner städtischen Unterthanen verschloß-

jener gegen mich waren. Doch gewann man mich auch lieb, aber nicht mit jener Herzlichkeit, als das bessere unverdorrene Landvolk. So kam ich in verschiedene Stellen, bis ich endlich zum Seelsorger am Ursulinerinnenkloster ernannt wurde. Hier öffnete sich mir ein neues Feld. Ich hatte im Beichtstuhle häufig Gelegenheit gehabt, das weibliche Herz kennen zu lernen, von der Bauerndirne bis zur vornehmsten Dame, durch alle Abstufungen und Alter, von den reinsten Engelherzen bis zur gesunkensten Buhlerin. Nirgends hatte ich die Grundzüge des weiblichen Herzens vermisst.

Hier im Nonnenkloster habe ich die fürchterlichsten Thatfachen gesammelt, die so leicht kein Menschenkenner zu sammeln Gelegenheit hat: denn an diesem geweihten Orte stehen nur dem Beichtvater die Herzen offen — und auch diesem nicht immer. Dieses ewige, rastlose Streben der allgewaltigen Natur gegen die Kerkerwände dieses Gott geweihten Zwanges, in der Religion kalter Umarmung, aus der sich jene Unglücklichen vergebens zu winden suchen, und es nicht vermögen. Dieses ewige Zurückdrängen ihrer heißen Gefühle, dieses Verstecken ihrer Wünsche unter bloßem Scheine von Heiligkeit — dieses ewige Ersticken der Forderungen einer weiblichen Natur. — O! das gebärt bei jungen Nonnen die schauerhaftesten Entschlüsse, stürzt manche in Verzweiflung.

„Gram ist wahrer Tod des Lebens,
Freude Lebenssonnenschein.“

Ich muß eine Menge der fürchterlichsten Erfahrungen unterdrücken, die ich als Beichtvater und Seelsorger an diesem Kloster seit meiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung daselbst gemacht habe. Manches schreckliche Geheimniß ruht auf meiner Seele — aber als Beichtvater habe ich Verschwiegenheit gelobt — und sie sollen in meiner Brust begraben bleiben, und mit mir sterben, jene Munden des Kammerers. Ein einziges Factum hebe ich aus — weil es nicht sowohl ohne Verletzung meines beichtväterlichen Schwures geschehen kann, sondern weil mir jene Person stillschweigend den Auftrag dazu ertheilt zu haben scheint. Diese Erzählung faßt nicht etwa einen Zeitraum von Tagen oder Monden in sich — nein, sie umschlingt mehrere Jahre.

Die Ursulinerinnen hatten zu mir alle das Zutrauen wie zu ihrem Freunde, wie zu ihrem Vater; jeder mußte ich Zweifel lösen, und besonders unternahm die Abtissin nie etwas, ohne mich dabei zu Rathe zu ziehen. Eines Morgens, es war der heilige Abend vor Mariä Heimführung, wurde ich durch die Klostermagd zur Abtissin gerufen. Als ich zur Pforte kam, brachte mich die Pförtnerin in der Abtissin Schlafcabinet und hieß mich da warten. Sie wollte die Abtissin rufen, sagte

sie und ließ mich stehen. Dies fiel mir nicht wenig auf; denn bei allen Besuchen, die ich bei ihr schon so vielmal abgelegt hatte, war ich noch allezeit in ihr Besuchzimmer geführt worden. Bald darauf erschien die Domina selbst und bat mich auf's höflichste um Verzeihung, daß sie mich nicht in ihr Besuchzimmer habe führen lassen: sie habe eine Fremde darin, sagte sie, worüber sie mich vorher sprechen wolle. „Denken Sie, ehrwürdiger Pater,“ fing sie nach den vorausgeschickten gewöhnlichen Complimenten und Entschuldigungen an, „heute früh, als die Pfortnerin mit Tagesanbruch die äußere Pforte öffnete, fand sie ein fremdes Mädchen auf dem Steine an der Pforte sitzen: die Pfortnerin vermuthete, daß sie vielleicht schon die ganze Nacht da gesessen habe. Sie fragte, was sie wolle. Sie begehre hier in das Kloster, war ihre Antwort. — Die Pfortnerin fragte: zu wem? Sie wünsche hier als Nonne, sei es auch bloß als Laienschwester oder als Magd aufgenommen zu werden. — Die Pfortnerin fragte nach ihrem Namen und Geburtsort. Sie nennt ihr beides und wünscht die Aebtissin zu sprechen. Die Pfortnerin führte sie zu mir. Sie beantwortete mir alle Fragen ebenso wie der Pfortnerin. Ich stellte ihr vor, daß dermalen keine Stelle in unserem Convent erledigt wäre, und wir nicht gewohnt seien, über die von den Stiftern festgesetzte Zahl anzunehmen. Und wenn wir sie auch annähmen, so ginge das sogleich nicht an, sie müßte erst in einem Vierteljahre dreimal anhalten.*) Darauf war das Mädchen traurig, sank zu meinen Füßen, weinte bitterlich, und bat um Gotteswillen, sie anzunehmen, sie wäre sonst von aller Welt verlassen, und wenn wir sie aus dem Kloster verstießen, ging ihr Weg von uns zum ersten tiefsten Wasser.

Ich war verlegen, weil es mir gar zu sehr auffällt, daß ein junges schönes Mädchen in unseren Tagen dringt, in's Kloster aufgenommen zu werden. Ein Zug auf ihrer Stirne schien mir das zu bestätigen, womit sie drohte, wenn wir sie nicht aufnähmen. Deshalb schickte ich zu Ihnen, ehrwürdiger Pater, um Ihren guten Rath in dieser Sache zu vernehmen. Sie sitzt in meinem Besuchzimmer und wartet mit Zuthern auf meine Antwort.“

Ob ich etwas Bestimmtes dazu sagen kann, antwortete ich der Aebtissin, muß ich sie selbst sehen und mit ihr sprechen.

Die Aebtissin führte mich in ihr Besuchzimmer.

Ich fand dort mehr als ich vermuthet hatte. Ein junges Mädchen von ausnehmender Schönheit, herrlichem Wuchse. Ihre Gesichtsbildung edel und durch den Kummer, der jetzt darauf herrschte, noch verschönert. Ihre Augen waren schwarz und blickten majestätisch durch

*) Das ist in den meisten Klöstern gebräuchlich.

ihre Thränen. Schwarz war ihr lockiges Haar und hochgewölbt ihr Busen. Ihre Kleidung war äußerst einfach bürgerlich. Auf den ersten Anblick schon schien sie mir ein feines Bürgermädchen, das irgend ein Unglück zu diesem Schritt bewogen hatte. Ich redete sie an: Ist es Ihr ernstlicher Wille, in dieses Kloster aufgenommen zu werden?

Mit einem festen Blicke und standhaftem Tone antwortete sie: Es ist mein fester, unwandelbarer Wille.

Ich. Was ist es, das Sie zu uns führt? Ihr's Armuth, unglückliche Liebe, Eigensinn, Laune oder wirkliches Gefallen am Klosterleben und innerer Trieb zur Einsamkeit?

Sie. Nichts als innerer Trieb, Gott in der Einsamkeit meine Lebenszeit zu widmen.

Ich. Ein edler Vorsatz! Können Sie aber auch dafür bürgen, daß Ihr Sinn sich nicht ändere?

Sie. Das muß mein Probejahr beweisen.

Ich. Und wußten Sie sonst keine Zuflucht in der Welt als dieses Kloster?

Sie. Keine sonst.

Ich. Glauben Sie nicht, auch in einem anderen Kloster Gott so gut zu dienen, als hier?

Sie. Nein. Ich habe es der Aebtissin schon erklärt.

Ich mochte hier nicht weiter in sie dringen, doch konnte ich nicht umhin, ihr noch folgende Fragen vorzulegen:

Und gesetzt, unsere Verhältnisse gestatteten es uns nicht, Sie auch mit unserm besten Willen aufzunehmen?

Sie. So würde ich zu beklagen sein.

Ich. Und was würden Sie dann thun?

Sie. Ich würde mich in's erste Wasser stürzen, das ich fände.

Ich. Also ist's Verzweiflung, die Sie zu mir führt, die Sie zum Kloster bestimmt? Ein solches Opfer würde Gott nicht angenehm sein.

Sie. Nennen Sie das nicht Verzweiflung! Und gesetzt, sie wäre es, die Folge würde beweisen, daß ich mit Freud'n Gott in diesem Stande dienen würde.

Ich. Glauben Sie nicht, daß man Gott auch außer dem Kloster gefällig dienen kann?

Sie. O ja!

Ich. Aber warum verlangen Sie so ängstlich in's Kloster?

Sie. Weil ich nicht mehr in der Welt sein kann — weil mich nichts mehr an die Welt fesselt.

Ich. Haben Sie vielleicht ein Verbrechen auf sich geladen, weshalb sich die Welt von Ihnen lossagt?

Sie (lächelnd). Verbrechen? Nein. Ich bringe Gott ein reines Herz.

Ich. Wissen Sie, ob Ihre Freunde Ihren Entschluß nicht mißbilligen würden?

Sie. Ich habe keine Freunde.

Ich. Oder Ihre Eltern? Ihr Vater, Ihre Mutter?

Sie. Ich habe keinen Vater mehr.

Ich. Oder Ihre Mutter?

Sie. Meine Mutter ist schon lange todt.

Ich. Wer sind Sie? und woher kommen Sie?

Sie. Ich bin eine arme Waise, komme aus U**no. Mein Vater war ein Kaufmann. Aber er ist verunglückt.

Ich. Ihr Name?

Sie. Ach was liegt am Namen? Johanna P**na.

Ich gab der Aebtissin vorderhand den Rath, sie als Laienschwester anzunehmen.

Auf ihren Knien dankte uns das Mädchen dafür. So herzlich hat mir noch keine von allen gedankt, die ich je ins Kloster aufnahm, sagte die Aebtissin und drückte mir die Hand, als das Mädchen zur Gesellschaft der übrigen Nonnen gegangen war. Was halten Sie von ihr?

Ich muß gestehen, sagte ich, daß ich mein Urtheil über sie suspendire. Doch scheint sie mir etwas überspannt, gab ich ihr zur Antwort.

Das meinte ich auch, sagte die Aebtissin; und ich danke Ihro Ehrwürden, daß Sie mir gerathen haben, sie bei mir zu behalten, — vielleicht daß, wenn ich sie abgewiesen hätte, sie in's Wasser gesprungen und ich an ihrem Unglücke Schuld gehabt hätte.

Der Erfolg wird es lehren, sagte ich, was wir von dieser räthselhaften Person zu erwarten haben.

Schon am andern Morgen, als ich in die Sacristei kam, mich zur Messe anzukleiden, sagte mir die Aebtissin mit vielen Freuden, daß sie noch kein besseres Mädchen gekannt habe als dieses; daß sie äußerst thätig, folgsam, geduldig und unverdrossen sei. Sie, die Aebtissin habe beschlossen, sie der niedrigen Arbeit zu entlassen und sie als Chorjungfrau anzunehmen.

Sie hielt auch Wort und Johanna's Dankgefühl war unbeschreiblich. Von jetzt an war sie der Gegenstand meiner Beobachtungen.

Sie war fleißig, gehorsam der Aebtissin auf ihren Wink, ja noch mehr als gehorsam, zuvorkommend und unverdrossen in allem, was man ihr auftrug; freundlich gegen ihre Mitschwesteren, denen sie alles zu Gefallen that, was sie nur wünschten. Dadurch erwarb sie sich die Achtung Aller. Aber mit keiner hielt sie besondere Freundschaft. Eine war

ihr so lieb als die andere und mit keiner gab sie sich besonders ab. Der Aebtissin war das lieb, weil sie dadurch versichert wurde, daß keine Parteilucht und Cabale, die sonst in Nonnenklöstern bei vertrauter Freundschaft einzelner unter einander gegen die übrigen, und von diesen gegen jene einzelne unvermeidlich ist, entstehen würde.

Johanna wendete ihre Zeit so nützlich an, daß ich wohl behaupten kann, sie ließ keinen Augenblick unbenützt vorübergehen. In der Kirche betete sie andächtig — mit solchem Gefühle, mit solch' einer Ueberzeugung und Wahrheit, daß die Aebtissin davon gerührt wurde und sie allen andern Nonnen zum Muster darstellte. Die Zeit außer der Kirche wendete sie zur Arbeit an; im Sticken und saubern Nähen übertraf sie alle ihre Mitschwestern bei weitem. Aber darin machte sie eine Ausnahme, daß, wenn ihre Mitschwestern im Garten spazieren gingen oder sonst ein Vergnügen genossen, sie nie Theil daran nahm, so sehr sie die anderen darum baten; selbst wenn ihr die Aebtissin sagte, sie möchte zu den Andern im Garten gehen, bat sie sich von dieser aus, im Kloster bleiben zu dürfen. Im strengsten Wortverstande schöpfte sie keine andere Lust, als die zwischen den Klostermauern.

Ich und die Aebtissin hofften von Zeit zu Zeit, es werde sich Jemand melden und sie zurückbegehren oder sich nach ihr erkundigen. Aber Niemand fragte nach ihr. Sie schien wirklich, wie sie zu mir gesagt hatte, keinem Menschen anzugehören. Wir gaben in allen Zeitungen Acht, ob ihre Person vielleicht als eine Entlaufene beschrieben würde, aber auch das fand sich nicht. Je länger ich diese Person beobachtete, desto räthselhafter wurde sie mir. Ich hatte sie im Anfange für überspannt gehalten, allein bald mußte ich sie ihres feinen, sittlichen Betragens wegen allen anderen Nonnen vorziehen. Wenn ich mit ihr sprach, zeigte sie ungemeinen Verstand. Obwohl ich sie in einem gewissen Grade von Schwärmerei nicht ganz lossprechen konnte, so bat ich ihr doch mein vorgefaßtes Urtheil im Stillen ab. Sie schien sich gern mit mir zu unterhalten, und ich suchte geflissentlich ihren Umgang, weil ich hoffte, sie im Gespräche auf Dinge zu leiten, aus denen sie sich verathen mußte; allein sie wußte mir immer so geschickt auszuweichen, daß es mir aller meiner Mühe ungeachtet nie gelang, etwas mehr zu erfahren, als was ich von ihr wußte, und das war im Ganzen äußerst wenig — so viel als gar nichts. Ich erlaubte es mir sogar, ich gestehe es, in der Veichte an ihr zu forschen. Aber auch da gelang mir es nicht. Ein Jahr war verstrichen und Johanna ward melancholisch. Sie betete halbe Tage lang in der Kirche vor dem Bilde der Santa Maria del Pianto, und das so eifrig, daß sie Alles rings um sich her zu vergeffen schien. Ich selbst beobachtete sie oft bei solch' einem stillen Ge-

betete und war ihr ganz nahe, ohne von ihr im Geringsten bemerkt zu werden. Ihre Miene hatte etwas Unbeschreibliches. So malt man die Heiligen, wenn sie entzückt sind und Erscheinungen haben. Fest waren ihre Blicke auf die weinende Maria gerichtet, in ihnen glänzte Hoffnung und Vertrauen; sie bewegte die Rippen kaum bei ihrem Gebete, aber ihr Gesicht, glühend vom heiligen Feuer der Andacht, zeigte es zu deutlich, daß sich ihre ganze Seele dem Weltgeföhle entraug und sich mit ihrem Gotte unterhielt. Ihr Busen wallte ungestüm; tiefe, ängstliche Seufzer preßten sich aus ihrem Innern wie unter einer schweren Last hervor, als wenn sie etwas Großes auf ihrem Herzen hätte. Sie schien, wenn sie so mit ineinandergeschlagenen Händen leblos vor dem Bilde kniete, auf eine Stimme zu lauschen, dann bewegte sie ihre Rippen ein wenig, als wenn sie einem unsichtbaren Wesen antwortete. So konnte sie ganze Nächte und halbe Tage unbeweglich vor dem Bilde knien, ohne sich stören zu lassen, ohne sich zu bewegen. Ein todter Leichnam schien sie, dessen Seele völlig aus ihm abwesend, und der für Alles um und neben ihm unempänglich ist, da zu knien. Mir ward fürchterlich bei diesem Gebete zu Muth. Sie ward immer trauriger, finster, in sich verschlossener und zehrte sichtbar ab. Die Aebtissin und alle Nonnen hielten sie für eine lebendig auf Erden wandernde Heilige; sie war allen zum Muster und Nachahmung im Gebet und guten Werken, und ich zitterte für ihren Verstand. An ihrem anhaltenden eifrigen Gebete, an der Abwesenheit ihrer äußeren, sinnlichen Empfindungen, an ihrer Verschlossenheit erkannte ich untrügliche Spuren des sich bald einstellenden Wahnsinnes, der gewöhnlichen Folge übertriebener Schwärmerei. Bei dem dunkeln und abergläubischen Erkenntnißvermögen der Nonnen, die das Alles als eine sonderbare Gabe des heiligen Geistes ansahen, durfte ich meine Muthmaßung nicht laut werden lassen, so bittere Vorwürfe mir mein Gewissen auch machte, daß ich vielleicht den Verstand einer Person retten könnte, wenn ich die Aebtissin aufmerksam machte, da ich durch mein Zögern und Stillschweigen einst allein Schuld daran sein könnte, wenn eine verspätete Cur in der Folge vergebens wäre. Ich suchte im Beichtstuhle sowohl, als in Gesprächen, was jetzt seltener war, da sie sich von aller menschlichen Gesellschaft immer mehr und mehr zurückzog, seit sie so enthusiastisch betete, auf Spuren des Wahnsinnes zu stoßen, und versuchte, ob sie sich vielleicht widerspreche oder Scrupel hege und Gewissenszweifel habe. Dieses sind sonst die gewöhnlichen Kennzeichen des aus übertriebener Andacht entstehenden Wahnsinnes; allein davon fand ich bei ihr nicht die geringste Spur. Vielmehr antwortete sie in Allem zweckmäßig und bescheiden, so sonderbar ihr auch manche meiner Fragen vorkamen.

Ich fragte sie zum Beispiel: Haben Sie keinen geheimen Kummer? und sie antwortete: Nein! denn wenn er heimlich wäre, würden Sie nicht glauben, ihn an mir zu bemerken.

Ich. Aber Sie haben doch irgend ein Anliegen?

Sie. Welcher Mensch kann sagen, daß er keine Gegenstände hätte, die ihn zuweilen mißmuthig machen?

Ich. Sie haben Recht. Demzufolge haben Sie auch welche.

Sie. Und woher muthmaßen Sie das von mir?

Ich. Sie beten so inbrünstig.

Sie. Soll man nicht eher andächtig zu Gott beten, bis man in Noth ist?

Ich. Sie scheinen aber recht inbrünstig, so recht mit ganzer Seele zu beten?

Sie. Man muß nichts halb thun, am wenigsten das Gebet.

Ich. Wenn Sie ein Anliegen haben, gutes Kind! o so entdecken Sie mir's, daß ich Ihnen helfen oder Sie wenigstens trösten kann.

Sie. Sie meinen es recht gut mit mir, ehrwürdiger Pater; ihre Güte verdient Zutrauen; aber ich habe Ihnen wahrhaftig nichts zu entdecken.

Ich. Aber Sie sind doch zeither so traurig, so verschlossen.

Sie. Guter Pater! Sind Sie das zu Zeiten nicht auch? Welcher Mensch kann sich rühmen, zu einer Zeit so aufgeräumt wie zur andern zu sein? Wer besitzt jenen gepriesenen philosophischen Gleichmuth in einem so hohen Grade?

Ich. Aber Sie sind krank — Sie sehen so blaß — gestehen Sie es nur, Sie haben einen heimlichen Kummer.

Sie. Ich will's nicht läugnen.

Ich. Und dürfte ich ihn wissen?

Sie. Er ist zu unbedeutend für Sie.

Ich. Und doch wünschte ich —

Sie. So verzeihen Sie. Unter Allem, was mir wehe thun konnte, schmerzt mich nichts mehr, als verkannt zu werden. Wenn uns Neider und Thoren verkennen, uns in's Gesicht schmähen — das kann man ertragen. Aber Argwohn von gebildeten, vernünftigen Menschen ist mir das schmerzlichsste. Es haben mich einige des Klosters für eine entsprungene Verbrecherin, und Gott weiß, wofür noch Alles ausgesprochen. Das greift mich an — ehrwürdiger Herr; denn der Verstand ist noch das einzige, worauf ich als Mensch mich berechtigt glaube, stolz zu sein.

Ich fand mich durch ihre Antworten so in die Enge getrieben, daß ich mich nur durch folgende, für mich eben zu keinem Compliment ge reichende Antwort aus der Schlinge ziehen konnte:

Ueber den Verstand, liebe Tochter, kann Niemand besser urtheilen, als Gott! Menschenurtheile sind schwach und nichtig. Ich halte Sie und meines Wissens alle geistlichen Jungfrauen dieses Klosters für verständig, fromm und gut. Wenn man Scrupel über Ihre Abkunft haben sollte, so könnten Sie dieselben am besten dadurch widerlegen, daß Sie zeigten, wer Sie wären.

Sie. Ich bin ein ehrliches Mädchen! Dieses fort und fort zu beweisen und durch Handlungen zu zeigen, ist mein einziges Bestreben.

Wieder fehl geschossen, sagte ich zu mir selbst, als sie den Beichtstuhl verlassen hatte, dennoch wurde ich nicht müde, sie ferner eben so genau und noch genauer als seither zu beobachten.

Sie blieb ebenso niedergeschlagen als vorher — betete eben so inbrünstig und ihr trauriger Gemüthszustand schien mehr zu= als abzunehmen. Ich theilte meine Besorgnisse der Aebtissin in der Folge über Johanna's Zustand mit, weil ich glaubte, ihr Verstand werde bei der immer tiefern Schwermuth leiden.

Lächelnd sah mich die Aebtissin an und sagte: Ihre Sorge kommt zu spät.

Wie? sagte ich erschrocken, und glaubte schon, es sei um Johanna's Verstand gethan.

Oder, wenn Sie lieber wollen: zu früh, fuhr die Aebtissin fort. Johanna ist jetzt recht munter. Ihre blühende Farbe ist wiedergekehrt; sie ist wieder gesellig, und sieht mit Freude dem Tage ihrer Entleidung entgegen, der in einem Vierteljahre sein wird. Sie hat ihr Probejahr wacker bestanden.

Indem trat Johanna zur Thüre herein. Sie sah vollkommener aus. Eine muntere Gesichtsfarbe überzog das noch vor einigen Tagen todtenbleiche Gesicht, ihr Auge strahlte Heiterkeit und ein freundliches Lächeln überzog ihren Rosenmund.

„Ach, und dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wär unser Erdenleben!“

Da bringe ich Ihnen, sagte sie zur Aebtissin, meine aufgetragenen Arbeiten, indem sie ein Körbchen mit prächtigen Stickereien und niedlichen Arbeiten auf den Tisch setzte, und bitte Sie um andere Arbeit und gütige Zurechtweisung.

Die Aebtissin sah bald sie, bald die Arbeit an. — „Das hast du in der kurzen Zeit von acht Tagen vollendet?“

Ja, sagte Johanna, und mit Freuden begonnen und mit Freuden vollendet.

Aber so viel und Alles so schön! — so vortrefflich! — Mädchen! Mädchen! ich glaube, du schläfst des Nachts nicht und arbeitest. Strenge dich nicht zu sehr an, es wäre schade um deine gesunden Augen.

Sie gab ihre neue Arbeit vor und mit einer bescheidenen Verbeugung eilte Johanna munter zum Zimmer hinaus.

Sehen Sie nur die vortreffliche Stickerei, die das Mädchen liefert, die niedlichen, eleganten Arbeiten, sagte die Aebtissin zu mir, als sich Johanna entfernt hatte, und in so kurzer Zeit.

Ich gesteh' Ihnen gerne, sagte ich zu ihr, daß ich nicht weiß, was ich aus ihr machen soll. Je länger ich sie kenne, je mehr werde ich in ihr irre. Ich habe doch mancherlei Geschöpfe kennen gelernt, aber an dieser scheitert alle meine Menschenkenntniß. Erst melancholisch — auf einmal dann heiter.

Auch ich weiß nicht, was ich aus ihr machen soll, erwiderte die Aebtissin. Doch wünschte ich mir gerne alle meine Nonnen so gut, so fromm und folgsam wie diese. Ich versichere Ihnen, ich habe noch kein so herzensgutes Mädchen kennen gelernt wie diese. Niemand fragt nach ihr — wer sie wohl fein mag? — sollte es sich nicht dereinst entüllen?

Wenn es der Zufall nicht in der Folge noch aufklärt, sagte ich, werden wir es wohl schwerlich erfahren, denn aus ihr bringen wir einmal nichts.

Ich habe einigemal die Probe gemacht, sagte die Aebtissin, und sie gefragt, wie sie heiße. Sie bleibt aber treulich bei ihrer ersten Angabe. Wenn ich dann fortfuhr und sagte: Johanna! sage die Wahrheit und du bist zuverlässig mehr als du scheinst — da schlug sie die Augen nieder, ward traurig und sagte: Ich habe die Wahrheit gesagt — und ich bin ein ehrliches Mädchen. Fragte ich weiter: Wo ist dein Vater? so erwiderte sie: Ich habe keinen Vater mehr und meine Mutter ist schon lange todt. Stumme Thränen schlichen dann aus ihrem Auge. Ich mag das arme Mädchen nicht mehr damit quälen und frage sie gar nicht mehr. Aber sicher ist sie weit mehr als sie scheint.

Ich. Ist noch gar keine Nachfrage nach ihr gekommen?

Aebtissin. Nicht die geringste.

Ich. Oder wissen Sie nicht, ob sie vielleicht Briefe schreibt und heimlich fortgeschickt?

Aebtissin. Das kann sie ja nicht. Alles, was aus dem Kloster kommen soll, und vorzüglich die Briefe, gehen durch meine Hand.

Auch müßten Antworten auf ihre Briefe kommen. Aber von beiden habe ich nicht das Geringste gesehen. Sie hat noch nicht einen Buchstaben geschrieben, wenigstens in keinem Briefe.

Sie sollten mit der Einkleidung doch Anstand nehmen, — sagte ich nach einer Pause — wer weiß, es könnte doch noch Nachfrage wegen ihr geschehen.

Aebtissin. Ich glaube nicht.

Ich. Wenigstens sollten Sie suchen, das Probejahr zu verlängern.

Aebtissin. Habe ich das nicht schon? Und ich muß Ihnen nur sagen, Johanna dringt auf ihre Einkleidung. Sie kann die Zeit kaum erwarten.

Ich. Wie aber, wenn dieser Eifer der Novize nur flüchtig, nur vorübergehend wäre — wenn einst die Reue —?

Aebtissin. Dafür bürgt mir Johanna's Herz und die musterhafte Standhaftigkeit, die sie während des Probejahres bewies.

Ich. In jedem Falle glaube ich, daß Behutsamkeit hier Klugheit wäre.

Aebtissin. Gewiß. Aber wie ich Ihnen sage, sie verräth eine so ausschließliche Neigung für's Klosterleben, daß Reue hier gar nicht denkbar ist.

Ich. Nehmen Sie das nicht immer für Neigung, was vielleicht Affectation aus einem unverständlichen Gefühle ist.

Aebtissin. Ich glaube, daß das bei dieser nicht der Fall ist.

Johanna ward jetzt munter, ihre Gesundheit blühend. Aber trotz der wiederkehrenden Freude, hielt sie sich immer von ihren Gespielinnen abgezogen. Thätig war sie immer, und ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit machten der Aebtissin mit jedem Tage neue Freuden.

Ich hatte mir von der Aebtissin ausgebeten, sie zu ihrer Einkleidung vorzubereiten, und sie überließ mir das gern, weil sie überzeugt war, Johanna würde — von mir vorbereitet — den Schritt mit desto mehr Festigkeit und — Verdienste thun.

Bisher war Johanna immer munter gewesen; je näher die Einkleidung heranrückte, desto trauriger war sie, und ihre Schwermuth und ihre Thränen kehrten wieder und mehr als vormals. Auffallend war mir, daß diese Periode gerade da ihren Anfang genommen hatte, als ich ihr zum ersten Male den Schritt näher zu erklären begann, den sie thun wollte.

Ich hatte alle Worte vorher bei mir geprüft, die ich ihr sagen wollte, um dieser Person, deren äußerst reizbares Nervensystem ich bereits kannte, nicht anstößig zu werden. Ich glaubte, sie würde gewiß jetzt, da ich ihr das Wichtige jenes unwiderruflichen Schrittes vorstellte, am ersten ihr Geheimniß entdecken, und machte mir auch schon im Voraus die gewisse Rechnung: erfährst du jetzt nichts, so erfährst du's nie. Ich

hatte seit meiner 25jährigen Antsführung schon manche Nonne zur Einkleidung vorbereitet. Heiligengeschichtchen und Verweisungen auf die Freude und einen höhern Grad der ewigen Glückseligkeit, die der Heiland seinen Bräuten mit dem ewigen Jungfrauenkranze bereitet habe, Verachtung der Welt und ihrer Eitelkeit waren dort die gewöhnlichen Dinge, denen die werdenden Mönchen zuhörten; aber bei dieser Einzigen wollte dieses nicht den geringsten Eingang finden. Die Unterredung ist mir zu merkwürdig gewesen; und jetzt, da ich dieses schreibe, weiß ich noch jedes Wort derselben. Ich kann es nicht über mich gewinnen, sie da wegzulassen, wo sie vielleicht Manchem nicht unwillkommen sein dürfte. Ich trat in ihr Zimmer und fand sie dort mit Arbeit beschäftigt. Sie stand ehrerbietig auf und wies mir einen Stuhl an. Sie beschäftigen sich immer, gutes Kind, sagte ich zu ihr, und wie es scheint, macht Ihnen Thätigkeit viel Freude.

Sie. Was hat der Mensch sonst für Freude auf der Welt, wenn er nicht schaffen und nicht wirken kann. Ich kann mir nicht denken, daß es ganz müßige Menschen geben könne; oder ein solcher Mensch muß ein erbärmliches Geschöpf sein. Ich zähle vorzüglich Kranke darunter.

Ich. Und Wahnsinnige.

Sie. Erlauben Sie; obwohl ich Wahnsinnige mit unter den Kranken begreifen könnte, so glaube ich doch, ist Niemand mehr beschäftigt als Wahnsinnige. Sei es auch blos in der Einbildung — solche Menschen sind doppelt unglücklich, weil eine allzugeschäftige Einbildungskraft das Bewußtsein ihres ganzen Daseins vernichtet.

Ich. Aber ganz zu beklagen scheinen mir diese Unglücklichen doch nicht. — Ihr Wahnsinn macht sie ihr eigenes Unglück vergessen.

Sie. Sie sind auf einen angenehmen Trugschluß gerathen. Wer das Bewußtsein seiner selbst verliert, ist immer elend und für den Wirkungskreis seiner Nebengeschöpfe eine falsch berechnete Null. Sein Zustand ist Trauer und Sinnentäuschung, die ihn der Welt entrückt, in der er lebt und dem heiligen, allbeleuchtenden Strahl der Wahrheit entzieht.

Ich. Aber in gewissen Fällen, bei heftigem Schmerz, bei unüberschbarem Unglück, würden Sie da nicht lieber wünschen, wahnsinnig zu sein?

Sie. Bei dem großen Gotte! Nein! So groß der Schmerz ist, so ist er mir doch als menschliche Empfindung ehrwürdig. Und so unüberschbar ein Unglück auch für Menschen ist, so leicht lehrt uns Hoffnung und Vertrauen auf Gott Alles übersehen. Der Wunsch, lieber wahnsinnig zu werden als zu dulden, oder den Schmerz im Wahnsinne zu vergessen, kann nur aus feiger Seele, aus krankem Herzen, kommen.

Dulden ist größer, ehrwürdiger Vater! — Der so einen Wunsch im Ernste hegen kann, ist wirklich schon verrückt, und Gott beraubt einen solchen Menschen mit Recht seiner Vernunft, als eines Gutes, das er unrechtmäßiger Weise besaß und zu besitzen nie verdiente.

Ich. Wir sind einig. Aber haben wir nicht Beispiele, daß heftiger Schrecken, Schmerz, manchen Menschen seiner Sinne beraubte?

Sie. Allerdings. Aber das ist was anderes. Dieser Wahnsinn rührt von geschwächten Organen her und ward gewiß durch Leiden oder Krankheiten vorbereitet.

Ich. Wissen Sie das traurige Beispiel, das uns in diesem Kloster vor den Augen herumwaudelt?

Sie. Armelle Nikolas?

Ich. Dieselbe.

Sie. Kannten Sie die Unglückliche vor ihrem Wahnsinn?

Ich. Ja. Sie war sanft und gut, fromm und bescheiden. Jede schätzte und liebte sie. Sie glaubte, im Kloster ruhig leben und die Welt vergessen zu können; allein die Reue kam, die Natur rächte sich fürchterlich an ihrem übereilten, leider unwiderrüflichen Gelübde; sie sehnte sich in die Welt, in die Arme ihrer Familie — vielleicht eines todtgeglaubten und nun wieder erschienenen Geliebten zurück.

Johanna war hier sichtbar bestürzt. Sie suchte mir ihre Bestürzung zu verbergen, aber sie entging mir nicht.

Eine falsche Scham hielt sie zurück, Dispensation zu suchen; vielleicht suchten es auch die Verwandten zu hintertreiben. — Sie verschloß ihren Gram, die Natur forderte, gewaltsam unterdrückte sie ihre Stimme und ward — wahnsinnig.

Sie. Ich habe mir das so manchmal gedacht. O! es muß schrecklich sein!

Ich. Denken Sie sich das einmal in seiner ganzen Riesengröße — fassen Sie diesen Gedanken so ganz — und fühlen Sie das Zermalmende seines Gigantenarmes! Denken Sie sich den Schritt: Auf einem Mal entsagen allen Freuden dieses Lebens — kalt verlassen die Rosenspur der Menschenbestimmung, tauschen das Glück der Menschheit für einen falschen Wahn, verlassen die blühende Natur auf ewig! — vergessen des höchsten Glückes der Freundschaft — in kalten Mauern sich unwiderrüflich widmen der stillen Schwermuth und dem nagenden Grame! Aus eisernen Gittern wehmüthig hinausschauen in die blühende Natur, sehen den wiederkehrenden Frühling, der, ach — für Sie allein nicht wiederkehrt! Taub gegen das Getöse der Liebe — taub auf ewig für den reinsten Zauberklang im Schöpfungsschor, für den süßen Mutternamen, unbetrauert dahin zu sterben, ohne gelebt zu haben! Das ist der

Inhalt jenes schrecklichen Eides, den auch Sie ablegen wollten, und den Sie gleich Tausenden bereuen, zu spät bereuen werden.

Oh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

Sie. Ich werde meinen Eid nie bereuen. Was Sie sagten, be-
trifft immer nur jene, die noch etwas in der Welt zu hoffen haben,
also mich nicht.

Ich. Und sollte Ihnen gar keine Freude mehr winken?

Sie. Ich habe nichts mehr von der Welt zu hoffen!

Ich. Gar keine Freude?

Sie. (bestimmt) Keine Freude!

Ich. Liebes, bestes Mädchen! ich beschwöre Sie bei Ihrer fünf-
tigen Glückseligkeit in dieser und jener Welt, und so wahr Sie ein
gutes Geschöpf sind — wenn Sie noch die geringste Freude in der
Welt zu hoffen haben, wenn Ihnen noch der geringste andere Weg in der
Welt offen steht, wenn Sie der schwächste Faden noch an die Welt
fesseln sollte — o so kehren Sie um Gotteswillen in die Welt zurück!
— Kehren Sie zurück in Ihr Vaterland — ehe Ihnen ein übereilter
Schwur die Rückkehr unmöglich macht — ehe zu späte Reue Sie
foltert. —

Sie. Mich fesselt gar nichts mehr an die Welt. Keine Freude
fesselt mich an sie. Ihre Bitterkeiten habe ich getostet. Das Grab ist
mein Vaterland.

Ich. Wenn aber noch irgend, Ihnen unbewußt, eine Freude Ihrer
wartete?

Sie. Meiner wartet keine Freude mehr.

Ich kenne mein Schicksal und weiß, was ich allenfalls noch zu
erwarten hätte. Ich habe Alles berechnet, was mir die Welt gewähren
könnte, und gegen Alles das ist mir das Kloster die größte Wohlthat!

Ich. Und wenn Sie falsch gerechnet hätten?

Sie. Ich habe seit anderthalb Jahren alle Tage nachgerechnet
und die Rechnung richtig befunden.

Ich. Zugegeben für Ihre gegenwärtigen Verhältnisse. Können
Sie aber versichert sein, daß Ihre Verhältnisse immer dieselben bleiben
werden? Können Sie nicht wissen, ob Sie sich in der Folge, vielleicht
jetzt schon, da ich mit Ihnen davon rede, zu Ihrem Vortheil ändern
werden, oder ohne daß Sie es wissen, schon geändert haben? Wenn es
dann zu spät wäre und Ihnen die Freude vergebens winkte?

Sie wurde nachdenkend und antwortete nach einer kurzen Pause:
Dann würde ich zu beklagen sein.

Ich. Alles, was Sie von Ihren künftigen Schicksalen allenfalls bestimmen können, liegt in Ihren gegenwärtigen Verhältnissen. Ihrer Ueberlegung traue ich es zu, daß Sie sich nach diesem Maßstabe gewiß nicht verrechnet haben. Aber wenn andere Verhältnisse — bessere Verhältnisse für Sie eintreten sollten, wozu ihr erster Maßstab nicht mehr paßt?

Sie. (mit Nachdruck) Dann erbarme sich Gott meiner.

Ich. Liebes Kind! Sie können versichert sein, daß unter allen mir vertrauten Beichtkindern Sie mir besonders am Herzen liegen. Ich könnte es in meinem Gewissen nicht verantworten, wenn ich mir vorwerfen müßte, nicht Alles gethan zu haben, was Sie von einem Schritt abhalten könnte, der nie wieder zurück gethan werden kann und den Sie vielleicht dereinst ewig verfluchen müßten. Sie haben mir von jeher kein gewöhnliches Mädchen geschienen. Als Ihr Freund, als Ihr Beichtvater frage ich Sie: Haben Sie irgend ein Geheimniß in Ihrem Herzen, entdecken Sie mir es; ich will mit Anstrengung aller meiner Kräfte, selbst mit möglicher Aufopferung helfen, wie und wo ich kann. —

Sie. Ich danke Ihnen für Ihre Freundschaft! Aber ich habe kein Geheimniß.

Ich. Gewiß, gewiß liegt etwas, sei es auch, was es wolle, auf Ihrem Herzen! Ich bitte, ich beschwöre Sie bei dem ewigen Gott, bei Ihrer zeitlichen und ewigen Ruhe, bei den Wunden unseres gekreuzigten Heilandes, und so wahr Sie eine mit seinem Blut erkaufte Christin sind, entdecken Sie sich mir. Das Siegel der Beichte bindet meine Zunge und wenn ihr Königsmord anvertraut würde — aber entdecken Sie sich mir — ich beschwöre Sie: sprengen Sie mir die Pforten Ihres Herzens! Lassen Sie mich Ihr Inneres sehen, damit ich rathen, damit ich helfen kann oder doch da den Trost der Religion Ihnen angebeihen lasse, wo Menschenhilfe Ihnen zu schwach sein sollte!

Sie maß mich mit einem unbeschreiblichen Blicke. Glauben Sie denn, sagte sie nach einer langen Pause, eine Verbrecherin stehe vor Ihnen? Glauben Sie, ich habe Geheimnisse auf meinem Herzen? — Sie irren.

Was verlangt das Gesetz des Klosters? Freiwillige Armuth? ich habe keine Schätze, auch nicht den eines Hellers. Keuschheit? Es trete Jemand auf, der mich einer Unanständigkeit überweisen kann. Arbeit und Gehorsam? Ueber das müssen Ihnen meine Aebtissin und meine Mitschwestern Auskunft geben. Freien ungezwungenen Willen? Nun wohl; bin ich nicht ungerufen in Ihr Kloster gekommen? Oder wenn Sie wollten, habe ich mich nicht in Ihr Kloster gezwungen und gedrungen? Können Sie mich der Uebertretung irgend einer Pflicht überzeugen?

Ich. Das nicht.

Sie. Können Sie mehr verlangen, als vollkommen genaue Erfüllung meiner Pflichten? Was wollen Sie aus meinem Herzen pressen? und wenn ich eine Verbrecherin, wenn ich, was Sie wollen, eine Königs-mörderin wäre? Könnte ich da wohl so ruhig vor Ihnen stehen? Würde mein Gewissen mich so unbefangen unter ihrer gottgeweihten, reinen, auserlesenen Heerde herumwandeln lassen, oder glauben Sie, daß ich ein Verbrechen oder sonst eine Schuld auf meine Seele geladen habe?

Seit ich im Kloster bin, habe ich alle Sonn- und Festtage ge-beicht und communicirt. Wenn ich nun in jeder dieser Beichten meine Sünde oder mein Geheimniß verschwiegen hätte, wie viel sacrilegische Beichten und Communionen hätte ich denn freventlich auf meine Seele geladen, welch' ein schreckliches Gericht mir selbst mit dem Kelche des Blutbundes zugezogen! Trauen Sie mir das zu, so muß ich ein Un-geheuer in ihren Augen sein. — Aber Gott kennt mein Herz — Gott prüft es und nur er weiß es, wie es hier mit mir steht. (Sie deutete auf's Herz und blickte fürchterlich wild gegen den Himmel.) Lassen Sie mich sein, wer ich will — wenn ich nur das bin, was ich sein will.

Hier stand mir mein Verstand stille. Das hatte ich nicht vermu-thet. Zwei furchtbare Extreme von ihr thaten sich vor mir auf. Ent-weder ist sie eine himmlische Unschuld, denn nur diese kann so unbefan-gen ihre Unschuld vertheidigen und der Himmel gibt ihr Beredsamkeit, oder sie ist die schrecklichste, gefährlichste Heuchlerin, die es je gege-ben hat.

Ich fand für gut, mein Gespräch mit ihr abzubrechen. Ich erzählte es der Aebtissin und sie staunte über Johanna's Scharfsinn und theilte mir ihre Bemerkungen darüber mit.

Ich möchte doch lieber das erste, als das letztere ihres Urtheiles glauben, sagte die Aebtissin traulich, zum Besten der Menschheit und meiner eigenen Ueberzeugung.

Seit dieser Unterredung fiel Johanna, wie ich schon bemerkt habe, in ihre vorige Schwermuth zurück. Sie betete vor dem weinenden Maria-bilde jetzt inbrünstiger als vormals und die Angst ihrer Seele war sicht-bar groß. Sie aß fast nichts und schwankte wie ein Schatten dahin.

Ich glaubte, ihr Gewissen sei gerührt, sie sei in sich gegangen und werde mir entweder ihr Herz offenbaren oder das Kloster verlassen, ohne den Schleier zu wählen. Ich freute mich schon über die Wirkung meiner Rede, die, ungeachtet Johanna dabei nichts merken ließ, dennoch viel gefruchtet zu haben schien und erwartete mit jedem Tage, mit dessen Beginn sich die bestimmte Zeit ihrer Entkleidung näherte, endlich Ent-hüllung ihres Geheimnisses. Es erfolgte noch immer nicht, und ich gab

der Aebtissin den Rath, ihr den Tag der Einkleidung nochmals anzukündigen und sie scharf dabei zu beobachten, da es sich denn nun gewiß ergeben müsse, ob sie, wie ich mir zu behaupten getraute, vom Klosterleben absteheu oder sich erklären werde.

Am andern Morgen, als ich in's Kloster kam, sagte mir die Aebtissin: Wir haben uns abermals verrechnet. Ich kündigte ihr den Tag der Einkleidung an. Ihr Gesicht heiterte sich auf, dankbar sank sie zu meinen Füßen, weinte Thränen der innigsten Freude und war unerschöpflich in Aeußerungen ihres Dankgefühles. Mit Einem Worte: es schien, als wenn sie die Ankündigung dieses Tages von Neuem belebt und gestärkt hätte.

Es bleibt also nun dabei? fragte ich die Oberin mit zweifelhafter Miene.

Ja! dabei bleibt's, sagte die Aebtissin, belieben Sie das Nöthige dazu zu besorgen.

Ich ward verdrießlich über mich selbst, daß alle meine Menschenkenntniß an diesem einzigen räthselhaften Geschöpfe scheitern sollte und beschloß den letzten Versuch.

Ich sah Johanna jetzt wieder heiter. Sie war ganz das freundliche Mädchen wie zuvor, eine gesunde Röthe färbte jetzt die Wangen wieder, die vor Kurzem eingewelkt waren. Lebhaft blickte das Auge umher, das vor wenigen Tagen zu verlöschen schien.

Ich konnte mir diese räthselhaften geschwinden Veränderungen, wovon ich nicht die geringste äußere Ursache wahrnahm, nicht erklären, und meine Gedanken fanden keinen Ruhepunct über diese plötzlichen Veränderungen, die ich für unmöglich gehalten hätte, wenn ich nicht Augenzeuge davon gewesen wäre.

Als ich sie vor dem Tage ihrer Einkleidung noch einmal beichten hörte, drang ich heftiger als jemals in sie, beschwor sie bei Allem, was Christen heilig ist, sich mir zu entdecken; ich spannte, so zu sagen, ihr Herz und Gewissen auf die grausamste Folter aller beichtväterlichen Spitzfindigkeiten. -- Aber vergebens; ich erfuhr so gut wie alle vorhergehenden Male — nichts und beschloß nunmehr alle ferneren Versuche einzustellen.

Die dumpfen Kloster Glocken verkündigten am andern Morgen schon mit dem grauenenden Tage die Einkleidung Johanna's; ich ging in's Kloster; Alles war da in Bewegung. Die Kirche war festlich geschmückt. Man führte die Braut im gewöhnlichen weltlichen Staate in die Kirche; sie sah munter aus und kniete vor dem Altar auf den ihr bestimmten Betstuhl, um sich zur bald folgenden Einkleidung vorzubereiten. Sittsam schlug sie die Augen nieder und betete andächtig aus ihrem Buche. Alles

anwesende Volk, das sich zur Einkleidung bereits versammelt hatte, sah sie mit Erbauung an: Jünglinge wurden von ihrer Schönheit entzückt und Matronen weinten Thränen der Freude und der Andacht.

Ich las ihr gleich eine Messe und bat darin Gott aus vollem Herzen für ihr Wohl.

Nach der Messe ging ich in die Sacristei, zog mich aus und kleidete mich in den Levitenrock, in welchem ich dem Bischof bei der Einkleidung zu assistiren hatte.

Indeß kam der Bischof gefahren. Ich half ihm nebst mehreren Geistlichen ankleiden, und die Feierlichkeit der Messe nahm ihren Anfang. Ich verwendete kein Auge von Johanna, die mir jetzt etwas ernsthaft zu werden schien. Nach dem Credo begab sich der Bischof zu ihr und standhaft legte sie ihr Glaubensbekenntniß auf das ihr vorgeschaltene Meßbuch ab. Ihre Standhaftigkeit und die Würde, mit der sie sich benahm, machten Aufsehen in der Versammlung. Die Messe ging nun fort. Sie schien mir, je näher es zur Wandlung kam, immer düsterer zu werden; jetzt war die Communion des Priesters vorüber und der Bischof wendete sich zu ihr, legte ihr die gewöhnlichen Fragen vor, ob sie freiwillig, ohne Zwang u. s. f. diesen Stand erwählte. Sie antwortete deutlich und entschlossen. Jetzt hielt ihr der Bischof den Kelch und über demselben die consecrirte Hostie vor und ich gab ihr das Crucifix in die Hand. Sie zitterte gewaltig und ich bemerkte einen erschrecklichen Kampf in ihrem Innern. Der Bischof forderte ihr das Gelübde mit jenem furchtbaren Eide ab — und — Johanna! ach — sie schwur — aber Gott! wie? sie schauderte über ihrem Schwure erschrecklich zusammen, aber sie sprach ihn dennoch aus — sie bebt, aber sie schwur dennoch und nahm aus den Händen des Bischofs die Communion darauf. Mir war fürchterlich dabei zu Muth: Richte du ihre Seele jetzt, allbarmerziger Gott! betete ich aus meinem Inneren zu ihm, wenn sie einen Meineid geschworen haben sollte, und ich nahm ihr das Crucifix wieder aus der Hand. Die Messe war beendigt, und der Bischof schnitt ihr die Haare ab. Schade, ewig schade! hörte ich einige unter den Anwesenden murmeln, um die schönen braunen Locken. Eine Nonne theilte sie zum Andenken unter die Anwesenden aus und Jedes griff begierig nach einer Reliquie von ihr. Man kleidete sie aus und das schwarze Gewand wurde ihr übergeworfen und der Schleier aufgesetzt. Ihre Heiterkeit schien auf einmal wiederzukehren und ich schrieb ihr Zusammenschauern beim Eide blos der Neuheit und Größe einer solchen Handlung zu und war beruhigt.

Nach der Einkleidung wurde ein kleines Mahl gehalten, die geistliche Braut benahm sich sehr ernsthaft dabei und sonst bemerkte man

nichts weiter an ihr. Die Nonnentracht stand ihr ungemein gut und sie schien mir und meinen Herren Collegen die schönste Nonne im Kloster. Einige Tage nach der Einkleidung kehrte ihre Trauer wieder. Sie betete und weinte unaufhörlich und sprach keine Silbe. Wir alle zitterten für ihren Verstand, und die Aebtissin fing an, wiewohl nunmehr zu spät, zu bereuen, daß sie Johanna hatte einkleiden lassen.

Johanna beobachtete alle ihre Pflichten mit einer lobenswürdigen Genauigkeit, war in allen ihren Verrichtungen äußerst pünktlich, der Aebtissin gehorsam, gefällig gegen Alle, auch die Geringsten im Kloster, aber mit Niemand vertraulich, und betete Tag und Nacht, selbst ihre Arbeit war Gebet, indem sie Psalmen dabei sang. Dieses ihr abgezogenes Wesen, ihre Thränen, ihr Gebet und noch mehr die Art, wie sie betete, machten sie zu einem Muster der Frömmigkeit und verschafften ihr bald in- und außerhalb des Klosters den Ruf einer Heiligen.

Nach Verlauf eines halben Jahres kehrte auch ihre Munterkeit wieder. Damals war die Pförtnerin gestorben und Johanna ward einstimmig im Capitel zur Pförtnerin ernannt. Bescheiden weigerte sie sich, als des guten Vertrauens, das man in sie setzte, unwürdig, aber aus geistlichem Gehorsam nahm sie endlich das Amt an. Ich glaube nicht, daß je eine Pförtnerin ihr Amt mit mehr Gewissenhaftigkeit verwaltet hat als eben diese Johanna, welcher der Bischof bei der Einkleidung den Namen Katakthea beigelegt hatte. Ich werde sie hinfort auch jedes mal mit diesem ihrem Klosternamen benennen.

Seitdem sie an der Pforte war, bemerkte ich, daß sie beständig heiter war, Jedem freundlich begegnete und ihrem Gesichte durch Höflichkeit das Rauhe zu benehmen wußte, was bei der Pforte eines Klosters in gewisser Hinsicht unvermeidlich zu sein scheint.

Sie war mehrere Jahre an der Pforte und verwaltete ihr Amt mit ausnehmender exemplarischer Treue. Ich schrieb es, und mit mir alle Conventualen, blos dem Amte zu, das sie bekleidete, daß sie jetzt so munter war. Die beständige Bewegung, in der eine Pförtnerin ist, die bald Fremde anmelden, bald Leute einlassen oder abweisen, kurz Alles was in's Kloster kommt oder herausgeht, ein- und auslassen muß, mit einer Menge verschiedener Menschen zu thun bekommt und daher beständige Zerstreuung hat, läßt ihr keine Zeit zu melancholischer Schwärmerei.

Ihrer vorigen Schwermuth wurde nicht mehr gedacht, und da man sie durchgehends als ein sehr gutes Mädchen hatte kennen lernen, des Geheimnisses ihrer Herkunft gar nicht mehr erwähnt.

Schon hatte ich die Auftritte der vorigen Jahre ganz vergessen, als ich sie einst, da sie mir die Pforte öffnete, äußerst schwermüthig fand.

Sie begleitete mich zur Aebtissin. An der Thüre ihres Zimmers verließ sie mich wieder. Ihr Blick war traurig und eine ängstliche Besorgniß schien aus ihren hohlen Augen zu lauern. Sie blickte vor sich hin und wenn ich sie mit einem Blick fixirte, bedeckte ein tiefes Gefühl innerer Scham mit Scharlach ihre Wangen.

Seit einigen Wochen, fing die Aebtissin an, als ich in's Zimmer trat, fängt die gute Leukatheä wieder an, in ihre alte Krankheit zu verfallen. Ich kann nicht aus ihr klug werden. Ihre Mitschwestern, die zunächst ihr ihre Zellen haben, wollen sie in der Nacht weinen und heimlich flüstern gehört haben, wie wenn man mit Jemand spricht. Sie betet jetzt anhaltender und inbrünstiger als jemals und scheint ihr ganzes Anliegen der Santa Maria dell Pianto anbefohlen zu haben. Oft scheint sie im Gebete sehr angelegentlich mit ihr zu sprechen und macht Bewegungen mit den Lippen, als wenn sie Antworten erwartete. So, bilde ich mir ein, muß der Zustand der Heiligen gewesen sein, wenn die Legende von ihnen schreibt: Sie waren in Verzückung.

Leukatheä trat eben zur Thüre herein und brachte der Aebtissin einen Brief: „Der Vate warte auf Antwort.“ Die Aebtissin öffnete ihn und las still vor sich. Ich bemerkte an ihr, daß der Brief eben von keiner Wichtigkeit sein müsse und richtete meine Augen auf Leukatheä, die da stand und auf Antwort wartete, wie ein Standbild des Jammers.

Indem stürzten Schwester Agathe und Lucia zur Thüre herein — Ehrwürdige Mutter — aber sie verloren vor Schrecken die Sprache, als sie Leukatheä stehen sahen. Bläß waren ihre Gesichter und ihre Blicke schweiften erschrocken umher.

Nun was habt ihr, ihr hitzigen, polternden Mädchen, daß ihr mich so erschreckt?

Beide. Ach Gott! Leukatheä! Leukatheä! was weiß ich's —

Aebtissin. Was habt ihr denn wider sie? Da steht sie; redet, aber nur eine auf einmal.

Beide. Ach wir haben gar nichts gegen sie; sie ist unsere liebe, gute Schwester, aber wie wir sie soeben sahen, da erschrocken wir vor ihr, und da —

Aebtissin. Du Agathe, erzähle, was habt ihr?

Agathe. Ehrwürdige Mutter, kaum kann ich reden vor Schrecken und Angst, alle meine Glieder zittern —

Aebtissin. Nur weiter —

Agathe. Ich ging mit Schwester Lucia vor das wunderthätige Bild unserer lieben Frau dell Pianto. Da kniete Schwester Leukatheä und betete so inbrünstig, daß wir uns an ihr erbauten.

(Ich bemerkte während dieser Erzählung eine große Angst an Leukatheä.)

Auf einmal sank sie zur Erde, wir eilten zu ihr. — Sie war kalt, fühllos; wir glaubten, sie sei ohnmächtig oder der Schlag habe sie gerührt, und eilten zu ihnen, um Schlagwasser für sie zu holen, und zu unserm größten Schrecken finden wir sie bei ihnen im Zimmer, da wir sie doch den Augenblick todt am Altare verlassen haben.

Verwundert sah eines das andere an. Endlich nahm die Aebtissin das Wort: „Habt Ihr auch recht gesehen?“

Beide. Wir wollen vor Ihren Augen sterben, wenn's nicht wahr ist.

Aebtissin. Und du Leufathea! warst du in der Capelle?

Leufathea (gefaßt). Mit keinem Schritte!

Sie machte Miene, fortzugehen.

Aebtissin. Bleib hier im Zimmer und geh nicht von der Stelle. Wir alle wollen hin zum Altare der lieben Frau dell Pianto und sehen, was das ist; habt ihr recht gesehen, so muß sie noch dort liegen und kann sich alsobald nicht erholt haben.

Leufathea zitterte und bebte. Todesangst glänzte in großen Schweißtropfen auf ihrer Stirne.

Wir alle gingen in die Capelle. Ein unwillkürliches Grausen kam uns an, als wir — man denke sich unsere Bestürzung! unsere Leufathea, wie wir sie oben im Zimmer verlassen hatten, vor dem Altare liegend fanden. Sie war nicht ohnmächtig, sondern betete mit aufgehobenen Händen. Die Nonnen bekreuzten sich.

Indem trat auch Leufathea ein, die wir oben gelassen hatten; als sie sich erblickte, that sie einen lauten Schrei und stürzte rücklings nieder. Wir eilten ihr zu Hilfe, keine Spur des Lebens war mehr in ihr; wir beschloßen sie auf ihr Bett zu tragen. Indeß sahen wir uns nach der andern Leufathea am Altare um -- sie war verschwunden.

Gott, sagte die Aebtissin, dies bedeutet ihren Tod, sie hat sich doppelt gesehen.

Wir brachten Leufathea auf ihr Zimmer, sie war sehr krank und wir glaubten, sie werde sterben. Mehrere Tage lag sie ohne Bewußtsein; und während dieser Zeit wollten sie mehrere Nonnen bald an der Pforte, bald in der Capelle, und wo sie sonst gewöhnlich war, gesehen haben. Sie begehrte zu beichten und mit den übrigen Sacramenten versehen zu werden.

Ich hörte ihre Beichte. Nichts vom Belange, kleine, unbedeutende Vergehungen, die außer einer Nonne schwerlich Jemand der Mühe werth hält, in den Beichtstuhl zu bringen, machten ihre ganze Beichte aus. Ich stellte ihr nochmals ernstlich vor, wenn sie irgend etwas noch auf ihrer Seele habe, möge sie mir es ja entdecken, weil es doch wahrchein-

lich wäre, daß sie vielleicht morgen nicht mehr leben würde. Allein sie blieb hartnäckig dabei, sie wisse von keinem Geheimnisse und bat mich, ihr die Generalabsolution und letzte Selung zu geben und das Nachtmahl zu reichen. Ich that das im Beisein aller Nonnen, die an ihrem Bette knieten und herzlich weinten, daß sie eine so gute Mittheilung verlieren sollten. Die Andacht, mit der sie die Sacramente empfing, erbaute alle und rührte mich selbst beinahe zu Thränen. Ich sprach ihr noch Trost zu und glaubte sie den andern Morgen nicht wieder zu sehen. Als ich am folgenden Tag in's Kloster kam, erzählte man mir mit vieler Freude, daß sie sich nach Empfang der heiligen Sacramente zu sehends gebessert und die Nacht ruhig geschlafen habe. Ihre Wärterinnen seien eingeschlafen, ihre Stimme habe sie erst gegen Morgen geweckt, wo sie etwas zu essen begehrt hätte. Ich fand sie auch viel munterer, und nach einigen Tagen verließ sie das Bett.

Seit dieser Krankheit war sie wie neugeboren. Thätig wie ehemals, rasch in ihrem Gange, was sie ehemals nie war, lebhaft und witzig. So blieb sie ein ganzes Jahr und darüber; nach Verlauf dessen ward sie von Tag zu Tag ernsthafter; sie betete nicht mehr vor dem Bilde, aber stille Thränen floßen ohne Zahl. Ihre Schwermuth stellte sich abermals ein und schien nach Verlauf des zweiten Jahres in stumme Verzweiflung überzugehen. Ich fürchtete, vielleicht eine Selbstmörderin in ihr erleben zu müssen. Lange beobachtete ich sie, theilte meine Beobachtungen der Aebtissin jedesmal mit und wir waren verlegen, um sie als jemals.

Am Morgen des heiligen Abends vor Peter und Paul, wo ich die Nonnen, die, um den auf diesen Tag gespendeten vollkommenen Ablass zu verdienen, alle communiciren wollten, Beichte zu hören, in's Kloster kam, war Alles im fürchterlichsten Alarm. Eines lief wider das andere, man kreuzte und segnete sich und seufzte, als wenn das jüngste Gericht im Anzug wäre. Die Nonnen versammelten sich haufenweise zu einander in den Kreuzgängen, steckten die Köpfe zusammen und zerstritten und zerforchten sich mit dem Munde und mit den Händen.

Mich führte man zur Aebtissin.

Denken Sie sich nur, ehrwürdiger Vater, redete sie mich an, wie man sich in den Menschen irren kann. Hätten Sie es je glauben können, daß die fromme, die andächtige, die schon bei lebendigem Leibe als Heilige gepriesene Penkatheä, die ich allen Conventualen als Muster der Frömmigkeit vorstellte, uns dennoch alle getäuscht habe? daß sie die größte, verwegenste Heuchlerin sei?

Ich. Unbegreiflich.

Abtrissin. Ja, das war es mir freilich auch, und kaum traute ich meinen Augen, als man sie mir heute vorführte.

Ich. Aber was ist ihr Verbrechen?

Abtrissin. Habe ich Ihnen das nicht erzählt? O, der Schrecken hat mich so verwirrt im Kopfe gemacht, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich thue und rede. Wunder wär's auch wahrlich nicht, wenn man darüber zum Narren würde. Komme mir nur wieder einer und behaupte, er kenne die Menschen! -- Nun traue ich Niemand auf der Welt mehr, und wenn er eines Engels Beredsamkeit und dessen Aussehen hätte. Hören Sie nur:

Heute früh, als die Sacristanerin, um Mitternacht zu läuten, durch den Kreuzgang nach dem Chore gehen will, findet die Pförtnerin die scheinheilige Leukathea in weltlichen Frauenzimmerkleidern, eben wie sie zur Pforte hinaus entweichen will. Sie hält sie an und zieht sie zurück. Leukathea fällt vor ihr auf die Knie und bittet sie, um Gotteswillen nichts zu verrathen, sie wolle ganz still wieder in ihre Zelle gehen, sie solle nur ruhig sein, daß es die andern nicht erführen; aber diese kehrte sich daran nicht und macht Lärmen. Alle Nonnen eilten herzu und schleppten Leukathea zu mir. -- Denken Sie sich meinen Schreck und mein Erstaunen, als man die Heuchlerin in ihrem ganzen weltlichen Reisestaate zu mir brachte und mir den Vorgang erzählte! Sie konnte es nicht läugnen, daß sie aus dem Kloster gewesen sei, sie sei aber durch ihr unruhiges Gewissen wieder umzukehren bewogen worden. Man überhäufte sie mit Schmähungen, und die Nonnen würden sie thätlich mißhandelt haben, wenn ich es nicht mit allem Ernste verboten und, um sie der Wuth der aufgebrachtten Nonnen zu entziehen, in's Gefängniß gesteckt hätte. Ich will und kann in dieser Sache allein nichts beschließen und konnte in der ersten Bestürzung auch weiter nichts unternehmen. Deshalb werde ich ein feierliches Capitel mit meinen Nonnen halten, wo sich dann durch die Stimmen der Mehrsten ihr Urtheil ergeben wird.

Ich. Aber sind die Mehrsten auch immer die Klügsten?

Abtrissin. Deshalb wollte ich Sie, ehrwürdiger Pater, bitten, mich mit ihrem guten Rathe nicht zu verlassen.

Ich. Herzlich gern biete ich zu einem Geschäfte die Hand, in dem man nicht vorsichtig genug zu Werke gehen kann.

Abtrissin. Ich lasse soeben die Nonnen in dem Capitelsaal versammeln, daher haben Sie die Güte, mich zu begleiten; geben Sie auf Alles genau Acht; helfen Sie mir forschen, und da, wo ich fehlen sollte, belehre Ihr besseres Wissen mein Urtheil.

Ich. Ich kann Ihnen in dieser Sache nicht Vorsicht genug empfehlen. Und wäre je zu einer Sache Vorsicht und kaltes Blut nöthig,

so ist's gewiß in dieser am meisten. Im Ganzen genommen hat die Sache, wie sie beim ersten Anblick in die Augen fällt, viel wider sich und scheint gar nicht zu entschuldigen zu sein; allein ein einziger Umstand, auf den man manchmal gar nicht fällt, kann der ganzen Sache eine andere Gestalt geben und ihr, wenn nicht Alles, doch manchmal Vieles von ihrer Unerlaubtheit nehmen.

Indem kam eine Nonne und meldete der Aebtissin, daß die Nonnen bereits im Capitelsaale versammelt wären und man ihre Gegenwart sehnlichst erwarte.

Folgen Sie mir, sagte die Aebtissin, und wir gingen nach dem Capitelhause.

Die Bänke des Capitelsaales waren schwarz behangen; auf einem rothen Fußteppich stand ein Tisch, mit schwarzem Tuche bekleidet. Darauf stand ein Crucifix, brennende Wachskerzen, ein Todtenkopf und eine Glocke. Nicht weit davon stand ebenfalls ein schwarzer Tisch nebst einem Stuhle und Schreibzeug für den Schreiber, der auch bereits dort Platz genommen hatte. Die Nonnen saßen ebenfalls auf ihren Bänken im Halbkreis um den Tisch und warteten unser.

„Der Haß ist eine schwere Bürde,
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab,
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden.“

Eine tiefe traurige Stille waltete über der Versammlung im alten gothischen Capitelsaale. Bei unserm Eintreten standen alle ehrerbietig von ihren Sitzen auf und neigten sich stumm.

Die Aebtissin nahm ihren Platz auf dem Stuhle hinter dem Tisch und wies mir den meinigen auf der rechten Seite desselben an. Dann wendete sie sich zu den Versammelten und sagte:

Liebe Schwestern!

Wir sind heute in einer traurigen Angelegenheit hier versammelt. Es betrifft das Urtheil über eine Meineidige an Gott und seiner heiligen Kirche. Der Schein ist gegen die Beklagte. Doch laßt sie uns erst prüfen, damit kein übereiltes Urtheil diesen heiligen Gerichtssaal und unsere Herzen entweiche. Lasset uns vorsichtig handeln, merken auf jedes ihrer Worte, und wo auch mein Urtheil zu früh, zu unüberlegt scheinen sollte, so übernehme Euer besseres Wissen meine Belehrung. Prüfet Euch erst selbst alle, ob Ihr rein seid von Sünden und werth zu richten über die Schuldige — und wo Eine unter Euch wäre, deren Herz nicht rein wäre, die entferne sich schweigend aus diesem Saale. Denn Sünder können nicht richten und unser Gericht muß rein sein.

Lasset uns zuerst Gott und den heiligen Geist anrufen um seinen

göttlichen Beistand und Hilfe, damit er unsere Herzen erleuchte und regiere mit seiner göttlichen Gabe des Rathes und der Weisheit.

Alle knieten nieder und verrichteten ein stilles Gebet zu Gott. Als es geendigt war, nahmen sie wieder ihre Plätze ein, die Aebtissin nahm die Schelle vom Tische und gab damit dreimal ein Zeichen. Zwei Laienschwestern traten ein. Führt Leukathea her, sagte die Aebtissin. Die Laienschwestern entfernten sich, brachten nach einer Weile Leukathea geführt und stellten sie der Aebtissin gegenüber vor den schwarzen Tisch. Sie zeigte nicht die mindeste Verlegenheit. Ihr Auge blickte frei auf Alle herum, kein Zug von Furcht oder Angst entstellte ihr Gesicht. Sie hatte ein weißes Vinonkleid an nach Art der Chemiesentracht unserer Damen und ein weißes Tuch in Gestalt eines Turbans umwand ihren Kopf. Unererschrocken stand sie da und erwartete Alles, was da mit ihr vorgehen sollte, mit einer Freimüthigkeit, die mich in Erstaunen setzte und die nur dem unschuldigsten oder abgehärtetsten Verbrecher eigen sein kann.

Weshalb bist du hier? redete sie die Aebtissin an.

Leukathea. Antwort zu geben über das, worüber man mich fragen wird.

Aebtissin. Was bewog dich, aus dem Kloster zu laufen und meineidig zu werden an Gott und an seiner heiligen Kirche?

Leukathea. Was mich dazu bewog? — Darauf kann ich Euch nicht geradezu antworten und im Ganzen kann Euch das gleichgiltig sein. Ich floh aus dem Kloster, weil mich ein früherer Eid, den ich am Altare der heiligen Natur der Liebe geschworen hatte, rief. Aber bald weckte mich mein Gewissen, das fürchterlich den Meineid rügte, den ich an der Kirche begangen hatte, und freiwillig kam ich in Euer Kloster zurück.

Alle durcheinander. Wie, du kamst zurück?

Lucia. Habe ich dich nicht noch glücklicherweise erwischt, als du hinaus wolltest? Lügnerin!

Leukathea (gelassen). Nein. Als du glaubtest, ich wollte fliehen, kam ich wieder zurück und würde wieder in meine Zelle gegangen sein, ohne daß Eines von Euch Allen das Geringste gewahr worden wäre.

Aebtissin. Also warst du vielleicht die ganze Nacht abwesend?

Leukathea. Ja.

Aebtissin. Wie lange?

Leukathea. Zwei Jahre und sechs Monate.

Vermirrt sahen alle einander an. Sie ist wahnsinnig; sie hat den Verstand verloren. Sie lügt.

Leukathea. Nein, ich lüge nicht. Ich wiederhole es nochmals,

daß ich zwei Jahre und sechs Monate außerhalb diesem Kloster gelebt habe.

Aebtissin. Und wo warst du unterdessen?

Leukatheä. Das darf und werde ich nie sagen.

Nonne. Da hat man ja die Bügnerin; sie ist wahnsinnig, sie hat sich's eingebildet, sie sei abwesend, der Teufel — Gott sei bei uns! — hat sie geblendet.

Erlauben Sie, nahm ich das Wort, das glaube ich nicht. Wenn sie wahnsinnig gewesen wäre, müßten es ihre Handlungen und Reden am ersten verrathen haben, und hat eine unter Ihnen seit den Jahren, da sie unter uns ist, die geringste Spur von Wahnsinn an ihr bemerkt? Hat je eine etwas Albernies in ihrem Betragen gefunden?

Alle. Nein, das nicht.

Ich. Wenn sie also wahnsinnig gewesen wäre, hatten es da nicht ihre Worte oder Handlungen verrathen müssen?

Alle. Freilich.

Ich. Gleichwohl hat sie sich immer klug und verständig aufgeführt und immer in ihren Reden und Handlungen viel Klugheit gezeigt.

Alle. Ja, das hat sie.

Ich. Und hat sie Jemand von Ihnen irre reden oder von etwas Anderen als von geistlichen Dingen reden hören?

Alle. Das können wir nicht sagen.

Ich. Wenn sie nun wirklich sich eingebildet hatte, zwei Jahre abwesend zu sein, wozu hätte sie jetzt erst nöthig gehabt, sich mit andern Kleidern zu versehen? und zeigt das nicht einen hohen Grad von Klugheit und List an, daß sie sich so heimlich diese Kleider zu verschaffen gewußt hat?

Alle. Gewiß.

Ich. Und wenn sie hätte fliehen wollen, was hätte sie es erst gegen Morgen zu wagen gebraucht, wo sie fürchten mußte, entdeckt zu werden? Ich glaube vielmehr, daß sie die Nacht wirklich abwesend gewesen ist, und sich da, wo sie war, verspätet hatte, und auf diese Art bei ihrer Wiederkunft an der Pforte verrathen worden ist.

Ja so ist's, so ist's auch! schrieen alle durcheinander.

Leukatheä, die während dieses Auftrittes nicht eine Miene geändert und ganz gleichgiltig zugehört hatte, nahm jetzt das Wort. Sie geben sich viel Mühe, ehrwürdiger Herr, meinen Verstand vor dieser Versammlung zu retten, und thun mehr, als ich verdiene; indeß bekenne ich es freiwillig, daß ich zwei Jahre und sechs Monate aus diesem Kloster abwesend gewesen bin.

Ich. Aber blos des Nachts und am Tage im Kloster?

Leukatheä. Nein, ununterbrochen, Tag und Nacht. Mehr als sechsundvierzig Meilen war ich von hier.

Ich. Sechsundvierzig Meilen?

Sechsundvierzig Meilen? murmelten die Nonnen untereinander und Erstaunen herrschte auf allen Gesichtern.

Leukatheä. Ja, sechsundvierzig Meilen und weiter.

Ich. Und wie hieß der Ort?

Leukatheä. Den werden Sie nicht erfragen.

Hah! du Lügnerin! du Schamlose! schrie eine Nonne, jetzt will ich dich vor dem ganzen Capitel entlarven. Kannst du es läugnen, daß du es warst, die gestern Mittag in der Vesper neben mir das „Confitebor“ anfang?

Warst du es nicht, die das Capitel intonirte? rief eine andere.

Leukatheä. Ihr irrt. Das war ich nicht. Seit zwei Jahren und sechs Monaten habe ich an keine Vesper gedacht, viel weniger einen Psalm gesungen.

Die Nonne. Willst du uns mit sehenden Augen blind machen?

Eine Andere. Oder ist's etwa dein Geist gewesen?

Leukatheä (höhnisch lächelnd). Vielleicht.

Die Sacristanerin (hervortretend). Erlauben Sie, ehrwürdige Mutter, daß ich dieser schamlosen Lügnerin mit einem Male die Larve abreiße. Sie wissen doch Alle, daß wir in vergangener Woche Tonsur hatten; (zu Leukatheä) Habe ich dir nicht die Haare abgeschoren?

Leukatheä. Nein.

Die Andern. Lägne es nicht mehr, wir alle waren dabei, als sie dir das Haar abschor.

Die Sacristanerin. Die Binde vom Kopfe, wenn Du läugnen willst.

Leukatheä riß ihre Binde vom Kopfe, und ihr schönes, langes Haar wallte in braunen Locken längs den Schultern den Rücken hinab.

Ha! was ist das! riefen alle; wir haben gesehen, wie ihr die Sacristanerin das Haar abschor — und nun diese Locken! Ha, das ist Zauberei, sie steht mit dem Satan im Bunde.

Leukatheä. Untersuchet genau, ob es nicht etwa falsches Haar ist! Man untersuchte und fand, daß es ihre natürlichen Haare waren.

Ha! das ist Zauberei, das geht nicht mit rechten Dingen zu schreien alle durcheinander und ihre Bestürzung schien den höchsten Grad erreicht zu haben.

Indem wurden wir durch eine Deputation der Polizei, an deren Spitze der Oberste derselben sich befand, unterbrochen. Mit vieler Höf-

lichkeit entschuldigte er sich, daß er so kühn sei, in diese Versammlung zu treten: allein seine Pflicht und das eigene Interesse des Klosters fordern es. Er komme, der Abtissin hiemit anzuzeigen, daß in verflojener Nacht gegen zehn Uhr ein Wagen vor diesem Kloster gehalten habe, bald darauf habe sich die Pforte geöffnet, eine ihm bekannte Nonne, die er gleich für die fromme Schwester Leutatheä gehalten, sei in einem weißen Vinontleide herausgesprungen, ein junger Herr habe sie in den Wagen gehoben; darauf hätte der Aufseher mit einer solchen Schnelligkeit zugefahren, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, sie anzuhalten. Der Wagen sei von dem Kloster gerade zu dem Thore hinaus, und wie man vermuthet, nach W^{***} zugefahren. Er habe auch schon Mündchaster nachgeschickt und hoffe gewiß, daß diese sie einholen werden. — Wer ist fähig, hier das Erstaunen und den Schrecken zu schildern, der sich auf den Gesichtern der Nonnen während dieser Erzählung in den greuesten Zügen abmalte? Leutatheä allein stand ruhig, ohne ihre Stellung oder ihre Miene im Geringsten zu ändern. Wie geht das zu? rief die Abtissin außer sich. Sie berichten uns da, daß Ihre Leute Leutatheä haben entführen sehen?

Die Polizei. Ja, das können wir auf unsere Antzpflicht und Gewissen bezeugen.

Abtissin. Gleichwohl aber steht eben diese Leutatheä, von der Sie vorbringen, daß sie entführt sei, jetzt vor unserem Gericht.

Der Oberste der Polizei blickte sich um, sah Leutatheä und wankte mit Entsetzen zurück. — Ach Gott! rief er aus, da ist ja dieselbe Person, die diese Nacht entführt worden ist! — So war sie gekleidet, so sah sie aus! Wie kommt sie hieher? da meine Leute ihr doch auf allen Landstraßen nachspüren!

Was sagen Sie nun dazu, ehrwürdiger Herr? fragte mich die Abtissin, auf deren Gesicht sich die große Bestürzung abgedruckt hatte. Ich nahm das Wort.

Darüber, ehrwürdige Frauen, können wir vorderhand nicht entscheiden; solche Dinge scheinen außer den Grenzen des Wissens gewöhnlicher Menschen zu liegen. Hernach mehr darüber. Jetzt zur Abfertigung dieser Herren. Ich danke der Polizei für ihre Aufmerksamkeit für das Kloster, und es wurden Vollmachten an sie ausgestellt, die Mündchlinge arretiren zu lassen, wo sie sie fänden und in ihrer Aufsuchung keinen Fleiß zu sparen.

Damit entließ ich die Polizei, der ich noch zum Ueberfluß auftrug, Alles, was sich in dieser Sache noch ferner ereignen sollte, dem Kloster genau zu berichten.

Als sich die Polizei entfernt hatte, sagte die Aebtissin zu mir: Wozu war das nöthig? Haben wir sie nicht schon?

Ich. Darüber kann ich vorderhand nicht urtheilen, und bei reifer Ueberlegung werden Sie diese Vorsicht nicht vergebens finden.

Die Aebtissin (außer Fassung zu Leukathea). Ich beschwöre dich bei dem ewigen, allerbarmenden Gotte, sage, wer bist du?

Leukathea. Sie kennen mich ja; ihre Leukathea seit mehreren Jahren.

Die Aebtissin. Rede die Wahrheit, es kommt Alles darauf an.

Leukathea. Das glaube ich meinerseits auch. Aber was ich gesagt habe, ist die reinste Wahrheit; ich will darauf sterben.

Ich. Also sind Sie, Leukathea, in diesem Kloster eingekleidet?

Leukathea. Ja. Sie kennen mich.

Ich. Sind Sie diese Nacht nicht aus diesem Kloster entführt worden?

Leukathea. Nein.

Ich. Und behaupten doch, zwei Jahr und sechs Monate abwesend gewesen zu sein?

Leukathea. Ja.

Ich. Und wie sollte das zugehen?

Leukathea. Sehr natürlich, vor zwei Jahren entließ ich daraus.

Ich. Aber Sie lebten doch unter uns, und seit Ihrer Ankunft in diesem Kloster hat Sie Niemand einen Augenblick vermißt?

Leukathea. Das hoffe ich.

Ich. Wie ist das möglich?

Leukathea. Das weiß ich nicht.

Ich. Sie können doch unmöglich doppelt sein?

Leukathea. Ich kenne mich nur einfach. Ob ich noch einmal in dieser Welt vorhanden sein sollte, weiß ich nicht.

Ich. Wenn Sie abwesend waren, so müssen Sie, Ihre Ehre zu retten, uns auch sagen können: Wo Sie indessen waren? Nennen Sie uns den Ort!

Leukathea. Das werde ich nie.

Ich. Glauben Sie nicht, daß man Sie zwingen könnte?

Leukathea. Nein, und wenn Sie mich foltern ließen.

Ich. Was erwarten Sie für ein Schicksal?

Leukathea. Ich bin in Eurer Gewalt und erwarte Alles, was Ihr über mich verhängt.

Ich. Können Sie schwören und auf diesen Schwur das heilige Abendmahl nehmen: Daß Sie wirklich zwei Jahr und sechs Monate nach Ihrer Einkleidung aus diesem Kloster abwesend gewesen sind?

Leufathea. Ja, das kann ich mit gutem Gewissen.

Ich. Und glauben Sie nicht, daß Gott durch ein Zeichen den Meineid an Ihnen rächen würde, wenn Sie wider besseres Wissen schwören wollten?

Leufathea. Das habe ich nicht zu befürchten.

Ich (zu einigen Nonnen). Man bringe sie in feste Verwahrung. (Zu Leufathea) Sie werden noch heute Ihre Eidesformel schriftlich erhalten. Acht Tage haben Sie Zeit, sich auf diesen Eid zu erklären. Bedenken Sie indeß wohl, was Sie thun.

Leufathea wurde abgeführt und in ein enges Gefängniß gesperrt.

Was sagen Sie zu diesem Vorfalle? fragte mich die Aebtissin mit gespannter Miene.

Es ist Zauberei! sie ist zweimal in der Welt — es ist Spiegel-sechtere! des Satans! schrieten alle durcheinander.

Erlauben Sie, sagte ich, so sonderbar die Sache scheint, so ist sie doch nichts weniger als Zauberei und die Folge muß es noch aufklären. Lassen Sie uns erst den Schwörungstermin abwarten, ehe wir weiter in der Sache urtheilen, und indeß Gott danken, daß er uns vor Ungerechtigkeit und Uebereilung bewahrt hat. Das Capitel sei aufgehoben.

Man kann sich die Stimmung denken, in welcher wir das Capitelhaus verließen. — Ich konnte mit aller Philosophie und Erfahrung keinen Schlüssel zu diesem Vorfall finden.

Indeß gingen fleißig Nachrichten ein, daß man Leufathea mit einem jungen Herrn bald auf dieser, bald auf jener Station gesehen hatte; die Beschreibung traf jedesmal so genau mit der Leufathea überein, die zur nämlichen Zeit im Klostergefängnisse saß, daß zwischen beiden kein Unterschied, keine Verwechslung der Person denkbar sein konnte. Aber immer kamen unsere Leute zu spät und erfuhren immer nur, daß die Flüchtigen dagewesen, aber auch schon wieder fort wären. Ich fand für gut, alle fernere Nachforschungen einzustellen, da wir ohnedem die Unfrige in fester Verwahrung hatten, während ein zweites Exemplar von ihr die Welt durchkreuzte.

Unsere Leufathea ertrug ihr Schicksal im Kerker mit einer Fassung, mit einer Geduld, die allen Bewunderung und Verehrung abzwang. Sie betete anhaltend, und ihr Betragen erregte unter allen Nonnen Mitleid, die sie noch vor wenigen Tagen gerne verdammt hätten. Sie hatte sich erklärt, den Eid zu schwören.

Der fürchterliche Tag, an dem er geschworen werden sollte, erschien. Die Nonnen versammelten sich im Capitelhause. Lange Erwartung schwebte auf allen Gesichtern. Leufathea wurde vorgeführt. Ich hielt an sie und an die Versammlung eine Rede, die die fürchterlichen Folgen

des Meineides zum Inhalte hatte. Ich erklärte darin den Eid nach moralischen und philosophischen Grundsätzen und legte die Folgen des Meineides auseinander. Mit scharfem Blicke fixirte ich Kustathea, die vor mir stand und die Rede mit eben der Gleichgiltigkeit anzuhören schien, wie man ungefähr ein Gelegenheitsgedicht vorlesen hört. Am Ende der Rede fragte ich Kustathea, ob sie noch bereit sei, den Eid abzulegen?

Warum denn nicht? war ihre Antwort.

Ich hielt ihr den Kelch mit der Hostie vor, den sie, so lange die Eidesformel dauerte, mit der einen Hand halten mußte. In die andere gab ich ihr ein Crucifix und so legte sie folgenden Eid ab:

„Ich Johanna Kustathea, Klosterfrau im Ursulinerkloster zu G^{...} meinem Professionshause, schwöre hiemit zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen wahren, heiligen Eid: daß ich aus meinem Kloster zwei Jahre und sechs Monate abwesend gewesen und während dieser Zeit an irgend einem Orte, frei vom Klosterzwange gelebt, daß ich aber endlich der Stimme meines Gewissens nicht länger widerstehen konnte und freiwillig wieder in mein Kloster zurückgekehrt bin, und unbemerkt nach wie vor wieder unter meinen Mitschwestern gelebt haben würde, wenn ich beim Eintritte in's Kloster nicht wäre entdeckt worden. Daß dieses die reine Wahrheit sei, schwöre ich, so wahr mir Gott in meiner Todesstunde gnädig sei -- so gewiß ich von ihm Barmherzigkeit und Verzeihung meiner Sünden erwarte. Sollte ich in diesem Eide eine Unwahrheit gesagt und Gott zum Zeugen einer Lüge angerufen haben, so treffe mich die Strafe des Meineides im höchsten Grade, so verlasse mich Gott, wenn ich in Todesnoth bin, so sage ich mich los von der Zahl seiner Auserwählten und thue Verzicht auf Gottes Barmherzigkeit; so werde mir sein heiliger Leib in diesem Abendmahle zum Verderben und sein Blut zum Tranke des Gerichtes.“ —

Ich schauderte über die Standhaftigkeit, mit der sie ihren Eid ablegte, über die Zuversicht, mit der sie bald auf das Crucifix, bald auf den Kelch blickte, da sie beides fest in ihren Händen hielt. Mit Andacht nahm sie das Abendmahl, und ich sah ihre Mitschwestern nicht ohne Thränen. Darauf hielt ich eine kurze Anrede an die Nonnen, worin ich dem Vorfalle das Ansehen des Geheimnißvollen — Uebernatürlichen gab (denn geheimnißvoll war es für mich selbst noch jetzt) und sie ersuchte, nicht weiter in dieser Sache zu forschen. Es sollte ihnen genug sein, daß die Schwester sich mit einem Eide und dem Abendmahle gereinigt habe. Das Capitel sprach sie auch von aller Strafe frei, denn obwohl sie es selbst beschworen hatte, daß sie abwesend gewesen wäre, so konnte man sie doch keiner Verletzung ihrer Pflicht beschuldigen, da

sie während dieser Zeit im Kloster gegenwärtig gewesen war und ihre Pflicht genau erfüllt hatte. Der ganze Vorfall ward unterdrückt und Niemand sprach mehr davon. Am Ende der Ceremonie bat Leufatheä, ihr das Amt an der Pforte abzunehmen, sie die wenigen Tage ihres Lebens nicht mehr zu kränken, sondern sich so zu betragen, als wenn sie gar nicht da wäre. Sie habe es Gott versprochen, seit diesem letzten Eide kein Wort mehr zu reden. Dagegen habe ihr Gott den Tag ihres Todes geoffenbart, welcher der einunddreißigste October, der Festtag ihrer heiligen Ordenspatronin Ursula sein werde. Ehrfurcht erfüllte die Versammlung. Sie übergab die Schlüssel der Pforte der Abtissin und entfernte sich.

Das Prophetische ihrer letzten Worte hatte auf alle, auch ich gesteh' es, auch auf mich einen sonderbaren Eindruck gemacht.

Von dieser Zeit an kam kein Wort mehr über ihre Zunge. Sie betete fleißig, that ihre Schuldigkeit, aber Alles, ohne ein Wort zu sprechen. So wandelte sie umher — eine lebendige Leiche. Ich sah sie hinwelfen und ihre Lebenskräfte versiegen. Mit schwermüthigem Erstaunen bemerkte ich, wie sie von Tag zu Tag elender wurde, so daß ich ordentlich berechnen konnte, sie werde mit dem einunddreißigsten October verlöschen. Zu Ausgang des Octobers ward sie bettlägerig und so abgezehrt, daß ich mich wunderte, wenn ich sie sah, wie sie noch leben konnte.

Am dreißigsten October, als am Heiligabend vor dem Feste der heiligen Ursula, ließ sie mich rufen. Ich fand sie äußerst schwach. „Sie haben sich immer sehr um mich bemüht,“ redete sie mich an, „Ihr Bemühen verdient Zutrauen. Die Maske fällt und eine grausenvolle Ewigkeit blickt mir entgegen. Hier übergebe ich Ihnen die wahre Geschichte meines Lebens und meiner Schicksale; urtheilen Sie von mir, was und wie Sie wollen. Machen Sie den Inhalt dieser Papiere bekannt oder übergeben Sie ihn dem Staube der Vergessenheit; mir ist das gleichgiltig. — Aber versprechen Sie mir, nicht eher die Siegel dieser Papiere zu lösen, bis ich begraben bin.“

Ich versprach es ihr, versah sie mit den Sacramenten und erteilte ihr die Generalabsolution. Da zog sie ein schwarzversiegeltes Paket hervor und übergab es mir. Schon am andern Morgen (den 31. October) vernahm ich, daß man sie heute früh sechs Uhr todt im Bette gefunden habe. Die Erfüllung ihrer Prophezeiung machte erst jetzt unter den Nonnen Aufsehen und man erinnerte sich ihrer als eines unbegreiflichen Wesens. Am dritten Tage wurde sie beerdigt. Ich eröffnete das Paket und theilte hier den Inhalt mit.

Die Aufschrift war:

Oeffne mich nicht eher, bis die Erde meine Verfasserin
bewahrt hat.

Sie hatten sich damals nicht geirrt, als Sie der Aebtissin sagten, ich sei mehr als ich scheine. Jetzt, wenn Sie dieses lesen und mich schon die kühle Erde bedeckt, kann man wissen, daß ich die Tochter des Herzogs ***, Prinzessin Pauline ***, war. Liebe machte all' mein Unglück, Liebe gab mir den Tod in diesen Mauern. Am Hofe meines Vaters lernte ich einen jungen Mann kennen, der gleich beim ersten Blick mein Herz einnahm. Er war schön, wohlgebaut, gefällig, einnehmend — doch wem sage ich das? — Genug, ich fand ihn liebenswürdig, und er mich.

Wohin auch das Getümmel
Des Lebens wogt und treibt,
Es sinkt! — Allein der Himmel
In schönen Seelen bleibt.

Schon in meinem zwölften Jahre hatte mich mein Vater an einen Prinzen M...o versprochen, und ohne meinen Geliebten zu kennen, mußte ich erwarten, ob er der Mann sein werde, dem ich mein Herz schenken könnte. Darauf wird an den Höfen nicht geachtet. Politit fesselt die Hände kaltblütig an einander und fragt nichts nach dem Herzen.

Ich war sechzehn Jahre alt, als ich den schönen, jungen Marchese Montano kennen lernte. Er war meine erste Liebe. Ich überließ mich ihr ganz, und willig warf ich mich in den Strudel jener seligen Gefühle. Welche schöne Tage waren das! Welche Wonne, welch' nie gefühltes Leben hob meine Brust!

„— Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet;
Daß unsre Angst in fremdem Busen zittert;
Daß unsre Leiden fremde Augen nassen.“

Mein Vater durfte von unserer Liebe nichts wissen, und es war gefährlich für uns, uns zu lieben, weil der Prinz von M...o schon an unserm Hofe war. Er war ein schöner, geistvoller, junger Mann, ich hätte ihn lieben können — aber ich hatte Montano schon gesehen, ihm hatte ich mein Herz gegeben, und mir schauderte vor dem Gedanken, den sanften Montano diesem Prinzen aufopfern zu müssen. Wir wurden scharf beobachtet; aber wer durchschaut die Schlupfwinkel der Liebe! Ich hatte eine vertraute Freundin, Fräulein Lucie M...i, die mit mir ganz eine Seele war, und ausfinden und ausführen half, was so oft nöthig

war, die Wachsamkeit der Oberhofmeisterin und des allenthalben lauernden Hofgesindels zu täuschen. Auch der Marchese Montano hatte seinen Freund, einen listigen Kopf, Signor Pualetti; durch Vermittlung ward er mein Lehrer in der Zeichenkunst. Nun hatten wir ergiebige Gelegenheit, uns beständig mit einander zu unterhalten. Eine heimliche Treppe brachte den Marchese oft zu mir. Mein Vater machte unterdessen Verrichtungen wegen der nahen Verbindung mit dem Prinzen; aber ich hatte kein Gefühl dazu. Der Prinz drang auf eine Erklärung — und mein Vater, ohne Weiters, sagte mich ihm zu.

Denken Sie sich meine Lage. Zweimal versuchte ich die Flucht. Pualetti widerrieth es und brachte mich jedesmal wieder unbemerkt in's Schloß zurück. Mein Vater drang eigensinnig auf die Verbindung mit dem Prinzen, aber ich weigerte mich standhaft und affectirte auf's Täuschendste eine Gemüthskrankheit, um die Zudringlichen von mir abzuhalten. Pualetti half mir hier treulich. Er verstand die Kunst, meinem Gesichte die weßende Farbe zu geben, die Verzehrenden eigenthümlich ist. Oft brachte er den Marchese zu mir und eine Unterhaltung mit ihm war mir tausendfacher Ersatz für meine lästige Masterade. Man hatte indeß den Marchese genau beobachtet und der arglistige Hof war hinter das Geheimniß unserer Liebe gekommen.

Mein Vater, der den ganzen Plan kannte, wollte aus weifen Ursachen Montano und mich schonen und ließ ihm sagen, er möchte sich bis zu fernerm Befehle vom Hofe und aus seinem Gebiete entfernen. Schon triumphirten die Bösewichter über das Entsprechen ihres Planes. Aber an meiner standhaften Liebe scheiterten alle ihre Pläne. Ich erklärte feierlich, daß ich nie heirathen, nie lieben würde und versiel von Neuem in eine Gemüthskrankheit, die den Tod zu weissagen schien. Pualetti vermittelte noch immer einen Briefwechsel zwischen mir und dem Marchese. Lange erhielt ich keine Antwort und ich fürchtete für sein Leben. Pualetti beschloß, ihn aufzusuchen und fand ihn nach langem vergeblichen Umherreisen in Venedig. Er bewegte ihn, da sich nach Verlauf dieser Zeit Vieles geändert, wieder an unsern Hof zu kommen. Der Prinz von M...o hatte indeß alle Hoffnungen auf mich aufgegeben, da mein wahrscheinlicher Tod ihn ohnehin bald aller Hoffnungen zu berauben schien. Man hatte das bemerkt und ihn für die Reize meiner andern Schwester Eugenie empfänglich zu machen gewußt. Eugenie war eine Zwillingsschwester, und wir beide einander so ähnlich, daß, wer uns nicht recht genau kannte, keinen Unterschied zwischen uns finden konnte. Der Prinz gewann sie lieb und sie ihn. Mein Vater war nun froh, daß nunmehr eine Verbindung, die er zwischen beiden Häusern sehnlichst gewünscht hatte, endlich doch zu Stande kam. Pualetti hatte

unterdessen den Marchese Montano wieder an unsern Hof eingeführt; man hatte die vergangenen Dinge wieder vergessen und empfing ihn allenthalben mit offenen Armen. Ich allein war für ihn am Hofe unsichtbar. Er bekümmerte sich meinethalben, aber fruchtlos — bis ich ihn endlich durch eine Vertraute heimlich zu mir bitten ließ. Er kam — selige Stunde des Wiedersehens! —

„Wenn Liebende sich wiedersehen,
Wer malet der Beglückten Lust?
Der Himmel sinkt in ihre Brust,
Und alle Freuden neu ersiehn,
Sie trinken aus dem ersten Kuß
Des Lebens höchsten Vollgenuß:
O göttlich Wiedersehen!“

Wir beschloßen, daß uns nun nichts mehr trennen sollte — wir beschloßen zu fliehen und in irgend einer stillen Hütte der Liebe zu leben. Pauletti half uns zur Flucht. Als Bürgermädchen gekleidet, saß ich neben meinem Geliebten im Wagen — Furcht, Hoffnung und Liebe kämpften in meinem Busen, aber die Macht der Liebe siegte über die Furcht. Hoffnung der glücklichsten Tage erhob mein Herz. Wir waren mehrere Tage und Nächte ununterbrochen gefahren, deshalb weit genug aus den Augen unserer Verfolger.

In einem kleinen Städtchen beschloßen wir, uns zu verbergen und dort einige Tage zu rasten. Ein Wald trennte uns noch davon; wir mußten ihn durchfahren. Mein Herz klopfte ängstlich. Furchtbare Ahnungen stiegen in mir auf. Mitten im Walde wurden wir von Räubern überfallen. Ein Pistolenschuß — und der Kutscher stürzte todt vom Bocke. Man riß den Schlag auf jener Seite, wo mein Geliebter saß, auf. Ich war in Todesangst, öffnete den andern Schlag und entsprang, von den Räubern, die an der anderen Seite waren, nicht bemerkt. Die Angst trieb mich vorwärts und ich lief durch den Wald so lange fort, bis ich von Angst und Ermüdung übertäubt, zu Boden sank. Meine Sinne waren mir vergangen und ein tiefer Schlaf hatte mich zu neuen Leiden gestärkt.

Spät am andern Morgen erwachte ich sanft und wähnte, alles sei nur ein fürchterlicher Traum gewesen. Ich griff um mich, aber eine Handvoll Moos, die ich statt des Bettkissens bekam, überzeugte mich auf's deutlichste von meinem Unglück. Ich sprang auf -- sah mich verlassen, rief, weinte, schrie -- alles umsonst. Der öde Wald äffte meine Klagen nach, und höhnisch erinnerte mich das Echo an den theuern Freund, der mir fehlte, an Montano.

Ich lief hin und her im Walde und kam endlich an die Stelle, wo wir gestern überfallen worden waren. Das Erdreich war mit Blut

bedeckt, ach mit dem Blute Montano's! Kein Wagen, keine Leiche, nichts war vorhanden, als das blutgefärbte Erdreich. Ich suchte in den Büschen nach seiner Leiche — ich fand nichts — aber diese rothe Erde zeugte nur zu laut von seinem Tode. Weinend wandte ich dem Städtchen zu, wohin ich nur noch anderthalb Stunden hatte. Mit blutigem Schweiß bezeichnete ich jeden meiner Schritte — kaum, daß mich meine bebenden Kniee noch aufrecht erhielten. Ich ging in ein Wirthshaus und ließ mir dort ein besonderes Zimmer geben. Ich durchweinte eine traurige Nacht auf meinem öden Lager. Am andern Morgen brachte mir der Wirth die Zeitung, ich las sie und fand einen Steckbrief darin vom Hofe meines Vaters, der den Mordhese genau beschrieb, mich aber nur in meiner Hoftracht angab, der ich in meiner bürgerlichen Kleidung gar nicht mehr paßte. Ich ließ mir nichts merken. Indessen brachte mir der Wirth, dessen Geschwägigkeit alles aufbot, mich zu erheitern, die Nachricht, daß vorgestern von Räubern ein junger Mensch im Walde erschlagen und gestern hier auf dem Kirchhofe beerdigt worden sei. Ich ließ mir ihn beschreiben, und Alles — Alles traf genau mit meinem Montano überein; die Jäger hatten ihn im Busche gefunden.

Nun war ich gewiß, daß er nicht in den Händen seiner Verfolger sei. Aber um so schrecklicher war mir die Gewißheit seines Todes. Ich ließ mir sein Grab zeigen — ach! die ganze Welt war ohne ihn für mich ein finsternes, schwarzes Grab! — dort weinte ich drei Tage auf seinem frischen Hügel und wünschte mir ein Plätzchen neben ihm.

O Land, wo die Ströme so silbern geh'n,
 O Land, wo die süßen Gesänge weh'n,
 Wo alle die Lieben erwartend steh'n,
 O Heimath — seh ich dich bald?

Damals keimte ein fürchterlicher Gedanke von Selbstmord in meiner Seele. Mühe kostete es mir, ihn zu unterdrücken. Ich beschloß, der Welt gänzlich zu entsagen, die mir alles in meinem Montano geraubt hatte, in der ich nun verlassen herum irrte, und in einem Kloster meine noch übrigen Tage dem Gebete und dem theuern Andenken meines Montano zu widmen. Ich hoffte damals, Gott werde meinem Jammer bald ein Ende machen. Am fünften Tage bezahlte ich den Wirth, der mit meiner Lage Mitleiden hatte und ich reiste in der Stille zu Fuß hieher. Aus dem Wirthshaus ging ich noch einmal auf den Kirchhof und nahm den bittersten Abschied vom Grabe meines Montano; von da ging ich gerade zum Thore hinaus und kam gegen Abend hieher an die Pforten des Klosters. Ich hatte kein Geld mehr bei mir, konnte in keinen Gasthof gehen und mußte den andern Morgen auf der steinernen Bank vor der Klosterpforte unter freiem Himmel erwarten, fest

entschlossen, wenn man mich hier nicht aufnehmen würde, von hier mich in den nächsten Fluß zu stürzen. Geld hatte ich keines; und betteln, vielleicht unter schändliche Hände fallen, dazu war ich zu stolz und mein trauriges Leben den Preis einer solchen Erhaltung nicht werth.

Man nahm mich im Kloster an. Ihrer Fürsprache, ehrwürdiger Herr! hatte ich das am vorzüglichsten zu danken.

Damals, als Sie die Aebtissin überredeten, mich anzunehmen, war ich auf dem Puncte der Verzweiflung. Sowie Ihr Zureden nichts half, sowie mir die Aebtissin die Aufnahme in's Kloster versagte — war auch mein Weg zum Wasser schon gewählt. Dank Ihnen nochmals, ehrwürdiger Mann! Ihre Fürsprache rettete mich von der Verzweiflung. Sie wissen, daß ich meinem Stande keine Schande machte, daß ich meine Pflichten erfüllte, wie es einer Nonne zukommt, daß ich standhaft in meinen Probejahren war.

Die Trauer über meinen Geliebten, der ich mich ganz weihete, war Ursache, daß ich mich von allen meinen Mitschwestern abgesondert hielt. Ich betete Tag und Nacht für ihn — und was soll ich's verhehlen, ich bat inständig um meinen Tod, weil mir dieser nur Vereinigung mit meinem Montano versprach. Dies war mein Hinstarren, dieses meine Thränen und mein frommes Gebet. Ich betrachtete diese Welt als eine Prüfungsschule, und trug geduldig die mancherlei Leiden, die mir Gott zuschickte, war gefällig gegen meine Mitschwestern, deren Fesseln ich fühlte und mit Freuden zu erleichtern suchte. Aber für meinen Ulgang waren diese guten Geschöpfe nicht.

Nur dem Hoffnungslosen
Blühen keine Rosen;
Er sieht überall
Nur ein Leichenthal.

Nach und nach ward das Gefühl meines Schmerzes stumpfer und ich suchte mich zu fassen, wie ich konnte. Diese Heiterkeit meines Gemüthes glich aber nur einem matten Sonnenblicke, der gleich wieder von herbeirollenden Wolken verdunkelt wird. Ich las in einer Zeitung, daß ein gewisser Marchese Montano die Prinzessin Pauline entführt habe, der Herzog sei vor Schrecken vom Schlage gerührt worden und auf der Stelle gestorben. Da er blos drei Prinzessinen habe und das Herzogthum ein männliches Leben des Königs von S***n sei, so habe der König bereits den Grafen von M** mit dem erledigten Herzogshut befehnt. — Denken Sie sich mein Entsetzen, als ich dieses las: Mörderin eines guten Vaters! O! der Gedanke zermalmte meine Seele — brachte mich zum Wahnsinne, daher mein Rückfall in meine vorige Schwermuth. Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, Ergebung in seinen

göttlichen Willen und frommes Gebet waren es, die mich nach einiger Zeit auch da wieder tröstete; ich fing an, heiter zu werden.

O Hoffnung, laß, durch dich emporgehoben,
Den Dürber ahnen, daß da droben
Ein Engel seine Thränen zählt.

Der Gedanke an die bevorstehende Einkleidung und der damit verbundene Begriff einer ewigen Gefangenschaft machte mich traurig. Ich hatte diesen Stand aus Noth und Verzweiflung gewählt, und sollte nun ewig unwiderruflich in diesen Mauern eingekerkert sein. O! das war ein bitterer Gedanke. Aber wenn ich um mich sah, mich von aller Welt verlassen fand, keine Aussicht, keine Hilfe — dann sah ich diesen Kerker, vor dem ich zurückgeschauert war, für eine heilige Freistadt verlassener Liebe an.

Damals, als Sie so in mich drangen, war ich im Kampfe mit meiner Zunge; fast hätte Ihre Beredsamkeit mein Geheimniß aus dem Innersten meiner Seele gezaubert; aber ich siegte, und um keine Blößen zu geben, drang ich ernstlicher als jemals darauf, den Tag der Einkleidung festgesetzt zu wissen. Er ward bestimmt, und ich selbst wähnte mich beruhigt, stellte mich munter, was ich nie war, um Niemanden merken zu lassen, wie viel Ueberwindung mich dieser Schritt kostete. Zu eben dieser Zeit kamen neue Versuchungen über mich — wenn vielleicht dein Geliebter noch lebte? fuhr's ein, als ich am Altar der weinenden Madonna kniete und betete, durch meine Seele. Nein, antwortete ich mir, du hast ja selbst an seinem Grabe geweint. Und dennoch war mir's immer, als wenn er noch lebe. Der Gedanke hatte sich in meiner Seele fixirt, wie ein versuchender Geist, er verfolgte mich bis zum Altar — daher jenes furchtbare Zusammenschauern, als ich den Eid schwur, der mich mit eisernen Banden an das Kloster fesselte. Dieser Gedanke war es, der mich schwermüthig machte, als die Einkleidung vorüber war. Auch hier war es Vertrauen auf Gott und Gebet, was mich in der Folge wieder erheiterte. Ich that meine Schuldigkeit, ward der Abtissin lieblich, und indem diese glaubte, meine Treue zu belohnen, machte sie mich für immer unglücklich. Sie übergab mir die Schlüssel der Pforte. O! ich hätte sie niemals in die Hände bekommen sollen, jene ungeligen Schlüssel, die mir zur Verdammung wurden. Ich verwaltete mein Amt gewissenhaft, da ist Gott mein Zeuge. Auch trug das Abwechselnde dieses Geschäftes viel zu meiner Erheiterung bei, indem ich durch die mannigfaltigen Personen, die ich da sah und kennen lernte, zerstreut wurde, und nicht so viel Muße hatte, meinem Schmerze nachzuhängen.

Einst stand ich an der Pforte; ich erwartete eben Sie. Ein junger

Mensch ging vorbei -- wir erkannten uns gleich auf den ersten Blick -- Gott! es war Montano!

Montano! rief ich unwillkürlich. -- Pauline! rief er, und stürzte in meine Arme.

„— Auch die Freude
Hat ihre Thränen.“

Wir vergaßen uns, nur die Furcht und das Bewußtsein meines Standes erinnerte mich, daß ich an der Pforte des Ursulinerklosters war. Wie könnst du hieher? fragte er mich. Die Furcht, entdeckt zu werden, machte, daß ich ihn fortschickte und gegen Mitternacht wieder an die Pforte bestellte: „“

Denken Sie sich meine Angst, meinen qualvollen Zustand --- den Geliebten lebend zu wissen und zugleich das Bewußtsein: Für dich auf ewig verloren! Du bist durch deinen eigenen Schwur von ihm -- von den Seligkeiten der Liebe losgerissen, auf ewig geschieden, durch deinen eisernen Eid! Ich bebte und kaum konnte ich die Nacht erwarten, in der ich Aufschluß erhalten und ihn wieder sehen sollte.

Sie kam. Still und todt ward's im Kloster, als hätte eine tödtliche Seuche in diesen Hallen gewüthet. Reife und zagenden Schrittes schlich ich zur Pforte. Ich öffnete sie meinem Montano und führte ihn in meine Zelle. Wir vergaßen uns und überließen uns ganz dem glühenden Gefühle des Wiedersehens. Er erzählte mir, als ich ihn fragte, welches Wunder ihn von den Todten zurückbrächte: die Räuber hätten ihn schwer verwundet liegen lassen und die Kutsche mit Allem vermuthlich fortgeführt. Ein benachbarter Edelmann habe ihn, liegend mit Blut überströmt gefunden, und auf seinen Landsitz gebracht; nach einigen Monaten erst habe er das Bett verlassen können. Der junge Mensch, den man auch todt im Walde gefunden und auf dessen Grab ich geweint habe, war unser Kutscher gewesen, der in Montano's Uniform, ihm also in der Kleidung ähnlich und mit meinem Montano verwechselt worden war. Montano hatte anfangs geglaubt, ich sei den Räubern in die Hände gefallen. Man hatte nach mir geforscht und endlich mich in jenem Gasthose erfragt; weiter aber hatte man meine Spur nicht verfolgen können, so sehr sich sowohl Montano, als sein großmüthiger Wohlthäter, der Edelmann, um mich bemüht hatten. Montano war in seine Grafschaft gereist -- und fand, was er am wenigsten vermuthet hatte, seinen älteren Bruder Sebastiano an der Regierung, den er todt und vergessen geglaubt hatte.

Wißmüthig suchte er Zerstreuung in Reisen, die er unter verschiedenen Namen unternahm. Der Zufall führte ihn zu mir; ich erzählte ihm meine Geschichte. Er ward untröstlich, mich nun, da wir noch Hoff-

nung zu den besten Tagen hatten, auf ewig sich entrisen zu sehen. Wir wollten fliehen — aber mein Schwur — seine Verhältnisse — Alles -- Alles legte uns unübersehbare Hindernisse in den Weg. Damit uns Niemand überrasche, ließ ich ihn leise zur Pforte wieder heraus und gewährte ihm beim Abschied eine zweite Zusammenkunft auf die folgende Nacht. So ging es fort und alle Nächte war mein Geliebter bei mir. Wir wurden vertraut, er ward kühn, die Gelegenheit günstig — mein Blut regte sich, ich widerstand — aber er siegte -- ich überließ ihm meinen Körper, da er meine Seele, mein Herz längst befaßen hatte. Dieses war meine glücklichste Periode im Kloster. Jede Nacht kam mein Geliebter zu mir und schwelgte an meinem Busen, ich hatte ihn in meinen Armen und genoß mit ihm die höchste Wonne der sinnlichen Lust — aber bald rauschte sie vorüber — die Wonne des Verbrechens.

„Mit dem Vergnügen ist es,
Wie mit einer Blume von zartem Geruch,
Den man nicht stark einziehen muß,
Wenn ihr Duft derselbe bleiben soll.“

Ich fühlte die Folgen jener feurigen Umarmungen. — Denken Sie sich meine Angst, schwanger zu sein in einem Kloster. Ich zitterte für die Zukunft. Ich fürchtete, Mörderin meiner selbst und meines Kindes werden zu müssen. Meine Lage war über alle Beschreibung schrecklich. Ich entdeckte meinen Zustand Montano, der seine Besuche noch immer ununterbrochen fortsetzte. Er war nicht minder verlegen als ich -- wir beide waren der Verzweiflung nahe, da wir keinen Ausweg vor uns sahen. — Das war jene Periode, wo meine Melancholie so schrecklich wiederkehrte. Pauletti hatte sich indessen auch wieder eingesunden, und Montano brachte ihn in der folgenden Nacht zu mir. Er gab mir die sen Rath: Sie müssen einmal niedertommen -- das heißt die Natur: aber im Kloster geht das nicht. Sie müssen folglich außer dem Kloster niedertommen. Zu diesem Zwecke führt uns kein anderes Mittel als die Flucht.

Sie müssen also fliehen. Aber auch für Nachstellungen müssen Sie sich sicher zu stellen suchen, müssen es so einrichten, daß man Sie im Kloster hier gar nicht vermißt. Eine andere muß so lange Ihre Person vorstellen, bis Sie wieder kommen. Mein Plan ist nun dieser: Ihrer Schwester Eugenie zu berichten, daß Sie noch leben, ihr Alles vorstellen, und ich müßte mich sehr in ihr irren, wenn sie aus Liebe zu Ihnen es nicht über sich nähme, sechs Wochen lang in Ihrem Ordenshabit zu frieden und Ihre Person so lange vorzustellen, bis Sie wieder zurückkehren können. Sollten Sie, was man nicht wissen kann, in Ihren Umständen sterben -- so entführe ich Ihre Schwester aus dem Kloster

Kommen Sie glücklich durch, so wechseln Sie die Rollen unbemerkt. Ihre Schwester Eugenie wohnt ungefähr 46 Meilen von hier auf einem Landgute. Die Aehnlichkeit, die Sie beide mit einander haben, wird machen, daß man an Eugenie hier und an Pauline auf dem Landgute den Unterschied zweier verschiedener Personen nicht bemerkt. Morgen schon reise ich zur Prinzessin Eugenie — es ist schon so gut als gewiß, in wenigen Tagen bin ich wieder da.

Getröstet schieden wir von einander. Die Hoffnung hielt mich aufrecht und ich erwartete mit klopfendem Herzen Pualetti's Zurückkunft. Bald erschien er wieder und brachte uns die tröstliche Nachricht, daß Eugenie gleich mit Freuden in seine Bitte eingewilligt und versprochen habe, Alles zu thun; ihre Schwester zu retten, scheine ihr kein Opfer zu groß. Ein günstiger Zufall kommt uns zu Statten, der Prinz M...o, ihr Bräutigam, ist in Angelegenheiten seines Hofes auf Reisen. Es wird also weiter nichts nöthig sein, als die Correspondenzen in Eugeniens Namen mit dem Prinzen indessen fortzusetzen. Ich eile zum Prinzen, werde ihn in allerhand Angelegenheiten zu verflechten wissen, die ihn so lange, als es uns nöthig ist, von hier abhalten. Damit man aber hier im Kloster nichts merke, ist es nöthig, daß Eugenie mit allen Schlupfwinkeln des Klosters genau bekannt werde, daß sie unter Ihrer Anleitung ihre Rolle so einlerne, daß auch das geübteste Auge keinen Betrug argwohnt; wir brauchen Nachschlüssel und weltliche Kleider für Sie. Es ist unumgänglich nothwendig, fuhr er fort, daß Eugenie einige Tage wenigstens in Ihrer Zelle verborgen bleibe und mit Allem bekannt werde. Des Nachts führen Sie sie im Kloster herum und zeigen ihr alle Winkel, alle Plätze auf's Genaueste. Eugenie ist schon hier und hält sich verborgen in einem Gasthof auf. Morgen Nacht machen Sie sich gefaßt, Ihre Schwester in Ihrer Zelle zu empfangen. Morgen Nacht bringe ich sie mit.

Er hielt Wort. Die folgende Nacht brachte er sie zu mir. Die Freude des Wiedersehens hätte uns in ihren ersten Ausbrüchen beinahe verrathen, hätte uns Pualetti nicht erinnert, wo wir wären.

Ich gab Eugenie einen Nonnenhabit, und zwischen mir und ihr war kein Unterschied mehr. Ein wenig half Pualetti nach, indem er ihre Wangen blasser schminkte, und sie bat, diese Schminke einige Zeit fort aufzutragen, bis sie völlig im Kloster eingewohnt wäre. Ich führte Eugenie allenthalben im Kloster herum, auch machte ich am Tage Versuche mit ihr, sie kniete sich in die Capelle und lernte meine Rolle bald. Jetzt werden Sie sich auch jenes Wunder erklären, daß ich einmal vor dem Altare kniete und mich zu gleicher Zeit im Zimmer der Abtissin befinden konnte. Meine Angst war damals sehr natürlich. Sie, die

Aebtissin mit den beiden Nonnen gingen in die Capelle und fanden mich knieend dori, während sie mich im Zimmer der Aebtissin gelassen hatten: erstaunt standen sie da! — Ich ließ Ihnen aber keine Zeit, ganz zur Besinnung zu kommen, da vielleicht bei fatter Untersuchung Alles entdeckt worden wäre, sondern schlich Ihnen nach, trat in die Capelle und affectirte über den Anblick meines Ebenbildes eine Schmach. Alles eilte mir zu Hilfe, man vergaß meine Schwester, die dadurch Zeit gewann, zu entweichen. Man brachte mich auf mein Zimmer, ich ward krank. Meine Schwester durfte nicht in meine Zelle und mußte sich hie und da im Kloster verbergen. Daher kam es, daß man mich während meiner Krankheit bald da, bald dort sah, während ich im Bette lag. Die Nacht kam, in der ich entführt werden sollte. Ein Schlaftrunk in den Trank der Wärterinnen geworfen, schlieferte sie ein: während dieser Zeit eilte ich aus dem Bette (sie hatten mir noch am selbigen Tage das Abendmahl gereicht und mich zum Tode bereitet), zog die weltlichen Kleider meiner Schwester an und eilte zur Pforte hinaus. Meine Schwester lag nun statt meiner im Bette; als die Wärterinnen erwachten, glaubten sie mich im Bette; es war aber Eugenie, meine Schwester. Nicht weit von der Pforte hielt mein geliebter Montano mit einem Wagen und glücklich eilten wir davon. Pauletti war indeß schon abgereist, den Prinzen von uns entfernt zu halten. Wir kamen auf Eugeniens Land gute an, und ich war so glücklich, die Bedienten zu tauschen, die in mir ihre Gebieterin zu sehen glaubten. Ich hielt mich jedoch beständig verborgen, und immer ließ ich mich nur einem Bedienten auf einmal sehen, damit ich nicht zu Vergleichen unter ihnen Anlaß geben möchte. Das Gefühl der Freiheit in den Armen meines Geliebten machte mich so glücklich, als ich es auf Erden nur jemals wünschen konnte.

O himmlisch Bild! wenn gleichgestimmte Seelen
Im süßen Hauche in einander fließen,
Und sich in einem Flammendruck vermählen,
Zu malen, dies ist keiner Sprache eigen,
Der Mensch kann hier empfinden nur und schweigen.

Ich fand Eugeniens Correspondenz und orientirte mich bald darin. Es kamen Briefe vom Prinzen M..., ich hatte mich ganz in Eugeniens Styl einstudirt und beantwortete sie so, daß zwischen meinen und ihren Antworten kein Unterschied war. Ich beschloß, meine nun immer näher herankommende Entbindung in einer entfernten Stadt abzuwarten, damit nicht etwa der Prinz durch die Bedienten etwas erfahre und ein schwarzer Verdacht dadurch auf Eugenie fallen möchte. Wir reisten unter dem Vorwand einer Ausreise in eine entfernte Stadt. Dort ward ich von einem Knaben entbunden, der aber auch schon am zweiten Tage nach

seiner Geburt starb. Nach geendigten Wochen kehrte ich an der Seite meines Geliebten wieder auf unser Landgut zurück.

Jetzt wäre es billig gewesen, meine edle, großmüthige Schwester, die mir ihre Freiheit und Alles aufgeopfert, mir die Geheimnisse ihrer Liebe anvertraut hatte, die sich willig unter das Joch des Klosters beugte, mich vor Schande und Unglück rettete, wieder aus ihrem Kerker zu erlösen. Aber das Gefühl meiner Freiheit betäubte mich, ich lebte in den Armen meines Geliebten, auf dem prächtigen Landsitze schwelgte ich in Wollust an der Seite meines Geliebten, und konnte es im Strudel jener Wonnegefühle schändlich vergessen, daß die Besizerin dieses Landhauses, die Schöpferin aller meiner Freuden, für mich im Kerker schmachtete. —

So war ein Jahr verflossen; ich wollte in's Kloster zurückkehren, aber jetzt fing es mir erst recht an in der Welt zu gefallen. Ich blieb noch ein Jahr und die arme Eugenie ward ganz vergessen. Wie peinlich muß ihre Lage gewesen sein! Getrennt vom Geliebten, keine Nachricht von ihm, keine von mir — vielleicht im Kloster für mich zu verweisen — ihre Leiden müssen groß, sehr groß gewesen sein! Zwei Jahre schwamm ich am Halse meines Geliebten in verbotener Lust, und würde nie zurückgekehrt sein, hätte mich nicht ein schrecklicher Schlag aus meinem sträflichen Taumel aufgeschreckt.

An einem Abend lag ich in den Armen meines Geliebten auf dem Sopha, er drückte mich liebevoll an seine Brust, und ich spielte mit seinen Locken. Plötzlich rauschte die Thür auf — wer beschreibt unsern Schrecken, als wir den Prinzen von M...o erblickten! — Ha! Ungetreue! donnerte er mich an, so lohnst du meine Liebe! und kaum hatte er das geredet, als er meinen Geliebten niederstach — er sank aus meinen Armen und winzelte in seinem Blute. Auch mich wollte er morden. Halt ein, Unseliger! rief ich, du bist irre. Ich bin nicht Eugenie, ich bin Pauline.

Ha du! rede, wo hast du deine Schwester hingebracht?

Erst sorgen Sie für das Leben dieses Mannes, wenn es anders noch zu retten ist, sagte ich, dann sollen Sie das Uebrige Alles erfahren. Seine Bedienten mußten Montano verbinden, man übergab ihn der Pflege eines Wundarztes, der sein Möglichstes zu thun versprach, aber stark an seinem Leben zweifelte.

Der Prinz riß mich aus dem Zimmer hinab in den Wagen und fuhr mit mir fort. Wo ist meine Braut? wo ist sie? fragte er hastig. Ich entdeckte ihm Alles und er wunderte sich nicht wenig über die seltene Verwicklung unsers Schicksals. Ich empfahl ihm Behutsamkeit; er versprach mir Alles, und so reisten wir wieder hierher. Wir

hielten uns still in einer unbedeutenden Kneipe auf. Am Abend ging ich zur Pforte. Ich fand die arme Eugenie noch treulich mein Amt versehen, sie hatte sich nichts merken lassen, und Niemand hatte den geringsten Unterschied zwischen mir und ihr bemerkt. Der Gram hatte sie etwas entstellt. Ich gab ihr ein weißes Linonkleid und sagte ihr, daß sie um Mitternacht abgeholt werden würde. Ich hatte keine Lust, wieder in's Kloster zu gehen und hat den Prinzen, auch mich wieder mitzunehmen. Er versprach es mir und hieß mich im Gasthose warten. Ich war ebenfalls in weißen Linon gekleidet, so wie Sie mich auch denselben Tag im Capitel gesehen haben. Nachts um 12 Uhr fuhr der Prinz still an das Kloster. In einiger Entfernung ließ er den Wagen halten, und wie ich in der Folge erfuhr, hat er auch Eugenien glücklich entführt. Aus Rache hatten sie mich im Gasthose sitzen lassen und waren vom Kloster gerade zum Thore hinaus gefahren.

Ich wartete indessen im Gasthose eine Stunde um die andere, Niemand kam, meine Angst wuchs mit jeder Minute. Vielleicht sind sie unglücklich — oder haben dich aus Rache sitzen lassen. Dies letzte war mir wahrscheinlich, ich eilte nach dem Kloster, um meine Person wieder anzunehmen, die Eugenie großmüthig zwei Jahre sechs Monate für mich gespielt hatte. Es war Morgens gegen zwei Uhr, als ich mit Hilfe meines Nachschlüssels die innere Pforte bereits geöffnet hatte; und ich wäre in meine Zelle geschlichen, hätte meine Nonnentleidung wieder angezogen, und Niemand wäre meine dritthalbjährige Abwesenheit im Kloster gewahr worden, wäre mir nicht die Nonne begegnet, die mich eben traf, als ich zur Pforte hereinkam, und wähnte, ich habe entspringen wollen. Nun wird Ihnen in meiner Geschichte nichts mehr dunkel sein. Wie ich meinen Todestag genau vorherzusagen konnte, das fällt Ihnen vielleicht auf. Aber Sie wissen Alles, und was sollte ich's Ihnen verbergen? Ich führte Schleichgift bei mir und wußte den Grad seiner Wirkung. Ich fürchtete schwere Strafen, vielleicht auf Lebenslang eingemauert zu werden; dadurch wollte ich meinen Tod beschleunigen und mein Leben endigen. Ich nahm das Schleichgift ein und hatte die Tage berechnet, in denen ich endigen werde. Sie sind erfüllt — das Gift wirkte — und bald bin ich nicht mehr. Gott wird sich meiner erbarmen. — Aber auch das will ich gestehen — nach dem Verhältniß meiner Verbrechen muß ich an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln. — Wenn Sie dieses lesen, bin ich nicht mehr. — Denken Sie von mir, was Sie wollen. —

Pauline,
geborne Prinzessin von Sch**





VIII.

Die Trappisten.



s war am 13. Juli 1121 gegen Abend: der Wind erhob sich, breite Wolken, aus der Tiefe des Horizonts heraufschwebend, drängten sich am Himmel und die Fluthen des Canals ließen ein unheimliches Brausen hören. Da erschienen zwei Männer am Ufer, die vor Müdigkeit ganz ermattet waren. Sie standen einen Augenblick stille, blickten gen Himmel und murmelten leise: „Mein Gott, nimm die unglücklichen Reisenden, welche zu dieser Stunde auf diesem wüthenden Meere schiffen, in Deine Obhut.“ Sie setzten ihren Weg fort.

In denselben Augenblicke sah man ein Segel mitten aus den bewegten Wogen hervorragen, das sodann wieder in der Nacht verschwand. Das Schiff, welches gegen den Sturm kämpfte, trug Frankreichs Farben und der es befehligte, hieß Rotrou, Graf von Verche. Der Blitz hatte in den großen Mast eingeschlagen und denselben umgeworfen.

Mitten in allen diesen Schrecken blieb Graf Rotrou unbeweglich, während die Leute auf dem Schiffe ihre Seele Gott empfahlen, da sie keine Rettung sahen.

Die Blicke des Grafen waren auf ein Bild der heil. Jungfrau gerichtet, das ein Matrose auf seiner Brust trug. Bei diesem Anblicke kehrte Hoffnung in seine Seele zurück, und indem er sich auf dem Verdecke auf die Knie warf, sprach er laut: „Heilige Jungfrau, Mutter des Erlösers der Menschheit, würdige uns eines Blickes der Barmherzigkeit, und ich thue das Gelübde, wenn ich dem Tode entrinne, Dir zu Ehren und zur Erinnerung an Deine göttliche Gnade eine Capelle zu erbauen.“

Also geschehe es, sagten die Umstehenden, und knieten ebenfalls nieder.

Lange lagen sie mit gebeugtem Haupte auf den Knien. Als sie wieder aufstanden, waren die Wellen des Canals ruhiger geworden, die Blitze durchkreuzten nicht mehr den Himmel, der Donner verstummte, der Wind war stille, eine laue Luft hatte die erstickende Hitze des Tages verdrängt.

Graf Rotrou, nach Frankreich zurückgekehrt, vergaß sein Gelübde nicht. Er erbaute eine Capelle zu Ehren der h. Jungfrau und gab dem Dache dieser Capelle die Form eines umgestürzten Schiffes, das Bild der Gefahr, welcher er glücklich entronnen, und verewigte so das Wunder.

Einige Jahre später kamen mehrere Mönche und begehrten die Erlaubniß, bei dieser neuen Kirche zu wohnen, und so entstand allmählig ein Kloster. Graf Rotrou II. hatte die an die Capelle angrenzenden Gebäude zu bauen angefangen, Graf Rotrou III. brachte Reliquien aus Palästina, mit welcher Rotrou IV. die Kirche seiner Ahnen beschenkte.

Die neue Abtei vergrößerte sich nach und nach; die Päpste Alexander III., Clemens III., Benedict XII., Ludwig der Heilige erklärten sich zu Beschützern dieser Abtei, welche durch den Abt von Savigny, Serlon IV., im Jahre 1144 mit dem Orden der Cisterzienser vereinigt wurde.

La Trappe liegt in dem Kirchsprengel von Sees, mitten in einem großen Thale, an der Grenze von Perche und der Normandie. Die Wälder und Hügel, die es umgeben, scheinen es vor allen Augen zu verbergen. Es ist von einem Morast und von Teichen umgeben, seine Zugänge sind so schwierig, daß man ohne Hilfe eines Führers nicht dahin gelangen kann. Nichts ist trauriger als diese große Cede; ein ewiges Schweigen herrscht hier zu allen Zeiten und nichts zeigt sich den Sinnen, sagt der Abt von Marfollier, was nicht Einsamkeit und Zurückgezogenheit athmete.

Lange Zeit durch die ausgezeichnete Tugend seiner Abte und

Mönche berühmt, stand zweihundert Jahre nach ihrer Gründung die Abtei noch in großer Achtung bei den Fürsten und Päpsten. Allein La Trappe hatte endlich das Schicksal aller irdischen Dinge, es irrte ab von dem Pfade der Tugend und einstiger Größe.

Ursprünglich und lange nachher, schrieb der Biograph des Abtes von Rancé, war dies eine Wohnung der Heiligen. Seit mehr als dreihundert Jahren war es von Unordnung zu Unordnung gekommen, bis daß sie buchstäblich eine Diebshöhle wurde. Diese bewundernswürdigen Männer, die nur geistige Interessen verfolgten, hatten das Unglück, Menschen zu Nachfolgern zu haben, welche nur dem Fleische lebten. Der geistliche und weltliche Zustand des Hauses war völlig umgestürzt und es blieb nur noch der Name des Klosters und der Mönche. Die Kriege der Engländer waren die Ursache der Vernachlässigung von La Trappe. Die Abtei wurde mehrmals verwüstet und die Mönche fanden sich von Allem entblößt. Sie beschloßen zwar, Niemandem zur Last zu fallen und durch Fasten und immerwährende Arbeit das Wenige, dessen sie zum Leben bedurften, herbeizuschaffen; aber die Engländer kamen von Zeit zu Zeit wieder, um ihnen das Wenige zu nehmen. Der Krieg hatte ein Ende genommen, die Mönche kehrten in den friedlichen Genuß ihres Klosters zurück, aber ganz verschieden von dem, was sie gewesen. Die Disciplin von La Trappe hatte ihre frühere Strenge verloren, die strengen Regeln, welche ihnen der h. Bernhard gegeben, waren in Vergessenheit gerathen.

Im Jahre 1526 trieben die Trappisten die Frechheit so weit, sich gegen den König Franz I. aufzulehnen, der den Cardinal von Bellay, Bischof von Paris, zum Abt von La Trappe ernannt hatte: und mit Rom einverstanden, fuhren sie fort, ihre Aebte zu erwählen. Franz I., dieser lächerlichen Opposition müde, mußte sich Respect zu verschaffen und sie beugten stillschweigend das Haupt.

Seit dieser Zeit machte die Unordnung in der Abtei so große Fortschritte, daß sie bald ein Gegenstand des Scandals für Frankreich wurde. Dem Ruin des Geistlichen folgte bald jener des Zeitlichen; die Domänen, die Prachtwohnungen, die Gebäude, alles empfand dies. Sechs oder sieben Mönche wohnten im Kloster zerstreut, einer von dem andern getrennt, und vereinigten sich nur noch zu Jagdpartien und um Ausschweifungen zu begehen.

Im Mai des Jahres 1662 erhielten die Trappisten einen Besuch von einem Mianne, der ein wenig später den Heili von La Trappe wieder auf den Weg der Frömmigkeit und der Demuth zurückführen sollte.

Forschen wir ein wenig, wer dieser Mann war.

Sein Gesicht ist matt und bleich, seine Körperbeschaffenheit schwach; er ist kaum 36 Jahre alt. Seine Stirne ist erhaben, sein Mund von einem leichten Schnurrbart beschattet, seine Augen sprühen Flammen, ein Zug von Seelengröße belebt seine Physiognomie. Die Kleidung, welche er trägt, ist jene eines Abtes, aber der Schnitt ist einfach und das Gewebe von grobem Tuch.

Als er den kläglichen, ja trostlosen Zustand des Klosters sah, das fast einer Ruine glich, murmelte er leise: „Ach, mein Gott, mein Gott!“ und hob die Augen gegen Himmel, als wollte er ihn bitten, einen mitleidigen Blick auf diese alte, ehemals so heilige, so verehrte — und jetzt so verfallene und so profanierte Wohnung zu werfen. Er gelobte sich, der Abtei den alten Glanz zu verleihen.

Der schweigsame Besucher der Abtei von La Trappe warf einen letzten Blick auf das Kloster, bekreuzigte sich und zog sich zurück.

— Wer ist dieser Fremde, fragten einander sieben oder acht Mönche, die gekommen waren, ihn zu sehen.

— Es ist der Abt Comthur von La Trappe, antwortete ein junger Mann.

— Der Abt-Comthur! riefen die Brüder mit einer Stimme, die ihren Schrecken schlecht verbarg.

— Er selbst! Dom Armand Jean le Bouthillier von Rancé, Canonicus der Kirche unserer lieben Frau zu Paris, Abt von La Trappe, vom Orden der Cistercienser, von unserer lieben Frau du Val, vom Orden des h. Benedict, Prior der Propstei von Montagne bei Chambord und der Propstei von St. Clementin in Poitou.

— Und zu welchem Zwecke kommt er in die Abtei?

— Fürchtet nichts, meine Brüder, die Neugierde hat ihn hieher geführt; er ist gekommen, um La Trappe zu sehen wie ein Eigenthümer und Pächter seine Güter besucht; der Abt ist ein großer Sünder, der morgen vergessen wird, was er heute sah.

— Ein großer Sünder? Ihr kennt ihn also, Bruder Anastasius?

— Ich kannte ihn ehemals, es sind drei Jahre her, vom Hofe des Königs Ludwig XIV., und ich kann euch versichern, daß er bei allen liederlichen Burtschen und galkanten Weibern des Hotels Rambouillet im besten Rufe stand.

— Ich mache Euch einen Vorschlag, sagte einer der Mönche.

— Welchen, Bruder Anselm? fragte Bruder Anastasius.

— Das Wetter ist schlecht und es gäbe die beste Gelegenheit, wenn ihr uns, Bruder Anastasius, die Geschichte unseres hochwürdigen Commandatar-Abtes erzählen wöchtet.

Als die Trappisten Abends bei einer reich besetzten Tafel Platz ge-

nommen und sich mit Speise und Trank erquickt hatten, ergriff Bruder Anastasius das Wort.

„Am 29. Januar 1626 wurde in einer der ältesten und berühmtesten Familien Frankreichs Armand Jean le Bouthillier von Rancé zu Paris geboren und am 30. Mai d. J. in der Kirche von St. Come durch Cardinal Richelieu und Maria von Jaurey, Gattin des Marquis von Effiat, Ober-Intendant der Finanzen, aus der Taufe gehoben. Er war anfänglich bestimmt, ein Maiteserritter zu werden; der Tod seines ältesten Bruders, der im Jahre 1636 starb, war die Ursache, daß sein Vater ihn bestimmte, den Degen abzulegen und den geistlichen Stand zu wählen, in welchen sein Bruder getreten war. Seinem Bruder in der Eigenschaft als Neuester folgend, folgte er ihm auch in seinen Pflichten, so daß er in seinem zehnten oder elften Jahre, ohne der Kirche einige Dienste geleistet zu haben, und da er auch nicht einmal das Alter hatte, ihr Dienste leisten zu können, fünfzehn- bis zwanzigtausend Livres geistlicher Einkünfte genoß.

Armand von Rancé sah seine Bestimmung zum geistlichen Stande als einen Sporn an, sich in den Wissenschaften zu vervollkommen. In seinem zwölften Jahre besorgte er eine neue Ausgabe von Anakreon's Gedichten, welche er mit Auslegungen begleitete, die von den Gelehrten bewundert wurden.

Im Jahre 1652 starb sein Vater und dieser Todesfall vermehrte seine Revenuen um 10.000 Livres. Armand von Rancé sah man nun oft im Hotel Rambouillet, dem Zusammenkunftsorte der schönen Geister und galanten Damen vom Hof; hier zeichnete Fräulein von Scudery die Karte des Landes der Verliebten, hier dachte der Abt lachend über den Gegenstand nach, über welchen er am folgenden Tag predigen wollte. Der Abt von Rancé war vor Allem ein Hofmann. Welche Veränderungen in dem Character und den Gewohnheiten des jungen Armands hervorzubringen sich dessen Vater auch bemüht hatte, so errieth man doch jeden Augenblick den in einem Mönch steckenden Soldaten. Auch jagte er alle Tage neuen Vergnügungen nach, Jagdpartien, Festen, schwelgerischen Gastereien.

Seine Kleidung war nichts weniger als seinem Stande angemessen; gewöhnlich trug er einen weichenblauen, knapp anliegenden Leibrock von reichem Stoffe, lange und gelockte Haare, zwei Smaragden zierten seine Manschetten, ein werthvoller Diamant glänzte an seinem Finger. Wenn er auf seinen Gütern jagte, was oft der Fall war, so hatte er nichts an sich, was die Kleidung eines Geistlichen verrathen hätte. War er genöthigt, seine Abtskleidung anzulegen, so glaubte er schon viel für den

Himmel zu thun. Seine religiösen Pflichten erfüllte er nur dann, wenn er strenge dazu genöthigt war. — Messe lesen war ihm eine Qual.

Der Herzog von Montbazon und Herr le Bouthillier von Rancé waren durch die engste Freundschaft verbunden. Neunundfünfzig Jahre alt verliebte sich der Herzog von Montbazon in ein junges Mädchen, das schön, reich und von Adel war — die Tochter des Grafen von Vertus — und ungeachtet der Verschiedenheit des Alters begehrte er sie zur Ehe und wurde ihr Mann. Dom Armand wurde fast unter den Augen der neuen Herzogin erzogen und nachdem er sie zehn bis zwölf Jahre wie eine Mutter geliebt hatte, fiel es ihm eines schönen Tages ein, sie so zu lieben, wie ein ganz junger Mensch eine junge und sehr hübsche Frau lieben soll. Die Herzogin lachte nur darüber; der Abt, der nicht lachte, fuhr fort, ihr seine Huldigungen darzubringen. Eines Tages ging die Herzogin in ihrem schattigen Park spazieren. Dom Armand, der ihr von Weitem gefolgt war, verdoppelte seine Schritte, stellte sich plötzlich ihren Blicken dar, und auf beide Knie vor ihr hinfallend, sagte er:

— Sagt mich fort, Madame, ich liebe Euch!"

Die Herzogin war, wie ihr wohl denken könnt, ein wenig erschrocken über diese barsche Erklärung. Sie hob den Abt galant auf und sagte mit der sanftesten Stimme zu ihm:

— Armand, Ihr habt das Fieber, Ihr werdet wohl daran thun, morgen Euer Zimmer zu hüten!

Armand von Rancé nahm sie beim Wort und verdoppelte, verdreifachte, verfünffachte, ja verzehnfachte sogar die ihm auferlegte Buße; vierzehn Tage lang blieb er in seinem Gemache eingeschlossen. Die Herzogin, die eine sehr mitleidige Frau war, klopfte eines Morgens an die Thüre des armen Eingesperrten. Der Abt öffnete. Sie trat ein.

— Was fehlt Euch denn, Armand? sagte sie zu ihm. Warum verlaßt ihr diese traurige Zelle nicht mehr?

— Madame, ich liebe Euch, antwortete der Abt und schwamm in Thränen.

Die Ankunft des Herzogs machte dieser Scene ein Ende.

Zwei Jahre darauf starb der Herzog von Montbazon. Die Herzogin beweinte ihn, so lange die Zeit ihrer Trauer währte.

Der Abt von Rancé war keiner von den Vätern, die sich bei Frau von Montbazon einfanden. Er war kein Kind mehr, er war ein Mann, und noch mehr, er war ein geistreicher, ein durch und durch galanter Abt, dem man nachlief, ihn suchte, ihn fetirte.

Eines Abends war großer Empfang bei der Herzogin; die schönsten Frauen vom Hofe drängten sich in den Salons der jungen Witwe;

aber Frau von Montbazon verdunkelte sie alle durch ihre Schönheit und durch ihre Anmuth. Der Abt nahm dies jedoch kaum wahr. Die Herzogin, die an eine solche Gleichgiltigkeit nicht gewöhnt war, fühlte sich durch dieselbe sehr gekränkt. Der Abt bemerkte dies wohl, aber als kluger Mann ließ er es sich nicht merken. — Diese Komödie konnte nicht lange dauern. Die schöne Herzogin näherte sich Dom Armand und sagte zu ihm mit leiser Stimme: Sie werden noch eines Tages ein Muselman werden, Herr Abt. —

Diese wenigen Worte verbargen ohne Zweifel eine Anspielung auf die veränderlichen Gefühle Armands von Rancé. Der Abt antwortete nichts, aber ohne anscheinende Affectation entfaltete er ein gesticktes Taschentuch, welches mit dem Namenszug der Herzogin versehen war und das ihm Frau von Montbazon ehemals selbst geschenkt hatte. Er brachte das Tuch an seine Lippen und entfernte sich.

Einen Monat nach diesem Feste war der junge Canonicus von Notre Dame zu Paris, der elegante Abt von La Trappe, der glückliche Geliebte der schönen Herzogin von Montbazon. Man sprach viel darüber, und während die Einen den Abt beneideten, schrieen die Anderen über Scandal. Der Bischof von Alath nahm die Sache ernstlich; er ließ Dom Armand zu sich rufen und hielt ihm eine derbe Strafpredigt, die jedoch keine Aenderung in dem Herzen des Abtes hervorbrachte.

— Gnädigster Herr, sagte eines Tages Rancé zu ihm, Ihr seid ein heiliger Mann, wohlan, laßt mich in Gottes Namen verdammt sein.

Die thörichte Leidenschaft des Abtes für die Herzogin von Montbazon nahte ihrem Ende. Die zarten Bande, welche Armand und Mathilde vereinigten, sollten zerrissen werden und doch schien diese Liebe jeden Tag im Wachsen. Der galante Abt hatte nur noch einen Glauben, nämlich den an die Herzogin von Montbazon. Eines Abends verließ der Abt von Rancé die Herzogin, zu ihr sprechend: Ich muß verreisen, werde Euch aber in drei Tagen wiedersehen.

— Wenn ich in drei Tagen Euch nicht wiedersehe, so sterbe ich.

Drei Tage waren vorüber und der Abt von Rancé noch nicht zurückgekehrt.

Am Morgen des neunten Tages öffnete sich die kleine Thüre des Betzimmers; ein Mann, in einen Mantel gehüllt, trat ein, machte die Thüre hinter sich zu und begab sich ganz geräuschlos in das Schlafzimmer der Frau von Montbazon.

Doch welch' schrecklicher Anblick bot sich ihm dar. Er sah einen Sarg, in welchem eine Leiche lag. Der Leichnam war abscheulich verstümmelt, es fehlte ihm der Kopf. Diesen Kopf sah er auf einem Tische; seine Augen waren geschlossen und lange schwarze Haare hingen vom

Haupte herab. Dom Armand konnte einen Schrei des Entsetzens nicht zurückhalten. Der Leichnam, den er im Sarge liegen sah, war jener der Herzogin von Montbazon, und der blutige Kopf, der auf dem Tische lag, gehörte ihr.

Der Abt von Rancé kniete bei der Leiche nieder und betete drei Stunden lang. Als man in das Zimmer kam, um die Todte fortzutragen, lag Dom Armand in Schmach.

Was ist hier vorgegangen?

Frau von Montbazon war gestorben und man beeilte sich, ihr einen Sarg machen zu lassen. Da es sich aber fand, daß der Sarg zu kurz war, so schnitt man der Herzogin den Kopf ab, um nicht einen neuen anfertigen lassen zu müssen.

Noch an demselben Abende wurde die Herzogin mit großer Pracht beerdigt. Und an demselben Abende verließ der Abt von Rancé Paris.

Der Tod seiner Geliebten verursachte ihm einen tiefen Schmerz. Einen ganzen Monat verließ er seine Wohnung nicht mehr. Er empfing Niemanden und bei Hofe hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er seine Tage und einen Theil der Nächte mit Beten und mit Weinen zubringe.

Allmählig linderte sich sein Schmerz. Man sah ihn bisweilen, aber er sprach wenig; später trat an die Stelle der Liebe der Ehrgeiz, einer der hohen Würdenträger der Kirche zu werden. Sein Besuch von heute, sagte schließlich Bruder Anastasius, hat nichts, was Euch erschrecken darf.“

Die acht Trappisten standen vom Tische auf und begaben sich ein Jeder in seine Zelle.

Das, was wir soeben durch den Mund des Bruders Anastasius erzählten, ist nur der Prolog zu dem Leben des Dom Armand Jean de Rancé, Abt von La Trappe. Ehe wir jedoch in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir einen Halt machen und in Kürze über die Regeln der Abtei von La Trappe berichten.

Im Sommer legen sich die Mönche um acht und im Winter um sieben Uhr schlafen. Sie stehen in der Nacht um zwei Uhr auf, um in die Metten zu gehen, die bis halb fünf Uhr dauert, weil sie außer dem großen Ante auch noch das Ant der h. Jungfrau hertragen; zwischen beiden halten sie eine Betrachtung von einer halben Stunde. Wenn sie aus der Mette kommen, so können sie, wenn es Sommer ist, sich in ihre Zellen begeben und daselbst bis zur Prime ruhen, im Winter aber gehen sie in eine gemeinschaftliche Kammer, nahe bei der Wärme-Stube, wo ein jeder für sich liest. Die Priester benötigen gewöhnlich

diese Zeit, um die h. Messe zu lesen. Um halb sechs sagen sie die Prime und gehen darauf in's Capitel, wo sie ungefähr eine halbe Stunde bleiben, außer an gewissen Tagen, wo sie länger verweilen, um die Ermahnungen des Abtes oder Priors anzuhören. Um sieben Uhr gehen sie an die Arbeit. Ein jeder legt alsdann seine Kutte ab und schürzt das Kleid vorne auf. Einige graben das Land um, andere tragen Steine, und ein jeder übernimmt die Arbeit, welche ihm angewiesen wird, da sie sich die Arbeit nicht freiwillig wählen dürfen. Wenn es das Wetter nicht erlaubt auszugehen, so reinigen sie die Kirche, kehren das Kloster, scheuern die Gefäße oder beschäftigen sich mit Abschreiben der Kirchenbücher und Binden derselben, mit Drechslerarbeit u. s. w.

Wenn sie anderthalb Stunden gearbeitet haben, so gehen sie zu dem Amte, welches um halb neun Uhr anfängt. Man sagt hierauf die Tertia, darauf liest man Messe, auf welche die Sexta folgt. Nach dieser begeben sie sich in ihre Kammern, wo sie etwas lesen. Wenn das geschehen ist, so singen sie die Nona, außer an Fasttagen, wo das Amt verzögert wird und man nur vor Mittag die Nona hält. Darauf begibt man sich in das große Refectorium. An jeder Seite befindet sich eine lange Reihe Tiseln; jene des Abtes steht mitten unter den andern und hat für sechs bis sieben Personen Platz. Er setzt sich an das eine Ende derselben und hat zu seiner Linken den Prior und zur Rechten die Fremden, wenn einige mit in dem Refectorium speisen, was jedoch selten geschieht. Die Tiseln sind mit keinem Tischtuch bedeckt; ein jeder hat seine Serviette, seine Schale von Thon, sein Messer, seinen Löffel und seine Gabel von Holz, die stets an demselben Orte liegen bleiben. Ihr Brod ist sehr schwarz und grob; die Suppe wird von Kräutern, von Erbsen, Linzen und anderen Hülsenfrüchten gekocht, aber stets ohne Butter und Del, dann folgen entweder Bohnen, Spinat, Rüben &c., je nachdem die Jahreszeit wechselt. Zum Nachtiß erhalten sie zwei gekochte oder rohe Aepfel oder ein Paar Birnen. Nach der Mahlzeit folgt ein Gebet und dann begeben sich die Religiosen in ihre Zellen. Um ein Uhr beginnt wieder die Arbeit. Wenn zum Aufhören geläutet wird, so begibt sich ein jeder in seine Kammer. Um fünf Uhr geht man in das Refectorium, wo ein jeder Religiose zum Abendessen ein Stück Brod von vier Unzen und zwei Aepfel oder zwei Birnen erhält.

Hierauf begeben sie sich in's Capitel; beim Herausgehen aus der Kirche nehmen die Mönche das Weihwasser vom Abte. Um sieben Uhr ertönt die Glocke zum Schlafen. Sie legen sich in ihren Kleidern nieder, deren sie sich selbst in der Krankheit nicht entledigen. Ihr Bett besteht aus einem durchnähten Strohsack, einem mit Stroh gefüllten Kopfkissen und einer Decke. In den Krankensälen finden sich nicht durchnähte

Strohfäde und nur in außerordentlichen Fällen bewilligt man Feinewäsche. Ist ein Kranker dem Tode nahe, so macht der Krankenwärter Stroh und Asche zurecht, auf welche man ihn legt, wenn er bereit ist, den Geist aufzugeben. In der Kirche finden sich weder silberne Leuchter, noch reicher Schmuck.

Als Frau von Montbazon gestorben, begriff der Abt von Rancé, daß er in seiner Verzweiflung nur noch zu einer einzigen Liebe, zur Liebe zu Gott Zuflucht nehmen könne. Ein neues Unglück zerriß die letzten Bande, welche ihn noch in der Welt zurückhielten: es war dies der Tod des Herzogs von Orleans, bei welchem Dom Armand von Rancé die Stelle des ersten Almoseniers bekleidete. Er zog die Bischöfe zu Berniers, Meth, Chalons und Camingo zu Rathe, welche Lebensart er führen sollte, und sie rathen ihm, seine Pfünden aufzugeben. Er that dies nicht nur, sondern verkaufte auch sein prächtiges Haus zu Berez dem Abt von Effiat um 200.000 Livres, ebenso die beiden Häuser zu Paris und schenkte seinen Weichwistern jenes Geld, welches sie von der Verlassenschaft ihres Vaters fordern konnten, den Rest gab er dem Hotel Dieu zu Paris.

Nachdem er seine Angelegenheiten geordnet hatte, ging er nach La Trappe. Seine erste Sorge war, die Unregelmäßigkeiten abzustellen, welche dort herrschten. Er ermahnte die Mönche vergebens, ihre Auf- führung zu ändern. Als er sah, daß die Religiösen in ihrer Freiheit beharren wollen, meldete er ihnen, daß er entschlossen sei, die Religiösen von der strengen Beobachtung an ihre Stelle zu setzen. In Folge dieses Antrages lehnten sie sich wider ihn auf und stießen Vermüthungen aus. Einige drohten ihn zu erstechen, andere in dem Teiche der Abtei zu ertränken. Diese Drohungen erschreckten ihn nicht. Die Religiösen von der strengen Observanz wurden dennoch in die Abtei eingeführt und die früheren Mönche durch einen Vergleich gezwungen, darein zu willigen. Damit jedoch das Kloster restaurirt werden könne, so schenkte er der Abtei das Gut Nuisement, welches zum Abteistich gehörte. Nachdem er noch ein Brevet vom Könige erhalten hatte, daß er von seiner Abtei Besitz nehmen könne, so ging er in die Abtei Perseigne, aus welcher die Religiösen nach La Trappe gekommen waren, um dort, 37 Jahre alt, das Noviziat anzutreten.

Die Einsegnung zum Abt, die er nach vollendetem Noviziat empfing, bestimmte ihn, nach und nach die strengsten Uebungen einzuführen. Zuerst bewog er die Religiösen, sich des Weines und der Fische zu enthalten. Sie erlaubten sich nur sehr selten, Eier zu genießen und Fleisch

aßen sie nur unter außergewöhnlichen Umständen. Der Umgang mit der Außenwelt war nicht mehr so häufig und man stellte die Handarbeit wieder her. Inzwischen war der Abt nach Paris gereist, um der Versammlung der Aelte und Superioren von der strengen Observanz beizuwohnen, welche im Jahre 1664 stattfand. Während dieser Zeit ereignete sich ein für den Reformator unangenehmer Zwischenfall. Der Prior des Klosters, den sich der Abt von Rancé angeschlossen hatte und auf dessen Frömmigkeit er sich zu verlassen meinte, war mit der strengen Observanz nicht einverstanden. Er ging sogar so weit, im Refectorium Fische auftragen zu lassen, und ermunterte die Religiosen, seinem Beispiele zu folgen. Der Subprior widersetzte sich diesem Ausinnen. Die anderen Religiosen vereinigten sich mit ihm und blieben bei den strengen Uebungen, die sie auf Zureden des Abtes eingeführt hatten. So kam Unfrieden in das Kloster, den zu schlichten der Abt vom Kloster zu Priores genöthigt war. Der Prior wurde in ein anderes Kloster geschickt, bis der Abt zurückgekehrt war, was erst im Jahre 1666 geschah.

Als der Abt von La Trappe in sein Kloster zurückgekehrt war, ließ er die alten Gebräuche der Abtei von Citeaux wieder herstellen und begnügte sich nicht damit, daß er wie die andern Mönche lebte, sondern er vermehrte seine Buße. Er fastete beständig, wählte sich täglich die strengsten Arbeiten und kehrte ganz ermüdet in's Kloster zurück. „Hager und entstellt von der Strenge, schreibt sein Biograph, und bleich von der Buße, ein mitten unter Gräbern wandelnder Schatten, war er ganz mit seinem Seelenheil beschäftigt und zu sterben entschlossen. Das Schweigen herrschte zu La Trappe wie in den Einöden zu Arsinos und den Wüsten der Thebaide.“

Da er wegen eines Befehles aus dem Staatsrathе im Jahre 1675, welcher dem Abte zu Citeaux eine unumschränkte Gewalt über die Religiosen von der strengen Observanz zugestand, befürchtete, man möchte die von ihm eingeführte Klosterzucht mildern, so schlug er seinen Mönchen vor, das Gelübde zu erneuern, was sie auch thaten und eidlich gelobten, bis an ihr Lebensende die Klosterregel gewissenhaft zu beobachten. Da ihm der Tod in wenig Jahren über dreißig Mönche entriß und er selbst gefährlich krank geworden war, so verbreiteten sich allerlei Gerüchte, und man gab den vielen Kasteiungen, Fasten und der schlechten Nahrung die Schuld. Prälaten schrieben an ihn, um ihn zu bereden, daß er die übertriebene Strenge seines Klosters mildere; allein er achtete nicht darauf, sondern schrieb Abhandlungen, in welchen er die Klosterregel vertheidigte. Seine Abhandlung von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes, welche ihm viele Tadler zuzog, machte großes Aufsehen. Man griff ihn persönlich an, verleumdete seine Absonderung

von der Welt, nannte ihn einen Ehrgeizigen und Heuchler und verspottete ihn in beißenden Satyren. Der Abt zu La Trappe hatte in dieser Abhandlung behauptet, die Studien seien der Untergang des Mönchthums, eine Ansicht, die vom P. Mabillon bekämpft wurde. Die Buße und das strenge Leben brachten ihn bald in einen solchen Zustand, daß er von der genauen Beobachtung der Regel abstecken mußte. Er konnte nicht mehr arbeiten, fand sich selten im Capitel ein und war endlich genöthigt, die Stelle des Abtes in andere Hände zu legen.

Er bat den König, ihm den Dom Rozime, Prior des Klosters, als Abt zu bewilligen. Dieser Religiöse starb aber, ehe die Bulle in La Trappe anlangte. Ihm folgte Dom Armand Francisens Gervais als Abt. Allein Dom Armand von Rancé bereute diese Wahl. Der neue Abt wollte Herr und zwar Herr allein sein. Er bannte den alten Abt in seine Zelle und verachtete dessen Rath; warf Alles über den Haufen, was der berühmte Reformator geschaffen hatte. So entstand ein Doppelregiment im Kloster. Die eine Partei hielt es mit dem alten Abte, während die andere Dom Francisens unterstützte. Der Sieg blieb jedoch Dom Rancé und der neue Abt sah sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. In die Abtei Reclus im Kirchsprengel Troyes verwiesen, starb er im Jahre 1751.

Der König ernannte nun Dom Jacob de la Tour zum Abte. Unterdessen näherte sich Dom Rancé dem Ende seines Lebens. Von vielen Uebeln niedergebeugt, war er verurtheilt, von zwei Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends fast unbeweglich auf einem Strohsuhle zu sitzen.

Sean de la Tour benachrichtigte den Bischof von Seez, daß die Sterbestunde Dom Armand's herannahe und dieser eilte herbei, seinen alten Freund zu sehen. Nach vollendeter Beichte bei dem Bischofe rief Dom Armand: „Es ist Zeit, daß man mir Stroh und Asche bereite, damit ich in der Buße sterbe, wie meine Brüder gestorben sind.“ Man brachte ihm Asche und Stroh und er legte sich darauf. Die Mönche, seine Brüder, traten in's Zimmer und alle schwammen in Thränen. Er hielt an sie eine rührende Anrede und nach den Worten: „Herr, säume nicht länger, beeile Dich zu kommen!“ hauchte er seinen Geist aus.

Er wurde in der Grube begraben, die er sich selbst mitten auf dem Kirchhofe seiner Brüder gegraben hatte.

Hiemit ist die Geschichte der Abtei La Trappe fast abgeschlossen. Wir erwähnen noch, daß das Kloster zweimal durch feindliche Hand verheert und im Jahre 1790 wie alle Klöster Frankreichs, auch aufgehoben wurde. Die Mönche ergaben sich in ihr Schicksal, gruben den Leichnam des Reformators aus, trugen den Körper Rancé's fort

und ließen sich in der unter dem Namen Val Sainte bei Freiburg (Schweiz) gelegenen KARTHause nieder.

Seit der Aufhebung der Trappisten in Frankreich und ihrer Niederlassung zu Val Sainte zerstreuten sich mehrere von ihnen in verschiedene Gegenden. Die einen begaben sich in das Kloster der h. Sufanna in Spanien, die andern nach Piemont. Einige Mönche des alten Klosters gingen nach Deutschland, wo sie in Büren bei Paderborn ein Asyl fanden, andere nach Belgien, England, Amerika.

Die Revolution hatte die Trappisten aus Frankreich entfernt, die Restauration nahm sie wieder auf. Am 19. Juli 1817 kamen 59 Trappisten am Bord der Fregatte „La Revanche“ an, erwarben die Abtei de Meilleraie von dem Orden der Cisterzienser in dem Departement Loire inferieure; eine neue Colonie bildete sich am 30. December 1823 zu St. Aubin und La Trappe entstand im Jahre 1824 wieder und befindet sich gegenwärtig in vollem Leben.

Wir müssen endlich noch von der Ansiedlung der Trappisten in Büren bei Paderborn sprechen, weil sie seinerzeit viel von sich reden machte. In Büren übernahmen die Trappisten Kinder zur Erziehung. Corvin schreibt darüber im „Pfaffenpiegel“: „Der Abt reiste überall selbst umher, leichtgläubige Eltern zu verführen, ihm ihre armen Kinder zu übergeben. Auf diese Weise wurden Hundert dieser unglücklichen Opfer zusammengesammelt. Es wäre ihnen besser gewesen, man hätte sie gleich bei der Geburt erstickt! Die Mütter waren wahnsinnig geworden, hätten sie gesehen, wie die Trappisten mit den unschuldigen Kindern umgingen. Die Schilderung, welche ein Augenzeuge davon macht, wendet einem nicht ganz gefühllosen Menschen das Herz in dem Leibe herum! Die Kinder, meistens im Alter von vier bis zehn Jahren, lebten in düsternen Zellen, deren ganzes Geräth ein Strohsack, ein Todtenkopf, Spaten und Hacke war, womit sie ihre Kartoffelfelder bearbeiteten, die sie nebst Wasser und Brot nährten. Sie waren gekleidet wie die Trappisten und mußten ganz ebenso leben wie ihre Lehrer. Sie durften nicht reden und die ganze Anstalt glich einem Taubstummeninstitut. Wenn solch' ein armes Kind zur Unzeit sprach, lachte, aß oder sonst einen kleinen Fehler beging, wurde es bis auf's Blut gezeißelt. Fortwährend Prügel, gewürzt durch etwas Latein, das war die ganze Erziehung, denn die übrigen Wissenschaften wurden verachtet. Es konnte nicht ausbleiben, daß viele der Kinder durch die Flucht sich dieser barbarischen Behandlung zu entziehen suchten; allein die armen Geschöpfe wurden leicht wieder eingefangen und die fürchterlichen Strafen schreckten von ferneren Fluchtversuchen ab. Klagen konnten die Aermsten Niemandem, denn die

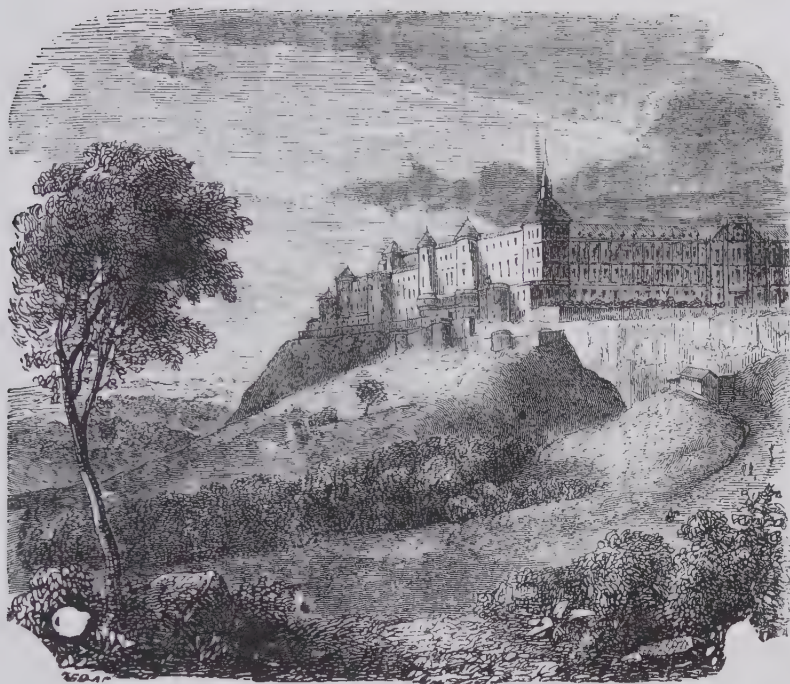
Eltern durften ihre Kinder nicht sprechen und diese waren bis zum 21. Jahre Eigenthum des Klosters.

Die Folge davon war, daß eine große Menge der Kinder krank oder wahnsinnig wurden. Es kamen Gerüchte davon unter das Volk und der Exjesuit C. N. Reclerc schrieb unter dem Titel „Die enthüllten Trappisten. Eine Geschichte, welche die gesammte Menschheit äußerst empörende und Schauer erregende, wie auch auf Wahrheit gegründete Thatsachen enthält“, eine Abhandlung, welche zur Folge hatte, daß König Wilhelm III. von Preußen dieser Scheußlichkeit ein Ende machte.

Alles in Allem genommen, wird jeder ruhig Denkende zugeben, daß die strenge Ordensregel der Trappisten sich mit dem gesunden Menschenverstande nicht vereinbaren läßt und wie ein Anachronismus in unsere Zeit hineinragt.







IX.

Franziscaner und Capuziner.



elbst die ärgsten Feinde des Mönchthums geben zu, daß die Benedictiner ein unsterbliches Verdienst um die Civilisation, um Kunst und Wissenschaft besitzen, während man vom Orden des h. Franziscus nur sagen kann, daß er lediglich zur Verdummung des Volkes, zur Niederhaltung jeder freihethlichen Regung des Geisteslebens, redlich sein Scherflein beigetragen hat und in den Alpenländern noch heute dazu beiträgt. Es wurde den Päpsten als sichtbaren, aber mit nur wenig Soldaten versehenen Oberhäuptern der ganzen Welt zur unumgänglichen Nothwendigkeit, sich eine geistliche Armee zu schaffen, welche durch Gefangennehmung des Geistes, durch Himmel und Hölle den unwissenden blöden Haufen blindlings leiten und Rom unterwürfig machen konnte.

Die Menschen waren unwissend, die Furcht vor der Hölle groß; der

Verfuch gelang vollkommen, denn die Fürsten wurden klein und der Papst mächtig.

Es war daher nur ein Act der Dankbarkeit, wenn die neue Armee von Gottesstreitern mit allerlei Gnaden und Privilegien, ja mit der ganzen katholischen Welt theilt und ihnen das Betteln nicht nur erlaubt, sondern sogar als eine der größten aller christlichen Vollkommenheiten angerechnet wurde.

Wir werden später sehen, wie selbst der Papst diesen Orden nicht bestätigen wollte, da ihm die Ordensregel doch gar zu absonderlich vorkam. Und wahrlich, originell genug ragt er in unsere neue Zeit hinein, welche nicht die Devise „Bete“, sondern „Bete und arbeite“ auf ihre Fahne geschrieben hat.

Der Orden des h. Franziscus hat sich deshalb niemals großer Sympathien zu erfreuen gehabt. Schon im Mittelalter war er die Zielscheibe der heißendsten Satyre und die Räute und Schwänke der damaligen Mönche lieferten den italienischen Novellisten Boccacio, Bandellico, reichlichen Stoff, der uns noch heute manche vergnügte Stunde bereitet. Wenn auch die Jünger des h. Franziscus anders geworden sind und nicht mehr jenen gewaltigen Einfluß haben wie in den Tagen des finsternen Mittelalters. Doch nehmen sie unter den Mönchen eine Ausnahmestellung ein, indem man unter diesen Gottesstreitern, die abgezeichnet von aller Welt leben, keine besonderen Kirchenlichter findet, da es ihnen nicht erlaubt, den Doctorgrad der Theologie zu erwerben. Seid einfältig wie die Tauben, sagte der h. Franziscus.

Der Orden des h. Franziscus hat seine ganz eigenthümliche und höchst merkwürdige Geschichte. Hören wir doch die Biographie des Stifters.

Der h. Franziscus wurde im Jahre 1182 zu Assisi in Umbrien geboren. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hieß Peter Bernardon.

Er kam unter seltsamen Umständen zur Welt. Als seine Mutter niederkommen sollte und man befürchtete, daß sie und das Kind während der Geburt sterben könnten, da zeigte sich an der Thüre des Hauses ein Engel in Gestalt eines Pilgrims unter dem Vorwande, ein Almosen zu erbitten, welches man ihm gab und ihn bat, für die glückliche Entbindung der Mutter und für das Kind zu beten. Der Pilgrim rieth ihnen, die Mutter in einen Stall zu bringen, und er versicherte sie, daß sie dort Vinderung finden werde. Man befolgte seinen Rath und das Kind kam auf dem Hene und unter dem Vieh glücklich zur Welt. Dies hat man als die erste Aehnlichkeit angesehen, welche der h. Franziscus mit Jesu Christo in seiner Menschheit gehabt hat. Er bekam in der Taufe den Namen Johann; die französische Sprache aber, welche ihn

sein Vater, der einen starken Handel nach Frankreich trieb, lernen ließ, wurde ihm so geläufig, daß man ihn den Franzosen nannte.

Er erhielt deshalb den Namen Franziscus. Sein Vater bestimmte ihn zum Kaufmann, allein der Sohn hatte keine Neigung zu diesem Stande, wurde Soldat und gerieth bei einem Streite zwischen den Einwohnern von Assisi und Perugia in Gefangenschaft. Später verfiel er in eine schwere Krankheit. Das war der erste Schritt zu seiner Befeh- rung. Allein die Eitelkeit war, wie sein Biograph Heliot sagt, noch nicht gänzlich in seinem Herzen erloschen. In einer Nacht bekam er ein Gesicht und er erblickte einen prächtigen Palast, welcher mit Waffen an- gefüllt war, die ein Zeichen des Kreuzes an sich trugen und für ihn und seine Soldaten bestimmt waren. Er deutete dieses Gesicht auf Krieg und bot sich Walther Graf von Brienne an, der mit Hilfe des Papstes Innocenz III. in Apulien eingefallen war. Als er jedoch nach Spoleto kam, wurde er durch ein anderes Gesicht nach Assisi abberufen, um dort Gott zu dienen. Seit jener Zeit war er wie umgewandelt und beschäftigte sich fortwährend mit Beten. Eines Tages begegnete ihm in der Ebene von Assisi ein Ausfägiger, dessen Anblick einen Ab- schau bei ihm erweckte. Er hatte seine Augen bereits weggewendet, als er sich plötzlich erinnerte, daß er sich selbst überwinden müsse, wenn er ein echter Kriegermann Jesu Christi werden wolle. Er umarmte also den Ausfägigen trotz allen Widerstrebens. Nun geschah das erste Wun- der. Als Franziscus sich umsah, erblickte er Niemanden mehr, obgleich die ganze Gegend frei war.

Dies bestärkte ihn, auf dem Pfade der Tugend weiter zu wandeln. Er wallfahrte nach Rom zu dem Grabe der h. Apostel und gab den Armen alles Geld, das er bei sich trug, und schenkte jenem Armen, welcher dessen am meisten bedürftig war, sein eigenes Kleid und nahm dafür die Lumpen dieses Bettlers, mit denen er sich bekleidete, blieb auch einen ganzen Tag unter diesen Armen, ja er war ganz selig, als er sich mit einem schlechten Kleide bedeckt sah, welches voll von Un- geziefer und Unflath war und das er eben von dem Armen einge- tauscht hatte.

Das zweite Wunder geschah in der Kirche zu Assisi. Als er ein- mal dort in der Kirche zu St. Damian betete, soll er eine Stimme gehört haben, die zu ihm sprach: „Gehe hin, Franziscus, baue mein Haus wieder, welches ganz verfällt.“ Der Heilige verstand aber diese Stimme nicht recht, sondern meinte, es wäre die Kirche zu St. Damian, welche dem Verfall nahe war, ging zu seinem Vater, nahm ihn einige Zeuge weg, die er nebst seinem Pferde zu Foligno verkaufte und den Erlös jenem Priester bei St. Damian brachte, welcher jedoch das Geld

nicht annehmen wollte, um mit seinem Vater keine Verdrießlichkeiten zu haben, jedoch den jungen Mann bei sich beherbergte. Sein Vater kam ihn aufzusuchen und nach Hause zurückzuführen; allein es geschah jetzt das dritte Wunder: Franziscus wurde unsichtbar und sein Vater kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Franziscus verkroch sich nun in eine Höhle, wo er vierzehn Tage mit Fasten und Beten zubrachte und sich fastete. Er schämte sich jedoch seiner Flucht und erschien in den Gassen von Assisi in einer solchen Kleidung, daß man ihn für einen Narren hielt. Man warf ihn mit Roth und Steinen und die Kinder verfolgten ihn mit großem Geschrei. Sein Vater lief bei diesem Spectakel herbei, führte seinen Sohn nach Hause, tractirte ihn mit Schlägen und warf ihn in eine Art Gefängniß. Als sein Vater verreiste, entließ ihn seine Mutter aus dem Kerker. Franziscus ging nun wieder in die Kirche St. Damian. Sein Vater suchte ihn bei seiner Zurückkunft daselbst; allein unser Heiliger stellte sich ihm dreist gegenüber und erklärte ganz offen, daß nichts seinen Entschluß ändern könne. Als nun sein Vater befürchtete, daß er dennoch die St. Damians Kirche restauriren könnte und dieser Aufwand sein Haus ruiniren würde, so bestimmte er ihn, seiner Erbschaft zu entsagen und führte ihn zu dem Bischofe von Assisi, damit dort die feierliche Erklärung geschähe. Franziscus war kaum vor dem Prälaten erschienen, als er alle seine Kleider bis auf's Hemd auszog und sie seinem Vater mit den Worten gab: Bis hieher hätte er ihn seinen Vater genannt, jetzt aber solle ihn nichts abhalten, diesen Namen Gott allein beizulegen, auf welchen alle seine Hoffnung gerichtet und in welchem sein ganzer Schatz wäre. Der Bischof, so erzählt die Legende, gerieth in Erstaunen und Verwunderung, umarmte den Jüngling, bedeckte ihn mit seinem Mantel und schenkte ihm das Kleid. Franziscus nahm solches als das erste Almosen an, welches ihm im Stande des Bettlers gegeben wurde, der er von nun an sein wollte.

Er machte mit einem Steine ein großes Kreuz über diese Kleider und fand viel Vergnügen daran.

Kurze Zeit darauf fiel er Räubern in die Hände, welche ihn, da er fortwährend betheuerte, er sei der Herold des großen Königs, tüchtig durchbläuten und in einen mit Schnee angefüllten Graben warfen. Auch dieses Malheur nahm er als von Gott gesendet an und ging nach Egnubia, wo ihm ein Freund eine Einsiedlerkleidung und einen ledernen Gürtel schenkte.

Aber die Begierde, die St. Damianskirche auszubauen, trieb ihn nach Assisi zurück. Er bettete für dieselbe und arbeitete gemeinschaftlich mit den Maurern. Er restaurirte noch die Kirche zu St. Peter und

eine dritte zu Unserer Lieben Frau der Engel genannt. Der Ort, wo sich letztere befand, hieß Portiuncula und war so angenehm, daß sich Franziscus entschloß, daselbst zu bleiben. Hier legte er den Grund zu dem Orden, weshalb Franziscaner und Capuziner, beide Söhne des h. Franziscus, auch alljährlich das Portiunculafest feiern.

In Portiuncula lebte Franziscus, damals 25 Jahre alt, zwei Jahre ganz allein. Als er eines Tages in der Messe war, hörte er die Stelle aus dem Evangelium, wo Christus seinen Jüngern, die er aussendet, das Wort Gottes zu predigen, befiehlt, kein Geld bei sich zu haben und weder einen Sack, noch zwei Kleider, noch Schuhe, noch einen Stab zu tragen. Er nahm dies zu seiner Regel und wollte sie buchstäblich beobachtet wissen.

Der erste Jünger des h. Franziscus war der sel. Bernhard von Quintavalla, ein reicher Bürger von Assisi, welcher an dem h. Franziscus die Verachtung der Welt bewunderte und in der Kirche St. Georg alle Armen, Witwen und Waisen versammelte, ihnen alle seine Güter gab und dann das Kleid des h. Franziscus annahm. Das geschah am 16. Mai 1209. Später gesellten sich noch mehrere hinzu, welche der h. Franziscus in die verschiedenen Provinzen aussendete, Buße zu predigen. Die Neuerung der geistlichen Tracht fiel an einigen Orten auf und man hielt diese Religiosen für Narren. Das genirte aber den h. Franziscus nicht.

Zu den sechs Schülern, welche der Heilige zählte, kam nun ein siebenter, Namens Johann de la Capella oder vom Hüte. Der h. Franziscus soll ihn oft getadelt haben, daß er mehr sammle als nöthig ist, zu sehr den zeitlichen Gütern und Geschäften anhänge und eine zu große Vertraulichkeit mit den Weltleuten unterhalte. Er wollte sich aber nicht bessern und war der erste, der in der Beobachtung der strengen Regeln etwas nachließ. Einige folgten seinem Beispiele und führten den Gebrauch der Hüte oder vielmehr der Mützen oder Pelzhüte, die man in der Landessprache Capella hieß, zur Bedeckung des Kopfes ein, daher dieser Religiose den Namen Johann de la Capella bekam. Franziscus prophezeite ihm, er würde eine böse Krankheit bekommen und ein unglückliches Ende nehmen. Und beides ist richtig eingetroffen. Er wurde aussäsig und aus Verzweiflung darüber erkannte er sich.

Die Anzahl der Schüler des h. Franziscus mehrte sich zusehends. Er entwarf nun eine Ordensregel. Sie bestand aus 23 Capiteln, welche 27 Gebote enthielten, zu deren Beobachtung sie nach der Erklärung der Päpste bei Strafe einer Todsünde verbunden waren.

Was die Armuth anbelangt, so verwirft es der h. Franziscus und erklärt es als eine Pest, nur im geringsten Geld anzurühren. Er schreibt

die Beschaffenheit, die Menge und den Werth der Kleider vor. Ein Rock mit einer Capuze, ein anderer ohne Capuze, wenn es die Noth erfordert, einem Stricke oder einem Gürtel und ein Paar Beinkleider. Dies ist alles, was er seinen Mönchen zugestehet; auch erlaubt er ihnen, ihre Röcke mit einem geringen Zeuge zu flicken.

Um das Gelübde der Keuschheit zu erhalten, verbietet er ihnen den Umgang mit Frauenzimmern, den Eintritt in die Nonnenklöster, Vermeidung luxuriöser Tafeln und der Bequemlichkeit auf Reisen. Ferner sollen sie barfuß gehen, alle Freitage fasten, anderer Abtrüdnungen des Fleisches und der Bußübungen zu gedenken. Ein Cardinalgebot des h. Franziscus aber ist Beten und nochmals Beten, welches jedem Studium weit vorzuziehen ist.

Der Gehorsam besteht nach der Regel des h. Franziscus darin, daß kein Mönch seinen eigenen Willen haben und bedingungslos, ohne um die Ursache zu fragen, dem Obern gehorchen muß.

Da nun die Schüler des h. Franziscus diese Regel für gut fanden, ging er nach Rom, um vom Papste Innocenz III. die Bestätigung seiner Regel zu erbitten. Aber der Papst, seine elende Gestalt betrachtend, sagte zu ihm: „Gehe Bruder und suche Schweine auf, mit denen du mehr als mit Menschen verglichen werden mußt: wälze dich mit ihnen in einer Pfütze herum, und wende, indem du ihnen deine Regeln übergibst, deine Predigerpflicht auf sie an.“ Franziscus bukete sich, und sobald er Schweine angetroffen hatte, wälzte er sich mit ihnen so lange im Koth herum, bis er vom Kopf bis auf die Füße ganz beschmutzt war. Darauf kam er wieder zum Papst und sagte: „Herr, ich habe gethan, was du befohlen hast, erhöhe nun auch meine Bitte!“ Als ihn der Papst in diesem Zustande sah, bedauerte er sehr, ihm dergestalt begegnet zu haben, ließ ihn sich abwaschen und erfüllte sein Verlangen. (Schröckh, R. G. Th. 27, S. 449.)

Obwohl nun seine Regel vom Papste gebilligt war, so hatte er doch noch kein ordentliches Kloster, denn er hatte bisher mit seinen Gefährten nur in einer armseligen Hütte bei Assisi gewohnt. Die Benedictiner von Monte Subazzo überließen ihm die Kirche U. L. Frau der Engel, Portiuncula genannt, und dort wurde der Grund zu einem Kloster gelegt, das später 200 Mönche bequem beherbergte. Man sieht da selbst noch die kleine Capelle zu U. L. Frau der Engel, welche jetzt mitten in einer großen prächtigen Kirche steht und die vom Großherzog von Toscana erbaut wurde.

Nun breitete sich der Orden gar gewaltig aus und überall wurden Franziscanerklöster gegründet. Der Stifter ging nach Spanien, um später nach Afrika zu reisen und dort den Märtyrertod zu finden. Zu

Spanien wurde er gut aufgenommen und stiftete daselbst mehrere Klöster. In Folge einer Krankheit konnte er nicht nach Afrika gehen, sondern kehrte nach Asissi zurück.

Nach Beendigung des Generalcapitels, welches im Jahre 1219 abgehalten wurde, ging er nach Syrien, aber er kehrte zurück, ohne einen einzigen Ungläubigen bekehrt zu haben oder getödtet worden zu sein, was er bekanntlich lebhaft wünschte.

In sein Kloster zurückgekehrt, hob er alle Neuerungen auf, welche inzwischen P. Helius eingeführt hatte, außer der Sägung, kein Fleisch zu essen, obgleich dieselbe seiner Ordensregel zuwiderlief. Franziscus war überhaupt ein wunderlicher Mann. Als eines Tages viele Leute, Gelehrte und Ungerlehrte, zu ihm kamen, ließ er zweie, welche ihm die einfältigsten schienen, an seiner Seite neben sich setzen und that, als ob er die anderen gar nicht sähe. P. Helius fand solches anstößig und konnte nicht umhin, darüber zu murren, indem er zu sich sagte: Ach Bruder Franz, deine Einfalt wird dem Orden Schaden bringen.“ Franziscus aber verwies ihm seinen Hochmuth und seinen Stolz.

Im Jahre 1223 erhielt die Kirche in der Portiuncula den berühmten Ablass. In Folge dessen strömten am 2. August Tausende von Pilgern dahin, um diesen Ablass zu erlangen. Alle folgenden Päpste bestätigten diesen Ablass und das Kloster hatte eine reiche Einnahmequelle, denn es fanden sich dort oft so viele Menschen ein, daß Militär requirirt werden mußte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Die Regel des h. Franziscus war nur mündlich vom Papste Innocenz III. gebilligt worden. Er ging nun in's Thal Rieti, betete und fastete vierzig Tage lang, schrieb eine neue Ordensregel und begab sich dann nach Rom, um diese revidirte Ordensregel, welche kürzer und besser als die frühere war, vom Papste bestätigen zu lassen.

Der wichtigste Abschnitt im Leben des h. Franziscus ist die Erscheinung eines Seraphs, der ihm die fünf Wundmale Christi aufdrückte, so daß sie bluteten. Seit dieser Stunde hieß Franz auch der seraphische Vater und sein Orden der Seraphinenorden.

Wir können hier nicht alle Wunder mittheilen, welche seine Biographen ihm nacherzählen, denn der Wunder sind Region; wir wollen nur noch bemerken, daß der h. Franziscus, als er sein Ende herannahen fühlte, sich aus dem Kloster Monte Colombe in das Kloster U. V. F. der Engel bei Asissi bringen ließ. Daselbst angelangt, ließ er sich nackt auf die Erde setzen und sagte, er wolle als Krieger kämpfen. Der Guardian, welcher seine Armuth sah, nahm einen schlechten Rock mit einem Stricke und einer Capuze und sagte zu ihm, er solle dies als ein Armer annehmen als Almosen, welches er ihm kraft des heiligen Gehorsams

befahl. „Der Knecht Gottes, sagt Heljot, welcher darüber erfreut war, daß man ihm als Almosen ein Kleid zu seinem Begräbniß gab, empfing es, um in demselben als ein milderer Bruder begraben zu werden, jedoch mit der Bedingung, daß er nackt sterben und in diesem Zustande einige Zeit nach seinem Tode bleiben wolle.“

Nachdem sich alle Brüder versammelt hatten, gab er ihnen seinen Segen und zwar auf jene Art, wie der Patriarch Jakob ihn den Kindern seines Sohnes Josef gab, indem er sich die Arme kreuzweis legen ließ.

Er starb am 4. October 1226 erst 45 Jahre alt, nachdem er über achtzig Ordenshäuser gestiftet hatte.

Nicht genug der Wunder, die er bei Lebzeiten gewirkt hatte, soll seine Haut, welche schwarz und von der Sonne verbrannt war, nach dem Tode schneeweiß geworden und die Wundmale deutlicher denn je hervorgetreten sein. Er wurde in der St. Georgskirche in Alfifi begraben.

Der Stifter dieses Ordens wurde im Jahre 1228 unter die Heiligen versetzt.

Der Orden des h. Franziscus hat der Kirche vier Päpste, nämlich Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und Sixtus V.; dann 45 Cardinäle, viele Erzbischöfe, Bischöfe zc. gegeben; der h. Bonaventura, der h. Anton von Padua, der h. Johann von Capistran zc. waren ebenfalls Franziskaner.

Die wahre Kleidung des h. Franziscus bestand aus einem Rocke von schlechtem aschfarbenem Tuche mit einer spitzen Capuze, die an den in Gestalt eines Sackes gemachten Rock geheftet war.

Die Capuziner leben ebenfalls nach der Regel des h. Franziscus. Wer jemals Mönche dieses Ordens von der strengen Observanz gesehen hat, wie sie beispielsweise in Tirol zu finden sind, der wird bemerken, daß Franziskaner und Capuziner dieselbe braune Kutte tragen, in Sandalen und barhäuptig gehen, und die Capuziner sich nur durch den Bart und den Schnitt der Capuze von den Franziskanern unterscheiden.

Wenn die Geschichte des Franziskanerordens mit Wundern ausgeschmückt war, so ist es jene des Capuzinerordens nicht minder. Ein geistlicher Schriftsteller jener Zeit behauptet allen Ernstes, die Verbesserung der Capuze sei kein Werk von Menschenhänden, sondern von Gott allein, und dieser Orden habe auf Erden keinen Stifter gehabt, er habe sich ohne Beförderer ausgebreitet, und die Capuziner seien wie Melchi-

jedes ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, und alles sei bei ihnen wunderbar.

Derselbe Autor, Boverius geheißen, berichtet in seinen „Annalen der Capuziner“, daß ein gewisser Matthäus, mit dem Beinamen Bassi, anfänglich die Kleidung der Franziscaner unter den Observanten getragen habe, da er zu dem Kloster Monte Falco gehörte. Nachdem er aber einen Mitbruder sagen hörte, daß die Kleidung, welche die Observanten trügen, nicht das rechte Ordenskleid wäre, so bat er den Vater, ihm doch das rechte zu zeigen. Dieser zeichnete ihm eine Kleidung, an welcher eine sehr lange und spitze Capuze hing, welche Matthäus so gefiel, daß er den Entschluß faßte, dergleichen zu tragen. Er soll in diesem Gedanken durch viele Erscheinungen bestärkt worden sein. Die erste war jene des h. Franziscus, der sich ihm in einer solchen Capuze zeigte, die zweite war Christus selbst, unter der Gestalt eines Armen, der fast nackt war und das Herz des Matthäus dergestalt rührte, daß er ein Stück von seinem Kleide abtrennte und es ihm gab, worauf Christus verschwand. Dann hörte er eine Stimme vom Himmel, welche ihm befahl, die Regel des heiligen Franziscus buchstäblich zu beobachten. Er nahm nun einen alten Rock, nähte eine Capuze daran, wie sie der heil. Franziscus auf einem Gemälde zu Assisi hat, ging heimlich aus dem Kloster und schnurstracks nach Rom, wo er beim Papste von einem Engel unter der Gestalt eines Cavaliers eingeführt wurde.

Der damalige Papst Clemens VII. erstaunte, zu seinen Füßen einen Menschen zu sehen, welcher, ohne angemeldet zu sein, in sein Zimmer kam. Der Papst billigte hierauf seine Bitte, eine viereckige Capuze tragen und nach Art der Einsiedler leben zu dürfen.

Zu dieser merkwürdigen Erzählung des Boverius meint der ebenfalls geistliche Schriftsteller Heliot, er müsse es dem Leser überlassen, von diesen Wunderwerken zu glauben, was er will.

Matthäus von Bassi bekam bald einen Gefährten. Dieser war Franz von Cartocette, welchen er in einer Einsiedelei gesehen hatte, als er nach Rom ging, und welcher mit Ungeduld auf seine Zurückkunft wartete, damit er sich eine solche Capuze zuschnitt, wie sie Bassi trug.

Die Capuziner breiteten sich allmählig aus, nachdem ihnen der Papst ein Breve gegeben hatte, daß sie eine Kleidung mit einer viereckigen Capuze tragen und in ihre Gesellschaft alle jene Personen aufnehmen dürfen, welche ihre Kleidung annehmen wollen. In den Satzungen, welche Matthäus von Bassi aufgestellt hatte, war bestimmt, daß man nur einerlei Fleisch nebst der Suppe zu Tisch bringen dürfe. Es war verboten, Fleisch, Eier und Käse zu betteln. Wenn man es aus freien

Stücken anbot, konnte man es nehmen, durfte es aber niemals fordern. Auf Reisen mußten sie zu Fuß gehen.

Ein Generalvicar Namens Bernardin Achin machte den Capuzinern viel Verdruß. Dieser gute Mann wagte es, gegen den Papst aufzutreten. Er wurde nach Rom citirt, um sich zu rechtfertigen. Allein anstatt diesem Befehle Folge zu leisten, warf er seinen Capuzinerhabit weg, ging nach Genf und heirathete dort ein Mädchen aus Pucca, welches ihm gefolgt war. Nach vielen Wanderungen soll er mit seiner Frau und den Kindern auch nach Mähren gekommen und an der Pest gestorben sein.

Als Curiosum notiren wir ferner, daß Alphonso von Este, Herzog von Modena und Reggio, nach dem Tode seiner Gematin Isabelle die Capuzinerkleidung annahm und in dem Kloster zu Castel nuovo di Garfiviana am 23. Mai 1644 starb.

Ueber das Probejahr oder Noviziat, wie es in den Klöstern gebräuchlich ist, finden wir in Corvin's „Pfaffenpiegel“ ganz erbauliche Dinge. Capuziner haben ihren Novizen Heu und Stroh vorgefetzt oder sie aus Santrögen essen lassen. Ein Vergnügen, welches sie sich oftmals machten, war, daß sie auf dem Fußboden einen Strich mit Kreide zogen und nun dem Novizen befahlen, diesen aufzulecken. Dies war an und für sich schon arg genug: aber überdies zogen sie den Strich absichtlich über den Speichel, womit sie die Dielen zu verzieren pflegten.

Oft ließ man die armen Dulder auch exerciren. Es wurde ihnen ein alter Kessel über den Kopf gestülpt, ein Bratspieß oder Aledermisch an die Seite gesteckt und eine Bratpfanne als Gewehr über die Schulter gelegt.

Wehe dem Unglücklichen, der es wagte, die Miene zu verziehen oder gar Worte des Widerspruches sich zu erlauben: ihn erwarteten strenge Strafen. Wenn ein Novize vielleicht beim Gesange zu früh einfiel oder die Thüre zu heftig zuwarf, etwas fallen ließ und dergleichen, so war dies eine culpa levis (leichte Schuld) und man strafte ihn damit, daß man ihn auf den Knien liegend, mit ausgestreckten Armen, ein langes Gebet sprechen ließ, oder indem er einen Finger in die Erde steckte, was man Bohnen pflanzen nannte. Eine culpa media (mittelmäßige Schuld) war es, wenn es der Novize unterließ, dem Obern die Hand oder den Gürtel zu küssen oder wenn er ohne Erlaubniß auslief. Für solche Vergehen mußte er hungern oder mit seinem Gürtel um den Hals auf der bloßen Erde essen.

Sing er ohne geistliche Waffen, d. h. ohne Kock, Scapulier und Gürtel zu Bette, besaß er irgend etwas als Eigenthum, schrieb er Briefe oder opponirte er gegen seine Obern, so beging er eine culpa gravis (schwere Schuld) und wurde mit entsetzlichen Hieben, Fasten und Ein

sperrung bestraft. Eine culpa gravissima (sehr schwere Schuld) aber war es, wenn er einen andern geschlagen, verwundet oder gar getödtet, oder wenn man den Novizen auf wiederholter Unkeuschheit ertappt hatte, oder wenn er den Versuch machte, aus dem Kloster zu entweichen. Diese Verbrechen wurden nach den Umständen oder nach Laune der Obern mit einjähriger Einsperrung bei Wasser und Brot oder auch mit täglicher Geißelung und ewigem Gefängniß bestraft.

Und was für Gefängnisse waren es, in welchen die Aermsten oft wegen geringer Vergehen jahrelang sitzen mußten. Pater Franz Sebastian Amman, der Benedictinerstudent im Kloster Dischingen und dann Guardian mehrerer Klöster in der Schweiz gewesen war und dem wir die interessantesten und abschreckendsten Aufschlüsse über das jetzige Klosterleben verdanken, beschreibt auch den im Capuzinerkloster auf dem Weisamlin bei Luzern befindlichen Kerker (Custodie). Er liegt an einem feuchten und grauenhaften Orte, ist von dicken Balken aufgeführt, mit zwei Thüren und einem kleinen, stark vergitterten Fenster versehen und inwendig ungefähr 12 Fuß lang, 6 breit und ebenso hoch. Da er nicht heizbar ist, so hat hier schon Mancher durch Kälte und schlechte Nahrung sein Leben eingebüßt. Wie mögen nun erst dergleichen Pöcher im Mittelalter beschaffen gewesen sein?

Die gewöhnliche Beschäftigung der Novizen war sehr dazu geeignet, den Menschen in ihnen zum Vieh herabzuwürdigen. Ihre wissenschaftlichen Studien bestanden darin, daß sie ascetische Schriften oder das Brevier lesen mußten, woraus allerdings sehr viel Weisheit zu holen war. Dann mußten sie sich im Schweigen und Niederschlagen der Augen, kurz in der Heuchelei üben.

Ferner war es das Geschäft der Novizen, zu läuten, die Treppen, Gänge, ja selbst die Aborte zu fegen. Wer verschlief, der mußte mit der Matratze oder dem Nachttopfe am Halse erscheinen oder im Sarge schlafen. Holz, Licht und Wasser herbeizuholen gehörte ebenfalls zu ihren Verrichtungen und außerdem mußten sie noch im Chor singen bis zur äußersten körperlichen Erschöpfung.

Dabei fehlte es nicht an allerlei Kreuzigungen des Fleisches. Sie mußten in der größten Hitze dürsten, bis sie fast verschmachteten; den Abpullicht der Geschirre als Suppe essen oder wenn sie hungrig waren, mit jedem Köffel voll Speise eine Leiter hinaufsteigen und durften ihn erst dann in den Mund stecken, wenn sie oben angelangt waren und sich noch etwas darin befand.

Zu Meran in Tirol mußte 1747 an einem Feste ein Capuziner-Novize — es war der Sohn eines Grafen — drei Stunden lang ge-

bunden an einem Kreuze hängen und fortwährend rufen: Erbarmen mir großem Sünder! Er hatte einen Krug zerbrochen.

Der oben erwähnte Seb. Amman gibt auch eine Beschreibung davon, wie die Geißelung noch in gegenwärtiger Zeit in den Capuzinerklöstern angewendet wird.

Die Gelehrsamkeit der Mönche des h. Franziscus steht nicht in hohem Ansehen. Ist es jedoch thatsam bekannt, daß die meisten jungen Leute nur aus Verzweiflung, weil sie eben nichts besseres wissen und kein Vermögen zu Brodstudien besitzen, also um der Versorgung willen in die Kutte kriechen. Das Studium der Theologie wird nicht sehr ernst betrieben, denn ein Capuziner oder Franziscaner braucht nicht viel zu wissen. In Tirol z. B. besuchen sie keine Seminarien, sondern haben ein sog. Hausstudium.

Was die Predigten der Jünger des h. Franziscus anbelangt, so haben dieselben eine gewisse Verühmtheit erlangt, nicht durch das, wie sie predigen, sondern was sie predigen. Pater Josua Troll, *) ein fanatischer Capuzinermönch in Bozen (Südtirol) hielt vor zwei Jahren sechs Fastenpredigten über die Hölle. Er erläuterte den Zuhörern nicht nur die Construction der Hölle, sondern beschrieb auch ganz ausführlich den Heizapparat, und wie es komme, daß das höllische Feuer niemals ausgehen könne; er explicirte ferner den Hitzegrad, die Adjustirung der Teufel und deren Schwanzlänge, und meinte ganz ernsthaft, daß die Seelen der Verstorbenen mittelst Eisenbahn zur Hölle transportirt werden. In einer Predigt wollte er den Bauern, falls sie nicht an die Existenz des Teufels glaubten, den leibhaftigen Gottseibeiuns auf die Kanzel stellen. Wie schade, daß keiner seiner Zuhörer das Experiment sehen wollte. Seine Hauptthema aber sind die Freimaurer, d. h. die Liberalen, welche für Aufklärung und Licht kämpfen, und die Warnung an die Zuhörer, ja nur keine schlechten Bücher und Zeitungen zu lesen. Schlechte Bücher und Zeitungen sind aber jene, welche über den Horizont eines Capuziners gehen. Die Leute gehen in seine Predigten, wie in eine Komödie, sie wissen, daß sie sich da prächtig unterhalten. Dieser Mann, der jeden für einen Esel erklärt, der nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes und das österreichische Concordat glaubt, übt auf die tirolische Volksbildung einen üblen Einfluß, indem seine Zuhörer durch seine Extravaganzen so verwöhnt sind, daß ihnen eine ruhige, eine sogenannte „studirte“ Predigt nicht mehr gefällt.

Ein anderer Capuziner perorirte von seiner Kanzel:

*) Siehe: Aus dem Lande der Glaubenseinheit. Leipzig, Wigand. 2. Auflage.

Sa glaubet mir, ihr meine lieben Brüder,
 Ein leerer Traum ist meines Lebens Lauf!
 Gesund und frisch legt ihr euch Abends nieder,
 Und mausetodt steht ihr am Morgen auf.

Recht naiv ist folgende Leichenrede eines Capuziners:

„Unser heiliger Mitbruder starb an Nüssen, — an was für Nüssen? fragt ihr. An Haselnüssen? A A. An Wälschen? A A. An Zirkelnüssen? A A. An Buch- oder Eichelküssen? A A. An Mandelküssen? A A. An Kopfküssen? Ja, warum nit gar. An Cocos- oder Muscatküssen? Nein, meine Christen! es war eine härtere Nuß, worüber er in die Nüsse ging. — der Arme starb an Kummer-Nüssen — ach! an Kümmer-Nüssen.“ So der Redner, und bei jedem A A schüttelte er den majestätischen Bart.

Ganz Deutschland las im Jahre 1782 die Rede eines Franziscaners bei Einleitung einer Nonne in Gmünd (Baiern) und lachte herzlich über den Schluß: „Nun, geistliche Braut, seien Sie ein junger Affe, der seiner Mutter, der würdigen Frau Oberin, alles nachäfft; äffen Sie nach dem alten Affen in Tugenden, Kasteiungen und Bußwerken. — Neffe nach, Du junger Affe, ihre Keuschheit, Demuth, Geduld und Auf-erbaulichkeit! Und Sie, würdige Frau Oberin! gleichen Sie dem alten Bären, der ein ungelecktes Stück Fleisch so lange leckt, bis es die Gestalt eines jungen Bären hat, — lecke Du alter Bär gegenwärtiges geistliches Stück Fleisch so lange, bis es Dir vollkommen ähnlich ist, — lecke Du auch Dein ganzes Convent, sammt allen Klost- und Klosterfräuleins, — lecke Du alter Bär die sämmtliche Familie der gräflichen Braut und alle hier in dem Herrn Versammelten, — zuletzt lecke auch mich, damit wir Alle wohl gelect und vereinigt den Gipfel der Vollkommenheit erreichen mögen. Amen!“

Ein Capuziner ergoß sich bei den Textesworten: „Und sie wärmten sich, weil es kalt war,“ in das Lob des Evangelisten. „Ihr seht, Geliebte! der Evangelist erzählt nicht bloß als Historiker: Und sie wärmten sich. Nein, er ist auch Philosoph, der auf das pragmatische und auf Gründe eingeht, und sie wärmten sich, weil es — kalt ist.“

Der Orden des h. Franziscus entstand aus den Einsiedlern, welche wieder aus Egypten stammen. Im Jahre 305 verließ nämlich ein junger Mensch ohne Bildung, Namens Antonius, seine Angehörigen, um sich erst unter mancherlei Entbehrungen und Selbsteinigungen in der Nähe von Gräbern herumzutreiben, sodann am Ufer des rothen Meeres sich niederzulassen. Das Ungewöhnliche der Erscheinung erregte Aufsehen.

Der Beifall, den der Schwärmer fand, und der ihm sowohl von dem bekannten Bischof Athanasius als vom Kaiser Constantin gezollt wurde, wirkte weithin mit ansteckender Macht. Tausende von Egyptern folgten seinem Beispiele; sie begaben sich erst vereinzelt in die Wüste, dann bildeten sie dort Convente. Die Nilinsel Tabenna, auf welcher zuerst ein gewisser Pachomius sich niederließ, wurde ein Hauptvereinigungspunct von Mönchen und Nonnen.

Bald beschränkte sich die Erscheinung nicht mehr auf Egypten. Wie die meisten Ausgeburten der Schwärmerei dehnte sich auch diese mit reißender Schnelligkeit aus.

Ueber diese wunderlichen Leute lesen wir im „Pfaffenspiegel“, daß Einer fünfzig Jahre lang in einer unterirdischen Höhle lebte, ohne jemals das freundliche Licht der Sonne wiederzusehen. Andere ließen sich bei der größten Hitze bis an den Hals in den glühenden Sand graben, noch Andere in Pelze einnähen, so daß nur ein Loch zum Athmen frei blieb.

Sehr viele behängten sich mit schweren eisernen Ketten und Gewichten. Ein Einsiedler, Namens Thaletäus, klemmte sich in den Reifen eines Wagenrades und brachte in dieser angenehmen Stellung zehn Jahre zu, worauf er sich zur Belohnung für seine Ausdauer in einen engen Käfig zurückzog.

Simeon, der Sohn eines ägyptischen Hirten, ak nur alle Sonntage und hatte seinen Leib mit einem Stricke so fest geschnürt, daß überall Geschwüre hervorbrachen, die so entsetzlich stankten, daß es Niemand in seiner Nähe aushalten konnte. Dieser Simeon glaubte noch immer, daß er sich nicht genug quäle und erfand etwas ganz Neues. Er stellte sich nämlich auf die Spitze einer Säule und blieb hier jahrelang stehen. Die erste Säule, die er zu diesem Zwecke benützte, war nur vier Ellen hoch; aber je höher sein Wahnsinn stieg, desto höher wurden auch seine Säulen. Als seine Tollheit den Gipfelpunct erreicht hatte, war seine Säule vierzig Ellen hoch; auf dieser stand er dreißig Jahre.

Simeon brachte es dahin, daß er vierzig Tage hungern konnte. Als seinem ausgemergelten Körper endlich die Kraft zum Stehen fehlte, ließ er auf seiner Säule einen Pfahl errichten und sich an demselben mit Ketten in aufrechter Stellung befestigen.

Salamanius aus Maperjama, einem Dorfe am Euphrat, hatte sich ein Haus bauen lassen, welches weder Fenster noch Thüren hatte. Einmal im Jahre öffnete er diesen Käfig, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen, welche ihm herbeigeschleppt wurden, wobei er aber mit Niemanden redete. Die Bewohner seines Geburtsortes glaubten ein Anrecht auf diesen Heiligen zu haben und entführten ihn; aber kaum hatten

sie ihn einige Tage, als er ihnen wieder von den Bewohnern des nächsten Dorfes gestohlen wurde. Alle diese gewaltsamen Veränderungen waren nicht im Stande, diesem Manne ein Wort zu entlocken.

Die Mehrzahl der Mönche bestand aus Angehörigen der geringsten Classen, aus dem unwissendsten und in jener Hinsicht elendesten Theile der Bevölkerung. Wer sich den drückenden Auflagen, persönlichen Verfolgungen oder den Gefahren des Kriegsdienstes entziehen wollte, flüchtete in ein Kloster, um so mehr, da der Wahnglaube jener Zeit die Mönche und Nonnen mit einem gewissen Heiligenschein umgab, so daß z. B. schon der heilige Chrysostomus in einer witzig sein sollenden Vergleichung zwischen einem Könige und einem Mönche unbedenklich voraussetzt, jener werde dereinst nicht nur larger belohnt, sondern auch strenger bestraft werden als dieser. Dazu kam, daß häufig Verlockungskünste angewendet wurden, um die Zahl der Klosterbewohner zu vergrößern. Es geschah dies besonders bei Weibern und bei Minderjährigen; selbst der heilige Hieronymus trug kein Bedenken, die reiche Witwe Paula dadurch zu bestimmen, ihre Tochter und einzige Erbin in das Kloster zu senden, daß er ihr vorpiegelte, sie werde hiedurch die „Schwiegermutter Gottes“ werden.

Da die meisten das Klosterleben nur wählten, um eine sorgenfreie Existenz zu erlangen, so wurde die etwaige Strenge der Ordensregeln thatsächlich vielfach gemildert, ja selbst bis zu öffentlichem Aergerniß umgegangen. Schon die sechste allgemeine Kirchenversammlung (das sog. Quinisextum in Trullo) fand sich veranlaßt, den Weibern zu verbieten, die Nacht in einem Mönchskloster zuzubringen und umgekehrt.

Das ganze Einsiedel- und Mönchsweisen stand übrigens beim Volke niemals in einem hohen Ansehen. Aus den zahllosen Humoresken und Satyren, welche auf diese frommen Männer gedichtet wurden, heben wir jene des Michele Colombo unter dem Titel: „Der Mönch als Esel“ hervor. Sie wirft ein Streiflicht auf das Gebahren der Einsiedler und geißelt in lustiger Weise den ganzen Mönchsstand. Der italienische Autor schreibt:

In vielen Gegenden Italiens sah man in früheren Zeiten auf dem Gipfel eines entlegenen Hügels eine einsame Hütte errichtet, welche man Einsiedelei nannte. Man sieht solche zuweilen noch heutzutage, doch sind sie sehr selten geworden. Diese Hütten waren bewohnt entweder von einem einzigen oder von zwei oder höchstens drei Männern, welche dort ein einsames Leben führten und ihren Unterhalt durch Almosen erwarben, welche sie von Woche zu Woche in den umliegenden Dörfern und in den benachbarten Städten einsammelten. Sie bekannten sich zu keiner Ordensregel, wiewohl sie Mönchskleider trugen, sondern hiel-

ten sich, wie Sanct Benedict sich ausdrückt, nach ihrer Phantasie, indem sie für gut und heilig erklärten, was mit ihren Wünschen übereinstimmte, und für unerlaubt erachteten, was ihnen nicht behagte. Manche von ihnen lebten allerdings untadelhaft in ihren Einsiedeleien; deren Zahl aber war nicht bedeutend. In der Treviser Mark lebte vor nicht gar langer Zeit in einer solchen Einsiedelei ein ehrwürdiger Greis, der sich zurückgezogen hatte, um Buße zu thun für seine jugendlichen Uebertretungen. Er hatte ganz allein daseibst wohl fünfzig Jahre hingebracht in langen Entjagungen und fortwährender Selbstpeinigung. Weil er aber in seinen gebrechlichen Tagen fremden Schutz bedurfte, entschloß er sich, in seine ärmliche Wohnung zwei andere Eremiten aufzunehmen, von denen einer Teodelindo, der andere Arsenio hieß. Teodelindo war ein allerliebster Eremiten und gewann sich durch die Höflichkeit seines Wesens alle Herzen und erhielt von jedem was er wollte. Der andere Eremit war ein lebenslustiger, heiterer Spatzvogel, dessen Kopf voll Schnurren und wunderlichen Einfällen steckte: er überlistete die Leute und brachte sie dahin, ihm seine Wünsche zu erfüllen, ohne daß sie es nur merkten. Die beiden lustigen Brüder durchzogen die Umgegend an bestimmten Tagen, um Brot, Wein und was ihnen sonst vonnöthen war, zu erbetteln, und ich kann versichern, daß sie mit guter Ernte in ihre Einsiedelei zurückkamen. — Eines Tages begab es sich unter Anderem, daß die zwei Einsiedler, die nach ihrer Gewohnheit Almosen suchend durch das Land gezogen waren, gegen Abend ihre Schritte nach ihrer Behausung zurücklenkten: da erblickten sie einen an einen Baum gebundenen Esel, der von Niemand bewacht war. Er gehörte einem armen Landmann jener Gegend, Namens Gianni, welcher, um sich und seine kleine Familie zu erhalten, ein kleines Wüthen bewirthschaftete. Alle Zeit, die er erübrigte, brachte er in einem nahe gelegenen Wäldchen zu, woselbst er sich mit Holzvorräthen versah. Er belud damit seinen Esel und führte es nach Haus, von dort aber brachte er es von Zeit zu Zeit nach der Stadt und kaufte mit dem daraus erlösten Gelde seine sonstigen Bedürfnisse. Dieser Gianni war ein plumper und so einfältiger Mensch, daß man ihm hätte weiß machen können, in gewissen Ländern haben die Esel Flügel und fliegen wie die Adler. Dieser Mensch nun hatte sein Kastthier vor dem Walde stehen lassen und war bereits hineingegangen, als die Eremiten dort anlangten. Sie waren heute schon lange zu Fuß gewandert und zwar auf schlüpfrigen und schmutzigen Pfaden. Da sie nun volle Quersäcke trugen, wurden sie von Müdigkeit geplagt und konnten kaum noch ihre Schritte weiter führen. Als daher Arsenio den Esel sah, fiel ihm ein völlig neues Auskunftsmittel ein. Er wandte sich zu seinem Gesellschafter und

sagte lachend: Was würdest du zahlen, Teodelindo, wenn du das Thier bekämeßt, um dir diesen Quersack zu tragen?

Wahrhaftig, antwortete dieser, das käme mir jetzt gerade gelegen; ich kann fast nicht mehr weiter.

Nun sage mir, Bruder, fügte der andere hinzu, scheint es dir angemessen, daß ein rüstiges Lastthier in Ruhe und müßig dassteht, während wir, ermüdet wie wir sind, zu Fuß nach unserer Einsiedelei diese Last schleppen sollen? Siehst du nicht, daß die göttliche Vorsehung selber uns auf diesen Esel hat stoßen lassen? Und wir wollen auch das Gute, das sie uns vorseht, nicht ausschlagen.

Er trat zu dem Esel ein hin, legte seinen Quersack auf seinen Rücken und forderte den anderen Eremiten auf, das Gleiche zu thun. Dann band er das Thier vom Baume los und zog ihm den Halfter ab, legte diesen dann um seinen eigenen Hals und band sich selbst hin in der Weise, wie früher das Lastthier angebunden gewesen war. Darauf wandte er sich zu Teodelindo und sprach: Geh, Bruder, und bring' die Last in die Einsiedelei! Bist du dort, so sagst du dem ehrwürdigen Alten, ich sei vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts gekommen und habe mich bei einem braven Manne einquartiert, der mich menschenfreundlich aufgenommen; dir habe er, damit du alles Brot mitnehmen könntest, freundlich diesen seinen Esel geliehen, den wir ihm künftige Woche, wenn wir wieder des Weges kehren, zurückbringen können. Was mich betrifft, so sagst du ihm, daß ich im Laufe des morgenden Tages mit Gottes Hilfe nachzukommen hoffe.

Teodelindo kam die Sache so seltsam vor, daß er zu träumen glaubte; und wiewohl er von dem andern schon allerhand tolle Streiche gesehen hatte, so schien ihm doch dieser so ganz eigenthümlich, daß er fürchtete, der arme Arsenio habe den Verstand verloren. Er sah ihm fest mit weitaufgerissenen Augen in's Gesicht und konnte nichts sagen und thun.

Nun vorwärts, fuhr jener halb erzürnt fort, mache, daß du weiter kommst! Jede kleine Zögerung könnte unsere Sache verderben. Für mich laß du nur mich selber sorgen! Vielleicht steht mir dieser Halfter nicht so übel zu Gesichte, als du glaubst. Ich habe dir mehr als einmal bewiesen, was ich durchzuführen im Stande bin. Verlaß dich vollständig auf mich und thue, was ich dir aufgegeben habe!

Er sprach dies mit solcher Entschlossenheit und Zuversicht, daß der andere sich sogleich fügte und sprach: Nun gut, da du es willst, will ich es thun. Denke du an das Uebrige!

Er trieb das Esel ein vor sich hin und ging weiter; und als er bei dem Einsiedel war, richtete er genau aus, was ihm sein Genosse

aufgetragen hatte. Dem alten Eremiten that es erst leid um Arsenio; doch kam er am Ende zu dem Schluß, da Gott die Dinge immer auf's Beste lenke, müsse man sich in allen Stücken seiner Fürsorge fügen und müsse ihm danken, daß er dem mitleidigen Bauern in's Herz gegeben habe, einen so erschöpften Einsiedler aufzunehmen und dem andern seinen Esel zu leihen, damit schnell der Mundvorrath herbeigeschafft werden konnte, dessen er so sehr benöthigt war.

Gianni hatte unterweilen sein Holz gesammelt und in kleine Bündel gebunden und verließ den Wald, um den Esel zu laden. Als er nun einen Eremiten an seiner Stelle sah, rief er: Herr Gott, steh mir bei!

Er war ganz außer sich, die Haare standen ihm zu Berge, er schlug ein Kreuz und fürchtete allen Ernstes, es möchte eine Posse sein, die ihm der Teufel spiele. Aber er dachte wieder, des Teufels Großmutter hätte doch nicht die Gestalt eines frommen Einsiedlers angenommen, und so beruhigte er sich einigermaßen: doch ließ sein Erstaunen noch nicht nach und er glaubte, er sei verrückt geworden. Als der Einsiedler die Verwunderung und das Entsetzen Gianni's wahrnahm, hielt er mit Mühe das Lachen zurück; doch zügelte er sich und sprach zu dem braven Landmann: Du wunderst dich höchlich, mein Sohn, über das, was du jetzt siehst, und du hast wohl Ursache dazu. Wie sehr wirst du dich aber nun erst wundern, wenn du hörst, was ich dir jetzt sagen will. Tritt zu mir ohne Furcht, mein Sohn! Hier ist nichts für dich zu fürchten, wiewohl wir unsern Herrn Gott sehr preisen und seine geheimen Gerichte bewundern dürfen. Du glaubtest einen Esel in deinem Stalle zu haben und besahest in Gestalt desselben ein armes Eremitchen, wie ich bin.

Was sagt ihr? rief nun der mehr als je erstaunte Gianni, den Einsiedler unterbrechend, was sagt ihr, mein Vater?

Ich sage dir nichts, als die Wahrheit, versetzte Arsenio. Aber wenn du willst, daß ich dir erzähle, wie dies zugegangen ist, so mache mich zuerst von dem schimpflichen Bande los, das mir noch um den Hals geschlungen ist. — Denke nicht, fuhr er fort, als ihm der Halfter abgenommen war, daß der Mensch, weld' ein heiliges Leben er hienieden führe, sündenfrei werden kann. Die menschliche Hinfälligkeit ist so groß, die Gelegenheiten zum Sündigen sind so zahlreich, die Versuchungen so stark und anhaltend, daß er nur schwer widerstehen kann. Und wenn er auch aus der Welt flieht und in der Einsamkeit lebt, so geht doch das Fleisch mit ihm und stachelt ihn mit seinen Verführungen überall. Daher ist es kein Wunder, wenn er manchmal der Versuchung erliegt und in Sünden verfällt, selbst in den der Frömmigkeit bestimmten Freistätten. Auch ich hatte das Unglück, zu sündigen, und meine Sünden

waren der Art, daß die Gerechtigkeit Gottes, um mich zu strafen, mich in ein gemeines Lastthier verwandelte. In diesem Zustand leistete ich so schwere Buße, wie du weißt, bis es am Ende der himmlischen Barmherzigkeit gefiel, mich aus einem so verworfenen Zustande zu erheben und mich zur Würde der menschlichen Natur herzustellen.

Gianni schenkte Arsenio's Worten vollständig Glauben, er erinnerte sich an alles das, was das unglückliche Thier von ihm zu leiden gehabt hatte, und spürte darüber bittere Reue. Er warf sich vor ihm auf die Knie und sprach fast weinend: Mein Vater, wollt ihr mir die Schläge verzeihen, die ihr von mir bekommen habt und deren Zahl unendlich war, und ebenso all' die Flüche, die aus meinem Munde über euch ausgestoßen wurden? Dies thut mir nun um so mehr leid, als ich gegen die frommen Eremiten die tiefste Verehrung hege.

Arsenio hob ihn freundlich auf und antwortete lächelnd: Betrübe dich nicht, lieber Sohn, denn indem du auf meinem Rücken trommeltest, und mir mit dem Stecken die Rippen zähltest, wie du oft thatest, peinigtest du eben nur mein Fleisch, wie es Gottes Wille war. Dieses war aufrührisch geworden, und das Recht verlangte, daß es gezüchtigt würde, um es zu seiner Pflicht zurückzuführen. Und ich sage dir, daß du mir hierin einen vortrefflichen Dienst geleistet hast; denn je rauher und rüstiger du die Stockschleuder führtest, indem sich meine Buße um so schneller vollendete, um so mehr beschleunigtest du den Zeitpunkt meiner Befreiung. Weit entfernt daher, dir darüber böse zu sein, muß ich dir dafür ja vielmehr Dank wissen. Und ich verspreche dir, wenn ich in meine Zelle zurückkomme, will ich deiner gedenken; ich werde nie unterlassen, Gott so heiße Gebete für dein Bestes darzubringen, daß, wenn du auch jetzt den Schaden hast, ohne Esel sein zu müssen, der himmlische Segen dir das reichlich einbringen soll, der sich auf deine kleine Hütte herablassen wird, um deine Tage zu erfreuen und zu erheitern. Darum, mein Sohn, nimm frohen Muthes dein Holz auf den Rücken und zieh' hinweg. Gott sei mit dir!

Gianni versetzte: Ei, wollt ihr nicht heute Nacht bei mir herbergen? Der Himmel wird schon dunkel und ihr thut nicht wohl daran, euch um diese Stunde auf den Weg zu machen.

Du hast Recht, antwortete der Einsiedler; aber wie sehr muß mir der Anblick der Herberge zur Beschämung gereichen, wo ich so schmächtig lange Zeit verlebt habe? In jedem Falle aber, da die Erdulung einer solchen Schande mir ein Anlaß sein wird zum Verdienste vor Gott, bin ich gerne damit einverstanden. Gehen wir!

Nach diesen Worten machte er sich mit Gianni auf den Weg nach seiner Behausung. — Während sie nun in heiteren Gesprächen des

Weges gingen, lenkte Arsenio listig das Gespräch auf Gianni's Familie und erlangte, ohne daß dieser es merkte, allmählig Kunde von seinem Weibe, seinen Kindern und seinem Vater. Als sie daher in das Haus traten, that er, als kenne er alle Anwesenden, und fing an, bald mit diesem, bald mit jenem zu sprechen, als bestünde zwischen ihnen eine lange Bekanntschaft. Darüber waren Alle erstaunt, und um seine Freude noch zu erhöhen, sagte der Einsiedler, er wundere sich höchlich, daß er ihnen ungewohnt vorkomme, da er doch lange Zeit in diesem Hause gelebt habe. Gianni bekräftigte diese Aussage des Eremiten, und nachdem er sie alle eine Weile ihrem Staunen überlassen hatte, erzählte er ihnen, wer das gute Eremitchen sei und unter welcher Gestalt er bei ihnen geweilt habe. Ein hochbetagter Mann, der Vater Gianni's, ein junges Weib, seine Frau, und zwei Knäbchen, ihre Kinder, bildeten die ganze einfältige Familie. Alle standen da mit offenem Munde, hochgeschwungenen Brauen und ohne mit einem Augentlid zu zucken, als sie diese Erzählung vernahmen. Man hätte in diesen bäurischen Gesichtern eine Mischung von Verwunderung, Andacht und Heiterkeit und gleichzeitig von Neue und Mitleid lesen können. Sie bedachten die langen Mühsale, die der arme Esel erduldet hatte, die spärliche Nahrung von schlechtem Stroh oder noch schlechterem Heu oder den geringsten Kräutern, wie man sie als Unkraut aus dem Garten ausgerissen hatte, die man ihm in die Krippe zu werfen pflegte, und die Prügel, womit jeder von ihnen ihn zerschlagen und zerschunden hatte. Zum Ersatz dieser schlechten Behandlung bemühten sie sich nun, ihm den möglichst freundlichen Empfang zu bereiten. Sogleich wurden zwei Hühner abgethan, die einzigen, die sie im Stall hatten; mit ihnen und anderem, was im Hause war oder was von anderwärts besorgt wurde, wurde ein leckeres, kleines Abendessen veranstaltet und erheitert durch einen würzigen Wein, den Gianni eifersüchtig in einem Fäßchen verwahrte, den er aber seinem Gaste zu Ehren heute Nacht springen lassen wollte. Inmitten der Speisen und vollen Becher gab sich der von Natur heitere Eremit der Freude dermaßen hin, daß er Alle auf das Höchste ergötzte durch seine artigen Witze und Erzählungen von den seltsamsten und wunderlichsten Dingen von der Welt. Und obgleich er die Klugheit hatte, von Zeit zu Zeit durch erbauliche Worte die heitere Gesellschaft zum Ernste zurückzurufen, um sich als ebenso fromm und gottesfürchtig, wie lustig und spaßhaft zu erweisen, konnte er sich doch nicht so weit bewachen, daß nicht mit der Zeit in Gianni's Innerem ein gewisser Verdacht gegen seinen Gast auflebte, und dies geschah, weil Arsenio mit seiner Frau Cecca, die in ihrer Art etwas in die Augen Fallendes hatte, sich lieber als mit den andern zu unterhalten schien. Andererseits war auch Cecca neben ihrer

Verehrung für die Mönche überhaupt auch noch von den lustigen Späßen Arsenio's aufgeregt und schoß ihm feurige Blicke zu, was ihr Mann, Gott weiß wie, mehr als einmal bemerkt hatte. Deshalb konnte er sich am Ende nicht mehr halten und sprach zu dem Einsiedler: Mein Vater, man sieht wohl, wie sehr ihr nöthig habt, euer Fleisch zu kreuzigen. Heute Abend ist es, da ihr ihm ein wenig nachgegeben habt, wieder störrisch geworden und bringt euch in Gefahr, wieder in Sünde zu verfallen. Wenn das frische Gedächtniß eurer überstandenen Erniedrigung euch so schlecht bewahrt vor den Reizen des Fleisches, so prophezeihe ich euch mit großem Bedauern, daß ihr große Gefahr lauft, wieder Eselfgestalt anzunehmen und vielleicht in ganz Kurzem. Daher rathe ich euch, morgen frühe in eure heilige Einsiedelei zurückzukehren und dieselbe nie mehr zu verlassen, vielmehr ohne Unterbrechung euer Fleisch selbst zu peinigen, wenn ihr nicht wollet, daß es von anderen wieder gepeinigt werde.

Es ist in der That zu verwundern, wie die Lebendigkeit mancher Leidenschaften oft im Stande ist, den Verstand auch bei solchen zu schärfen, bei denen er sonst ganz trübe und stumpf ist. Gianni, über dessen Lippen nie andere Worte gekommen waren, als wie man sie von einem rohen und derben Manne erwarten konnte, stachelte das spitze Schwert der ruchlosen Eifersucht dermaßen seinen schläfrigen Sinn auf, daß er sich auf kurze Zeit aus seiner natürlichen Schlassucht aufrütteln ließ. So kam es, daß er durch eine Art von Wunder wie ein listiger und höchst umsichtiger Mann sprach.

Der Eremit merkte aus Gianni's unerwarteten Worten, daß er auf seiner Hut sein und mit zuchtvollen Reden und wohl bewachten Handlungen der Abtödtung des Fleisches ausweichen müsse, wie er denn fortan den ganzen Rest des Abends that.

Am folgenden Morgen nahm er nach einem kleinen Frühstück Abschied, kehrte in die Einsiedelei zurück und sagte zu dem ehrwürdigen Alten, daß dem braven Manne, der ihn heute Nacht aufgenommen habe, hernach noch die Eingebung geworden sei, ihnen das Eselchen zu schenken, das er gestern Teodelindo geliehen habe. Der ehrliche Einsiedel pries die Handlung der Christenliebe von Seite des frommen Landmannes; in Betracht aber, daß es den Leuten hätte scheinen können, es passe nicht wohl zu dem frommen Bettelstande und zu dem harten Leben, das sie führen mußten, wenn sie sich einen Esel hielten zur Erleichterung ihrer Mühen, woraus eine Erfüllung in der Liebe der Gläubigen gegen sie entstehen konnte, erklärte er flüglich, es wäre besser, den Esel zu verkaufen, da sie ja auch bisher ohne einen solchen ausgekommen seien. Er

übergab ihn daher einem ehrlichen Manne, der oft in die Einsiedelei kam, damit er ihn auf den Markt führe.

Zufällig war an demselben Tage auch Gianni daselbst. Er sah seinen Esel und erkannte ihn alsbald an einem der Ohren, das ein wenig verstümmelt war. Er war sehr betrübt, trat zu ihm hin, näherte sich seinem Ohre, um insgeheim mit ihm zu sprechen, und sagte ganz leise: Ach, lieber Vater, hat das aufrührische Fleisch euch schon wieder einen schlimmen Streich gespielt? Ich hab' es euch doch vorhergesagt, daß es so kommen werde.

Der Esel, als er das Geflüster in seinem Ohre vernahm, schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er Nein sagen.

Läugnet es nicht, antwortete Gianni wieder ihm in's Ohr. Ich erkenne euch nur zu gut; ihr seid derselbe.

Der Esel schüttelte den Kopf.

Ei, so lüget doch nicht, versetzte der ehrliche Kerl mit etwas gehobener Stimme, lügt nicht, Vater! Das Lügen ist eine Sünde. Ihr seid es. Ich kenne euch wider euren Willen. Es ist viel besser, ihr gesteht es. Ihr wißt ja, eine Sünde, die man gebeichtet hat, ist schon halb vergeben.

Die Leute, die einen Menschen mit einem Esel ein Zwiegespräch führen sahen, hielten jenen für verrückt und stellten sich um ihn her; um ihn zu foppen, fragte ihn einer dies, der andere das. Gianni gab nun Antworten zum Todtlachen und behauptete freiz und fest, es sei kein Esel, sondern ein unglücklicher Einsiedel, der durch die Gebrechlichkeit des Fleisches schon wenigstens zweimal in einen Esel verwandelt worden sei. Er fing dann von vorne an und erzählte die ganze Geschichte von dem Eremiten, der wegen seiner Sünden zum Esel geworden. Bei dieser Erzählung entstand denn ein schallendes Gelächter und Gianni war den ganzen Tag das Gespötte aller Marktleute. Wer es schon gesehen hat, wie der Gule ein ganzer Schwarm von Vögeln nachzieht, die sie mit tausend Tönen und Gezwitzern umschwirren, mag sich das Schauspiel vorstellen, wie man diesem Tölpel auf Schritt und Tritt nachlief und wie die Menge ihn umschwärmt, die mit Späßen und schallendem Gelächter sich wunderbar an ihm ergözte. Am Ende redete ihm einer im Scherze zu, das unglückliche Thier wieder anzukaufen, es mit Korn und dem besten Heu, das er habe, zu füttern und ihm eine möglichst gute Behandlung angedeihen zu lassen zum Ersatz der Unbitt, die er ihm vorher angethan. Der Rath gefiel Gianni, er kaufte den Esel und nahm ihn mit nach Hause.

Wie staunte der Alte, Cecca und die beiden Knaben, als sie ihren alten Esel wiedersehen! Wer vermöchte den freundlichen Empfang zu

schildern, den sie ihm widmeten, und die Pflege, die sie ihm angedeihen ließen! Nie ward ein Esel auf der Welt besser genährt und mehr gehätschelt. Auch ward in Kurzem sein Fleisch fett, seine Haut glatt und glänzend, wie eines Hermelins. Allein das schändliche Thier ward nun so unverschämt und nahm so üble Gewohnheiten an, daß es nicht allein dem Alten, sondern auch dem Weibe, den beiden Söhnlein, ja Gianni selbst sehr zur Last zu werden begann. Es biß heftig, stieß mit den Füßen und schrie so laut Tag und Nacht ohne Aufhören, daß es Allen wirklich unausstehlich geworden war. Gianni hatte sich unterdessen eine Eselin zu seinen Geschäften gekauft, der gemästete Esel aber zerriß mehr als einmal den Strick, womit er an die Krippe gebunden war und belästigte die gute Eselin. Wie sehr die ehrlichen Leute hieran ein Aergerniß nahmen, ist unschwer einzusehen, und alle ihre sonstige Bekümmerniß schien gar nichts in Vergleich mit dieser. Am Ende sah Gianni ein, daß das schlimme Thier alle Tage böser wurde und, wenn das gottlose und garstige Leben fortbauerte, nie wieder in seinen früheren Zustand zurückkäme, woran er sich selbst die Schuld beimeessen zu müssen fürchtete, da weder Eremiten noch Eselsfleisch das Verzärteln leiden kann; er erkannte die Nothwendigkeit, dieses Fleisch recht tüchtig zu peinigen, wie er sonst mit so großem Vortheil und mit Billigung Arsenio's selbst gethan hatte; er nahm daher von Neuem seine Zuflucht zum Prügel und zu Hieben. Aber sei es, daß der Herr Esel allzu weichlich gewöhnt, eine übermäßig zarte und seine Körperbeschaffenheit bekommen hatte, oder daß Gianni im Eifer mit seiner Strenge etwas über die Pflicht hinausging, der unglückliche Esel konnte eine so harte Zucht nicht ertragen und war in Kurzem Todes verbliehen. Die ehrlichen Leute beweinten die ewige Verdammniß des unglücklichen Einsiedels, der zweimal, wie sie glaubten, zum Esel geworden und ohne Reue gestorben war über ein verwünschtes Laster, gegen das die armen Einsiedler nie zu sehr auf der Hut sein können, die ja, wie Gianni bemerkte, auch aus Fleisch und Wein gebaut sind, wie andere Menschenkinder.





X.

Die Heilige von Kaltern.



Alle Reisenden stimmen darin überein, daß man nicht leicht in ganz Tirol einen schöneren Fleck Erde findet, als die Gegend von Eppan. Rebentkranzte Hügel wechseln mit alten verfallenen Schlössern und stattlichen Edelsitzen, die jetzt nicht mehr von kühnen Rittern und stolzen Edelfräuleins, sondern von ehrsamten Bauersleuten bewohnt werden.

Wenn man von Bozen durch die großen Weingärten und Maisfelder wandert, gelangt man zur Eisbrücke. Auf der Nordostecke erhebt sich stolz und majestätisch die Burg Sigmundskron, an Stelle der Römerfeste Formicaria, und zwar auf dem Porphyrgebirge, welches die stundenbreite und fünf Stunden lange Hochebene von Eppan trägt und welche von einer Dolomitwand, dem Mendelgebirge, umwallt wird.

Ueber St. Michael, einem kleinen, reizenden Dorfe, gelangt man nach dem Marktflecken Kaltern, einem Orte, der nicht nur durch seinen Wein, sondern auch durch Frömmigkeit und rührende Einfalt seiner Be-

wohner ausgezeichnet ist. So erzählt man sich, daß einst ein Fremder Freitags in einem Wirthshause zu Kaltern saß, als gerade vom Kirchturm der Ton einer kleinen Glocke ertönte, zum Zeichen, daß der Erlöser gestorben sei. Als sich der Fremde wunderte, daß man nicht die große Glocke läute, wie anderwärts gebräuchlich, so bedeutete man ihm, Christus wäre kein Kalterer Bürger und nur für solche werde die große Glocke geläutet. Darauf soll der Fremde ein großes Stück Geld depontirt haben, um dem Heiland das Bürgerrecht in Kaltern zu verschaffen. Seit jener Zeit nennt man die Kalterer die „Herrgottskinder.“ Sie sind das, was man z. B. in Böhmen die Pörlouier nennt. Thatsache ist es, daß sie bei einem Steinweg einen Brunnen ohne Boden bestellten, der auch richtig am Marktplatz steht. Wenn nun ein Fremder länger als gewöhnlich in den Stadtbrunnen guckt, kann er auch Scheltworte bekommen, denn die Kalterer meinen, man wolle sie zum Besten haben. Sie hatten auch einen Galgen und als die Nachbargemeinde einen Spizhuben daselbst aufknüpfen wollte, gestattete man es nicht, weil dieser Galgen für ihre Kinder und Kindeskinde erbaut sei.

Dieses liebliche Kaltern, wo Bigotterie, Aberglaube und Dummheit im Vereine blühen, wurde durch eine Jungfrau berühmt, zu welcher Tausende und Tausende pilgerten, um sie zu sehen.

Maria v. Mörl, so nannte sich dieselbe, wurde am 16. October 1812 in Kaltern von bigotten Eltern geboren. Schon als Kind soll sie, wie wir aus einer bei Wohlgemuth in Bozen erschienenen und wie wir später sehen werden, äußerst merkwürdigen Biographie ersuchen, sehr fromm gewesen sein. Die Eltern hielten sie zum Kirchgang, oder deutlicher gesagt, zum fleißigen Besuch der Messe an, und da die Kirche des Kalterer Franziscanerklosters sehr nahe lag, durfte weder Hora noch Vesper verabsäumt werden. Der andere Unterricht war sehr dürftig; denn ihre Lehrerinnen, die sogenannten Tertianerinnen (weibliche Franziscaner) behandelten weltliche Kenntnisse als Nebensache und würden es auch als eine Sünde betrachtet haben, sie allzuhart anzustrengen, da sie von ihrem fünften Jahre an kränkelte.

Auf dem Grunde, den die bigotten Nonnen gelegt hatten, baute ihr Beichtvater, ein Franziscanerpater Namens Capistran Soyer, ruhig weiter.

Maria v. Mörl war äußerst gelehrig und so wurde es bald ersichtlich, daß der Teufel und wäre es auch nur der Teufel der Weltlust, nie eine Gewalt über sie bekommen werde. Ein schlaues Manöver das, welches dieser Pfaffe, der sie bis an ihr Lebensende in seiner Gewalt behielt, in Scene gesetzt hatte. In diese Zeit fällt ein kleiner Absteher, den ihr Vater sie nach Etes in Monsberg machen ließ, damit sie dort

die italienische Sprache erlerne. Allein der Tod ihrer Mutter rief sie zurück. Ihr Vater wollte nun, daß sie das Hauswesen führe und ihn in der Erziehung der neun Geschwister, die alle sehr jung waren, unterstütze.

„Sie that es, wie ihr Biograph meldet, mit Freudigkeit, wurde dadurch nur noch ernster und in sich gefehrter und nahm noch öfter als bisher ihre Zuflucht zu Religion und Kirche. Denn sie hatte einen harten Stand und es lastete schwer auf ihr. Innerlich nagten das Leid und der Schmerz um ihre Mutter, äußerlich mehrten sich die Sorgen; Verdruß und Kummer bedrängten sie stärker und stärker, so daß sie zuletzt ihren Körper überwältigten und sie zusammenbrach. Sie erkrankte in ihrem 18. Jahre auf das heftigste. Krämpfe aller Art durchzuckten ihren geschwächten Körper, Convulsionen erschütterten ihre Glieder und Blutungen traten wieder ein.“

Maria v. Mörl war kurz gesagt hysterisch geworden. Das erkannte auch der herbeigerufene Arzt, indem er die üblichen Arzneien anwendete, sie mit Opium einreiben ließ, was ihren Zustand auch besserte. Sie wäre auch gesund geworden, wenn sie die Anordnungen des Arztes befolgt hätte, allein das that sie nicht und die hysterischen Zustände kehrten heftiger denn je zurück.

Ein Jahr oder mehr war darüber hinweggegangen, als sie eines Tages den Arzt befragte, ob er ihre völlige Wiederherstellung für möglich halte. Da dieser erwiderte, er könne ihr keine Heilung, sondern bei neuerlichen Anfällen nur Vinderung der Schmerzen zusagen, entgegnete sie, daß, wenn sie nicht geheilt werden könne, auch der Vinderung nicht bedürfe, indem sie bereit sei, alles Leiden, so ihr Gott sende, mit Freuden auf sich zu nehmen. Dieser Entschluß ging, wie ihr ultramontaner Biograph bemerkt, wahrscheinlich außer ihrer völligen Ergebung in die göttliche Vorsehung auch aus dem Wunsche hervor, ihrem Vater bei seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen durch die Bezahlung ärztlicher Hilfe nicht zur Last zu fallen.

Wie dem auch sei, obige Aeußerung beweist, daß Maria v. Mörl eine sehr geistesbeschränkte Person war, was übrigens Alle zugeben, welche sie genauer gekannt haben.

Ueberhaupt ist das achtzehnte Lebensjahr dieser „Heiligen“ sehr merkwürdig und interessant. Wie jeder bigotte Tiroler, wurde auch sie vom Teufel geplagt und geneckt. Im Jahre 1830 nämlich ward Maria von den scheußlichsten Gestalten gequält, welche bei Tag und bei Nacht im Zimmer und selbst auf dem Wege zur Kirche sich ihr darstellten. Bei diesen scheußlichen Erscheinungen fühlte sie Erleichterung durch die Gegenwart eines Bildes des Kindleins Jesu oder eines Priesters, vor-

jünglich ihres Beichtvaters (wie charakteristisch!); und ganz wichen diese Gestalten jedesmal, wenn ihr das Allerheiligste gereicht wurde. Ihre hysterische Ueberreizung hatte bereits einen so hohen Grad des Wahnmüthes erreicht, daß sie bei hellem Tage Teufel zu sehen glaubte. Der sel. Bischof von Trient soll an ihr den Exorcismus vorgenommen haben, eine Komödie, die auch nur dazu diente, dem gemeinen Volke einen blauen Dunst vorzumachen.

Nun kommt aber der Hauptspatz, bei welchem man eigentlich nicht weiß, ob man über die Dummheit des geistlichen Verfassers lachen oder aber darüber weinen soll, daß im neunzehnten Jahrhundert noch ein solcher Blödsinn gedruckt wird.

„Es heißt nämlich, daß am 25. Juli 1832 Maria von einer unnatürlichen Heiterkeit befallen wurde, welche, die Communiontage ausgenommen, sonst ununterbrochen bis Ende September fortbauerte. Sie war in diesem Zustande nicht bei sich, und kam sie in lichten Zwischenräumen wieder zu sich, dann wußte sie nichts von dem, was sie gesagt und gethan hatte. Machten sie aber ihre Geschwister darauf aufmerksam, so ging ihr höchstens eine dunkle Erinnerung darüber auf und sie zeigte sich dann äußerst bestürzt. Diese Aufregung, deren Brennpunct, wie das Bewegen ihrer Hände verrieth, in den Geflechten der Magen- gegend gewesen, war nur im Geleite einer neuen Plage eingetreten, die an demselben Tage ihren Anfang genommen. Man wurde nämlich an dem zweiten Tage zum ersten Male Glusen oder Stechnadeln und andere ähnliche Dinge gewahr, auf welche sie wacker zubiß und die sie erst nach langem Bemühen wieder von sich gab. Täglich wiederholte sich diese Erscheinung zwei- bis dreimal in furchtbarer Weise und dauerte bis zur Mitte des September, also lange Wochen hindurch. Es kamen nacheinander Stechnadeln, Nähnadeln, spiralförmig gewundene Drähte, Glasscherben, Roßhaare und Nägeln von allen Gattungen zum Vorschein. Das meiste kam aus dem Munde in Folge eines stechenden Schmerzes, den sie in den Eingeweiden fühlte und worauf sich sofort unter heftigen Krämpfen diese Gegenstände auswürgten. Nicht bloß durch den Mund gingen diese Dinge von ihr, sondern auch durch die unteren Wege. Ebenso gingen dergleichen Gegenstände, nachdem sie den Schmerz in der Seite oder sonst irgendwo fühlte, wenn sie sich aufrichtete, auch durch die Haut von ihr, als hätten sie sich durch dieselbe durchgedrängt. Zugleich mit dieser Erscheinung war auch eine andere, damit nahe verwandte, die der sonderbaren Belegung des Bettes eingetreten.

„Auf dem Leintuche und unter demselben auf der Matratze und dem Strohsack fanden sich Nadeln, Strohhalme, Nägel, Haare, Glasscherben u. s. w., und kaum war das Bett gereinigt, so fanden sich bisweilen

in Gegenwart der nämlichen Personen, welche die früheren Sachen fortgeschafft hatten, ganz ähnliche an derselben Stelle und die Reinigung mußte wiederholt werden. So lange diese Bettbelege um sie waren, fand sich die Leidende in der größten Aufregung und Geistesverwirrung. Es ist bemerkenswerth, daß die Mägde, welche das Bett machten, die erwähnten Belege nie fanden, außer wenn der Beichtvater im Zimmer zugegen war.“

Aus dieser Probe kann man sehen, auf welchen hornirten, ja blitzdummen Leserkreis dieser selbst halbverrückte Biograph speculirt haben muß, wenn er voraussetzen kann, daß auch nur ein Leser diesen entsetzlichen Blödsinn glauben kann. Daß aber dieser Galimathias in Tirol geglaubt wird, davon sind Buch- und Kunsthändler das beste Zeugniß, welche mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait dieser Sonnambule ein glänzendes Geschäft machten, wie ja überhaupt Jeder reussirt, welcher auf die Dummheit der großen Menge speculirt, da dieses Calcul niemals fehlschlägt.

Der Beichtvater, der vielleicht selbst ein großer Einfaltspinsel oder ein verkappter Jesuit war, war bestürzt über diese Vorgänge, forschte vielfach, wie es denn käme, daß diese fremdartigen Gegenstände also an sie kämen und selbst in ihren Körper drängen; sie konnte aber keine bestimmte Antwort darüber geben. Nur dieses einzige, sagte Maria von Mörl, sei gewiß und behauptete sie später noch lange Zeit, daß jedesmal abscheuliche Männer von dunkler Farbe sie umgaben und ihr ferner mancherlei genießbarer Gegenstände und Leckereien, Kastanien, Backwerk und Confect vorhielten und darreichten. Ihr gelüste dann nach dem Vorgehaltenen und es werde ihr von den Männern sofort aufgenöthigt, worauf dann immer gewaltiges Stechen und schneidende Schmerzen eintreten, bis all' das Zeug wieder aus dem Körper entfernt sei.

Da nun die Leute in Kaltern meinten, es gehe bei der Mörl mit Zauberei zu, sagte Pater Capistran: „Du siehst, Maria, wie alle diese garstigen Sachen die Leute verwirren; wende dich darum im eifrigen Gebete zu Gott, daß er die Plage von dir nehme.“ Sie versprach es zu thun und meinte dann später: Der Herr hat gesagt, ich solle in einer Kirche das allgemeine Gebet für mich verrichten lassen, dann würden die Belege aufhören. Ihnen aber soll ich in Allem strengen Gehorsam angeloben; dann können Sie verbieten, in Zukunft von den abscheulichen Männern etwas anzunehmen und ich bleibe befreit. . . . Beides geschah mit dem vorhergesagten Erfolge. Die Plage war in dessen nicht mit einem Male, sondern nur allmählig zu Ende.

Die ganze Historie wird, wie man sieht, sehr wunderbar und wir müssen es dem geneigten Leser überlassen, ob er diese Komödie glauben

mag oder nicht, so ernsthaft sie auch der geistliche Biograph erzählt. Ist es nicht ganz eigenthümlich, daß die Belege sich nur finden, wenn Pater Capistran da ist? Wir wollen die Vermuthungen nicht weiter ausspinnen, sondern von der Hauptepoche ihres Lebens, der Ekstase sprechen, welche in ihrem zwanzigsten Jahre eintrat.

„Nachdem diese Versuchungen, so berichtet der Biograph weiter, ein Ende genommen, gewährte ihr Beichtvater, daß sie zu gewissen Zeiten auf Fragen, die er an sie richtete, keine Antwort gab und nicht bei sich zu sein schien. Als er die, so um sie waren, deshalb befragte, erwiderten diese, das geschehe jedesmal, so oft sie zur h. Communion gehe. Dieses machte ihn aufmerksam, und weckte, während er bisher das, was sich an ihr zeigte, für die Folgen einer gewöhnlichen Krankheit hielt, zuerst den Gedanken in ihm, daß wohl noch etwas anderes dabei obwalten möge. Dies bestätigte sich bald, als im Verlaufe der Zeit die Erscheinungen an ihr sich steigerten und bestimmter ausprägten. Auch ereignete sich in demselben Jahre (1833), daß Pater Capistran zum vollen Verständniß kam, welche Bewandniß es um diese ihre Zustände habe. Es wurde nämlich die Frohnleichnamsp procession wie überall auch in Kaltern mit großer Feierlichkeit abgehalten. Böller wurden abgefeuert, die Musik zog auf und aller Lärm und alle Bewegung ging unter den Fenstern der Leidenden vorüber. Rauschende Musik aber hatte von jeher üble Wirkung auf sie gehabt und die heftigsten Krämpfe hatten wohl schon beim Tone einer Violine oder eines Blasinstrumentes sie befallen.

Der Beichtvater, selbst mit der Feier beschäftigt, wollte sich darum einen freien Tag bereiten, ihr selbst aber die Störung und Aufregung ersparen. Und da er schon wußte, daß sie jedesmal nach Empfang des h. Sacramentes sechs bis acht und noch mehr Stunden in Ekstase bleibe, hielt er es für rathsam, sie mit Tagesanbruch zu communiciren, um sie für den ganzen Tag beruhigt zu haben. . . Er ging daher in der Morgenstunde um drei Uhr hinüber, reichte ihr die h. Communion und sie wurde ohne Verzug ekstatisch. Er überließ sie nun sich selbst, kam am Tage seinen Geschäften nach und da er auch am folgenden Morgen verhindert war, ging er erst Nachmittag drei Uhr zu ihr und fand sie noch knieend in derselben Stellung, wie er sie vor 36 Stunden verlassen hatte.

Als er darüber verwundert im Hause nachfragte, erfuhr er, daß sie immer in ihrer Andacht geblieben. Man achtete im Hause überhaupt nur wenig auf sie, überließ sie ihren Zuständen und Gebeten, ohne viel auf sie zu sehen, und sie mußte, wenn sie etwas bedurfte, die Leute erst rufen, um ihr Bedürfniß zu befriedigen. Der Beichtvater begriff nun erst, wie tief die Ekstase schon bei ihr gewurzelt, wie sie ihr gleichsam

zur anderen Natur geworden sei und sie fortwährend in ihr beharren würde, wenn er ihr nicht dadurch, daß er sie wieder zu sich rufe, Grenzen setze. Er übernahm nun die Leitung ihres Zustandes, indem er sie kraft des Gehorsams, zu dem sie sich durch ein förmliches Gelübde als Tertiärin verpflichtet hatte, in bestimmter Ordnung wieder zu sich brachte.“

Wie man sieht, war Maria v. Mörl eine Somnambule und Pater Capistran der Magnetiseur. In Kaltern fand man dies ganz natürlich, weil die Leute dort nicht auf dem Boden des kalten Menschenverstandes stehen. Der Ruf von dieser Erscheinung drang durch ganz Tirol. Man strömte mit Kirchenfahnen und Crucifixen nach Kaltern, um das Wunder zu sehen. Natürlich kamen die Pilgrime nicht mit leeren Händen, sondern brachten wie üblich in der Franziskanerkirche ihre Opfer dar und verzehrten ein gut Stück in den Gasthäusern, so daß man wohl sagen kann, der Kößlwirth in Kaltern ist durch die „Mörl-Marie“, wie sie das Volk nannte, ein wohlhabender Mann geworden, denn es kamen auch hohe geistliche Herren, Bischöfe und Prälaten, Engländer und Touristen aller Art, um diese merkwürdige Heilige zu sehen. Im Jahre 1833 sollen an 30,000 Menschen in Kaltern gewesen sein.

Dies machte selbstverständlich viel Aufsehen. Die oberste Medicinalbehörde wollte der Sache auf den Grund kommen, allein die Pfaffen wußten durch ihren Einfluß damals alles zu hintertreiben, denn diese „Ekstatische“ war ihnen ein gefundener Handel, umsomehr als später noch die Stigmatisation hinzutrat.

Als jener Lärm, der Lärm der Wallfahrer nämlich, erzählt der Biograph, war an der Ekstatischen vorübergegangen, ohne sie anders als ganz zuletzt und zwar zu ihrer großen Bestürzung berührt zu haben und so hatte ihr immer mehr zureißendes Innere in der Stille sich fort entwickelt. Die Stigmatisation war bei ihr eingetreten und es ging dabei ebenso einfach zu, wie bei allen Andern. Schon im Herbst des Jahres 1833 hatte ihr Beichtvater zufällig bemerkt, daß die Orte in der Mitte der Hände, wo die Wahlen später erschienen, sich zu vertiefen begannen, wie wenn es der Abdruck eines erhabenen Körpers wäre. Zugleich schmerzten jene Stellen und es zeigten sich häufig Krämpfe um dieselben.

Das brachte ihn schon damals auf die Vermuthung, daß es zur Stigmatisation kommen werde, und es geschah, wie er vermuthete. Zu Lichtmeß, am 2. Februar 1834, fand er sie mit einem Tuche, mit dem sie sich von Zeit zu Zeit, kindlich erschrocken, wie es schien die Hände wischte. Da er Blut daran bemerkte, fragte er sie, was dies zu bedeuten habe, und sie erwiderte: Sie selbst wisse nicht, was ihr widerfahren, sie müsse sich wohl blutrünstig gerissen haben. Es waren aber

die Mahle, die von da an bleibend in den Händen sich festsetzten, bald auch an den Füßen sich zeigten und denen zugleich auch die Seitenwunde sich beigesellte.

So einfach war die Weise, in der Pater Capistran sie behandelte und so wenig auf Wunderföchtigkeit gestellt, daß er sie nicht einmal fragte, welcher innerliche Vorgang etwa eingetreten sei und zunächst den Anlaß zum Erscheinen dieser Mahle gegeben habe. Sie zeigten sich beinahe rund, einigermaßen in's Längliche gezogen, etwa drei bis vier Linien im Durchmesser, bei den Händen und Füßen, oben wie unten, ansitzend; die Gestalt der Seitenwunde, nur von ihrer ganz vertrauten Freundin gesehen. (Pater Capistran war also, wie wir sehen, gar nicht neugierig!), war nicht zu bestimmen.

Am Donnerstag Abends und am Freitage drang meistens helles Blut in Tropfen aus ihren Wundmahlen hervor; an den übrigen Tagen deckte eine verdickte Blutkruste die Wunde, ohne daß die geringste Geschwulst oder Entzündung oder auch neben dem getrockneten Blute die mindeste Spur einer Symphie zu finden gewesen wäre. Sie verbarg die Sache, wie gewöhnlich Alles, was ihren inneren Zustand verrathen konnte, auf das Sorgfältigste, aber da sie im Jahre 1834 bei Gelegenheit einer feierlichen Procession in Gegenwart mehrerer Zeugen einem verklärten Engel gleich mit den äußersten Fußspitzen das Bett kaum berührend, blühend wie eine Rose, mit kreuzweise ausgestreckten Armen, in jubilirender Ekstase aufrecht stand, wurden die Mahle in den Handflächen den Anwesenden sichtbar und die Sache ließ sich nicht mehr länger verbergen.“

Wer diese vorliegenden Zeilen ruhig gelesen hat, wird tausend Widersprüche finden. Allein die glaubenseinheitlichen Tiroler hielten Maria v. Mörl für eine übernatürliche Erscheinung und der Clerus wußte das arme dumme Volk auch gehörig auszubeuten. So schreibt Johann Staffler, ebenfalls ein Tiroler, über die Ekstatische: Im Zustand der Ekstase kniet sie auf ihrem Bette wie ein schwebender Engel, im weißen Kleide, mit offenen Haaren, in aufrechter Stellung, die großen Augen unbeweglich nach einem Punkte himmelwärts gerichtet, die Hände unter dem Kinn festgefaltet, ihre Miene ernst mild und ohne Regung, ihr Angesicht ohne Farbe, blaß, gleich einem zarten Wachsgelbde und man möchte meinen ohne Leben, verrieth dieses nicht ein leiser Pulschlag am Halse. Anders und höchst rührend sieht man die Entzüchte am Abende eines jeden Donnerstags, wenn sie den Kampf des Erlösers am Delberge mitzuleiden scheint. Am ergreifendsten aber sind die Scenen am Freitage, die sich durch ihre innige Theilnahme an dem Kreuzestode des Heilandes kundgeben. Um drei Uhr Nachmittags wird ihr

Herz von einer solchen Angst erfüllt, daß sie laut seufzt, schluchzt, ver-
schmachtet. Die halbgeöffneten Lippen werden aufgeworfen und blau
gefärbt, die Augen von einem Thränenschleier getrübt; das Haupt neigt
sich, die Arme fallen; ein heftiger Schauer durchbebt ihr ganzes Wesen;
ihr Körper sinkt zurückgebogen, regungslos und erblaßt liegt er gleich
einer Leiche da.

Im Jahre 1834 besuchte sie der ultramontane Professor Görres.
Er beschreibt sie mit folgenden Worten:

„Die Hände mit den sichtbaren Mahlen waren vor der Brust ge-
faltet, das Angesicht gegen die Kirche gewendet, und etwas nach aufwärts
erhoben; der Blick der Augen, mit dem Ausdruck der tiefsten Absorption
in die Höhe gerichtet, bei völlig geschlossenen Sinnen durch nichts von
Außen störbar, keine Bewegung an der knieenden Gestalt stundenlang
bemerkbar, außer ein leicht in der Brust spielendes Athemholen, und
bisweilen ein eben so leichtes Schlucken, manchmal auch ein kleines,
oscillirendes Wanken; ein Anblick, keinem andern vergleichbar, als von
Ferne dem, den die Engel Gottes geben mögen, wenn sie in Betrachtung
seiner Herrlichkeit versunken, vor seinem Throne knien. Kein Wunder,
daß die Gestalt von der allervergreifendsten Wirkung auf jeden Beschauen-
den ist, selbst die rohesten Gemüther ihm nicht zu widerstehen vermögen
und Thränen der freudigsten Ueberraschung und Erhebung um sie her
in Menge fließen. Sie beschäftigt sich in diesen Ekstasen mit einer fort-
laufenden innern Anschauung des Lebens und Leidens Christi, mit An-
betung des h. Altars sacramentes und mit einem wohlregulirten betrach-
tenden Gebete nach der Ordnung des Kirchenjahres.“

„Ihre Gesichte und ihr Hellssehen in die Ferne, dem Raum und
der Zeit nach, haben immer nur Heiliges und Kirchliches zum Gegen-
stande, und ungleich den Somnambülen ist sie über ihren eigenen kör-
perlichen Zustand, gleich allen andern Menschen, völlig blind, sowie denn
auch die Ereignisse, welche sie voraussagt, durchgängig zur Zeit der
Vorhersage keinen irgend haltbaren Erkenntnißgrund haben, weil ihr viel
späteres Eintreffen ausschließlich von der immer wandelbaren und nicht
zu berechnenden freien menschlichen Willkür und von höherer Fügung
abhängt.“

„Wie tief sie nun aber immer in ihre Anschauungen sich verloren
haben mag, ein leise gesprochenes Wort ihres Beichtvaters, oder wer
sonst mit ihr im geistlichen Verbande steht, reicht hin, um sie sogleich
wieder zu sich zu bringen. Es ist dann gar kein Mittelzustand an ihr
zu bemerken; nur so viel Zeit verläuft, als nöthig ist, sich im Bewußt-
sein in einem schnellen Augenblicke zu erfassen und die Augen zu öffnen,
und sie ist bei so vollkommener Besinnung, als wäre sie nie verückt

gewesen. Ihr Ausdruck ist dann ein ganz anderer geworden: der eines unbefangenen, in Einfalt und Natürlichkeit erwachsenen Kindes. Mit einer Art Neugierde blickt sie dann, wohl schon an den Zubrang der Menschen gewöhnt, unter den Anstehenden herum, Jeden nach ihrer Art freundlich begrüßend.“

„Da ihr seit geraumer Zeit der Mund geschlossen ist, strebt sie mit Zeichen und Winken sich verständlich zu machen, und wo das nicht ausreichen will, blickt sie wieder wie ein des Sprechens unerfahrenes Kind mit den Augen zu ihrem Beichtvater hin, ihn auffordernd, daß er ihr helfe und für sie rede. Der Ausdruck, obgleich dunkeln Auges, ist fröhliche, unbefangene Rindlichkeit; klar, wie es ist, kann man durch dasselbe bis zum innersten Grunde ihrer Seele schauen, und überzeugt sich bald, daß nirgendwo im ganzen Umkreise ein dunkler Winkel sich findet, in den sich irgend ein Arg verstecken könnte. Nichts Trübes, Kopfhängerisches, Ueberspanntes ist in ihrem ganzen Wesen zu entdecken, keine sentimentale, verschwommene Weichlichkeit, keine heuchlerische Grimasse, nichts als der Ausdruck heiterer, fröhlicher, unbefangener, in Einfalt und Schuldlosigkeit bewahrter Jugend, die sich ohne Bedenken sogar dem Scherze hingibt, weil ein inwohnender sicherer Tact jeden Schein von Unschicklichem abzuweisen versteht. Sie kann, wenn sie sich unter Fremden weiß, einmal zu sich gebracht, wohl längere Zeit bei sich bleiben; aber man fühlt doch durch, daß es ihr nur mit Anstrengung ihrer Willenskräfte gelingt, weil die Ekstase ihr zur andern Natur geworden, das Beifichsein aber wie ein künstlicher Zustand ist. Mitten in der Unterhaltung, wenn sie noch an Allem lebhaften Antheil zu nehmen scheint, sieht man plötzlich wie in ihren Augen dämmern, keine Secunde vergeht, und sie ist wie ohne allen Zwischenzustand von der Verückung hinweggenommen. Dann ist aber auch das harmlose Kind mit einem Male verschwunden, und wenn, wie es bei günstigen Stimmungen nicht selten der Fall ist, das weiter geöffnete, dunkelleuchtende, keinen besondern Gegenstand fassende, sondern in allen Radien, wie in die Unendlichkeit hinausstrahlende Auge plötzlich in Mitte veredelter Züge aufglänzt, dann blickt sie groß wie eine Sybille, unter allen Verhältnissen aber würdig, edel und ergreifend. Wenn sie aber also ihren Andachten und Betrachtungen sich hingibt, dann darf man nicht glauben, daß sie deswegen aller Sorge für ihre Familie sich entziehe. Sie leitet immer noch von ihrem Bette aus den ganzen Haushalt, darin früher von einer seither verstorbenen Schwester unterstützt.“

„Da sie durch Verwendung guter Leute seit einigen Jahren in den Genuß einer Stiftung gesetzt worden und für sich selber nichts bedarf, verwendet sie den Ertrag derselben für die Erziehung ihrer noch

unerwachsenen Geschwister, die sie je nach ihren Anlagen in verschiedene Anstalten entsendet hat. Alle Tage Nachmittags um 1 Uhr ist die Zeit, die sie zur Abmachung dieser Geschäfte bestimmt; dann wird sie von ihrem Beichtvater zu sich gerufen, mit ihm überlegt sie die schwierigen Vorkommnisse, ordnet an, was geschehen soll, sorgt für Alles, denkt an Alles, kommt allen Bedürfnissen derjenigen, deren sie sich angenommen, zuvor, und in dem großen practischen Verstande, den sie dabei entwickelt, weiß sie jedes auf's Beste zu beschicken, so daß alles um sie her sich in guter Ordnung fügt."

Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß ein Ultramontaner vom reinsten Wasser diese Sache anders ansieht, als ein gewöhnlicher Sterblicher.

Im Jahre 1841 änderte Maria v. Mörl ihre Wohnung, indem sie nach dem Tode ihres Vaters aus dem väterlichen Hause in das Tertiärerinnenkloster übersiedelte, wo ihr ganz neben der Kirche, in die man durch ein Fenster hinabsteigt, eine Wohnung angewiesen wurde. Wer sie sehen wollte, mußte sich früher im Franziskanerkloster beim Beichtvater melden. Der Verfasser dieser Skizze hatte, mit Empfehlungsbriefen versehen, auch Zutritt erlangt. Es war jedoch nur eine bestimmte Stunde festgesetzt. Der Beichtvater ging früher in's Zimmer und ließ später die Fremden ein, welche dann bereits die Jungfrau „schwebend“ über dem Bette erblickten. Der Anblick war keineswegs erquickend, wie begeisterte Pfaffen schreiben. Maria v. Mörl, mit einem weißen Gewande bekleidet, hatte ein volles, starknochiges, aufgedunsenes, keineswegs geistreiches Gesicht. Wenn man die ekstatische Jungfrau anrührte, war sie ganz steif wie ohne Leben. War die Ekstase vorüber, legte sie sich wieder ruhig auf ihr Bett nieder.

Der Beichtvater machte den Leuten weiß, daß sie nur von Eibt und Trauben lebe, eine Annahme, die durch nichts gerechtfertigt ist und an welche selbst ihr eigener Bruder nicht glaubte, wie auch Thatsachen dafür sprechen, daß es ganz erlogen und erfunden ist, um ihr den Geruch einer überirdischen Person zu geben.

Das große Spectakel, welches diese Erscheinung in und außerhalb erregte, und die mitunter sehr boshaften Satiren, welche über die Wallfahrten nach Kaltern geschrieben wurden, bewogen die geistliche Behörde, etwas vorsichtiger zu sein und den Besuch, wenn auch nicht ganz abzustellen, so doch sehr zu beschränken, und nur „Gutgesinnte und Gläubige," auf die man sich verlassen könne, einzulassen.

Der Vollständigkeit halber müssen wir noch zwei Berichte mittheilen, nämlich jenen des Msgr. Vincenz Tizzani, Bischof von Terni, und den Besuch, welchen der Spötter Ludwig Steub bei Maria v. Mörl

machte. Beide Berichte sind sehr charakteristisch. Der italienische Bischof schreibt über den Besuch, den er gerade an einem Freitage machte:

„Es war eben Freitag,“ so fährt er in seiner Beschreibung fort, „da trat ich in ihr Zimmer. Ich fand sie in der Entzückung, knieend wie die früheren Male, das Gesicht war blaß, der Kopf ein wenig gegen die rechte Seite geneigt, der ganze Körper war eine Statue. Da wurde auch ich beinahe entzückt, es kam mir unmöglich vor, mich von dem Anblicke dieses Fräuleins zu trennen, auf dessen Stirne die Worte geschrieben schienen: „Vivo ego, jam non ego, vivit vero in me Christus,“ d. i. „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ In dieser süßen Wonne sah ich Maria v. Mörl erzittern; es schien mir, als wollte sie um Hilfe rufen, allein unempfindlich blieb sie gegen jede menschliche Hilfe. Nach zwanzig Minuten ließ sie auf einmal die Hände sinken, kreuzte die Finger, hatte aber den Kopf, wie vorhin, zum Himmel gerichtet. Mein Erstaunen nahm zu, als sie ihre Schultern zusammenzog, die Respiration beschleunigte und nur mit Anstrengung Athem schöpfte; dabei vernahm man ein inneres Stöhnen, ähnlich jenem der Turteltauben, die sie in ihrem Zimmer hatte. Einige unverschämte Fliegen schienen ihr die Leiden vergrößern zu wollen. Eine derselben sah ich ihr gerade auf dem Augapfel des linken Auges sitzen, ohne daß Maria auch nur das mindeste Zeichen über diese Plage von sich gab. Bei diesem Anblicke traten uns Allen Thränen in die Augen, ich blieb aber dennoch meinem Vorsatz getreu, alle Erscheinungen genau zu beobachten. Wieder kamen andere Fliegen, und setzten sich ihr bald auf die Lippen, bald auf die Nase, bald auf die leichenblaffen Wangen, gleichsam um sich an ihr zu belustigen. Allein Maria, zu all' dem unempfindlich, äußerte nur durch Seufzen und Stöhnen ihr inneres Leiden. Es erfolgten neue Zusammenpressungen der Schultern, die sie bald vorwärts, bald rückwärts beugte, und dieses schmerzvolle Schauspiel war mit Seufzern begleitet, die Augen blieben jedoch unbeweglich, der Kopf zum Himmel gerichtet. Nach und nach begann sie am ganzen Leibe zu zittern, und alle Theile des Gesichtes kamen in Bewegung: die Zähne sah man so übereinander zusammengepreßt, als wollten sie zerspringen, die Augen schlossen sich und eine Thräne trat aus denselben, der Mund wurde verzerrt, das Zittern der Glieder begleitete ein Schluchzen und ein furchtbarer Todesschrei, der wohl Steine erschüttert hätte, und in einem Augenblicke neigte sie ihr Haupt und — verschied.... So schien es mir, als das Fräulein inmitten so vieler Todeszeichen das Haupt senkte, die Augen schloß, als ihr die Locken über das Gesicht fielen und ihr todt=blaßes Antlitz bedeckten; als man von ihr nicht einmal mehr den Athem vernahm. Nach fünf Minuten trat der Decan von Kaltern, Herr Josef

Mainalter, dem sie wie ihrem Beichtvater gehorchte, zu ihr hin, und gebot ihr, ein wenig auszuruhen. Augenblicklich fügte sie sich seinem Befehle, ließ sich auf den Rücken nieder, die Arme in Kreuzesgestalt. Ich nähete mich nun, um an den Händen die Wundmahle zu betrachten, jedoch ihre Hände waren geballt und ich konnte sie nicht sehen. Da kam eben der Beichtvater, welcher sich in Geschäften entfernt hatte, und ich ersuchte ihn, mir die Wundmahle zu zeigen. Er entschuldigte sich damit, daß es der Mühl äußerst schwer falle, sie sehen zu lassen. Jedoch ich bestand auf meiner Bitte. Da bat der Beichtvater die vielen Anwesenden, sich zu entfernen, und wir zwei waren allein. Maria glich mit ihren geschlossenen Augen einer wirklichen Leiche. Nun befahl er er ihr, die Hände zu öffnen. Sie that einen Seufzer und gehorchte. Ich trat näher und sah die Wundmahle an der inneren Fläche der Hände. Sie waren rund und hatten bei 4 Linien im Durchmesser. Der Beichtvater sagte mir, daß Mühl in diesem Zustande die drei Leidensstunden unsers Heilands Jesu Christi, sowie am vorigen Tage dessen Gebet im Garten betrachtet habe: in diesem Momente hatte sie die Kreuzabnahme zum Gegenstand ihrer Betrachtung, und würde dann beiläufig nach vier Stunden wieder zu sich zurückkehren. — Um nicht länger lästig zu fallen, dankte ich dem Beichtvater, nahm Abschied und entfernte mich.“

Dagegen schreibt Ludwig Steub in seinem bekannten Werke: *Drei Sommer in Tirol*, Folgendes:

„Nachdem die Erlaubniß erwirkt war, fand ich mich — Mai 1844 — mit einem Bozener Freunde und einem Franziscanerpater an den Pforten des Nonnenklosters, welches sich Fräulein Maria seit mehreren Jahren zum Aufenthalte auserkoren, ein. An der Pforte hatte sich auch eine reisende Französin zu uns gesellt, eine ältliche Dame, die soeben direct von Rom und Voretto kam, in einer Kreuzfahrt auf Mirakel begriffen. Wir standen also an der Thüre, die in ein halbdunkles Zimmer führte, aus dem uns Pater Capistran einzutreten winkte. Die Französin hatte als Dame den Vortritt, lehnte ihn aber ab, weil sie sich auf ihre Nerven nicht verlassen könne. Ging also unser einer zuerst hinein und fand sich in einem kleinen, schlichten Gemache, in das durch zugezogene Jalousien nur dämmerndes Licht fiel. Einfaches Hausgeräthe, einige Bilder an den Wänden, links am Fenster ein kleiner Altar, diesem gegenüber das Bett, auf diesem und zwar auf dem unteren, dem Altar zugewendeten Ende das Fräulein in weißem Gewande, selbst weiß wie Marmor, lange, schwarze Haare über den Nacken, knieend, die Hände gefaltet zum Kinn emporgehoben, die großen Augen regungslos aufwärts gerichtet, sie selbst ohne Regung und scheinbar ohne Leben. Eine stille Feierlichkeit lag über der Gestalt und hielt uns Mannsbilder in beschei-

denen Entfernung, bis uns der Pater an das Lager führte. Wir sollten nur strenge hinsehen, es rühre sich kein Augenlid, was wir auch richtig so fanden. Nach all' dem Leiden, dem Brustweh und Halsübel, die sie in letzterer Zeit dem Tode wieder nahe gebracht, war die Verückte eine überraschende Erscheinung, denn sie war zwar bleich, aber im Gesichte voll, was Emmoser (der Professor, er hat in seinem Buche über Magnetismus auch über sie geschrieben) freilich aufgedunsen nennt. Von ihrer Stellung wird behauptet, sie berühre die Unterlage nur mit den Zehen, zwischen jener aber und den Knien könne man ein Kartenblatt leichtlich durchschieben. Nach einer Weile rief sie Pater Capistran leise beim Namen, um die Ekstase zu enden, und augenblicklich sank sie rückwärts und lag milde lächelnd auf dem Kopffissen.“

So schreibt Steub, der Schalk, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der weiß auch, daß es ihm viele Mühe kostete, das Lachen zu unterdrücken. Zum Schluß erzählt er uns noch, was ihm die Herren Patres weiter über Maria v. Mörl mittheilten. Seit dem Jahre, schreibt er, wo die erste Ekstase eingetreten, spricht das Fräulein mit Niemand mehr, als ihrem Beichtvater, und auch mit diesem nur, wenn dritte Personen nicht zugegen sind. Doch nimmt die Kranke wohl Antheil an dem, was man ihr sagt. Die Fremden werden ihr vorgestellt und sie lächelt ihnen dann bewillkommend entgegen. Am Donnerstag und Freitag folgt sie der Leidensgeschichte und am letzteren Tage um drei Uhr tritt der ekstatische Todestampf ein, sowie er in der christlichen Mystik beschrieben ist. Ein fröhliches Vergänglichseß wird der heil. Zeit um Weihnachten zu Theil, wo Maria laut jubelt über die Geburt des Herrn und das Kindlein mit den Armen freudig wiegt. Auch geht es lustig zu, wenn die Hochzeit zu Cana gefeiert wird. Dann jubilirt sie mit den Hochzeitsgästen und gibt durch freudevolle Geberden ihre mystische Theilnahme an dem biblischen Vorgange zu erkennen.

Dieser Bericht der Patres an den Münchener Doctor Steub war offenbar darauf berechnet, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Maria v. Mörl allem Irdischen und Menschlichen, sogar der Sprache mit den Menschen, den über das Menschliche erhabenen Beichtvater ausgenommen, vollkommen entfremdet, vom Morgen bis zum Abend in der Anschauung des Lebens und Leidens Jesu Christi versunken sei. Schade nur, daß J. v. Görres geplaudert hat. Ueber einen späteren Besuch schreibt er an seine Frau: „In diesen Tagen war ich in Kaltern. Die Maria v. Mörl hat sich dort ein Schwalbennest an die Kirche angebaut, wo sie ganz ruhig wohnt. In ihrem Vorzimmerchen trafen wir ihren Bruder und einen andern Geistlichen, die aus ihrer kleinen Küche zu Mittag aßen. Innen bei ihr waren drei Redemptoristen, die sie mit

Trauben tractirte. Ich sagte ihr, es gehe ja hoch her bei ihr, jetzt wo sie Schankgerechtigkeit an sich gezogen. Sie meinte aber, es sei nicht so brillant. Uebrigens hat sie Alles auf's Beste beschrift und eingerichtet.

So schrieb 1842 Görres, derselbe Görres, der wenige Jahre zuvor über sie den Ausspruch gethan hatte: „Sie gewähre einen Anblick, keinem andern vergleichbar, als von ferne dem, welchen die Engel Gottes geben mögen, wenn sie in Betrachtung Seiner Herrlichkeit versunken, vor Seinem Throne knien.“ Aber freilich, Anno 1842 traf er die Maria in ihrer Natürlichkeit und nicht umgeben von dem theatralischen Apparat, unter dem man sie sonst den Fremden zeigte, denn vor Görres, dem großen Görres, wie ihn die Ultramontanen nennen, dem man am allerwenigsten zugetraut hätte, daß er plaudern könnte, glaubte man keine Heimlichkeit haben zu müssen. Gegenüber dem Notar Steub dagegen, trotzdem für ihn und seinen Katholicismus garantirt wurde, zeigte man schon mehr Mißtrauen und bei seinem Besuche daher durfte der theatralische Apparat nicht fehlen.

Da Frln. v. Mörk eine franke und, wie bereits gesagt wurde, auch verstandeschwache Person war, die als willentloses Werkzeug der „Schwarzen“ diente, so konnte es wohl nicht anders kommen, daß die auf Commando des Pater Capistran fortgesetzten Ekstasen den Körper der „Heiligen“ ruiniren mußten. Die Bewohner von Kaltern schüttelten oft die Köpfe und wunderten sich, wie es die „Mörk Marie“ — so nannte sie das Volk — doch aushält, wenn sie alle Tage und so oft „spielen“ muß.

Aber es ging so fort, alles „zur größeren Ehre Gottes“ und das schwachsinnige Frauenzimmer ließ sich alles gefallen, hatte sie doch unbedingten Gehorsam gelobt und geistliche Macht ihr den Mund geschlossen. In früheren Jahren ging das Spiel recht gut, da Frln. v. Mörk jung war und elastische Glieder hatte; allein später wollte es nicht mehr recht gehen und in den letzten Jahren mußte man die Besuche ganz einstellen. Nur wenn etwa ein Bischof, ein Geistlicher oder sonst ein gut empfohlener Katholik kam, wurde er hineingelassen.

Als das Centenarium in Rom gefeiert wurde, da ging es wieder lebhaft zu bei den „Herrgottskindern,“ und auch die Eröffnung des Circus Haplwanger, wie man spottweise die Innsbrucker Katholikenversammlung nannte, bewog viele geistliche Herren, einen Abstecher nach Kaltern zu machen und sich die „Jungfrau“ anzusehen.

Dadurch wurde ihr Leiden unfehlbar verschlimmert, weil ihr zweiter Beichtvater — Pater Capistran war im Jahre 1865 gestorben — seine Amtscollegen nicht abweisen wollte. Der Tod des Pater Capistran,

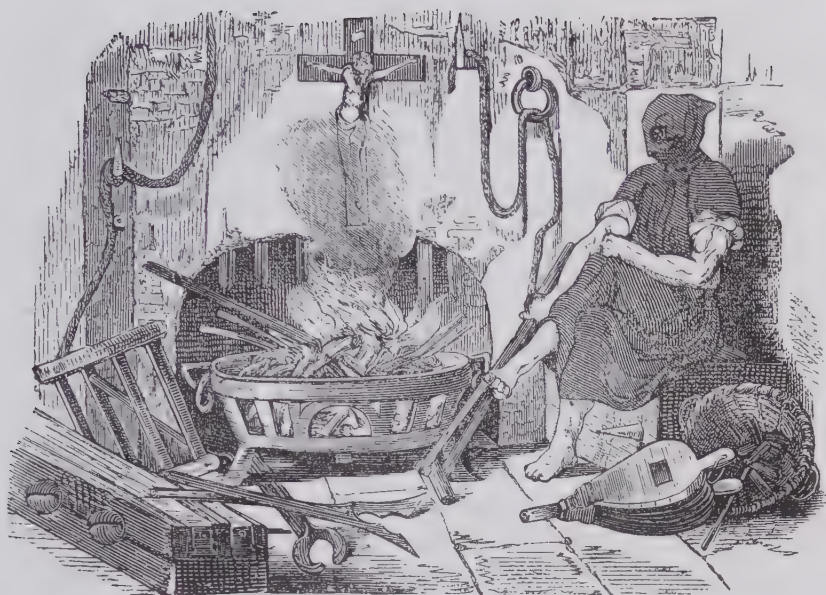
welcher durch 37 Jahre als ihr Beichtvater fungirte, war für sie ein harter Schlag und sie überlebte ihn nicht lange.

Wenige Tage vor ihrem Tode — sie starb am 11. Januar 1868 — soll man in ihrem Zimmer ein Krachen gehört haben, als ob ihr alle Beine gebrochen wären. Die Leute in Kaltern meinten steif und fest, die „Mörl-Marie“ müsse an einem Freitage sterben, was jedoch nicht eintraf. Um sie sterben zu sehen, hatten sich namentlich viele Wetschwestern eingefunden, und so verschied die „Heilige von Kaltern“ am 11. Januar 1868, also Sonnabends, mit den Worten: O mein Jesus, wie schön bist du! Es geschahen keine Zeichen und Wunder; sie war wie ein gewöhnliches Menschenkind gestorben, sie, die doch, wie die Pfaffen sagten, ganz auserlesen und vom Himmel begnadet war. Ueber die letzten Tage der Ekstatischen meldet ihr Biograph:

„Gestern und heute wurde der Seelengottesdienst für Maria von Mörl gehalten und damit ihre Bestattungsfeier geschlossen; die Erinnerung aber an sie wird nie erlöschen. Durch die Dahingegangene hat Kaltern einen Namen in der katholischen Welt erhalten, denn seit mehr als dreißig Jahren zogen Tausende und Tausende aus allen Ländern von niedern, hohen und den höchsten Ständen daher, um sie in Entzückung zu sehen, ihre Wundmähle zu schauen, sich ihrem Gebete zu empfehlen, undkehrten erbaut und getrost nach Hause zurück. Wohl schon oft fürchtete man ihr Ende, — hatte sie ja fast jährlich eine Krankheit durchzumachen, und sich so auch an ihr der Ausspruch der Schrift erwahrt: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er! — Doch heuer sollte sie den Lohn ihrer Leiden empfangen.

Seit dem Herbst vorigen Jahres verschlimmerte sich ihr Zustand auffallend. Ihre Kräfte nahmen zusehends ab, so daß man schon seit längerer Zeit ihrem Lebensende entgegen sah. Möglich ist es, daß der stärkere Fremdenzufluß des vergangenen Jahres aus Anlaß der Rückreise so vieler Priester von der Petersfeier in Rom, und dann wieder bei Gelegenheit der Katholikerversammlung in Innsbruck auf ihren ohnehin sehr geschwächten Körperzustand nachtheilig einwirkte. Während der letzten vierzehn Tage ihres Lebens litt sie unsäglich viele Schmerzen; ertrug aber alle mit der Geduld einer Heiligen, ja, sie ließ sich nicht einmal eine Linderung zukommen, bis am 11. Jan. 1868 um 3 Uhr früh eine gänzliche Blutersehung ihrem frommen Leben ein Ende machte. Noch um 12 Uhr Nachts, also 3 Stunden vor ihrem Tode, konnte sie die heil. Communion empfangen, nachdem sie schon früher mit allen heil. Sterbesacramenten versehen worden. Lächelnd starb sie, indem sie noch mit vernehmlicher Stimme die Worte flüsterte: „O mein Jesus, wie schön bist du!“ Ihre Leiche war in der Kirche der Tertiarschwestern

offen ausgelegt, und machte auf Jedermann, der sie sah, einen erhebenden Eindruck. Nicht der Schauer des Todes, wohl aber ein freundliches Lächeln und die vollste Ergebung in Gottes Willen lag auf ihrem Angesichte. Sie war in ein weißes Kleid gehüllt, zahlreiche Leuchter, Blumenstöcke umgaben den Sarg, der von Damen aus besseren Ständen geschmückt war. Selbstverständlich war ein großer Zudrang, um sie noch einmal zu sehen; auch Photographen waren herbeigeeilt, um ihre Züge der Mit- und Nachwelt zu erhalten. Als die Stunde der Beerdigung gekommen war, wurde sie in einen Sarg von Zink gelegt, über dem sich ein hölzerner, geschmackvoll gearbeitet, schloß. Dem Sarge von Zink wurde von Seite des Herrn Bürgermeisters Baron Dipauli ein verschlossenes Actenstück beigegeben. Die zahlreichen Schaaren Fremder, die aus der Nachbarschaft gekommen waren, sowie ganz Kaltern gaben Zeugniß, welche Verehrung und welches Vertrauen die Verewigte im Leben genossen. Nie dürfte Kaltern in seinen Manern einen größeren Leichenzug gesehen haben als diesen. Nicht nur, daß die gesammte Bevölkerung des Marktes auf den Beinen war, auch alle Nachbargemeinden hatten größere oder kleinere Contingente gestellt, namentlich war Evvan sehr stark vertreten. Die Zahl von 3000 Menschen dürfte nicht zu hoch gegriffen sein. Aus der Tertiarklosterkirche bewegte sich der unübersehbare Leichenzug, die Schuljugend mit ihren umflorten Fahnen an der Spitze, der gesammte Pfarrelerus nebst mehreren fremden geistlichen Herren, den PP. Franziskanern, den Tertiär- und barmherzigen Schwestern zc., dem Beamtenkörper, Marktmagistrat und zahlreichen Honoratioren zc. beim Bezirksamtsgebäude vorbei über den Marktplatz durch die Goldgasse auf den Friedhof. Dasselbst wurde der Sarg in der v. Mörl'schen Familiengrabstätte in die Erde gesenkt, während ein Sängerkor ein ernstes Trauerlied absang. Auch beim Begräbniß blieben die gehofften Wunder aus. An die Familie Mörl kamen von Nah und Fern Zuschriften, man möge doch irgend eine Reliquie überlassen. Auch die Jesuiten in Innsbruck und die übrigen Klostergeistlichen suchten sich wenigstens ein Stück Heilthum zu erobern, deren die „Ekstatische“ viele Tugend gehabt haben soll, um damit ihren Hofusopus zu treiben. So wurde in Bozen ein zelotischer Franziscanerpater zu einem Unglücklichen gerufen, der sich den Hals abschneiden wollte, aber diese Operation so unglücklich vollführte, daß er erst nach unsäglichem Leiden starb. Als ihn der Pater fragte, ob er an die ekstatische Jungfrau glaube und der Kranke dies bejahte, nahm er die Reliquie von der verstorbenen Mörl aus der Kutte, berührte die wundete Stelle des Halses, und der Kranke soll, so sprengten nämlich die Ultramontanen aus — mit Bleistift niedergeschrieben haben, daß er Linderung verspüre. Der Glaube macht felig!



XI.

Die Söhne des heiligen Dominicus.

Inquisition und Censur, wer kennt nicht diese beiden scheußlichen Namen! Der Orden des heil. Dominicus war es, welcher die Welt mit diesen früher unbekannten Dingen überraschte. Die Inquisition, bekanntlich von Innocenz III. zur Vertilgung der Ueberreste der Albigenser gestiftet und bald ausschließlich in den Händen des Dominicanerordens befindlich, hatte die Aufgabe, überall nach Ketereien zu forschen, Ketzer auszuspiiren, zu verhaften, vermittelst der Folter zu inquiriren, zu verurtheilen, in ewige Gefangenschaft oder auf den Scheiterhaufen zu liefern, Verdächtige selbst noch über das Grab hinaus hyänenartig zu verfolgen und zu beschimpfen. Ihr sophistisches Wort: „Die Kirche trinkt kein Blut“ vor sich hertragend, ließ sie die größte Arbeit bei ihrem schrecklichen Geschäfte durch die weltlichen Gerichte thun, deren Arm religiöse Befangenheit oder Leichtsinns oder Gefühllosigkeit der Fürsten für den Dienst der Inquisition bewaffnet hatte. Am wüthendsten

Die Klöster der Christenheit.

arbeitete das Glaubensgericht in Spanien, besonders seit Torquemada, ein räthselhaftes Schenjal, nur dem russischen Czar Ivan dem Schrecklichen vergleichbar, 1481—1487 Großinquisitor geworden. Unter seiner Oberleitung ließ das heilige Officium den mächtigsten Ausgaben zufolge 10,000 Personen lebendig verbrennen; 6000 in effigie verbrennen, 97,000 zu Freiheitsstrafen und Güterconfiscationen verurtheilen, alles in majorem Dei gloriam.

Der Dominicanerorden wurde von Dominicus Gußman gestiftet. Dominicus wurde im Jahre 1170 zu Cataroga in Alt-Castilien geboren. Sein Vater hieß Felix Gußman, seine Mutter war Johanna von Aza. Da nun die Biographien aller Ordensritter mit allerlei Wundern überschwebt sind, so kann es auch in diesem Falle nicht fehlen. Lesen wir doch, daß seine Mutter, als sie mit dem h. Dominicus schwanger ging, einen geheimnißvollen Traum hatte, in welchem ihr vorschwebte, sie brächte einen kleinen Hund zur Welt, welcher mit einer angezündeten Fackel, die er in der Schnauze hielt, die ganze Welt erleuchtete.

Man gab dem Kinde den Namen Dominicus, wegen der Andacht, welche seine Mutter für den h. Dominicus von Silos hegte, der ihr eines Tages erschien, als sie auf seinem Grabe in einem Kloster nahe bei Cataroga betete, und ihr prophezeit haben soll, was mit ihrem Knaben geschehen werde.

Raum fing Dominicus zu reden an, so verlangte er — wir folgen hier dem geistlichen Biographen — in die Kirche zu gehen, um Gott zu bitten. Im sechsten Jahre kam er zu seinem Onkel, einem Erzprieester an der Kirche zu Gumbel d'Issan, wo er den ersten Unterricht genoß; später besuchte er die Universität. Schon damals zeigte es sich, daß er ein großes Kirchenlicht war. Seine Reden erschreckten die Sünder, bekehrten die Ketzer, dienten den Bußfertigen zu Führern und den Betrübnen zum Troste.

Sein Ruf wuchs. Don Diego von Asebes, Bischof zu Osema, wollte die Chorherren seiner Diöcese reguliren. Er warf daher seine Augen auf Dominicus, um ihn in sein Capitel zu nehmen. Er machte ihm den Antrag und Dominicus verließ die Universität, um das Chorherrenkleid anzunehmen und sich in der Kirche zu Osema zum Stande eines Religiosen zu bekennen.

Sein Bischof schickte ihn nun aus, die Ketzer zu bekehren, was er auch redlich that. Als er später zum Priester geweiht wurde, ernannte ihn der Bischof zum Subprior des Klosters. Allein er blieb nicht im Kloster, sondern wurde wieder ausgesendet, um die Ketzer zu bekehren.

Als der Bischof zu Osema von Alphons, König in Castilien, nach Frankreich geschickt wurde, um die Vermählung seines Sohnes Ferdinand

mit der Prinzessin von Lussignan, des Grafen de la Marche Tochter, zu unterhandeln, da ging Dominicus als Begleiter mit. Sie gingen durch Vanguedoc und später nach Rom, wo sie vom Papste Innocenz III. die Erlaubniß erhielten, in Vanguedoc zu bleiben und die Albigenfer auszurotten.

Albigenfer war die ursprüngliche Bezeichnung aller Gegner des Kreuzheeres, welches 1209 durch Papst Innocenz III. gegen die ketzerischen Secten in Südfrankreich aufgerufen, zuerst in den District Albigeois einrückte, dann besonders der Katharer und oft auch der Waldenser.

Feuer Krieg veranlaßte die Ermordung des mit Ausrottung der Keger beauftragten päpstlichen Legaten und Inquisitors, Peters von Castelnau. Man wätzte diesen Mord auf den mächtigen und dem Papst wegen seiner die Waldenser begünstigenden Religionsmeinungen verhaßten Grafen Raymund VI. von Toulouse, welche Beschuldigung dem römischen Bischof den erwünschten Vorwand gab, einen förmlichen Kreuzzug gegen Raymund, seine Vasallen und Unterthanen zu predigen. Den Theilnehmern daran wurde Vergebung aller begangenen und zukünftigen Sünden versprochen, und es brachte Papst Innocenz durch dieses Mittel und durch die anlockende Aussicht auf Raub und Plünderung der Kegerlande ein Heer von 50.000 Mann aus allen Provinzen Frankreichs zusammen. Vor diesem Sturm sank Raymund's Muth. Er ergriff das einzige, ihm von Rom dargebotene Rettungsmittel, that schimpfliche Buße und lieferte dem Kreuzheere sieben feste Schlösser aus.

Aber für das unglückliche Land war damit wenig gewonnen. Anstatt daß das Kreuzheer bis auf die Besatzung der Schlösser auseinandergehen sollte, übte es die ärgsten Bedrückungen gegen die Provençalen aus, raubte und plünderte und zog dann gegen den Grafen Raymund Roger von Béziers und Albi aus. Das schöne und volkreiche Béziers wurde mit Sturm genommen und die gesammte Bevölkerung, selbst die Katholische nicht ausgenommen, gegen 20.000 Seelen stark, mit fanatischer Grausamkeit ermordet. „Schlagt sie alle todt!“ so haranguirte der als erster päpstlicher Legat den Oberbefehl führende Cisterzienserabt, „der Herr erkennt die Seinen;“ und rühmte sich nachher, er sei der Bote der göttlichen Rache und die Greuelthat dem Himmel ein Bedürfniß gewesen. Ebenso gräßlich würde das Schicksal von Carcassonne gewesen sein, wenn die Einwohner sich nicht durch einen unterirdischen Gang bei Nacht noch glücklich gerettet hätten. Graf Roger selbst wurde unter dem Vorwande, mit ihm zu unterhandeln, hinterlistig in das päpstliche Lager gelockt und in Fesseln gelegt; er starb, wahrscheinlich an Gift oder verhungert, im Kerker.

Zu diesem Kriege, dem ersten, welchen Rom gegen die Kegeri

und den Geist der Reformation in ihrem Schooße führte, erscheint der Name Albigenser zuerst und zwar bezog er sich ursprünglich auf die ketzerischen Einwohner der Stadt Albi und ihres Gebietes Albigeois, ward aber allmählig allgemeiner Name der ketzerischen Secten des südlichen Frankreichs.

Der König hörte mit der Unterwerfung von Béziers und Albi noch nicht auf. Simon von Montfort, der Anführer der Kreuzfahrer, ein ebenso fanatischer als eroberungslustiger Mann, wendete seine blutgierigen und beutelustigen Haufen abermals gegen Toulonse und Foix. Graf Raymond ward durch den päpstlichen Legaten seines Landes für verlustig erklärt und das Kreuzheer mit Execution des Mandates beauftragt. Zwar verband sich der Graf mit seinem Vetter, Peter von Aragonien; aber dieser verlor durch Unbesonnenheit in der Schlacht bei Muret sein Leben. Hierauf gerieth das schrecklich verheerte Land fast ganz in die Gewalt der Katholischen. Montfort ward zur Belohnung für seine der Kirche geleisteten Dienste auf der Emme zu Montpellier und durch päpstliche Bestätigung 1215 mit dem blutgetränkten Languedoc beliehen.

Dennoch hielt die Bevölkerung treu aus im Kampfe und unterstützte Raymond, ihren alten Herrn, so beharrlich, daß Montfort nie zum ruhigen Besitze seiner Herrschaft gelangte. Vor den Mauern von Toulouse, das er belagerte, fand letzterer 1218 den Tod.

Aber Rom warb ein neues Kreuzheer, wildes, wüstes, raub- und mordgieriges Gesindel aus aller Herren Ländern. Nach dem Tode des Grafen Raymond VI. übernahm dessen Sohn Raymond VII. den vom Vater ererbten Todeskampf und führte denselben ebenso beharrlich mit wechselndem Glück mehrere Jahre fort.

Doch immer dünner wurde die Bevölkerung seines Landes, immer kleiner die Zahl seiner Streiter; da entschloß er sich zum Frieden um jeden Preis, denn auch der König von Frankreich hatte des Papstes Partei ergriffen und ein anderer Ausweg blieb nicht mehr übrig. Raymond VII. verlor im zu Stande gebrachten Frieden (1229) zwei Dritttheile seines Gebietes an Frankreich, gelobte dem Papste in allen Stücken zu gehorchen und mußte für seine Vossprechung vom Kirchenbanne eine ungeheure Summe bezahlen. Alle seine Bundesgenossen brachten, um sich zu retten, ähnliche Opfer und nahmen zugleich, wie Raymond selbst, die feierliche Verpflichtung auf sich, die Ausrottung aller Ketzerei in ihren Ländern durch die strengsten Maßregeln zu unterstützen.

Die Albigenser, jetzt von ihren früheren Beschützern und eigenen Heeren verlassen, ja selbst verfolgt, hatten nun blos die Wahl, ihrem Glauben zu entsagen oder zu fliehen. Rom richtete 1229 die Inquisi-

tion zu Toulouse ein, bald waren alle Kerker überfüllt und die Scheiterhaufen leuchteten dem Werke der Befehrung. Tausende kehrten in den Schooß der alleinseigmachenden Kirche zurück, Tausende aber auch flüchteten mit dem Verluste des Vermögens aus dem Vaterlande und trugen die Keime ihrer Ueberzeugung in fremde Länder. Die Kirche genoß die Früchte ihres Sieges, den sie mit so wenig Mäßigung gebrauchte, nur halb. Der Sectengeist wucherte unsichtbar fort und obwohl der Name der Albigenser seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Strome der Geschichte verschwindet, behielt ihre Lehre doch unter anderen Namen Geltung. So in Piemont, wohin sich viele Ketzer aus der Provence geflüchtet hatten, die als Waldenser im 13. und 14. Jahrhundert die unmittelbaren Vorläufer des Protestantismus wurden.

Wir mußten der Albigenser ausführlich gedenken, weil sie in dem Leben des h. Dominicus eine große Rolle spielen; denn eben diese Ketzer-Verfolgung brachte ihn auf den Gedanken, einen Orden zu stiften, welcher das Predigen des Evangeliums, die Befehrung der Ketzer, die Vertheidigung des Katholicismus und die Fortpflanzung desselben zum Endzwecke hätte. Er rekrutirte mehrere Glaubensstreiter und begab sich im Jahre 1215 nach Rom, um seinen neuen Orden bestätigen zu lassen. Allein Papst Innocenz III. wollte von einem neuen Orden nichts wissen und wies Dominicus mehrmals ab. Allein ein Gesicht, ähnlich demjenigen, das er hatte, als ihn der h. Franziscus im Jahre 1209 um die Bestätigung seines Ordens ersucht hatte, bewog ihn, auch mündlich die Stiftung zu billigen. Der Papst versprach ferner, den Orden durch eine Bulle zu bestätigen, wenn er nebst seinen Gefährten eine von der Kirche schon gebilligte Regel gewählt haben würde.

Dominicus ging nach Languedoc zurück, wo er seine Brüder in dem Frauenkloster zu Pronille, welches er errichtet hatte, versammelte. Hier kamen sie überein, die Regel des h. Augustinus anzunehmen. Dominicus reiste nun abermals nach Rom, und erhielt im Jahre 1216 vom Papste Honorius, da Innocenz III. inzwischen gestorben war, die Bestätigung seiner Stiftung unter dem Titel des Ordens der Prediger-mönche. Als er wieder nach Toulouse zurückkam, fand er sein Kloster vollendet, das durch die Freigebigkeit des Bischofs von Toulouse und des Grafen Simon von Montfort erbaut wurde.

Er führte daselbst sogleich die Klosterzucht ein und nahm die Gelübde seiner Religiosen an, deren Zahl sich während seiner Abwesenheit vermehrt hatte. Strenge Armuth, Gebrauch wollener statt leinener Kleider, beständiges Stillschweigen, gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen, strenges Fasten an allen Kirchensesten und vom 14. October bis Oestern waren die Hauptsatzungen der Congregation.

Die Befehrungsversuche der einzelnen Mitglieder derselben durch das ganze katholische Europa bewirkten bald eine allgemeine Verbreitung des Ordens; so entstanden z. B. die Klöster in Paris, hier, weil ihr erstes Kloster in der Jakobsstraße entstand, Jakobiner genannt, zu Metz, Venedig, Bologna und Rom, wo der Ordensgeneral residirte. Auf dem ersten 1220 zu Bologna versammelten Generalcapitel sah Dominicus bereits Abgeordnete aus 60 in 8 Provinzen getheilten Klöstern um sich versammelt. Auf dieser Versammlung wurde zu den früheren Artikeln noch das Gebot hinzugefügt, daß der Orden nie Grundeigenthum und fixe Einkünfte besitzen, sondern lediglich von Almosen leben, also ein Bettelorden sein sollte, sowie noch Folgendes bestimmt: Kein Dominikanerkloster sollte fortan einen Laien in den Orden aufnehmen, die Wahl des Ordensgenerals, wie der Provinzialen und Definitoren künftig nicht mehr dem Papste, sondern dem Orden zustehen, jährlich ein Generalcapitel abwechselnd zu Paris und Bologna abgehalten und in beiden Städten Lehrstühle für die Dominicaner errichtet werden. Nach geendigtem Capitel schickte er Religiosen nach Schottland, Irland und in die nordischen Länder bis nach Norwegen, dann in die Levante und nach Jerusalem.

Er ging darauf nach Mantua, Ferrara, Venedig, kehrte später nach Bologna zurück, wo er in einem Kloster, welches man damals zu St. Nicolaus in den Weinbergen nannte, im Jahre 1221 starb. Der Cardinal Ugolino, Legat des apostolischen Stuhles, verrichtete die Ceremonie seines Begräbnißes und machte ihn als Gregor IX. im Jahre 1234 zum Heiligen.

Nach dem Tode des h. Dominicus versammelten sich die Mönche seines Ordens im Jahre 1222 zu Paris und wählten den sel. Jordan von Sachsen zu seinem Nachfolger. Dieser führte eine sehr strenge Obervanz ein, welche jedoch im Generalcapitel des Jahres 1228 wieder gemildert wurde.

Die Ordenskleidung der Dominicaner besteht in weißem Rocte und Scapulier, woran das Häppchen befestigt ist und einem schwarzen Mantel mit spitzer Capuze. Die Tertiärer des Ordens, welche zur Zeit der Inquisition ihre Befehle executirten, bildeten seit 1234 den dritten Orden der Dominicaner unter dem Namen des Ordens der Buße des h. Dominicus, in welchem nur die weiblichen Ordensglieder klösterlich lebten.

Seit Papst Martin V. 1425 das Verbot des Besizes von Grundeigenthum aufgehoben, erhielt der Orden von allen Seiten Schenkungen und wurde bald einer der reichsten.

Die Dominicaner haben besonders durch die Inquisition eine trau

rige Berühmtheit erlangt. Das Inquisitionsgericht war eine Waffe, welche die Dominicaner nicht nur über den ganzen Clerus erhob, sondern sogar weltliche Fürsten, ja ganz Europa Jahrhunderte lang in Furcht setzte.

Im Jahre 1208 gründete Innocenz III. die Inquisition; 1209 begann Simon de Montfort die Niedermetzelung der Albigenser; im selben Jahre schärfte das Concil von Avignon allen Bischöfen ein, die weltliche Macht zur Ausrottung der Keger anzuhalten, und verpflichtete das vierte Lateranconcil (1215) alle Herrscher, die für gläubig zu gelten wünschten, einen öffentlichen Eid abzulegen, daß sie ernstlich und bis zur vollen Ausdehnung ihrer Gewalt sich bemühen würden, aus ihrem Reiche alle die auszurotten, welche von der Kirche als Keger gebrandmarkt würden. Und die Bulle Innocenz' III. bedrohte jeden widerwilligen Fürsten mit dem Kirchenbanne und Verlust seiner Herrschaft. Was dies Verhältniß sehr verschärfte, war der schwerwiegende Umstand, daß der Widerwille gegen Blutvergießen, der die Kirchenväter so ehrenhaft ausgezeichnet hatte, gänzlich verschwunden war, oder, wenn man ja eine Spur davon findet, es nur in der Spitzfindigkeit ist, mit der die Kirche die Ausführung ihrer Erlasse den weltlichen Richtern überwies, denen bei Bannesstrafe nicht gestattet war, die Hinrichtung länger als sechs Tage aufzuschieben. Das Urtheil eines h. Thomas von Aquin ist wohl für jene Zeiten charakteristisch. „Wenn Geldfälscher, sagt derselbe in seiner Summa (P. II. qu. XI. art. III.) oder andere Uebelthäter ohne Verzug durch die weltlichen Herrscher dem Tode übergeben werden, um wie viel mehr dürfen Häretiker nicht nur excommunicirt, sondern sogar mit Recht getödtet werden.“ Während vieler Jahrhunderte war beinahe ganz Europa mit Blut überschwenmt, das entweder auf directes Anstiften oder mit der vollsten Billigung der kirchlichen Autoritäten, oder unter dem Druck einer öffentlichen Meinung vergossen wurde, welche die katholische Geistlichkeit leitete und welche das genaue Maß ihres Einflusses war. Nach Errichtung des Dominicanerordens umfaßte der Flächenraum der Verfolgung fast die ganze Christenheit und schreckte dieser unduldsame Geist selbst vor der absurdesten Consequenz nicht zurück: Am 16. Februar 1568 verdamnte ein Urtheilsspruch des h. Officiums alle Einwohner der Niederlande, drei Millionen Menschen, Männer, Frauen und Kinder, als Keger zum Tode. Nur wenige namentlich aufgeführte Personen wurden von der allgemeinen Verdammiß ausgenommen. Ein zehn Tage später datirter fgl. Erlaß bestätigte dieses Decret der Inquisition und befahl seine sofortige Ausführung. Glücklicherweise ist solches rascher befohlen, als ausgeführt; es war ohnedies an Blut hochzeiten in den Niederlanden kein Mangel. An wahnsinnigem Zana-

tismus steht diesem Blutbefehle rühmlich zur Seite eine Behauptung des Repertorium Inquisitorium, daß, wenn einige Ketzer in einer Stadt sich befänden, die ganze Stadt deshalb füglich in Brand gesteckt werden könne.

Man sieht, das Amt eines Inquisitors war ein anstrengendes; aber es forderte von seinem Manne nicht bloß raslose Thätigkeit, sondern auch ein durch Fanatismus eisengestähltes Herz wider Blut und den Schmerz des zuckenden Opfers. Denn nicht eines raschen schmerzlosen Todes durften die Opfer sterben, geradezu sorgfältig ausgesucht wurden die qualvollsten Todesarten, die martervollsten Todesqualen, die im Foltern erfindungsreiche Gemüther nur erdenken konnten. Im mittelalterlichen Christenthum wurde von der Tortur in einer Ausdehnung Gebrauch gemacht, die wahrscheinlich ohne Gleichen in irgend einer früheren Periode war, und in Fällen, die der gerichtlichen Untersuchung der Geistlichkeit anheimfielen, wurde sie bei jeder Classe der bürgerlichen Gesellschaft angewandt. Das außerordentliche Raffinement der mittelalterlichen Torturen, die wunderbare Mannigfaltigkeit der Folterarten, die künstlerische Geschicklichkeit in Handhabung derselben geben auf's Evidenteste Zeugniß, daß die mittelalterlichen Inquisitoren alle Quellen des höchsten Scharffinnes über den Gegenstand aufgeboten und ihn mit leidenschaftlichem Eifer verfolgt hatten. Es ist bezeichnend für den Geist der Zeit, daß die Päpste Innocenz IV. und Clemens IV. in Bullen die Prüfungsart der Tortur ausdrücklich einschränkten: daß der sicilianische Inquisitor Paramo so weit geht die Inquisition mit dem frommen Samaritaner zu vergleichen, indem ja auch sie in die verwundeten Wunden den Wein von einer kräftigen Strenge, gemischt mit dem Oel der Gnade, gieße; daß man mit raffinirter Scheinheitigkeit erst zur Regel machte, es dürfe die Tortur nicht wiederholt werden, dann aber die Ausfucht erfaßt, man dürfe sie drei Tage hintereinander fortsetzen.

Doch selbst in solchen gesteigerten Folterqualen und vor dem lodernden Scheiterhaufen fand die Rache der Kirche wider ihre Abtrünnigen die Befriedigung nicht. Das Verbrechen des Ketzers galt zu jener Zeit, als so groß, daß (nach Paramo) etwas von seiner Unlauterkeit allen seinen Verwandten anhaftete, und diese mit Recht durch eine Confiscation des gesammten Eigenthums nicht bereuender Ketzer in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Kinder behielten nur in dem einzigen Falle ihr Erbtheil, wenn sie selbst ihre Eltern verrathen hatten. Es ist gewiß für jedes fühlende Herz tief erschütternd, wenn man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß auf diese Weise die Kinder der Ketzer ganz und gar entblößt zurückblieben, oder zu Schurken an ihren eigenen Eltern werden mußten. Noch erschütternder aber dürfte dieses schmerzen-

reiche Schauspiel sich darstellen, wenn man die folgende Reflexion auf sich einwirken läßt: Der Gedanke, was die Mutter, das Weib, die Schwester, die Tochter des Ketters durch die Lehre, es seien die Todesqualen dieser Opfer der alleinseligmachenden Kirche nur das Vorspiel der ewigen Qualen im Jenseits, gelitten haben muß, ist eben geradezu entsetzlich. Sie sah den Körper dessen, der ihr theurer als das Leben war, verrenkt und sich winden in zuckendem Schmerze, sie beobachtete, wie das langsame Feuer von Glied zu Glied schlich, bis es ihn mit einer Schmerzhülle umgeben hatte; und wenn schließlich der letzte Angstschrei verflungen und der gemarterte Leib ruhig war, sagte man ihr, daß all' dieses dem Gotte, dem sie diene, wohlgefällig, und daß dieses nur ein schwaches Abbild der Leiden sei, die der erste Inquisitor (so nennt Paramo gotteslästerlich den Urquell der Liebe) durch alle Ewigkeit über die Todten verhängen werde. Nichts wurde gespart, dieser Lehre Nachdruck zu geben; sie erscholl von jeder Kanzel, sie wurde über jeden Altar gemalt. Der spanische Ketter wurde zum Scheiterhaufen in einem Kleide geführt, das mit Darstellungen von Teufeln und fürchterlichen Folterqualen bedeckt war, um die Zuschauer bis zu allerletzt an die Verdammniß zu erinnern, die seiner wartete. Und damit ja kein Vergessen und keine Verjährung eintrete, wurden die Sanbenitos (die Gewänder, welche die zur Abschwörung Verurtheilten hatten tragen müssen) nach dem Tode der Träger oder ihrer Begnadigung mit ihrem Namen versehen, in den Kirchen wie Motivbilder aufgehängt, so daß der Enkel noch an jedem Sonntag die Schmach, welche seinen Großvater getroffen, vor Augen haben mußte. Zu diesem schmerzlichsten aller Mitgeföhle gesellte sich endlich das nicht minder erdrückende Gefühl der eigenen Verlassenheit; denn an den Nachkommen blieb ein Schandfleck haften, der im 15. und 16. Jahrhundert genügte, sie von aller Sympathie, von allem Wohlwollen und von aller Hoffnung auszuschließen. Den Söhnen und Töchtern eines solchen Opfers blieb als einziges Erbtheil öffentliche Schande, Ehrlosigkeit und Unfähigkeit zu Aemtern und Pfründen. Und diesen Schmerz der Zurückbleibenden durchkämpfte gewiß nicht minder der Märtyrer selbst in dem Gedanken, daß er seine Liebsten im Leben dem Hungertode oder einem prostituirten Leben zurücklasse. Um das Gemälde zu vollenden, braucht man nur hinzuzufügen, daß alles dies im Namen des Lehrers geschah, der gesagt hat: „Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr euch unter einander liebet.“

Die Inquisition war schon früh, schon im 13. Jahrhundert, im nördlichen Spanien eingeföhrt worden, und hatte damals, da Katharer und Waldenser sich auch hier ausgebreitet hatten, zahlreiche Opfer gefordert. Auch im 14. Jahrhundert gab es hier Inquisitoren des Do-

minicaner und des Minoritenordens in nicht geringer Zahl. Im Jahre 1233 verfasste der Erzbischof von Tarragona die gegen die Häretiker gerichtete Bulle Gregor' IX. an den Dominicanerprovinzial und Bischof von Lerida, in welcher Stadt sofort das erste Inquisitionstribunal etabliert wurde. Drei Jahre später fand die Inquisition Eingang in Castilien, bald darauf (1238) in Navarra und (1242) in der Diöcese Barcelona; 1254 beauftragte Innocenz IV. die Dominicaner von Lerida, Barcelona und Perpignan, den König von Arragonien mit Inquisitoren zu versehen. Während des 14. Jahrhunderts sah Spanien verschiedene Autodafés. Aber alle diese Anfänge halten keinen Vergleich aus, was Energie und Raffinement betrifft, mit jener Periode der spanischen Inquisition, welche Ferdinand und Isabella eingeleitet und in Scene gesetzt haben. Einerseits waren vor dieser Periode die erst kürzlich der muslimischen Herrschaft entrissenen südlichen Provinzen noch frei von derartigen Tribunalen, und andererseits hatte man häufig Inquisitoren nur nach vorübergehendem localen Bedürfnis ohne Permanenz und ohne die Form eines stehenden Gerichtshofes aufgestellt. Ja erst im Jahre 1420 hatte der Adel von Valencia den Bemühungen des Königs Alfons V., die Inquisition hier einzuführen, drei Monate lang energisch widerstanden.

Was in Spanien seit Ferdinand und Isabella der Inquisition jenen schauerhaften Character gab, bei dessen Schilderung jedes fühlende Menschenherz bis in's Innerste erbebt, hat seinen Grund darin, daß sich religiöser Fanatismus und Herrschsucht und Habgier zu einem wohl organisirten Raubzug verbanden. Die Situation war folgende: Ferdinand und Isabella, die gemeinschaftlichen Beherrscher Spaniens, waren in steter dringender Geldnoth, zu welcher ihre großen Entwürfe und weitaussehenden Kriege sicherlich das ihrige beitrugen. Hernando del Pulgar hat anschaulich geschildert, wie die Königin Schulden auf Schulden häufte und erst die Städte um gezwungene Anlehen, dann selbst einzelne Edelleute, Frauen, Jeden, der nur Etwas besaß, halb bittend, halb befehlend um Vorschuß anging. Ferdinand hatte seinerseits in Auflegung neuer Steuern, auch auf den Clerus, die äußerste Grenze erreicht. Der Krieg verschlang Alles. Noth aber macht erfinderisch; und auch Ferdinand und Isabella fanden endlich einen Ausweg. Sie benützten den fanatischen Haß der Spanier wider die getauften und ungetauften Juden und das römisch-katholische Institut der Inquisition zu ihren Zwecken, um hiebei „zur größeren Ehre Gottes“ ihren Säckel zu füllen.

Die Juden, schon zur Zeit der Maurenherrschaft und auch noch längere Zeit unter den christlichen Königen, bürgerlich frei und von gro-

hem Einfluß als Finanzmänner, Aerzte und Gelehrte, bildeten auf der Halbinsel ein festorganisirtes Gemeinwesen, einen Staat im Staate. Reich und industriell und wohlerfahren in allen Künsten des Wuchers und der Geldwirthschaft, wurden sie bis in's 14. Jahrhundert hinein von den Königen beschützt und begünstigt, von dem Volk aber grimmig gehaßt. Achthundert Jahre des Glaubenskampfes nämlich hatten einen fanatischen Zug in den Character der Nation gebracht und die Spanier mit grimmigem Haße gegen Juden und Moslims erfüllt; der Haß gegen fremden Glauben wurde ihnen identisch mit dem gegen fremde Nationalitäten. Neid und beleidigter Stolz gesellten sich noch dazu, um ihn möglichst zu steigern und zu vergiften. Endlich (1391) entlud sich dieser Haß in einem furchtbaren, fast gleichzeitig in allen Theilen Spaniens über die Juden verhängten Blutbade. Sie wurden zu Tausenden erschlagen, beraubt und ihre Synagogen in christliche Kirchen umgewandelt. Gegen 35.000 Juden retteten sich damals nur durch rasche Annahme der Taufe, und in Folge harter, peinigender Gesetze gegen das unglückliche Volk wuchs die Zahl solcher erzwungener Befehrungen in kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Höhe. Aber das Volk glaubte nicht an die Aufrichtigkeit dieser Befehrungen; es sah fort und fort nur versteckte Juden in diesen Neuchristen (Marranen genannt). Und neuerdings (1472) brach ein von Stadt zu Stadt sich fortwälzender blutiger Aufstand aus, in welchem es nun den Marranen wie früher den ungetauften Juden erging; Leichname der Erschlagenen lagen zu Tausenden in den Häusern und auf den Straßen. So hatten Stammeshäß, religiöser Argwohn, Neid und Habgier (die Neubefehrten gehörten nämlich größtentheils zu den Reichen) eine Stimmung erzeugt, welche der kluge Ferdinand im rechten Zeitpunkt zu benützen verstand; waren ja doch gerade die Christen jüdischer Abkunft als Hauptgläubiger auch für die Könige sehr unangenehm geworden, welche nach der ganzen Lage der Dinge völlig außer Stand sich befanden, die empfangenen Vorschüsse und Anlehen zurückzustatten, oder die wucherischen Zinsen davon zu entrichten.

Was konnte also dem Königspaare Ferdinand und Isabella erwünschter kommen, als gerade der Antrag des päpstlichen Nuntius, Niccolo Franco, Bischofs von Treviso, und des Dominicanerpriors Alphons de Djeda zu Sevilla, als zeitgemäß mit der Errichtung der Inquisition zunächst gegen die Neubefehrten vorzugehen, wenn sie sich dabei die von den Päpsten eingeführte Confiscation und das so einträgliche Proceßverfahren gegen Verstorbene als damit innig verbunden in's Gedächtniß riefen. Der Papst Sixtus IV. nämlich gestattete ohne Bedenken dem spanischen Herrscherpaare auf ihre Bitte (1479) die Aufstellung von zwei Inquisitoren in Sevilla. Wenn nun auch der Papst sich an-

fänglich nicht zu umfangreicheren Geständnissen herbeilassen wollte, wenn er sogar, als die ersten Inquisitoren mit unmenschlicher Grausamkeit ihr Amt verwalteten, erschreckt Maßregeln gegen derartige Ausschreitungen ergriff: so bereute er doch bald diesen Anlauf, den er zur Milderung der Verfolgung genommen, weil er fürchtete, mit den königlichen Interessen in Conflict zu kommen, und ernannte den ihm vom Königspaare vorgeschlagenen Dominicaner Torquemada zum Großinquisitor. Sieben Männer desselben Ordens hatte er schon früher auf den Vorschlag des Hofes als Glaubensrichter ernannt. Die Gründe, welche den Papst so willfährig gegen jedes Begehren Ferdinands machten, sind wahrlich nicht ideeller Natur gewesen. Es war dem Papst vor allem um die Beseitigung derjenigen königlichen Edicte zu thun, durch welche bisher die päpstliche durch Ernennungen und andere Anordnungen in Spanien geübte Vollgewalt beschränkt worden war; und Torquemada wurde namentlich dahin angewiesen, beim König auf Hebung der Hindernisse hinzuwirken, welche derselbe den vom Papste nach Spanien gesandten Geldeinsammlern und der für die päpstliche Kammer höchst einträglichen Cruzada bereitet hatte.

Torquemada und Ferdinand verstanden sich vollkommen und sie unterließen nichts, was nur immer dienlich sein konnte, um das Institut als Werkzeug der Fiscalität und des königlichen sowohl als des päpstlichen Absolutismus unwiderstehlich zu machen. Denn während Ferdinand sich und seine Zwecke bedachte und dieselben namentlich dadurch förderte, daß der königliche Fiscus (mit Abzug der Kosten der Inquisition und der Besoldung ihrer Mitglieder) alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Verurtheilten oder Entwichenen bis auf den Hausrath herab für sich allein in Anspruch nahm: sorgte Torquemada, daß auch die römische Curie nicht zu kurz kam. War bald erschlossen sich für die römische Curie auf jenen Gebieten, welche der königlichen Jagd nicht zugänglich waren, nicht minder reiche Goldquellen; und lang ersehnte Gerechtsame, Indulgenzen, zahllose Dispensationen, die Verleihung einer Menge von Kirchenpfünden und die große Anzahl der in Rom zu führenden Processen wurden sehr einträgliche Geschäfte. Ferdinand und Isabella ließen es geschehen, daß die vom Vortheil des römischen Fiscus erfundenen Mißbräuche, gegen welche andere Nationen und die großen Concilien des Jahrhunderts energisch gekämpft hatten, nunmehr auch in Spanien eingeführt wurden.

Der Großinquisitor Torquemada, durch seinen Eifer in massenhaften Hinrichtungen und Vermögensconfiscationen (man hat die Zahl von 8000 Hingerichteten zusammengezählt) alle bisherigen Leistungen weit überbietend, begann alsbald, von 250 Mann als Leibwache beglei-

tet, seine Rundreise in Spanien, um die neuen Gerichtshöfe nach der Anleitung des Directoriums von Cymericus, des (1376) zu Avignon verfaßten Gesetzbuches der Inquisition, zu organisiren; und binnen wenigen Jahren befanden sich solche Glaubenstribunale in allen größeren Städten Spaniens. Wohl erfolgte die Einführung nicht ohne Widerstand, wie sich in Valencia, Barcelona, Lerida, Ternel zeigte, aber vor der zusammenwirkenden päpstlichen und königlichen Macht mußte alles sich beugen; denn auch die auf Sixtus IV. folgenden Päpste empfanden keine Reue, sie gewährten im Gegentheil den Königen ihre mächtige Hilfe dabei. Innocenz VIII. befahl sogar — freilich wirkungslos — (1487) allen Monarchen, die aus Spanien Entflohenen in Haft zu nehmen; und Alexander VI. sagte dem Torquemada (1496) die schmeichelhaftesten Dinge über die „unermesslichen“ Arbeiten, denen er sich für das Geschäft des Glaubens unterzogen habe, und versicherte ihm, er sei ihm dafür mit inniger Liebe zugethan. Die fiscalische Natur des ganzen Instituts aber tritt in den Instructionen vom Jahre 1484, welche in 28 Artikeln allen Inquisitoren eingehändigt wurden, und in dem um 1492 entstandenen Repertorium Inquisitorum in grellster Weise zu Tage. Wer sich z. B. binnen einer gewissen Frist selbst anklagte, dem wurde zwar das Leben geschenkt, aber er ward zu Strafgeldern verurtheilt, welche „zum h. Krieg“ gegen Granada oder zu ähnlichen frommen Zwecken verwendet werden sollten. Alle dagegen, welche nach dem kurzen Gnadentermin mit Buße und Abschwörung entlassen wurden, unterlagen der Vermögensconfiscation. Reuige, welche nach dem Urtheil der Inquisition schwer sich vergangen hatten, wurden zu ewigem Kerker verurtheilt. Vermuthete aber der Inquisitor, daß eine Abschwörung nicht aus Bekehrung hervorgegangen, so sollte er den Unglücklichen verbrennen lassen.

Es ist gewiß interessant, wenigstens ein paar der Fälle kennen zu lernen, in denen ein Mensch der Inquisition angezeigt werden mußte. Wer am Samstag ein frisches Hemd oder einen besseren Rock angelegt, oder ein weißes Tuch auf seinen Tisch gedeckt, oder ein Feuer anzuzünden unterlassen hatte, war des heimlichen Judenthums dringend verdächtig, — auch Derjenige, welcher etwa vor dem Schlachten die Klinge seines Messers untersucht, oder sich mit Juden zu Tisch gesetzt oder gar mit ihnen gegessen hatte. Bei der so großen Zahl von Fällen, in denen man anzeigen mußte, um nicht selbst verdächtig zu werden und dann das Härteste über sich ergehen lassen zu müssen, wurden Furcht und gegenseitiger Argwohn die herrschenden Gefühle. Die nächsten Blutsverwandten schenkten sich kein Vertrauen mehr. Später kam es so weit, daß, wer auch nur Mitleid mit dem Opfer der Inquisition hatte, strafällig wurde.

Die wichtigste Eigenthümlichkeit der spanischen Inquisition war die monarchisch concentrirte Verfassung, die sie erhielt. Ein oberster Inquisitionsrath (genannt Consejo de la Suprema) wurde gebildet, dessen Präsident stets der Oberinquisitor war; diesem standen drei geistliche Beisitzer zur Seite, von denen zwei Doctoren der Rechte sein mußten, die das königliche Interesse bezüglich der Confiscationen zu wahren hatten. Im Uebrigen waren die Inquisitoren als Delegirte des Papstes in allen Sachen der geistlichen Gewalt nur diesem allein verantwortlich, so daß selbst der König nicht in ihr Verfahren eingreifen durfte. Der Großinquisitor allein, an Stelle des Papstes, ernannte die Inquisitoren, setzte sie ab und hielt sie und ihre Tribunale in vollständiger Abhängigkeit. Durch diese Organisation erhielt das Glaubenstribunal eine feste Einheit und Concentration, kraft deren sich sein Organismus über ganz Spanien gleichmäßig erstreckte und das Land mit einem unzerreißbaren, von Einer Hand gehaltenen und angezogenen Netze umstrickt hielt. Wie ein unersättlicher Vampyr lag das Institut über dem Lande. Wer wohlhabend war oder Feinde hatte, befand sich wahrlich in keiner beneidenswerthen Lage. War es doch so leicht, verabredetermaßen durch gleichlautende Aussagen einen Menschen in Untersuchung und auf die Folter zu bringen. Ueber die Menge falscher Zeugen finden sich häufig Klagen, aber nur selten Fälle einer Bestrafung. Da stets nur geheime Denunciation, nie regelmäßige Anklage stattfand, so war der Angeber sicher, daß sein Name nicht genannt, ein Beweis seiner Angabe ihm nicht auferlegt, überhaupt aus seinen Angaben ihm kein Nachtheil erwachsen werde, wenn er sich vor allzu handgreiflicher Verleumdung hütete. Sodann bildete der hohe Inquisitionsrath am Hofe des Königs eine Alles überwachende und in gewissen Fällen als Appellationsinstanz fungirende Behörde, welche zugleich Weisungen bezüglich einzelner Fragen und von Zeit zu Zeit allgemeinere Instructionen erließ. Endlich war der Einfluß der Könige auf die Inquisition ein ganz legaler, indem derselbe mittelst der beiden Organe, des Großinquisitors, den der König designirte, der Papst ernannte, der also stets ein Mann war, auf dessen Ergebntheit der Hof rechnen konnte, und des Hohen Rathes, regelmäßig geübt wurde — ein Einfluß, auf den die Könige um so eifersüchtiger waren, als das Glaubenstribunal zur Begründung und Befestigung des königlichen Absolutismus und Centralismus auf den Ruinen der alten ständischen Freiheiten unentbehrlich war.

Schon die Wirksamkeit der ersten Jahre reichte hin, um das Glaubensgericht zum Gegenstand des allgemeinen Schreckens zu machen. Es kam bald dahin, daß Jeder schon bei der Nennung des gefürchteten Namens zitterte, daß man selbst unter Vertrauten davon zu reden vermied.

Und man hatte guten Grund dazu. Schon der bloße Versuch eines Widerstrebens und eine einzige dem neuen Institute ungünstige Aeußerung genügte, um als der Häresie verdächtig eingezogen und einem Proceßverfahren unterworfen zu werden. Ferner wurde und konnte gar bald im Namen dieses Institutes jeglich Unerlaubtes ausgeführt werden, da der Inquisitor auch beim verderblichsten Mißbrauche seiner Gewalt fast nichts zu fürchten hatte. So diente beispielsweise unter dem Schirme des Großinquisitors Deza, Erzbischofs von Sevilla, dem Diego Rodriguez Lucero als Vorwand äußerster Grausamkeit wider die Christen israelitischer Abkunft die Behauptung, es beständen insgeheim Synagogen in Cordova, zu welchen der Satan in Gestalt eines Ziegenbockes die Leute durch die Lüfte aus allen Weltgegenden herbeiführe, darunter Canonici, Mönche, Nonnen, die, während sie hier beisammen saßen, zu Hause gespenstisch in ihrer gewöhnlichen Gestalt gesehen würden. Und der Folter war es ein Leichtes, Selbistgeständnisse von solchen Absurditäten zu erzwingen. Derselbe Lucero und seine Gehilfen ließen eigens Knaben und Mädchen gewisse jüdische Gebetsformeln und Ceremonien gewaltsam einlernen, damit sie dann vor Gericht aussagten, sie hätten sie bei den Personen, die man verderben wollte, gesehen und gehört. Die Grausamkeiten, die Lucero an eingekerkerten Frauen und Mädchen verübt hatte, waren — nach Pasuente — von der empörendsten Art. Und was geschah diesem Manne, als eine unparteiische Untersuchung ergab, daß alle seine Angaben erdichtet waren, daß die angeblichen Synagogen gar nicht existirt hatten? Es wurde verfügt, daß die gefällten Urtheile ganz ausgestrichen werden sollten, zugleich aber auch erklärt, die Proceße seien richtig formirt gewesen, Lucero sei ein guter Richter und die Hingerichteten seien ganz ordnungsmäßig verbrannt worden, da in allen Punkten die Methode und Proceß des Inquisitionstribunals eingehalten worden wären.

Die Art der Proceßur war natürlich dem Institut selbst vollkommen entsprechend. Den Eingezogenen wurden, gemäß der längst bestehenden päpstlichen Verordnung, die Zeugen nicht genannt; ja selbst von den Aussagen erfuhren sie nur das, was nicht zum Errathen der Zeugen führen konnte. Von dem Moment der Verhaftung an durfte Niemand den Gefangenen mehr sehen außer den Inquisitoren und dem von ihnen erwählten Beichtvater, und Niemand wagte auch nur ein Wort für ihn zu sagen. Gab man dem Gefangenen einen Advocaten, so mußte dieser erst schwören, daß er alles aufbieten wolle, ihn zur Selbstanklage zu bewegen, und daß, sobald er selber ihn für schuldig halte, er ihn preisgeben werde, so daß die Instructionen ganz richtig sagten: im Grunde sei es eine bloß nominelle Frage, ob man dem Gefangenen einen Ver-

theidiger zu gestatten habe, oder nicht. Sagte der in's Verhör Genommene nicht aus, was der Inquisitor von ihm erwartete, so wurde zur Folter geschritten. Widerrief der peinlich Befragte seine durch Furcht oder durch die Folter ihm abgezwungene Aussage, so wurde er, wie der Bischof Simancas von Vadajoz (um 1500) als Regel aufstellte, als Unbußfertiger verbrannt. Hatte man auch durch wiederholte Folter kein Geständniß zu erpressen vermocht, so wurde der Angeschuldigte, mitunter auch bloß auf die Zeugenansagen hin, verurtheilt. Das Ende der Proceßur war meistens Tod auf dem Scheiterhaufen oder ewiger Kerker, von welcher letzterer Strafe Lucio Marineo meint, sie sei ein Beweis dafür, daß „die Kirche die Mutter der Barmherzigkeit und Quelle der caritas sei, welche Vielen, die es nicht verdienten, das Leben schenke.“ Zu dieser caritas zählt wohl auch die heuchlerische Vorgabe einer Fürbitte für die, welche man den weltlichen Beamten zur Hinrichtung übergab, nachdem man doch vorher diesen Beamten den Eid abgenommen hatte, das Urtheil der Inquisition sofort zu vollziehen.

Das waren die Zustände, aus denen heraus die Menschen der damaligen Zeit im Großen und Ganzen nach ihren Sitten, nach ihrem Glauben, kurz nach ihrem gesammten Sein und Leben beurtheilt werden müssen. Namentlich mußten diese verschrobenen, dem wahren apostolischen Christenthum Hohn sprechenden Zeitideen bezüglich der Strafbarkeit des Irrthums und bezüglich des Rechtes, das Richteramt hierüber zu üben und das Maß und die Strafe dem Gottesgericht selbst vorgreifend festzusetzen, auf diejenigen bestimmend einwirken, welchen die Aufgabe zufallen war, zur Verwirklichung dieser Ideen mit allen Kräften beizutragen. Und die Schilderung, welche W. E. Hartpole Cock in seiner „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa“ gibt, ist ebenso wahr als ergreifend. „Während alle religiösen Gemüther jedes Landes und jeder Ansicht — sagt derselbe — in seinem Stifter das höchste begreifliche Ideal und die Verwirklichung des Mitleidens und der Lauterkeit erkannt haben, ist es eine nicht weniger unbestreitbare Wahrheit, daß die christliche Priesterchaft Jahrhunderte lang mindestens gegen die, welche von ihren Ansichten abwichen, eine Politik verfolgte, die einen Stumpfsinn und einen Mangel des menschlichen Mitgefühls in sich schloß, welche selten ihres Gleichen hatten und vielleicht niemals übertroffen worden sind. Von Julian, der bemerkte, daß keine wilden Thiere so grausam seien, wie böse Theologen, bis Montesquieu, der die Unmenschlichkeit der Mönche als ein psychologisches Phänomen erörterte, ist die Thatsache fortwährend anerkannt worden. Die Mönche, die Inquisitoren und die mittelalterliche Geistlichkeit im Allgemeinen zeigen einen besonders scharf ausgeprägten Typus, der in vielen Be-



ziehungen höchst edel, aber fortwährend gebrandmarkt ist durch eine völlige Abwesenheit des reinen, natürlichen Gefühls. In Eifer, in Muth, in Ausdauer und Selbstaufopferung ragen sie weit über die Durchschnittsmaße der Menschheit, aber sie waren stets ebenso bereit, Leiden zu bereiten, wie zu erdulden. Es waren dies die Menschen, die ihre Tedeums über die Niedermetzlung der Albigenser oder über die Bartholomäusnacht sangen, die die Kreuzzüge und die Religionskriege anfauchten und anstachelten, die sich über das Blutbad freuten, und jeden Nerv zur Verlängerung des Kampfes spannten, wenn der Eifer der Krieger zu ermatten anfing, über die Schlassheit des Glaubens trauerten und die von ihnen verursachten Leiden mit einer Genugthuung betrachteten, die ebenso gefühllos wie uneigennützig war. Es waren dies die Menschen, die die Anstifter und zugleich die Werkzeuge jener schrecklichen, weit verbreiteten Verfolgung waren, welche beinahe jede Provinz Europas mit Juden- und Ketzerblut befleckte und eine überlegte Barbarei aufweist, die in der Geschichte der Menschheit nicht ihres Gleichen hat."

In Spanien allein besaß der Orden unter einem Generalinquisitor 15 Provinzialinquisitoren und 20.000 Familiaren des heiligen Officiums. Florento berichtet, daß allein in diesem Lande von 1481—1808 von den Dominicanern 341,021 Individuen bestraft, davon 31,912 wirklich, 17,659 im Bildniß verbrannt, 291,456 mit strengen Bußstrafen belegt worden seien. Doch ist auch anzuerkennen, daß sie durch ihre schon im 13. Jahrhundert bis in den Orient verbreiteten Missionen, durch ihre Bildung und Gelehrsamkeit, die ihnen Lehrfreiheit an den Universitäten und selbst Eingang an den Höfen der Fürsten errang und durch ihre hieraus hervorgehende Wirksamkeit für Wissenschaft und Kunst vielfach Segen gestiftet haben. Wir nennen aus der großen Zahl namhafter Männer, die den Dominicanern angehörten, nur Thomas von Aquino, Meister Eckard, Johann Tauber, Savonarola u. In seiner glänzendsten Periode zählte der Orden über 150,000 Mitglieder in 45 Provinzen, darunter 11 außer Europa und in 12 Congregationen unter eigenen Generalvicaren.

Nicht immer hat sich der Orden auf der gleichen Höhe strenger Sitte und Zucht erhalten, daher zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Provinzen Verbesserungsversuche gemacht wurden. Durch die Reformation blühte der Orden 400 Klöster ein. Die französische Revolution raubte ihm alle Klöster in Frankreich und Belgien, die meisten in Deutschland.

Wir müssen noch des vom h. Dominicus gegründeten weiblichen Ordens, der Dominicanerinnen gedenken, welche sich auch in Oesterreich, z. B. in Meran (Tirol) finden. Ueber die Entstehung dieses Ordens berichten geistliche Schriftsteller Folgendes: Als der h. Dominicus zur Zeit, da er an der Befehrung der Albigenser arbeitete, die Wahrnehmung machte, daß einige Edelleute von Guienne ihre Töchter nicht erhalten konnten oder sie den Ketern zur Erziehung gaben, da faßte er den Entschluß, ein Kloster zu stiften. Durch Unterstützung des Erzbischofs von Narbonne und des Bischofs von Toulouse, wie auch anderer Wohlthäter wurde es möglich, in Prouille, zwischen Carcassone und Toulouse, im Jahre 1206 ein Haus zu erbauen. Im folgenden Jahre gab der Erzbischof von Narbonne diesem Kloster die Kirche zu St. Martin in Limoux nebst allen Gefällen und Zehnten, welche dazu gehörten.

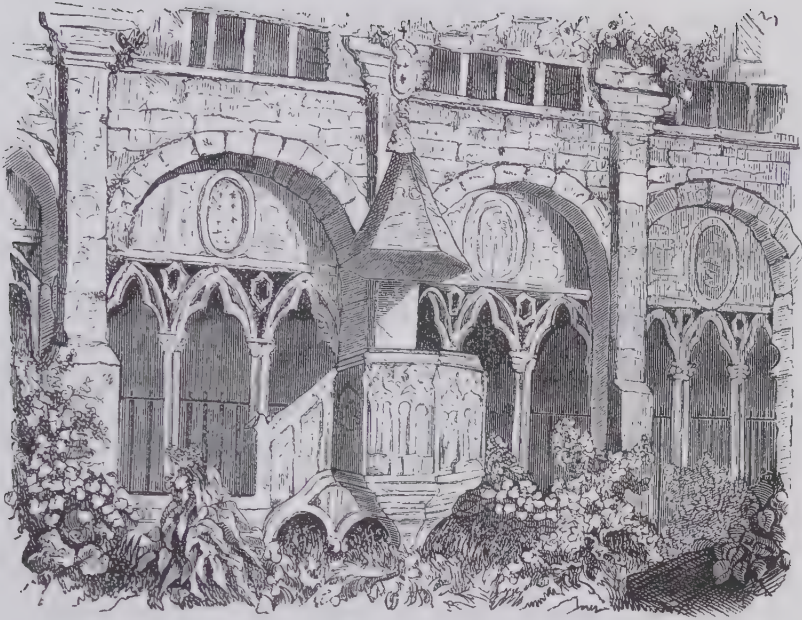
Anfänglich fanden sich elf Fräulein, darunter neun Albigenserinnen, welche das Kleid aus den Händen des h. Dominicus empfingen. Zur Vermeidung jedes Müßigganges mußten sie zu gewissen Stunden des Tages arbeiten, vornehmlich Wolle und Flachs spinnen, um ihre Kleider und die Leinwand daraus zu machen, die sie nöthig hatten. Er schrieb ihnen auch die Ordensregeln vor. Die Nonnen mehrten sich so stark, daß niemals weniger als hundert Klosterfrauen in diesem Kloster wohnten, wo man nur Adelige aufnahm. Die Superiorin wurde jetzt vom Könige ernannt.

Der h. Dominicus hat nur dieses eine Frauenkloster gestiftet; er bekam jedoch vom Papst Honorius III. den Befehl, die in Rom zerstreut lebenden Ordensfrauen zu sammeln, was anfangs großen Widerstand fand, indem mehrere Nonnen ihr Leben, das sie bis jetzt geführt hatten, nicht aufgeben wollten. Allein sie fügten sich doch diesem Befehle, nahmen die strenge Observanz an und führten kein ärgerliches Leben mehr.

Da übrigens dieses Kloster zu St. Sixtus eine ungesunde Lage hatte, so wurden die Nonnen auf den Berg Magnanopoli versetzt, welcher ein Stück von dem Quirinal ausmacht.

Die Religiosinnen dieses Ordens, sowohl des zweiten als dritten gehen weiß gekleidet; was den Rock und das Scapulier anbelangt, der Mantel aber ist schwarz. Die Klosterfrauen des zweiten Ordens sollen nach ihren Satzungen kein Fleisch essen, als bei ihren Krankheiten. Außer den vorgeschriebenen Fasten müssen sie alle Freitage, von Ostern bis auf das Fest der Kreuzerhöhung und alle Tage von diesem Feste bis auf Ostern fasten. Sie dürfen nur Zwilchhemden tragen und nur auf Strohsäcken schlafen. Es gibt aber viele Klöster, in welchen man keine so strenge Observanz eingeführt hat. Außer dem großen Amte müssen sie auch noch das kleine Amt der h. Jungfrau in dem Chöre versagen.





XII.

Die Karthäuser.



Es war im Jahre 1084, in einem der letzten Novembertage. Es ist sechs Uhr des Abends. Die Sonne ging soeben dort hinter diesem finsternen Tannenwalde, das schwarze Haar des vom Schnee weißen Gebirges, in ihrem Purpur unter, und an dem mit Sternen bestreuten Himmel steigt am Horizont der Mond groß und roth empor.

Mit Anstrengung klettern sechs Männer einen krummen und steilen Fußpfad hinan, der plötzlich in einer Höhe von mehr als siebenhundert Toisen über dem Meere auf einer dünnen Platte endigt, welche stellenweise mit kahlen und kränkenden Buchen, mit verkrüppelten und schattenlosen Eichen bewachsen ist, und auf der sich große Felsen, deren Wände mit Moos bedeckt sind, in seltsamen Formen erheben.

Diese sechs Männer scheinen von Müdigkeit erdrückt; sie sind elendiglich bekleidet; auf ihrem Rücken hängt ein Zwerchsaß, den ein Strick an ihrem Hals festhält; ihre rechte Schulter ist durch das Gewicht einer Schaufel, einer Hacke und eines Beils gedrückt, und bei ihrem mühsamen Aufsteigen stützen sie sich auf einen langen Stab mit eiserner Spitze. Alle sind an jener Grenze der Jahre angekommen, wo der Sommer endet und der Herbst des Lebens beginnt. Derjenige, der ihnen zum Führer dient und ihr Oberhaupt zu sein scheint, steht sogar schon mit einem Fuße da, wo der Winter des Alters beginnt. Seine Stirne ist ganz von Haaren entblößt, einige Silberlocken fallen auf den Kragen seiner braunen, wollenen Tunika herab, sein Gesicht, voll von jener Traurigkeit, die auf den Himmel hofft, ohne zu verzweifeln, faßt ein dichter, graulicher Bart ein.

Plötzlich bleibt der Greis stehen; er ist auf der Platte. Er wirft seine Last zur Erde, und sich umwendend sagt er:

— Es ist hier, meine Brüder!

Hierauf kniet er nieder, und seine gefalteten Hände erheben sich gegen das strahlende Firmament.

Seine fünf Begleiter knieen um ihn herum, und ihre Herzen ergießen sich in ein und denselben Schwung der Anbetung. Ihr Gebet ist beendet; sie setzen sich auf den Schnee nieder, nehmen aus ihrem Zwerchsaß ein Stück schwarzes Brot nebst einer Würbistlaiche, die sie an den Mund bringen, um ihrem durch die rauhe Kälte erstarrten Blut einige Wärme zu geben, und bald darauf trennen sie sich.

Ein jeder sucht in den Spalten der sie umgebenden Felsen ein Lager für die Nacht zu finden, denn der Wind beginnt zu heulen und der Schnee zu wirbeln.

Diese sechs Männer waren am Morgen von Grenoble abgereist, wo sie der Bischof, der heilige Hugo, empfangen hatte. Sie waren durch Boreppe und das Dorf St. Laurent du Pont gegangen, und durch den Weiler von Jourvoirie, der herrlich gelegen, in eine abschütlende Wüste gedrungen. Der furchtbare und schreckliche Engpaß des Waldstromes von Guiers-Mort, ein schenstlicher Miß zwischen schwarzen, steilen Felsen, hatte sie bis an einen Abgrund geführt, über den sie auf einer Brücke gegangen waren, die ein Baumstamm bildete; auf einem schlüpfrigen und steilen Pfade, der sich längs schrecklichen Abgründen hinzog, waren sie bis zu dem Felsen Grand-Som geklettert, eine ungeheuerere steinerne Nadel, deren Fuß sich in dem Waldstrom badet, und dessen Spitze mit Tannen geschmückt ist; sodann immer weiter und weiter steigend, waren sie endlich auf der Platte angelangt, wo sie still standen.

Die Wüste, in der sie sich befanden, nannte man die Karthause, der Greis, der sie dahin geführt hatte, hieß Bruno.

Der Greis war gegen das Jahr 1028 in einer wohlhabenden Familie zu Cöln geboren. Auf der Collegiatschule des heiligen Cunibert unter den Augen seiner Eltern erzogen, hatte er sodann auf der sehr berühmten Schule zu Rheims studirt, und daselbst in wenig Jahren einen großen Ruf des Wissens und der Frömmigkeit erlangt, noch jung hatte man ihn in dieser Stadt mit einer der ersten geistlichen Würden bekleidet. Im Jahre 1077 hatte er sich muthig zum Ankläger des Mannasses, ein simonischer Usurpator der Belagerung dieser Stadt und der Unterdrücker aller derer, die zu ihrem Sprengel gehörten, gemacht, und dessen Verurtheilung bei dem Kirchsprengel von Autin, vor welchen er geladen worden war, erlangt. Hierauf, und in dem Augenblick, wo er auf alle Würden Anspruch machen konnte, bekam er auf einmal einen großen Ekel vor der Welt, und hatte deshalb mit zwei Freunden zu Caisse Fontaine bei Langres einen zurückgezogenen Aufenthalt gesucht, um daselbst sein Dasein mit Uebungen eines klösterlichen Lebens zuzubringen; in seinem Verlangen, eine noch größere Einsamkeit zu finden, hatte er etwas später in Gesellschaft von fünf Schülern den Weg in die Wüste, von der wir ihn soeben Besitz nehmen sahen, eingeschlagen.

Am andern Tage nach ihrer Ankunft machten sich Bruno und seine Gefährten an's Werk. In Zeit von einem Monat erhoben sich sechs gröblich gebaute Hütten um ein Bethaus herum, das lange die einzige Kirche dieser entstehenden Gemeinde war.

Glücklich inmitten all dieser Entbehrungen seines Einsiedlerlebens, begehrte Bruno weiter nichts von Gott, als in seiner Einsamkeit zu sterben, als er von einem seiner ehemaligen Zöglinge, Odon, der unter dem Namen Urban II. auf den päpstlichen Thron gelangt war, den Befehl erhielt, sich nach Rom zu begeben. Sein Schmerz war sehr groß, da er sich von seinen Brüdern trennen mußte, die er nicht wieder sehen sollte. Nachdem er sich einige Monate in der Stadt des heiligen Petrus aufgehalten hatte, wo der Papst vergeblich versuchte, ihn durch das Anbieten der höchsten kirchlichen Würden zurückzubehalten, ging er nach Calabrien, um daselbst ein Kloster zu gründen, das unter Anrufung des heiligen Stephan den Namen de Torre erhielt. Kaum war dieses Kloster entstanden, als es vom Grafen Roger von Calabrien und Sicilien aus Dankbarkeit der Dienste, die ihm dessen Stifter erwiesen hatte, herrlich dotirt wurde.

Der heil. Bruno starb daselbst in größter Frömmigkeit im Jahre 1101, 73 Jahre alt.

Unterdessen hatten verschiedene Schenkungen allmählig die Besizun-

gen der frommen Einsiedler der Karthause vergrößert, deren Zahl sich im Verhältniß der Vergrößerung und der Hilfsmittel der Gemeinde vermehrt hatte, und im Jahre 1296 mußten sich diese umsehen, um eine wohllichere Stelle zu finden, und sie erbauten weitläufige Gebäude daselbst.

Achtmal verzehrte das Feuer dieses Kloster, im Jahr 1320, 1371, 1474, 1510, 1562, 1582, 1611 und 1676. Während den Religionskriegen wurde es von den Hugenotten geplündert. Im Jahr 1792 zerstört, bereicherte es Grenoble und die benachbarten Städte mit dem, was man ihm raubte. Das Jahr 1816 öffnete es wieder für einige seiner alten Mönche, welche die revolutionäre Wuth daraus verjagt hatte; mehrere Neophiten folgten ihnen dahin, aber ihrer Reichthümer, ihrer Wichtigkeit, ihres Glanzes beraubt, war die große Karthause nur noch ein Schatten von dem, was sie in den Tagen ihres Glücks, des religiösen Eifers, des heißen Glaubens, so entfernt von unserer Zeit des Zweifels und der Gleichgiltigkeit gewesen.

Auf der Stelle, wo die Hütten der Gefährten des heiligen Bruno gestanden hatten, ließ einer der Generale des Ordens, Franz von Marénu, im Jahre 1440 eine Capelle erbauen, die den Namen: Capelle der heiligen Maria a Casalibus erhielt. Sie liegt eine halbe Stunde von dem Kloster entfernt, mitten in einem Tannenwalde.

Ein wenig weiter dient ein Felsen zur Stütze der Capelle des heiligen Bruno. Auf diesem Felsen hatte man 1084 das Bethaus, das desselben Namen führte, errichtet, von dem jetzt nur noch der Altar übrig ist. Jacques von Merly, Bischof von Toulon, legte 1640 den ersten Stein zu dieser Capelle.

Die Klosterwelt ist reich an Wundern. Es gibt wenig Klöster, die nicht ihre wunderbaren Legenden hätten; auch die große Karthause hat die ihrigen. Die Zeit, wo sie Geräusch in der Welt der Gläubigen machte, ist noch nicht so gar fern. Im achtzehnten Jahrhundert trug sich die Sache zu, die wir auf Treue und Glauben eines Chronikenschreibers jener Zeit berichten.

Ludwig XIII., dessen Schwäche sich so gut mit der vernünftigen Maxime des constitutionellen Systems „der König herrscht, aber er regiert nicht“ verträgt, hatte nur noch einige Jahre unter der harten Vormundschaft der rothen Eminenz zu thronen. Ein junger Edelmann ging auf Reisen, es war einer jener lustigen Gefährten, für die es keinen andern Gott als das Vergnügen, keine andere Moral als die Epikure gibt. Zu allen seinen Neigungen, allen seinen Thorheiten mischte sich sogar eine sehr große Dosis von Gottlosigkeit. Das katholische Fieber der Ligne hatte, wie alle Fieber, seine Rückwirkung gehabt. Er war



ein schlagendes Beispiel davon. Wir wollen nicht behaupten, daß er nicht an Gott glaubte, aber ganz gewiß rangirte er den Teufel und seine schwarzen Gehilfen unter die Classe der Ungeheuer, welche die Tage der Unwissenheit, des Wahnsinns und der Furcht erzeugt hatten. Er kommt zu Grenoble an. In dem Wirthshaus, wo er absteigt, hört er nur von der großen Karthause reden. Er wird nicht abreisen, ohne sie besucht zu haben. Welche Witzpfeile bereitet er sich nicht vor, um sie gegen die christliche Strenge der guten Mönche abjudrücken! Man führt ihn in einen der drei großen Säle, welche den Fremden vorbehalten sind. Er verlangt ein Abendessen, und ein Diener bringt ihm Brot, Gemüse, Butter, Milch, Eier, Käse und Fische, nebst einer Flasche Wein, eine magere Kost für einen solchen Gutschmecker! Fast verflucht er seine Neugierde. Als sein Mahl geendigt, führt man ihn in eine Zelle. Die Glocke, welche die Mönche in die Kirche ruft, schlägt, bevor ihm der Schlummer die Augen geschlossen hat. Schnell kleidet er sich wieder an und begibt sich in die Kirche. Guter Gott! welche einschläfernde Wirkung haben nicht die Psalmen und die heiligen Gefänge auf ihn, dessen Ohren sie betäuben! Er hatte sich vorgenommen, recht herzlich unter seinem Schnauzbart zu lachen, er kann aber nur gähnen. Er geht wieder in seine Zelle zurück, setzt sich auf ein Tabouret, lehnt sich an die Wand an und schläft ein. Bald zeigt sich eine Vision in seinem Schlaf. Jetzt stand in seiner linnenen Tunika, weißer als der gefallene Schnee, mit ausgebreiteten goldnen Flügeln ein kleiner Engel vor ihm, der ihm einen Rosenkranz darreicht, während zu seinen Füßen ein Amor mit umgestürzter Fackel weint. Erstaunt tastet er um sich, sich zu überzeugen, ob er auch wohl wach ist, und statt des seidenen Gewebes seines orangenfarbigen, mit Puffen versehenen Wamses und seiner scharlachrothen Hosen bildet er sich ein, daß seine Finger nur noch die grobe und rauhe Wolle eines Mönchskleides fühlen. Er wird unruhig und schlägt die Augen nieder. Was erblickt er nun auf seinen Knien? Ein Gebetbuch, das zwei Hände an der Stelle offen halten, wo die Bußpsalmen stehen. Seine Einbildungskraft erhitze sich, er zweifelt nicht mehr daran, daß Gott, der Mitleid mit ihm hat, ein Wunder zu seinen Gunsten that, er kreuzigt sich und fällt auf die Knie nieder.

Am andern Morgen nach seinem Traum wird er ein Mönch.

Man sprach sehr lange von seiner Bekehrung und seiner Buße. Viele junge Edelleute, die ehemaligen Gefährten seiner Vergnügungen bewundern ihn; aber die Chronik sagt nicht, daß einer unter ihnen in Versuchung kam, ihm nachzuahmen.

Kaum hatte die Seele des frommen Gründers der großen Karthause ihren Flug gegen Gott genommen, kaum hatte man in der Kirche

seines Klosters zu Torre seine sterbliche Hülle mit großem Pomp unter die Platten des Altars des heiligen Stephan versenkt, als sich auch alle Bande der durch ihn mit so großer Mühe in diesem heiligen Aufenthaltsorte eingeführten Zucht lösten, und die Wölfe von allen Seiten in diesen seines Hirten beraubten Schafstall eindrangten. Bald ließen die Mönche von Torre mit einem so einstimmigen Willen die Zügel ihrer Leidenschaft schießen, und spornten sie mit solchem Einverständniß und solcher Wuth an, um ihnen ein weites Feld zu öffnen und vollkommene Befriedigung zu gewähren, daß, aufgebracht und durch so viele Excesse scandalisirt, nach vielen Ermahnungen der Bischof von Squilace versuchte, seine Gewalt anzuwenden, um ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun; aber seine Stimme wurde zuerst verkannt, und unter seinem zum Schlagen aufgehobenen Hirtenstab erhoben alle unverschämt das Haupt, mit dem Backen auf dem Munde und der Gotteslästerung auf der Zunge.

Indessen gelangten die Klagen des Bischofs von Squilace an den römischen Hof. Der Papst befahl sogleich die Schließung dieses Klosters und die Zerstreuung seiner Mönche, die sich glücklich schätzten, den Blitzen der Excommunication zu entgehen. Seine Thore öffneten sich bald nachher, um die Mönche vom Orden der Cisterzienser aufzunehmen, denen es der heilige Stuhl gegeben hatte; doch besaßen es diese nicht lange und sie wurden durch Mönche von Fleury ersetzt, die sich bis zum Jahre 1513 in demselben erhielten. In diesem Jahre wurden die Karthäuser wieder in ihre Besitzung eingesetzt, um nicht wieder daraus vertrieben zu werden, und die Zukunft verwischte den Schmutz der Vergangenheit.

Die Fortschritte des Karthäuserordens waren sehr langsam. Dreißig Jahre nach der Gründung der großen Karthause bestanden nur erst drei neue, sehr unbedeutende Häuser dieses Ordens, dem doch eine große Berühmtheit verheißen war. Was soll man von den Klöstern Portes, St. Sulpicium und Meriac anders sagen, als daß es die drei ersten Häuser waren, welche sich unter die Regel des heiligen Bruno begaben.

Vom Generalat Guignes I., der 1226 erwählt wurde, datirt sich für den Orden des heiligen Bruno der Zeitpunkt seiner Vergrößerung, seines glücklichen Fortschreitens und seiner Organisation. Unter seiner Verwaltung fing dieser starke Stamm, der eines Tages hundert und siebenundsechzig Sprößlinge in Europa zählen sollte, an, sich auszubreiten und seine Wurzeln in dem christlichen Boden mehr auszudehnen. Der heilige Bruno hatte keine geschriebene Regel für die Aufführung seiner Mönche hinterlassen. Ein Mann von einem energischen Character, von einem eifrigen Glauben und einer großen Heiligkeit, unternahm es Guignes I., indem er sich halb auf die Sagen, halb auf die eigenen

Inspirationen fügte, die Statuten abzufassen, welche die Charte aller Häuser wurde, die unter seiner Autorität standen; diese Statuten erschienen unter dem Titel: „Gebräuche der großen Karthause.“

Dieser Gebrauch gab jedem Karthäuser als geistlichen und weltlichen Director einen Prior, den die Gemeinde erwählte.

Er ermächtigte jede Karthause, so viel Mönche und Laienbrüder oder Oblaten*) aufzunehmen, als sie ernähren konnte.

Er gestattete ihr eine Anzahl Subalternen, ihrem Bedürfniß gemäß, die zur Hälfte Mönche, zur Hälfte Laien waren, und die mit dem Namen der Redditi bezeichnet wurden. Diese in die Gemeinschaft des Klosters Aufgenommenen wurden bei dem Ackerbau des Klosters verwendet. Einer unter ihnen durfte ein Geistlicher sein und zum Decanat berufen werden, wollte er aber die Priesterweihe haben, so mußte er in einen andern Orden übertreten.

Nach diesem Gebrauche mußte jedes Kloster unter seinen Mitgliedern einen Bruder Bäcker, einen Bruder Schuhmacher, einen Bruder Koch oder Oekonom, einen Schäfermeister und einen Inspector des Ackerbaues wählen.

Jedes Kloster sollte auch aus zwei Abtheilungen bestehen, die eine oben, welche den Mönchen unter der Direction des Priors angehörte, die andere unten, für die Laien und Redditi unter der Aufsicht des Pater Procurator.

Jeden Capiteltag oder feierlichen Festtag war es den Mönchen erlaubt, mit dem Koch zu sprechen, sich sogar privatim mit den geistlichen Gästen zu unterhalten, die zum Besuch gekommen waren, auch sich gegenseitig zu besuchen, miteinander zu arbeiten und sich bei der Arbeit zu unterhalten, wenn kein zu dem Kloster Gehöriger dabei war. Die ausgezeichnete, aber wenig begehrte Günst, sich dreimal in der Woche, sowie an den acht Festtagen des Jahres mit Brot, Wasser und Salz zu begnügen, war ihnen ebenfalls bewilligt. —

Sie durften nur dreimal des Tages ihre Zelle verlassen, um zur Frühmette, zur großen Messe und zur Vesper zu gehen. Sie mußten für sich essen, wo man ihnen die Nahrung durch ein kleines Thürchen reichte, und waren verbunden, dem Koch das niederzugeben, was sie den Tag vorher nicht gegessen hatten, Brot und Wein ausgenommen, von denen sie bis zum Sonnabend freien Gebrauch machen durften. Sie hatten nur an den Capiteltagen und wenn einer ihrer Brüder starb,

*) Invalidenbrüder zur Versorgung in einem Kloster; dem Klosterleben gewidmete Personen.

das Recht, gemeinschaftlich im Speisesaal zu essen, damit sie sich zusammen über dessen Verlust trösten konnten.

Der Eintritt in ihr Kloster, in ihre Kirche und selbst in ihren Hof war unter sehr strengen Strafen den Frauen untersagt.

Im Jahre 1418 wurde der Prior zu Paris zu einer sehr langen Buße verurtheilt, weil er die Thore seines Hauses der Königin von Frankreich nicht verschlossen hatte. In der Folge wich man zu Gunsten der Königinnen und der Prinzessinnen von Geblüt von dieser Vorschrift ab.

Das Noviziat derer, die auf die Mönchswürde Anspruch machten, war auf ein Jahr bestimmt. Zuerst mit großer Sanftmuth behandelt, waren sie stufenweis einer strengen Zucht unterworfen, und wenn sie deren Härte nicht ertragen konnten, waren sie genöthigt, in einen weniger strengen Orden zu treten.

Die Kleidung der Mönche und Laienbrüder war folgendermaßen geregelt:

Die Mönche hatten einen Rock von weißem Tuch, der mit einem Gürtel von weißem Leder oder von Hanf, mit einem kleinen Scapulier, an dem eine Capuze, gleichfalls von weißem Tuch, herabhing, zusammengebunden war. Im Chor trugen sie ein Schulterkleid, das bis zur Erde herabfiel. Wenn sie ausgingen, bedeckten sie sich mit einem schwarzen Chormantel und einer Capuze von derselben Farbe, die mit einem nach vorne runden und nach hinten spitzigen Bischofsmäntelchen verbunden war. Der Gebrauch des Leinenzeuges war ihnen verboten. Eine Tunica von Sarsche diente ihnen statt des Hemdes.

Das Costüme der Laienbrüder bestand in einem langen Rock von weißer Wolle, einem Mäntelchen mit einer Capuze und einem ledernen Gürtel. Ihr Chormantel, wenn sie ausgingen, war grau. Sie ließen ihren Bart wachsen, und waren wie die Mönche dem Seilgürtel und der Entbehrung des Finnen unterworfen.

Jeder Novize hatte, wie es die Institutionen besagten, seine besondere Wohnung oder Zelle. Alle diese Zellen waren in dem großen Kreuzgange angebracht und gleich weit von einander entfernt. Eine jede bildete ein vollständiges Gemach, nämlich ein heizbares Zimmer, ein Cabinet zum Studiren, ein Speisezimmer, ein Schlafzimmer, eine Gallerie, eine Garderobe, einen Boden und ein Gärtchen.

Ein Strohsack und ein wollenes Bettuch diente Mönchen und Laienbrüdern zum Bett.

Sonderbar genug, jeder Mönch war gezwungen, sich fünfmal des Jahres zur Alder zu lassen. Von den Laienbrüdern wurden nur vier Alderlässe verlangt, aber außerdem — und die Kasteiung des Fleisches

litt nicht darunter — erhielten sie alle Wochen während dem Advent und der Fastenzeit — die Disciplin.

Im Jahre 1560, zur Zeit der religiösen Störungen und des Bürgerkrieges in Frankreich wurde ein Novize der Karthause Gaillon in der Normandie nach vielen Verletzungen der Regel verbindlich gemacht, die Abtritte zu fegen, und um Versetzung in ein anderes Kloster einzukommen, dessen Observanz sich besser für ihn schickte.

Er entschied sich für die Abtei St. Germain-des-Prés. Aber sein Noviziat war noch nicht beendigt, als er, durch das Feuer seiner Leidenschaften verleitet, beschloß, Bekanntschaft mit einer Welt zu machen, die er nur im Vorübergehen erblickt hatte und die ihm seine Einbildungskraft mit den lachendsten Farben ausmalte.

In einer Nacht entwich er ganz geräuschlos, verkleidet aus seiner Zelle und gelangte, federleicht an Geld, aber reich an Hoffnungen, und glücklich, endlich die süße Luft der Freiheit einzuathmen, in das Freie. Wohin? ja das wußte er selbst nicht. Er ging immer gerade aus, auf's Gerathewohl durch ein Land, dessen Wege ihm ganz unbekannt waren, mit jener heitern und tollern Unbekümmertheit, welche eine der glücklichen Gaben der Jugend ist, weil sich die Zukunft unbegrenzt und mit all' dem betrüglischen Glanze ihrer Träume geschmückt vor ihr ausdehnt. Nach einem Monate mühsamer Märsche und lustig ertragener Entbehrungen fand er sich eines Morgens an dem Ufer eines großen Stromes.

Er war äußerst ermüdet und fiel fast um vor Hunger.

Er setzte sich nieder, um auszuruhen und schlief ein.

Die dumpfe Stimme eines Fischers, der soeben seine Netze einige Schritte von ihm ausgeworfen hatte, weckte ihn aus dem Schlaf.

Als er erwachte, war sein Hunger noch weit grimmiger.

Der Fischer hatte seinen Gesang unterbrochen und biß in diesem Augenblick mit seinen Zähnen in ein dickes Stück Brot, das er nicht vergaß, häufig mit dem Inhalte einer Kürbisflasche zu befeuchten, die er an einem Bändel trug.

Unser Ausgehungerter ließ ein Ach! ertönen.

Der Fischer hob das Haupt in die Höhe und nahm in der Hand, die unser Abenteuerer gegen ihn ausstreckte, etwas gewahr das glänzte — eine Münze!

Das Geld spricht alle Sprachen.

Er näherte sich ihm, nahm den jungen Mönch in seine Arme auf, und theilte großmüthig den Rest seines Brodes und den Inhalt der Flasche mit ihm.

Sechs Monate ertönte die sonore Stimme des Fischers jeden Tag

beim Sonnenschein auf dem Rhein, mit einer noch jüngern vereint. Diese war die Stimme unsers Flüchtlings, der groß, kräftig und am Ende seiner Hilfsquellen, ihm seine Dienste angeboten hatte, die angenommen wurden.

Eines Tages führte ihn der von dem jenseitigen Ufer des Stromes wehende Wind die klaren und durchdringenden Klänge einer friedlichen Musik zu.

Unser entflohter Novize öffnete die Augen und spitzte die Ohren wie ein muthiges Roß beim Schalle der Trompeten.

Es war eine Schwadron Reiter, die auf der anderen Seite des Flusses ritt, um sich zu den Fahnen des Prinzen von Condé zu begeben.

Unser Fischer des Zufalls ging über den Rhein, stellte sich dem Anführer dieser Ungläubigen vor, schwur seinen Glauben in den Händen ihres Pastors ab, und vertauschte sein Wamms von Barchent und seine leinenen Beinkleider mit ihrer strengen Uniform.

Während neun Jahren schlug er sich, nothzuchtigte, plünderte und versagte sich kein Vergnügen seines neuen Handwerks: aber ach, o Eitelkeit aller Eitelkeiten! nichts ist von Dauer in dieser Welt: Coligny und Carl IX. umarmten sich. Gute Nacht Büchsenschüsse! Gute Nacht ihr schönen Lanzenstiche und herrlichen Schwerthiebe! Die Reiter wurden höflichst ersucht, heimzukehren, und unser Katholikentödter befand sich mit seinem zusammengeflochtenen Leibrock, mit seinen durchlöchernten Hosen, und ohne einen Carolus im Säckel auf der Straße von Paris: was nun anfangen?

Glücklicherweise für ihn hatte die Medicis und ihre Creaturen ein neues Gewerbe in Frankreich eingeführt, das damals sehr im Gange war. Wünscht ihr euch von einer zu mächtigen Person oder einem zu furchtbaren Durchtriebenen, den ihr nicht wagt, offen anzugreifen, zu befreien? Geschwind einen, zwei, drei Bravi herbei, und euer Mann wird in allen Formen expedirt. Es ist ein wenig theuer, das ist wahr, aber euer Herz fährt fort, in eurer Brust zu schlagen, euer Kopf läuft keine Gefahr, durch den Henker von seinen Schultern gelöst zu werden, und ihr seid gerächt!

Er wurde ein Bravo.

Jetzt kommt die Schlächtereier der Bartholomäusnacht. Drauf! drauf auf die Hugenotten! Wegen einen Eckstein gedrängt wird er umkommen. Drei Schwerter sind über seinem Haupt gezückt. Er erkennt die Livree eines der Angreifenden. Er nennt einen Namen, es ist derjenige eines Herrn, der sehr wohl bei Hof angeschrieben steht und der sich seiner bei einem sehr gefährlichen Unternehmen bedient hat. Die

Schwerter senken sich. Man bindet ihm die weiße Schärpe um den linken Arm und heftet ihm das rothe Kreuz der Bürger auf die Brust. Das ist was ihm behagt. Er wechselt die Religion wie die Cocarde, und jetzt mordet er, er mordet in Gesellschaft seiner Ketter, als wollte er die versäumte Zeit nachholen. Carl IX. stirbt zu Vincennes in den Strömen seines eigenen Blutes; Heinrich III. besteigt den Thron. Einstweilen bildet sich die Ligue im Finstern, bis sie sich am hellen Tage zeigt. Wir kommen bei den Barrikaden an. Die Guisen enthüllen ihren Ehrgeiz. Der Wind des Glückes weht auf ihrer Seite. Er läßt sich bei ihrem Banner anwerben und wird Aufwiegler für ihre Rechnung.

Dieser Mann, den ihr dort auf den Stufen von Notre-Dame das Volk anreden sehet, er ist's.

Dieser Mensch, der in diesem Mordwinkel der Vorstadt St. Honoré mitten unter diesen in Lumpen gehüllten bleichen Weibern, diesen nack-armigen Männern mit den Galgenge Gesichtern steht, der in der einen Hand ein Crucifix, in der andern einen Dolch schwingt, er ist's wieder, immer ist er es!

Aber der Geschmarrte, sein Abgott, er fällt zu Blois unter den Schwertstreichen und den Messerstichen der Schächter Heinrichs III. und Catharinens. Ihr glaubt, er wird fliehen, sich verbergen?

Wo denkt ihr hin?

Das Glücksrad hat sich gewendet und er sich mit ihm.

Die Verzweiflung ergreift ihn. Wie klares Wasser ist so viel Silber und so viel Gold durch seine Hände geflossen! und jetzt hat er keine Ruhestätte, seinen Kopf zu beschirmen! kein Stückchen Brod, seinen Hunger zu stillen! Sechzig Winter bleichen seine Haare, und sein ganz aus Wunden zusammengeflackter Körper ist nur noch eine einzige kaum verharrschte Narbe. Dulde, dulde und büße; jede Medaille hat seine Rehrseite, sagten wir.

In einer Nacht auf seinem elenden Hundebett, das er mit Mühe von einem Schänkwirth, einem alten Soldaten gleich ihm, erlangt hat, fragte er sich selbst (denn er fühlte sich zu sehr von Missethaten niedergedrückt, um seine Gedanken zu Gott zu erheben), ob nicht in seiner Verlassenheit das einzige ihm Uebrigbleibende sei, auf den Weg dieses Königs, der so verschwenderisch mit seinen Günstbezeugungen gegen diejenigen war, die gegen ihn gekämpft hatten, und so undankbar gegen die, welche ihm ihr Vermögen und ihr Blut geopfert hatten, sich zu stellen und sich zu erschießen; er hörte ein großes Geräusch, der Hintergrund seines elenden Winkelsammerchens wird plötzlich durch ein bleiches und sanftes Licht, gleich dem der Dämmerung, erleuchtet, und in dem:

selben erscheint ruhig, heiter und ehrwürdig eine Gestalt, die ein Feuer-
ring umgab, der einen heiligen Körper, in ein langes weißwollenes Ge-
wand gehüllt, krönte.

Gebendet, verwundert ob dieser Erscheinung, richtet er sich von
seinem Lager auf.

Diese Gestalt nähert sich ihm langsam und feierlich, und von
ihren Lippen fallen mit einer Betonung, die nicht von dieser Welt war,
die Worte:

„Mein Sohn, hier ist der Tod für dich in der Unbußfertigkeit,
das Leben ist dort in der Neue; — dort, wo der Name Gottes jeden
Tag gerühmt wird. . . dort, wo ich so viel gebetet habe.“

Der große Sünder hatte sich mit dem Angesicht in den Staub
niedergeworfen.

Als er wieder aufstand, war die göttliche Erscheinung verschwun-
den. Aber deutlich hörte er in seinem Ohr diese Worte wiederhallen,
welche die Finsterniß seiner Seele verscheuchten, und gleich einem Strahl
der unendlichen Barmherzigkeit Gottes in sein Herz drangen.

„Ich bin der heilige Bruno; auf Wiedersehen im Himmel!“

Am andern Tag war er, den Kopf mit Asche bedeckt, die Lumpen
seiner alten Uniform um seinen Körper gewickelt, barfuß, einen Strick
um den Hals, einen weißen Stab in der Hand, ohne anderes Brod
als das ihm das öffentliche Mitleiden schenkte, ohne einen anderen Schirm
als die Bäume und die Gräben an der Heerstraße, auf dem Wege nach
der großen Karthause. Aber Gott war mit ihm.

Ein kalter Zäuner-Abend hüllte die Erde in seine eisigen und
nebligten Schatten, als er mit seinem Stabe an die Klosterpforte klopfte.

Der Pförtner öffnete.

— Was begehrt ihr?

— Den Prior, mein Bruder.

— Er ist am Sterben; gehet eurer Wege.

Und der Pförtner entfernte sich.

— Seid gesegnet, mein Bruder.

Und der alte Soldat begann zu beten.

Nach einigen Stunden klopfte er abermals.

Der Pförtner erschien wieder.

— Im Namen Gottes! den Prior des Klosters, mein Bruder.

Der Pförtner stieß ihn rauh mit dem Fuß zurück.

— Seid gesegnet, mein Bruder.

Und der alte Soldat fuhr fort zu beten.

Der Himmel begann sich mit den ersten Morgenstrahlen zu färben,
als er zum dritten Mal anklopfte.

Der Bruder Pfortner kam nochmals.

Aber er war nicht allein.

— Im glorreichen Namen des heiligen Bruno, der mich hierher sendet, meine Brüder, den Prior des Klosters.

— Tretet ein, sagte der Mönch, der den Pfortner begleitete, indem er dem alten Soldaten die Hand reichte, um ihm aufstehen zu helfen.

— Seid gesegnet, meine Brüder.

Der Prior lag auf seinem Todtenbett, von all' seinen Mönchen umgeben.

— Entfernt euch, meine Brüder, sagte er ihnen mit fast erloschener Stimme.

Und er gab dem Fremden ein Zeichen zu bleiben.

Es war ein schöner Greis mit einem weißen Bart.

Die beiden Weißbärte blieben eine ganze lange Stunde mit einander eingeschlossen.

Die Mönche traten auf den Ruf des Priors wieder ein.

— Meine Brüder, sagte er zu ihnen, segnet Gott von Grund des Herzens, denn er würdigte ein großes Wunder zu Gunsten unseres Klosters zu vollbringen. Dieser Greis — er zeigte mit dem Finger auf den alten Soldaten — ist sein Gesandter, er sei mein Nachfolger!

Und er gab den Geist auf.

Ein Jahr später war die Klostergemeinde wieder um das Bett eines Sterbenden versammelt.

Dieser Sterbende war ihr letzter Prior.

Dieser Prior war der ehemalige Novize der Karthause von Gaillon, der aus der Abtei von St. Germain-des-Prés Entwichene; der Fischer vom Rhein, der abtrünnige Reiter, der Bravo, der Schlächter in der Bartholomäusnacht, der wüthende Vignist, der Helfershelfer Heinrichs III., der Soldat Heinrichs IV., der Mensch, der einen so großen Antheil an den Schandflecken, an den Verbrechen seiner Zeit genommen, endlich — der Abgesandte des heiligen Bruno.

Und alle niederknieenden Mönche weinten.

Im Jahr 1369 brachte Wilhelm Rainaldi, der den Cardinalsstuhl ausgeschlagen hatte, einige geringe Abänderungen in die von Guignes I. im Jahr 1226 festgesetzten Statuten.

Er bestimmte, daß in Zukunft die Redditi mehrere Geistliche liefern sollten, die ebenso gut wie die Mönche Priester werden könnten.

Noch mehr, er führte zwei neue Arten von Aufgenommenen unter dem Namen der Donnatoren und Präbendarien ein, denen die schwierige Mission zu Theil wurde, die äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, deren sie angehörten, zu betreiben.

Eine dritte Compilation der Statuten fand im Jahr 1556 unter dem Generalat des Dom Bernard Garasse statt. Die Regel, deren Herausgeber er war, wurde 1578 entworfen, 1579 von drei Generalcapiteln autorisirt, und im Jahr 1581 durch ein Breve des Papstes Innocenz XI. vom 27. Mai desselben Jahres bekannt gemacht. Diese Regel hob die Redditi und die Präbendarien auf, fügte noch Einiges zu der ohnehin schon großen Strenge der früheren Statuten hinzu, und dient noch heute als Gesetz.

Die Donnatzen, die sie beibehielt, wurden unter der Bedingung aufgenommen, daß sie in Gemeinschaft, ohne etwas Eigenes zu besitzen, leben sollten. Die Gemeinde war dagegen verpflichtet, für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen. Obgleich weltlich, trugen sie doch bisweilen ein religiöses Kleid. Dieses Kleid war eine graue Tunika, die bis unter die Knie herabfiel. Sie waren mit einer Kappe von derselben Farbe bedeckt. An Feiertagen bekleideten sie sich mit langen Röcken, wie die der Laienbrüder, jedoch ohne Gürtel, ohne Schulterkleid und ohne Capuze.

Der Zwiespalt, welcher die Kirche nach dem Tode Gregor XI. 1378 trennte, machte auch eine Trennung in den verschiedenen Gemeinden des Ordens der Karthäuser entstehen. So wie es zwei Päpste, Clemens XII. zu Avignon und Urban VI. zu Rom gab, gab es auch unter dem Namen „Generalvisitator“ zwei Oberhäupter des Ordens, das eine im Kloster zu Florenz, das andere in der großen Karthause. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1410, wo das Concilium von Pisa Gregor XII. und Benedict XIII. ablegte und Alexander V. auf den päpstlichen Thron erhob. In demselben Jahre wurde Dom Juan von Griffomont, Prior der Karthause von Paris, von dem ganzen Orden als dessen Oberhaupt anerkannt.

Diese Karthause, die zwei Jahrhunderte nach ihrer Gründung in so hohe Glücksumstände kommen sollte, hatte einen sehr obskuren Anfang. Der Schneeball wurde rollend ein Berg, der Bach ein Strom. Fünf Mönche, die der heilige Ludwig von dem General des Ordens verlangt hatte, waren im Jahre 1257 gekommen, um sich unter seinem Schutze in dem Dorfe Gentilly niederzulassen. Da sie sich in der Umzäunung, die ihnen der fromme Monarch angewiesen hatte, zu beengt fanden, so erbaten und erhielten diese Mönche das folgende Jahr das alte Bauwerk von ihm, das außerhalb Paris, gegen den Eingang der großen Allee lag, die heute vom Parterre des Luxembourg zum Observatorium führt. Dieses lange unbewohnte Schloß war nach dem Volksglauben von bösen Geistern heimgesucht. Jede Nacht hörte man einen sonderbaren Lärm daselbst, jede Nacht schwebten hinter den Scheiben seiner Fenster düstere

Scheine hin und her, und auf seinen zerfallenen Mauern erschienen in ihren weißen Leichentücher Gespenster mit einem schrecklichen Kettengeräusch. Die Männer Gottes, die Mönche, fürchteten sich weder vor diesem Lärmen, noch vor diesem Leuchten und diesen Erscheinungen, und durch ihre Gegenwart gereinigt, wurde diese verfluchte Wohnung wieder ruhig, sobald sie über deren Schwelle getreten waren. Während zwei Jahre hatten sie, um den Gottesdienst zu halten, nur die Capelle. Im Jahre 1260 legte der heilige Ludwig, gerührt durch ihre Hilflosigkeit und ihren Mangel, den ersten Stein zu ihrer Kirche; aber es bedurfte mehr als sechzig Jahre zu ihrer Vollendung. Die Kosten zu den Gebäuden, die zu ihrer Wohnung bestimmt waren, wurden von einigen frommen Personen getragen, an deren Spitze sich der Herzog von Berry, der Sohn des Königs Johann stellte. Diese Kirche war ein Meisterwerk saracenischer Baukunst, das Schnitzwerk des Chors hatte einem Laienbruder dreißig Jahre Arbeit gekostet.

Unter der Herrschaft Michelieu's und Ludwig XIV. gelangte dieses Kloster auf die höchste Stufe seines Gedeihens und seiner Größe. Wie so viele andere Institutionen, welche durch den mächtigen Hauch der Encyclopädisten, dieser kühnen Beförderer einer neuen Civilisation, erschüttert wurden, und die unter dem Hammer und dem Beil der revolutionären Gleichmacher zusammenstürzen sollten, beeilte es sich zu genießen. Alle Wände, alle Capellen seiner Kirche waren mit Gemälden ausgeschmückt, die man den mannigfaltigen Talenten Jouvenets, Antonius Goppels, Le Bruns, Mignards, Philipps von Champagne verdankte. Der Prior, an die Ausschmückung seiner kleinen Klosterabtheilung denkend, warf für diese Arbeit die Augen auf einen noch wenig bekannten Künstler, ob ihn gleich die Königin-Mutter zu ihrem Maler gewählt und der Neid schon manche Dornen in seine jungen Vorbeeren gewunden hatte, welchen aber die Nachwelt, dieser Cassationshof der Urtheile eines befangenen oder blinden Publikums, eines Tages in ihrer Bewunderung neben dem größten Genie der französischen Schule — den Nicolaus Poussin setzen sollte.

Im Jahre 1645 erhielt Eustachius Le Sueur den Auftrag, die hauptsächlichsten Begebenheiten des frommen Gründers der großen Karthause mit dem Pinsel auf Holz zu zeichnen. Drei Jahre reichten für ihn hin, diese Gallerie, die aus zweiundzwanzig Seiten — zweiundzwanzig Meisterwerken — besteht, zu vollenden.

Raum hatte Le Sueur diese strahlende Blumenzierde seiner Künstlerkrone beigelegt, als der Neid, der ihn nicht zu Athem kommen ließ, seine Angriffe gegen ihn verdoppelte. Nach einem muthigen Kampfe von einigen Jahren gegen fortwährende Angriffe versiel er in eine tiefe Me-

lantholie, zertrümmerte seine Pinsel, brach mit Jedermann, und suchte eine Zuflucht bei den Karthäusern, deren Sympathie er durch seine Bescheidenheit, seine Sanftmuth und seine Frömmigkeit gewonnen hatte. Er starb 1655 mitten unter ihnen an einer Entkräftungskrankheit. Man begrub ihn zu St. Etienne-du-Mont.

Man erzählt, daß, als Le Brun ihn auf seinem Todtenbette besuchte, er zu einer der Personen, die ihn begleitet hatten, im Herausgehen gesagt habe: „Der Tod zieht mir da einen großen Dorn aus dem Fuße.“ Ein abscheuliches Wort, welches eine ewige Schande für diesen Maler sein wird, und eine noch abscheulichere Handlung, da er damals im Besitze der ganzen Gunst des großen Königs und des Rufes war.

Drei der schönsten Figuren der Gallerie des heiligen Bruno wurden auf die Eingebungen eines eifersüchtigen und gehässigen Künstlers abgekrast.

Das Leben des heiligen Bruno, welches 1775 die Karthäuser Ludwig XVI. anboten, ist jetzt mit der größte Ruhm des Museums im Louvre.

Im Jahre 1790 wurde die Karthause zu Paris geschlossen, und einige Jahre darauf abgerissen. Der Garten des Luxembourg wurde durch ihre Zerstörung gegen Süden hin vergrößert. Die lange mit vier Baumreihen bepflanzte Allee, welche von dem Parterre des Palastes der Pairs zu dem Observatorium führt, wurde aus einem Theil des ihr zugehörigen Gebietes gebildet. Da wo sich sonst so lange Zeit das Gebet zum Himmel erhob, herrscht heutzutage der Tanz als Souverain, und welch' ein Tanz!... O Eitelkeit der Eitelkeiten!

Wir wollen auf einige Augenblicke die Geschichte der hauptsächlichsten Männerkarthäusen bei Seite setzen, und ein paar Worte über die Karthäusen sagen, in welchen demüthige Büsserinnen und große Sünderrinnen einen Zufluchtsort gegen die Verführungen der Welt suchten. Man weiß nicht, welchem General die Ehre gebührt, die Karthäusen für Frauen gebildet zu haben. Ihr Ursprung ist unbekannt geblieben. Die älteste ist die von Vertaud; ihre Errichtung verliert sich bis in die Zeit Guignes I. Ungefähr hundert Jahre später zählte man zwölf andere; die von Salette, von Destorges, von Prebaion, von Soubins, von Ramière, von Parvallon und von Sallobrand lebten gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts nur noch in der Erinnerung. Dieser Zerstörung waren entgangen: die Häuser von Prunol, zwei Stunden von Grenoble, welche 1324 von Beatrix von Montferrat, der Gemalin des Dauphins Andreas, gegründet wurden; die von Salette, an dem Ufer der Rhone und der Baronie de la Tour, das 1299 durch den Dauphin Humbert, der ihm seine Tochter Maria von Viennois zur Priorin gab,



gegründet wurde; das von Gosné im Kirchsprengel von Arras, welches 1308 der Bischof Thierry Herisson gründete, das von Milano in Faucigny in Savoyen, und endlich das von Brüges, deren Gründer man nicht kennt.

Die Nonnen dieser Häuser waren derselben Disciplin wie die Mönche unterworfen. Nur hatte man gewisse Vorschriften der Statuten, die für ihre weibliche Schwäche zu hart waren, gemildert oder selbst ganz aufgehoben. So aßen sie Morgens und Abends in Gemeinschaft, und die Beobachtung des Schweigens, wenn sie sich zusammen befanden, war ihnen weniger eine Verpflichtung, sondern als ein Verdienst empfohlen. In den ersten Zeiten legten sie schon im zwölften Jahre das Gelübde ab, später aber erst im sechszehnten. Sie erhielten ursprünglich keine Aussteuer, aber der Zustand der Armuth, in welchen einige Gemeinden verfallen waren, machte die Widerrufung dieses Artikels der Statuten durch das Capitel des Ordens nöthig. Im fünfundzwanzigsten Jahre wurde ihnen erst die Weihe ertheilt. Bis dahin behielten sie den weißen Schleier der Jungfrauen bei. Diese Weihe wurde durch einen Bischof vollzogen, der ihnen den schwarzen Schleier auf die Haare legte, ihnen die Stola um den Hals hing und die Manipula (Armbinde) an den rechten Arm befestigte, indem er dieselben Worte wie bei der Ordination der Diacone und Unterdiacone sprach. Man begrub sie mit dem Schmucke, den sie noch einmal in ihrem Leben zu tragen das Recht hatten, nämlich bei ihrem Jubiläum nach fünfzig Jahren ihres religiösen Lebens. Sie waren wie die Mönche mit einem weißen Tuchrock bekleidet, den ein lederner Gürtel von derselben Farbe schnürte. Ebenso trugen sie auch das Schulterkleid oder Scapulier, und die meisten wie sie einen weißen Mantel. Ihre Schleier und Busentücher waren denen der andern Nonnen ähnlich. Die Priorin versprach dem Vicarius oder Director der Gemeinde Gehorsam, die Nonnen aber nur der Priorin. Es war ihnen untersagt, aus welchem Beweggrunde es immer sein mochte, aus dem Kloster zu gehen. Sie durften mit keinen weltlichen Personen, auch nicht mit denen ihres Geschlechts reden, so nahe der verwandtschaftliche Grad auch sein mochte, außer von der Priorin, der Unterpriorin oder zwei Schwestern begleitet.

Eines Nachmittags im Jahre 1571, hielt eine Sänfte vor dem Gitter des Klosters von Salette an dem Ufer der Rhone, ein Weib stieg aus derselben, verabschiedete ihre Leute, klingelte und trat ein.

Dieses Weib war in der Jugendblüthe. Regelmäßig und edel, hatten ihre Züge das Gepräge aristokratischer Auszeichnung. Ihre Physiognomie war ausdrucksvoll. Aber an der Blässe ihrer Stirne, an den blauen Ringen, die ihre matten und hohlliegenden Augen umgaben, an

der bleifarbigen Magerkeit ihrer Wangen, an der düsteren Melancholie, die auf ihrem Gesicht lag, an ihrem wankenden Gange hätte auch das ungeübteste Auge sogleich erkennen müssen, daß sie von einer jener Krankheiten oder Schmerzen ergriffen war, die eine Zeitlang mit ihren Opfern spielen, weil sie sicher sind, sie zu verschlingen.

Einen Monat darauf stand abermals eine Sänfte vor dem Gitterthor des Klosters von Sallette, und es entstieg wieder eine Frau derselben. Auch diese war schön; aber ihre Züge und ihre Physiognomie empfahlen sich weder durch ihre Regelmäßigkeit noch durch ihren Adel; ihre Stirne war ohne Erhabenheit, ihre Nase dünn, ihre Lippen schmal und in den Winkeln gewickt. Man konnte nicht sagen, daß sie schön oder hübsch war, obgleich ihr reiches und feines Haar den Glanz des Agats hatte und ihre Zähne mit der Weiße des reinsten Elfenbeins wetteifern konnten. Indessen lag in dem Ausdrücke ihrer großen braunen Augen, die von dichten, ebenholzfarbigen Brauen gefränt und von so langen Wimpern überschattet waren, daß, wenn sie sich niederließen, man nicht mehr ihre salben Augäpfel sah, in ihren Blicken ich weiß nicht etwas so Leidenschaftliches und so Sanftes, so Geheimnißvolles und so Fatales, daß man sich wie von einer Art Bezauberung ergriffen fühlte, und das Auge, welches auf ihrem Gesicht ruhte, sich entweder unwillkürlich abwendete, oder sich nicht mehr davon losmachen konnte.

Dieses Weib war in tiefer Witwentrauer und schien ein Raub einer jener Verzweiflungen, für welche es kein anderes Mittel als das Grab gibt.

Das erste Mal, als diese so trostlosen und so leidenden Frauen sich einander gegenüber befanden, hatten sie eine electriche Empfindung; sie betrachteten sich eine Minute lang mit seltsamer Starrheit, sodann wandte die Eine den Kopf um und entfernte sich nachdenkend; die Andere, ihre langen Wimpern gleich einem Schleier auf ihre Augen niederschlagend, verschwand unter den Bogengewölben des Kreuzganges. Hatten sie sich erkannt? Hatten sie sich errathen?

Bald war nur noch von ihnen die Rede in dem Kloster. Nach den beträchtlichen Geschenken zu urtheilen, welche sie der Gemeinde gemacht hatten, mußten sie den reichsten Familien des Königreichs angehören, und jetzt waren sie nur noch die Schwester Louise und die Schwester Therese.

War es aus einem Gefühl der christlichen Demuth, daß sie ihre Namen und ihre Titel so verbargen? Warum hatten sie sich so früh von der Welt zurückgezogen, während die Zukunft ihrer Jugend ihnen so herrliche Aussichten öffnete? Welche unheilbare Schmerzen hatten sie so bleich gemacht?

Drei Jahre waren es bereits, daß sich Schwester Louise und Schwester Therese, ungeachtet der außerordentlichen Schwäche ihrer Kräfte, der ganzen Strenge der härtesten Buße hingaben, und keine ihrer Gefährtinnen konnte sagen, sie jemals weinen oder lächeln gesehen zu haben. Schweigsam und traurig bis zum Tode, waren sie blaß, abgemagert, ihre Augen waren so eingefallen und so trübe, ihr Gang verrieth so viel Müdigkeit und Erschöpfung, daß sie unter ihren langen grauen Kleidern zwei dem Grab entwichenen Gespenstern glichen.

Indessen war Schwester Louise gezwungen, das Bett zu hüten; seit einem Monat hatte sie ihre Zelle nicht verlassen, als sie eines Tages — die Sonne war am Untergehen, eine jener schönen Sonnen, das letzte Lächeln des Herbstes in den mittäglichen Gegenden, inständig beehrte, daß man sie in einen der Laubgänge des Gartens bringe.

Sie fühlte sich sterben.

Auf ihre Bitte führte man Schwester Therese zu ihr, die sich noch muthiger oder weniger schwach fortschleppte.

Auf ihre Bitten ließ man sie auch beide allein.

Als sich beide allein einander gegenüber sahen, fingen sie an zu zittern.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen.

— Dank euch, meine Schwester, daß ihr gekommen seid, flüsterte endlich Louise; ich habe nur noch einige Augenblicke zu leben, fuhr sie fort, und an der Schwelle des kühlen Grabes, in das man mich bald für die Ewigkeit legen wird, bedarf ich einer Freundesstimme, die von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes spricht, denn ich habe Furcht, große Furcht!

— Auch ich, meine Schwester, habe nur noch einige Tage, vielleicht nur noch einige Stunden zu leben, und bei dem Gedanken, vor dem furchtbaren Tribunal Gottes zu erscheinen, empfinde ich einen entsetzlichen Schrecken bis in die Tiefe meiner Seele; aber kommt, meine Schwester, ihr, die ihr die Tugend, die Frömmigkeit selbst seid! . . .

— O schweigt, schweigt, unterbrach sie Louise lebhaft, es gibt in meinem Leben ein schreckliches Geheimniß, so schrecklich, daß es das Ohr eines Priesters nicht hören könnte.

— Euer Verstand wird irre, meine Schwester, beruhigt euch, ich bitte euch darum.

— Nein, laßt mich reden, dies Geheimniß brennt, verzehrt mich. Es ist nicht genug, daß, um meine Verbrechen zu sühnen, ich mich seit drei Jahren jeden Tag in den geheimsten Falten meines Herzens angeklagt habe, ich muß mich, bevor ich dieses Leben verlasse, noch laut anklagen, und ich sagte es euch, ein Priester könnte mich nicht anhören! Aus Mitleid für meine Seele hört mich, meine Schwester.

Indem sie diese Worte sprach, warf sie sich vor der Schwester Theresie auf die Knie nieder.

Es herrschte einen Augenblick Stille.

— Ich bin der letzte Sprößling einer berühmten Familie, begann Louise mit jener hohlen und gebrochenen Stimme der Sterbenden; meine Mutter starb als sie mich gebar; mein Vater wurde unter den Mauern von Orleans getödtet, und mein Bruder zu Barnac. Waise, wurde ich von einem Bruder meiner Mutter aufgenommen und erzogen. Mein Oheim hatte eine zwei Jahre jüngere Tochter als ich. Er liebte uns beide mit gleicher Zärtlichkeit. Wir liebten uns wie zwei Schwestern. Bei meinem Oheim wurde der Sohn eines seiner alten Freunde auf einem vertrauten Fuße aufgenommen, es war ein junger Edelmann, der Vicomte von Belleuse. Ich bemerkte ihn, und er schien mich bemerkt zu haben. Ich glaubte einen lebhaften Eindruck auf sein Herz gemacht zu haben; obgleich er mir niemals seine Liebe erklärt hatte, so war ich doch glücklich bei dem Gedanken, denn er war der Warte, den ich in allen Träumen sah. Ich war damals sechzehn Jahre alt. Meine Cousine wuchs heran; mit fünfzehn Jahren war sie das bewundernswürdigste junge Mädchen, das man sehen konnte; anmuthig, aufgeweckt, geistreich, gut und hübsch wie ein Engel; sie besaß alle Vollkommenheiten! ich wurde geopfert; der Vicomte vergaß mich.

Von ihm geliebt, liebte auch meine Cousine mich; ich wurde ihre Vertraute. Was ich leiden mußte, werdet ihr begreifen. Von Gott und meiner Mutter hatte ich zum Unglück einen leidenschaftlichen Character, ein eisernes Gemüth. Wohlان, in der Stille vergoß ich meine Thränen und legte eine Larve vor mein Gesicht. Keine meiner Herzensbeklemmungen, keine meiner Schmerzen offenbarte sich durch die Maske. Man sah, man argwöhnte nichts.

Zu jener Zeit ließ sich ein schöner, großer, wohlgewachsener italienischer Edelmann, den man den Marquis von Santo Lucia nannte, bei meinem Oheim vorstellen. Er hatte mich in Notre-Dame gesehen, und sich heftig in mich... oder in mein Vermögen verliebt, denn er war sehr arm und ich sehr reich. Er betete mich an, oder schien mich anzubeten. Ich stellte mich für seine Galanterien empfänglich, hoffend, — was hofft man nicht, wenn man liebt — durch den Feuerbrand der Eifersucht die erloschenen Gefühle des Vicomte für mich wieder anzufachen. Aber vergebliche Hoffnung! Er wurde noch fröhlicher, und, muß ich es sagen, er wünschte mir Glück zu meiner Eroberung. Meine Cousine erreichte ihr sechzehntes Jahr. Der Vicomte bat um ihre Hand. Man verlobte sie. Wie glücklich waren sie! ich, ich schlief nicht mehr, und welche bittere Thränen vergoß ich jede Nacht!

Es war ein Dienstag, und der Dienstag der kommenden Woche war der zur Feier der Vermählung bestimmte Tag. Meine Cousine war außer sich vor Freude, als sie den Hochzeitschmuck betrachtete und den Kranz, den man auf ihren Kopf setzen sollte, auf dem meinigen probirte. So viel Glück auf der einen, so viel Leiden auf der anderen Seite! Meine Einbildungskraft gerieth in Brand, meine Vernunft wurde irre. Jenen Dienstag, von dem ich euch spreche, waren wir alle vier in dem Garten des Hotels, sie mit ihm, ich mit dem Marquis; sie ganz lächelnd, ich auch lächelnd, aber welch ein Lächeln! Wir gingen in einer langen Allee spazieren. Während sie auf seinen Arm gestützt diese Allee hinabging, ging ich am Arme des Marquis dieselbe hinauf.

Plötzlich hielt ich den Marquis an; ich war närrisch.

— Liebt ihr mich? sagte ich barsch zu ihm.

Er sah mich erstaunt an.

Ich schlug die Augen nicht nieder.

— Ich liebe euch, antwortete er mir; welchen Beweis wollt ihr, den ich euch von meiner Liebe geben soll?

— Zwei, erwiderte ich entschlossen; einen heute, den andern morgen.

— Sprecht, versetzte er, und bei der Seele meiner Mutter, ich werde euch gehorchen.

— Ich verlange Gift für diesen Abend, sagte ich ihm.

Erschrocken trat er zurück.

Ich fuhr mit folgenden Worten fort:

— Kein Gift, das wie der Blitz tödtet, es wäre zu sanft, so zu sterben; aber ein Gift, das langsam tödtet. Meine Rache fordert wenigstens drei Tage Todeskampf für mein Opfer! Diese Gifte, seit den Borgias kennt sie Jedermann in Italien.

Er sah mich an, ohne zu antworten.

— Und ihr wagt zu sagen, daß ihr mich liebt! sagte ich mit einem bitteren Lächeln.

— Ihr werdet heute Abend das Gift erhalten, das ihr begehrt, flüsterte er.

— Setzt, fuhr ich fort, lebt noch ein Mann, der morgen sterben muß. Ihr mögt ihn selbst tödten oder ihn tödten lassen, dies ist mir gleich, wenn er nur getödtet wird.

Der Marquis wurde blaß wie ein Geist.

— Wohl, fügte ich hinzu, ich sehe, daß ihr Furcht habt, sprechen wir nicht mehr davon. Lebt wohl, Herr Marquis.

Und ich wandte ihm den Rücken und ging.

Er stürzte auf mich zu.

— Morgen, versetzte ich nun, wird ein Ball im Louvre sein. Ich werde mich daselbst befinden, und will nicht, daß dieser Mann dort sei. Ich erwarte euch dort. Ihr werdet an mir, die eine Hand bedeckt, die andere bloß, vorübergehen. Die bloße Hand wird mir sagen, daß ich gerächt bin.

In diesem Augenblick kam meine Cousine mit ihrem Verlobten zu mir. Wir lächelten uns an, wir sprachen einige Worte miteinander, dann entfernten sie sich wieder, ganz mit ihrer Liebe beschäftigt.

— Und der Mann, der sterben muß, fragte mich der Marquis, wer ist es?

— Dieser Mann, hier ist er, versetzte ich, meine Hand gegen den Vicomte ausstreckend.

— Er! niemals! rief er mit Abscheu.

— Dann, antwortete ich ihm mit einer eisigen Ruhe, wird mich ein Anderer an diesem Menschen rächen, und dieser Andere wird mein Vermögen, meine Liebe und meine Hand erhalten.

Er schien nachzudenken, und bald sagte er mit dumpfer Stimme:

— Er soll sterben.

Wir trennten uns.

Am andern Tage war ich mit meiner Cousine im Louvre.

Der Marquis ging an mir vorüber, eine seiner Hände war bloß.

Gegen zwei Uhr des Morgens befand sich meine Cousine übel. Man brachte sie nach Haus, ich begleitete sie. Den übrigen Theil der Nacht brachte sie in Niedergeschlagenheit, in Krämpfen und Betäubungen zu. Ich war an ihrem Bett. Es begann Tag zu werden, als ein furchtbarer Wahnsinn sich ihrer bemächtigte. Der Tag kam abermals und ihre ganz weiß gewordenen Haare fielen aus, ihre Augen wurden hohl und erloschen, und ihre Zunge und alle ihre Glieder waren gelähmt. Zum dritten Male wurde es wieder Tag, und ich kleidete sie weiß wie eine Braut — ihre Stirne schmückte ich mit einem weißen Rosenkranz, wickelte sie in ihr Leichentuch, und man trug sie in großer Trauer in ihre Familiengruft.

Der Marquis verstand sich auf's Gift!

Acht Tage darauf starb mein armer Theim vor Schmerz in meinen Armen.

Einen ganzen Monat blieb ich in seinem Hotel eingeschlossen und wollte Niemand sehen; die Verzweiflung und Gewissensbisse verzehrten mich; sodann reiste ich, von zwei treuen Dienern begleitet, in einer Nacht ab, und richtete meine Schritte gegen diese heilige Wohnung, in der ich jetzt sterben werde.

— O mein Gott! mein Gott! rief sie aus, ihre Stirne in den

Staub werfend, kann ich hoffen, daß deine Barmherzigkeit größer als mein Verbrechen ist?

— Steht auf, meine Schwester, und hört jetzt auch mich an, sagte nun Schwester Therese, die niederkniete, denn auch ich trage im Herzen einen so schrecklichen Bericht, daß ihn kein Priester hören könnte, auch ich werde jetzt sterben! Welch ein furchtbares und seltsames Schicksal ist nicht das unsrige! fuhr sie fort. Schwestern durch das Verbrechen, Schwestern durch die Sühne, und bald Schwestern durch den Tod! Die Liebe führte euer Verderben herbei, es ist die Liebe und der Ehrgeiz, die auch mich verderben, mich! Auch ich bin die einzige Tochter

In diesem Augenblick erstarb ihr das Wort auf den Lippen, ihr Gesicht wurde bleich, ihre Augen schlossen sich; sie war todt! Schwester Louise murmelte ein Gebet, wandte ihre Augen gen Himmel, und ihr Leben löste sich in einem Seufzer auf.

Unabhängig von den fünf Frauenklöstern, von denen wir gesprochen haben, zählte der Orden des heiligen Bruno beim Beginnen des achtzehnten Jahrhunderts siebenundsechzig Klostergemeinden der Männer, die auf italienischem, deutschem und französischem Boden vertheilt waren. Diese Gemeinden waren in sechszehn Provinzen eingetheilt, von denen jede durch zwei Visitatoren regiert wurde, die das Generalcapitel jedes Jahr erwählte.

Die berühmtesten Karthausen waren die von Bologna, Parma, Freiburg im Breisgau, Köln, Paris, Nancy in Lothringen, Gaillon in der Normandie, Pavia im Mailändischen, und Neapel. Die vier letzten galten für die reichsten. Die Karthause zu Neapel glich eher einem Palast als einem Kloster. Ein einziger Prior hatte zur Ausschmückung derselben mehr als fünfmalhunderttausend Thaler ausgegeben. Man sah allenthalben nur Malereien, Bildhauerarbeit, Vergoldungen, Säulchen von Zaspis und Marmorsäulen.

Der Kreuzgang war von carrarischem Marmor und mit breiten Marmortafeln von verschiedenen Farben geplattet. Eine Balustrade von ausgezeichnete Arbeit und seltener Pracht schloß den Kirchhof ein. Durch eine prächtige Gallerie gelangte man zum Gemach des Priors, das eines Königs würdig gewesen wäre. Diese Gallerie stieß an dem einen Ende an eine Terrasse, die mit Orangen- und Citronenbäumen, mit wohlriechenden Blumen aller Art ausgeschmückt war, von der aus man das weiteste, mannigfaltigste und reichste Panorama vor Augen hatte.

Wie weit sind wir jetzt von der so wilden, so trostlosen, so nackten, großen Karthause entfernt, in welcher der heilige Bruno und seine fünf Gefährten sich gegen die Vergnügungen, die Eitelkeiten und die

Stürme dieses kurzen Lebens schützten, wo ihre Köpfe vom Fasten und Wachen erbleichten, ihnen aber das Siegel der Auserwählten durch Gottes Finger selbst aufgedrückt wurde.

Auch das Kreuz, das die Welt eroberte, war von Holz!





XII.

Der Jesuit Girard und die schöne Cadière.

Im 18. Jahrhunderte fand in Toulon ein Scandalproceß zwischen dem Jesuiten Dr. Johann Baptist Girard und der Jungfer Katharina Cadière statt, welcher seiner Zeit so ein ungeheures Aufsehen machte, daß ganze Follanten über ihn verschrieben wurden und Tausende von Menschen seines Ausganges wegen in tödtlichen Streit mit einander geriethen. Wir mußten uns darauf beschränken, nur das Wichtigste aus dem großen Proceße wiederzugeben und folgen hierin den Aufzeichnungen A. Kutzel's in Raumer's „Historischem Taschenbuch.“

Katharina Cadière, die Tochter des sehr vermöglichen Kaufmanns Joseph Cadière in Toulon und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Pomet, wurde im November 1710 zu Toulon geboren und war nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters der Mutter Augapfel. Nicht minder liebten sie auch ihre drei Brüder — der älteste Kaufmann, der zweite Dominicaner, der jüngste Weltpriester. Schwestern besaß sie keine — und so kam es denn ganz von selbst, daß auf ihre Erziehung die größte Sorgfalt verwendet wurde. Auch blühte sie wunderherrlich heran, und wie sie das achtzehnte Jahr erreicht hatte, gab ihr in Toulon Jedermann das Zeugniß, daß sie sich vor all' ihren Gespielinnen durch Liebreiz,

Tugend und Unschuld auszeichne. Nur das tadelten Einige, daß sie sich allzusehr zu schwärmerischer Andacht hinneige; Andere aber fanden gerade hierin einen neuen Vorzug und schätzten sie deshalb nur um so höher.

Um diese Zeit, April 1728, ward der Pater Johann Baptist Girard, Doctor der Theologie, damals ein Mann von vier- oder fünfunddreißig Jahren, von seinen Oberen nach Toulon versetzt, um das Rectorat an dem jesuitischen Seminar der Schiffsprediger zu übernehmen, zugleich aber auch um als Prediger und Seelsorger in der Stadt zu functioniren, und da dieser Sohn Loyolä sich sowohl durch eine ungemeine Beredsamkeit, als auch durch einen hervorragenden Verstand auszeichnete, so läßt sich wohl denken, daß er bald als Seelenhirt eine große Rundschaft gewann. Insbesondere schenkten ihm die jüngeren Damen ihr Zutrauen, denn er hatte etwas merkwürdig Sinnnehmendes an sich, allein deren Eltern und Freunde hatten durchaus nichts dagegen einzuwenden, weil sein Lebenswandel — so mußte man wenigstens aus dem Anscheine urtheilen — die strengste, unantastbarste Sittlichkeit athmete. Da wohl, die strengste Sittlichkeit dem äußern Anscheine nach, in seinem Innern dagegen tobten glühende Leidenschaften und als die glühendste derselben die sinnliche Liebe zum Weibe!

Er mußte sich jedoch zu bezähmen und ging im Anfang nicht weiter, als er vor Gott und der Welt verantworten konnte. Nachdem er jedoch das Terrain gehörig sondirt, fand er Einige heraus, die seinen Zwecken vollkommen zu entsprechen schienen, und mit diesen begab er sich sofort auf das Terrain der geistlichen Exercitien. Mit anderen Worten, er gab ihnen verschiedene Uebungen auf, um die begangenen Sünden damit abzubüßen, und den Schlußstein dieser Uebungen bildete immer die sogenannte Disciplin oder die Geißelung. Wohlverstanden aber, er ging auch hier nur Schritt für Schritt vorwärts, um nicht durch zu große Hastigkeit Alles zu verderben, und somit ließ er sich die ersten zwei Mal von seinen Pönitenziarinnen — er nahm natürlich jede einzeln vor und keine wußte von der andern etwas — bei der Geißelung nur einen kleinen Theil der Schultern entblößen. Sie sollten sich nach und nach an die Sache gewöhnen und richtig, nach Verfluß von wenigen Monaten hatte er es bereits, wenigstens bei Sechsen, so weit gebracht, daß sie schamlos genug wurden, zur Ertheilung der „spanischen Disciplin“ selbst den Unterleib zu entblößen. Es waren dies die Demoiselles Kaugier, Batarelle, Gravier, Allemande und Rebout nebst der Witwe Guiot, und alle Sechse bekannten später, daß ihre Tugend dem Pater zum Opfer gefallen sei, nachdem er sie vorher mit der Geißel bis zur Verückung gekißelt hatte. Eine Sünde jedoch glaubten sie da-

mit nicht zu begehen, und dann hatte sie Pater Girard belehrt, daß da kein Verstoß gegen die Sittlichkeit vorliege, wo bloß der Körper sich vergehe, nicht aber der Geist und der geistige Willen. Nur die Witwe Guiot, ein sehr schlaues Wesen, durchschaute den Pater augenblicklich, allein weil ihr große finanzielle Vortheile in Aussicht gestellt wurden, versprach sie demselben nicht bloß ein unverbrüchliches Stillschweigen, sondern gab sich sogar dazu her, den Leithammel für die jungfräulichen Schäflein zu machen, welche er in sein Netz ziehen wollte.

Den Anfang dieser ihrer Thätigkeit machte sie bei Fräulein Katharina Cadière. Kaum nämlich hatte der Pater Girard diese junge Dame durch Zufall zu Gesicht bekommen, so entbrannte er in heftigster Liebe zu ihr, und all' sein Sinnen und Trachten ging von nun an dahin, dieselbe zu besitzen, es möge kosten was es wolle. Somit mußte die Guiot mit Katharina, die sie bisher nur oberflächlich kannte, in ein näheres Verhältniß zu treten suchen und ihr dann unaufhörlich das Lob des Pater Girard vorsingen. Es geschah, und die Folge war, daß Fräulein Cadière nicht nur zu Anfang des Jahres 1729 ihn zu ihrem Beichtvater erwählte, sondern daß sie auch von Tag zu Tag mehr für ihn begeistert wurde. Er aber, sowie er ihr Zutrauen gewonnen, sprach mit ihr von nichts Anderem mehr, als von den wunderbaren Anlagen, welche sie in sich verschließe, und von den noch viel wunderbareren Absichten, welche Gott durch sie auszuführen beabsichtige. „Sie solle sich nur ganz und gar seiner Führung überlassen,“ drang er unaufhörlich in die schwärmerisch-fromme Jungfrau, „dann werde sie vor allen andern Menschen verherrlicht werden, denn solches und nichts anderes sei die Absicht des allmächtigen Gottes.“

Es gehörten Wochen und Monate hinzu, bis der Pater die Cadière so weit hatte, und man kann sich denken, welche furchtbare Ueberwindung es ihn kostete, immer den liebevollen, geistlichen Vater zu spielen, ohne die unter diesem Deckmantel schlafende Lust zu verrathen. Allein er blieb Herr über sich, und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte er seiner Beichttochter die Ueberzeugung beigebracht, daß sie zu etwas Großem bestimmt sei. Darum folgte sie willig seinen Anordnungen und vom Morgen bis zum Abend widmete sie jede Stunde der Andacht. Alle Tage lange Gebete; alle Tage Communion; alle Tage Kasteiungen; alle Tage stundenlange Beichte, in welcher sie ihm über ihren körperlichen wie geistigen Zustand den genauesten Bericht abstatten mußte. Dagegen aber die Zusicherung himmlischer Visionen und Erscheinungen schon für die nächste Zeit und für später von noch Größerm! So mußte das Nervensystem der schönen Cadière nothwendig

franthaft überreizt werden, und sie verfiel in jenen Zustand, welchen man für gewöhnlich mit „Hysterie“ bezeichnet.

Man sieht, es war ganz dieselbe Procedur, welche man auch mit Maria von Mörl vornahm, und die Folgen erwiesen sich ebenfalls als dieselben. Aus der Hysterischen nämlich wurde eine „Verzückte“ und aus der Verzückten eine „Beseffene.“

Pater Girard sprach mit seiner Auserwählten von nichts mehr als von der Liebe; aber natürlich nicht von der gewöhnlichen Liebe, sondern „von der Vereinigung in dem Herzen Jesu.“ Das war nun natürlich eine „heilige Liebe,“ und einer solchen sich hinzugeben wurde der Cadière geradezu zur Pflicht gemacht. So erhitzte sich ihr Blut mehr und mehr und ihre Phantasie erreichte den Grad der Verwirrung, der den Ekstatischen eigen zu sein pflegt. In seliger Seligkeit lag sie oft stundenlang und sah den Himmel offen; aber dann kamen wieder Krämpfe und Ohnmachten und mit diesen stellten sich Visionen anderer Art ein, in welchen sie sich für eine Verlorne hielt. In solchem Zustande traten Flüche und Lästerungen auf ihre Lippen und sie geberdete sich nicht anders denn wie eine Beseffene. Eines Tages, als sie einen derartigen Anfall hatte, glaubte sie die Seele eines Todsünders vor sich zu sehen und zugleich hörte sie die Worte: „Wenn Du mich aus diesem Zustand retten willst, so mußt Du Dich entschließen, Dich ein Jahr lang vom Satan in Besitz nehmen zu lassen. Zum Tode erdrossen verlangte sie von ihrem Beichtiger Hilfe gegen solche satanische Ansechtungen; allein er erklärte ihr rundweg, daß es ihre Pflicht sei, jene Seele zu erlösen und daß sie sich daher dem Satan auf ein Jahr lang ergeben müsse. Auch drang er so lange in sie, bis sie mit einem heiligen Eidschwur zu gehorchen versprach, und von diesem Zeitpunkte an — es war zu Ende des Jahres 1729 — wählte sich das arme Kind vollständig in der Gewalt des Teufels.

Es war ein gräßlicher Zustand, dieser Zustand des Beseffenseins, und oft stieß sie halbe Tage lang nichts als die fürchterlichsten Flüche und Gotteslästerungen aus. Darob entsetzten sich ihre Mütter und ihre Brüder, und ach, wie froh waren sie, wenn dann der Pater Girard kam, um der armen Gequälten auf eine Zeitlang Ruhe zu verschaffen. Er nämlich ganz allein hatte Macht über sie und den Satan, und deshalb ward ihm auch, wie soeben gesagt, von Herzen gern gestattet, viele Stunden bei verschlossenen Thüren — die Beschwörung des Satans konnte nur vorgenommen werden, wenn Niemand sonst zugegen war — bei ihr zuzubringen. Wozu er aber diese Stunden benützte — nun wir denken, es wird dem Leser aus dem Nachfolgenden klar genug werden.

Um diese Zeit nämlich bekam die Cadière an Händen und Füßen,

sowie unter ihren Brüsten rothe Flecken, über deren Entstehung sie nicht klar werden konnte; weil ihr dieselben aber Schmerzen verursachten, so legte sie linderndes Pflaster auf. Doch der Pater Girard erklärte, die Flecken seien nichts anderes als ein Abzeichen der Wundmale Christi, riß sofort das Pflaster ab, und küßte und betastete nun die halbunden Stellen mit solcher Inbrunst, daß sich dieselben bald vergrößerten. Dessenungeachtet durfte nicht nach dem Arzte gesandt werden, sondern der Pater bestand darauf, daß die Wunden ein Merkmal der ganz besondern Gnade Gottes seien, und die Cadière, wie ihre etwas beschränkte, aber sehr fromme Mutter schenkten ihm vollen Glauben. „Ihr werdet nunmehr,“ sagte er darauf zu seinem armen Schlachtopfer, indem er zugleich eine kleine Ruthe hervorzog, „in den Himmel verzückt werden, aber nur erst dann, wenn Ihr vorerst die tiefste Stufe der Demüthigung durchgemacht und Euch von mir habt die letzte Disciplin ertheilen lassen. Doch ehe wir so weit gehen, schwört mir einen heiligen Eid, daß Ihr das Geheimniß unverbrüchlich bewahren wollt, denn wenn Ihr je davon sprächet, so wäret Ihr und ich auf immer verloren.“ Sofort leistete die Cadière, die längst keinen anderen Willen mehr hatte, als den seinen, den Eid, und nun ging es an die spanische Disciplin, das ist an die Geißelung des gänzlich entbloßten Körpers. Eine schmerzhaft Züchtigung darf sich aber der Leser darunter nicht denken, sondern der Pater strich und kigelte vielmehr jeden Theil des Körpers gar sanft und küßte ihn dann mit inniglicher Lust. Weil sich jedoch die Cadière weigerte, die sämmtlichen Kleider zu entfernen, schalt sie Girard eine Hochmüthige, mit der Gott ganz und gar nicht zufrieden sein könne und forderte mit Strenge Gehorsam. Sie versuchte es; aber so wie sie das Hemd abziehen wollte, fiel sie in Ohnmacht. Nun halfen seine Hände nach und bald fiel die letzte Hülle. In demselben Moment umschlang er sie mit glühender Gier. . . .

„Doch,“ so drückt sich der fromme Theologe aus, welcher das Hauptwerk über diesen berühmten Proceß aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt hat: „doch die Erzählung des Uebrigen ist kein Geheimniß der Zunge mehr, sondern nur der Gedanken, und ohnehin weigert sich die Feder, dergleichen schändliche Wollustscenen niederzuschreiben.“

Der Pater Girard war also eben daran, durch die Stigmatisation — wie nachher bei Maria von Mörl so gut gelang — bei der Cadière eine zweite Menschwerdung Christi in Scene zu setzen und sie dadurch in den Himmel zu verzücken, das heißt mit andern Worten, eine Prophetin und Heilige aus ihr zu machen. Er war eben daran, sagen wir, allein zur Durchführung dieses seines Planes kam es nicht, denn bei Fräulein Katharina Cadière traten jetzt Erscheinungen ein, welche auf

nichts Anderes hindeuteten, als daß sie, wenn die Zeit gekommen sei, Mutter werden würde. Der Pater erschraf bis zum Tod, als er diese Entdeckung machte, und nicht minder erschraf auch die Cadière, in welcher es nun endlich aufzudämmern anfang, was die „Vereinigung im heiligen Herzen Jesu“ zu bedeuten habe. Doch bald faßte sich der Pater wieder und bedeutete seiner Beichttochter, ohne sie übrigens aufzuklären, daß er durch eine Cur, die er mit ihr vornehmen wolle, sofort alles wieder in die richtige Ordnung bringen werde. Auch begann er die Cur augenblicklich, und es bestand dieselbe in einem rothen Pulver, das er dem Mädchen verschiedene Male des Tages in einem Glase Wasser aufgelöst zu kosten gab. Die Mischung übrigens nahm er immer eigenhändig vor, und Niemand, nicht einmal die Mutter der Kranken, durfte das Getränk auch nur berühren, viel weniger untersuchen. Wollte aber die Mutter wissen, was das Alles zu bedeuten habe, so erwiderte er ihr, Katharina leide an einer Entzündung des Geblüts und von dieser würden sie die Pulver befreien.“

Und sie befreiten sie wirklich, denn nach wenigen Tagen schon hatte die Cadière einen großen Blutverlust, respective es stellte sich ein Abortus ein, welcher das Schlachtopfer des Jesuitenpaters vor der Schande, die ihr bevorstand, für immer befreite. Allein nun drohte eine andere Gefahr. Weil sie nämlich durch den erlittenen Blutverlust so geschwächt wurde, daß ihr Leben auf dem Spiele stand, drang ihre Mutter darauf, daß ein Arzt zu Rathe gezogen werde, und wenn der Arzt kam, so stand die Entdeckung des ganzen Frevels bevor. Doch auch diesmal wieder wußte sich der schlaue Girard zu helfen. Er gab nämlich der Mutter mit der Miene des heiligsten Ernstes die Versicherung, daß die Krankheit ihrer Tochter als ein himmlisches Leiden außerhalb der Sphäre der medicinischen Kenntnisse liege, und die bigotte Frau schenkte ihm auch diesmal wieder Glauben. Zugleich beschloß er, um ganz sicher zu gehen und eine durch weltliche Behörden veranstaltete Untersuchung für alle Zukunft unmöglich zu machen, die Cadière in einem ihm befreundeten Nonnenkloster als „Gästin“ unterzubringen, und wandte sich sofort deshalb an die Aebtissin von St. Clara zu Orléans in der nächsten Nachbarschaft. Die Aebtissin aber, durch den Bericht des Paters über die Tugend, Frömmigkeit und erhabene Bestimmung der Cadière ganz entzückt, willigte augenblicklich ein, das Mädchen, das sie als eine Braut Christi betrachtete, bei sich und ihren Schwestern aufzunehmen. Nicht minder freudig gab auch die devote Mutter der Cadière ihre Zustimmung und so siedelte denn die letztere am 6. Juli 1730 in's Kloster von St. Clara zu Orléans über.

Wer war nun froher als der Pater Girard? Vermehrte er doch,

daß nun das Geheimniß seines Umgangs mit der Cadière den weltlichen Augen für immer entrückt sei, ohne daß er deshalb nöthig hätte, diesen Umgang selbst irgendwie abzubrechen! Auch setzte er letzteres bei einem Besuche, den er nach vierzehn Tagen in Ollioules bei der Aebtissin machte, mit Leichtigkeit durch, indem ihm diese ohne Anstand gestattete, die Cadière zu besuchen und Briefe mit ihr zu wechseln. Natürlich, denn er war ja der Beichtvater! Doch fiel gleich von Anfang an auf, daß er unter dem Vorwand des Beichthörens oft Stunden lang mit seinem Beichtkind zusammenblieb; sodann daß seine Briefe sich in den schwärmerisch-liehepollsten Ausdrücken für sein theures, gottbegnadetes Kind ergingen. Neugierig, wie alle alten Jungfern sind, paßten ihm also die Nonnen, so oft er kam, genau auf und fanden sofort, daß er bei seiner Beichttochter nicht bloß stundenlang allein blieb, sondern daß er sich sogar mit ihr einschloß und, um nicht beobachtet werden zu können, den an den Thüren der Klosterzellen befindlichen Schieber vorschob. Das war höchst verdächtig und demgemäß erhoben die Nonnen Klage bei der Aebtissin. Diese aber konnte natürlich nicht umhin, dem Pater solches Treiben strengstens zu untersagen, und ihm schließlich, als er sich um das Verbot nicht kümmerte, den Besuch der Cadière in ihrer Zelle gänzlich zu untersagen. Der wollüstige Pater sah sich also jetzt auf das Sprachgitter verwiesen; allein nun — die Liebe macht erfinderisch — nun schnitt er die Gitterstäbe auf eine Art durch, daß er sie nach Belieben herausnehmen konnte, und hiedurch entstand eine Oeffnung, geräumig genug, den Gegenstand seiner Begierden, sowie Niemand um den Weg war, an sich heranzuziehen, ihn zu betasten, zu küssen, zu umarmen, zu discipliniren.

So trieb er es eine geraume Zeit; doch eines Tages ward er von einer Nonne überrascht, wie er eben die Cadière umschlungen hielt und küßte. Die Nonne erhob einen Höllenlärm, und es half ihm nur wenig, daß er Alles mit frecher Stirne abläugnete. Man traute ihm nicht mehr und er sah sich von jetzt ab von allen Seiten mit den schärfsten Augen bewacht. Das war nun gar nicht nach seinem Geschmack, und somit erklärte er plötzlich, die Cadière habe jetzt im Kloster St. Clara, sowie überhaupt in Toulon, die Menschheit genugsam erbaut, weswegen es an der Zeit sei, sie in ein anderes Kloster zu versenden, damit auch dieses die Früchte ihrer Heiligkeit genieße. Auch wählte er sofort das Karthäuserinnenkloster zu Premola bei Lyon zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte aus, und traf Anstalt, sie in den nächsten Tagen dahin zu versenden. Doch nunmehr hieß es: bis hieher und nicht weiter!

Die Aebtissin von St. Clara nämlich hatte mehr und mehr an

dem Gebahren des Pater Girard einen großen Anstand genommen und insbesondere mißfiel ihr die Eigenmächtigkeit, mit welcher der stolze Jesuit auftrat. Sie setzte also den Bischof von Lyon, in dessen Sprengel Toulon gehört, schnellstens von Allem, was vorgekommen, in Kenntniß, und dieser befahl nicht nur der Cadière, vorderhand in St. Clara zu bleiben, sondern untersagte ihr auch, sich fernerehin des Pater Girard als ihres Beichtvaters zu bedienen, und verbot zugleich Letzerem, das Kloster St. Clara auch nur noch ein einziges Mal zu betreten. Einige Tage später beauftragte er den Abbé Camerle, die Cadière zu deren größerer Sicherheit nach dem unweit von Toulon gelegenen Landhause des Herrn Panqué, eines nahen Verwandten von ihm, zu bringen, und schließlich ertheilte er dem Pater Niclas, dem Prior des Carmeliterklosters von Lyon die Ordre, sofort als Beichtiger bei der Cadière einzutreten.

Ein unendlicher Zorn ergriff den Pater Girard, als er von dem Allem Kunde erhielt; noch größer womöglich aber war sein Schrecken, denn er dachte nicht anders, als die Cadière hätte bereits umfassende Geständnisse abgelegt. Doch nach kurzem schon gewann er seine kalte Selbstbeherrschung wieder, und nach einigem Nachdenken fandte er die Demoiselle Grevier, seine vertraute Beichttochter von früher und zugleich eine Schulfreundin der Cadière, an die letztere auf des Herrn Panqué Landhaus ab. Sie sollte sich dort unter dem Vorwande eines unschuldigen Besuches Zutritt zu der Cadière verschaffen, diese aber dann über Alles, was sie bis jetzt ausgesagt, genau ausfragen und ihr insbesondere die ganze mit ihm, dem Beichtvater, geführte Liebescorrespondenz abschmeicheln. Die Mission gelang vollkommen und den Tag darauf erhielt der Pater nicht bloß alle seine Briefe (einige wenige ausgenommen, welche in einem noch in St. Clara befindlichen Koffer lagen) zurück, sondern auch die verschiedenen mystischen Schriften, durch deren Lesung er früher den Verstand seines Beichtkinds zu verwirren gewußt hatte. Von dieser Seite her konnte er also nicht compromittirt werden und wer wollte ihm überhaupt nun etwas anhaben?

Es sollte aber doch anders kommen. Die Cadière nämlich lebte der durch ihren jesuitischen Freund ihr beigebrachten Ueberzeugung, daß alle die unkeuschen Berührungen, die zwischen ihm und ihr stattgefunden, keine Sünde seien, weil ihr geistiger Willen nicht sündhaft dabei mitgewirkt habe, und diese ihre Ueberzeugung sprach sie auch gegen ihren neuen Beichtiger aus. Hiedurch wurde dieser veranlaßt, weiter und weiter zu forschen, und so erfuhr er endlich nach längerem starken Zuspruch das ganze Geheimniß der begangenen Schandthaten. Herr Gott im Himmel, wie entsetzte er sich da! Ein Priester des Herrn, dazu noch einer, der in ganz Toulon im Geruch der Heiligkeit stand, und eine

solche Verworfenheit! Augenblicklich setzte er den Bischof von Lyon von Allen in Kenntniß und dieser eilte sofort in Person nach dem Landhause seines Verwandten, um sich mit den eigenen Ohren von dem Unglaublichen zu überzeugen. Die Cadère aber blieb fest bei dem einmal gemachten Geständnisse, und ihre ganze Haltung bewies, daß sie die Wahrheit sagte.

Es war ein Trevel sonder Gleichen, der hier vorlag, und deswegen schwur auch der Bischof in seinem ersten Zorn, die beleidigte Kirche zu rächen und die Stadt Toulon von dem reißenden Wolfe zu befreien. Später jedoch, als die Ueberlegung wieder eintrat, kamen ihm verschiedene Bedenken, und insbesondere sah er ein, daß der Gesammtclerus in seinem Ansehen leide, wenn man den Scandal öffentlich mache. Ueberdem flehte ihn die Cadère kniefällig und in Thränen verschwimmend an, um ihrer und ihrer Familie Ehre willen den Schleier des Stillschweigens über das Vergangene zu werfen, und um dasselbe flehten auch ihre Brüder, die man herbeigerufen hatte, namentlich der Dominicaner. So wurde der Bischof in seinem ersten Voratz wieder wankend und versprach endlich, die entsetzliche Geschichte der Vergessenheit zu übergeben oder wenigstens von einer öffentlichen Unterjudung abzustehen. Das jedoch konnte er nicht über sich gewinnen, daß er den abscheulichen Girard auch noch künftighin als Prediger und Seelsorger functioniren lassen wolle und somit verbot er ihm stricte sowohl die Kanzel als den Beichtstuhl.

Es hatte also vollkommen den Anschein, daß der gemeine Trevel des Pater Girard, was man sagt, vertuscht werden würde, und es wäre auch sicherlich so weit gekommen, wenn nicht, zum Glück für Recht und Wahrheit, die Jesuiten selbst es verhindert hätten. „Die Jesuiten selbst?“ fragt man verwundert. „Sie, die so unendlich froh hätten sein sollen, daß ihr Orden nicht durch die Aufdeckung der Lasterthaten eines ihrer hervorragendsten Mitglieder mit Schmach bedeckt wurde?“ Ja, erwidern wir, die Jesuiten selbst, oder vielmehr ihr grenzenloser geistlicher Hochmuth. Dieser Hochmuth konnte es nicht ertragen, daß ihr Rector, welcher bisher so sehr durch seine Beredsamkeit und seinen Einfluß auf die Damen Toulons gegläntzt hatte, nun plötzlich von Kanzel und Beichtstuhl ausgeschlossen sein sollte, und der Rector selbst spie Feuer und Flamme darüber. „Ueberdem,“ calculirten sie nicht ohne Grund, „werden die Leute nicht fragen, warum denn der Rector Girard nicht mehr predigen und beicht halten dürfe, und müssen nicht, weil wir ihnen keine genügende Antwort geben können, nothwendig die ärgerlichsten Gerüchte daraus entstehen?“ Sie hielten also, den Pater Sabathire, welcher die Hauptrolle in dem kommenden Proceß spielt, an der Spitze großen

Rath, und das Resultat desselben war der Beschluß, darauf zu dringen, daß die Cadière als Lügnerin und Verleumderin gestraft werde. Ja, eine solch' immense Frechheit besaßen sie, denn sie mußten, daß das Criminalgericht in Toulon, sowie auch der Official des Bischofs von Vyon (sein Vicar in weltlichen Gerichtsangelegenheiten) ganz auf ihrer Seite standen, und somit rechneten sie mit Bestimmtheit darauf, daß ihr Bruder Girard vollständig gerechtfertigt aus der Untersuchung hervorgehen würde.

Raum hatten die Jesuiten, natürlich übrigens nicht die Jesuiten in corpore, sondern nur die des Seminars der Schiffsprediger in Toulon den obgenannten Beschluß gefaßt, so über sandten sie dem Bischof von Vyon eine wohlhabende Eingabe, worin sie kurzweg Gerechtigkeit verlangten. „Entweder,“ sagten sie in dem Schriftstück, „hat Pater Girard den Frevel, dessen man ihn bezichtigt, begangen, und dann gebührt ihm die strengste Strafe, oder aber hat er ihn nicht begangen, und dann muß seiner Anklägerin werden, was eine solch' schlimme Verleumderin verdient.“ Man sieht, die Herren Patres führten die Sprache der gekränkten Unschuld, in der Hoffnung dadurch zu imponiren, und in der That wurde auch der Bischof wieder zweifelhaft, ob den Rector Girard wirklich so schwere Schuld treffe. Im Uebrigen entsprach er dem Verlangen der Töchter Conolä und befahl seinem Official, sofort die gewünschte Untersuchung anzustellen.

Auf diese Art ward der vielberüchtigte Proceß in Scene gesetzt, und im Anfang schien es wirklich, als ob die Jesuiten ihr Ziel: die Verurtheilung der Cadière als einer gemeinen Lügnerin, erreichen würden. Nicht nur nämlich ging der bischöfliche Official, welcher die Voruntersuchung zu leiten hatte, sehr partiisch zu Werk und nahm die Aussagen der Cadière und ihrer Zeugen absichtlich oft ganz verkehrt zu Protokoll, sondern das Criminalgericht, an welches nachher die Angelegenheit kam, verfuhr womöglich noch partiischer, und erlaubte sich sogar, wie nachher bewiesen wurde, förmliche Rechtsverletzungen. Versammelten sich doch, um nur Eines anzuführen, die Herren Richter alle Abende heimlich in dem Jesuitenseminar und verabredeten dort mit Girard und Sabathire Alles, was den andern Tag im Gerichtssaale aufgetischt werden sollte! Kurz, es geschah, was nur irgend geschehen konnte, um die Cadière zur Lügnerin zu stempeln, und endlich ging man sogar so weit, daß man die letztere, um sie müde zu machen, in eine Kammer des Ursulinerinnenlofters zu Toulon (über die Ursulinerinnen hatten die Jesuiten die Aufsicht) brachte, in welcher es vor Gestank und Moder (kurz zuvor war eine Wahnsinnige darin gestorben) nicht auszuhalten war. Ja, damit das Maß voll werde, beschworen schließlich die Ursu-

linerrinnen, daß die Cadlière sich von jeher durch einen schlechten Character bemerklich gemacht habe und daß sie ohne Zweifel von den Feinden des Ordens Jesu bestochen worden sei. Ueberdem könne sie des gemeinsten Betrugs überführt werden, denn sie hätte mittelst verschiedener geheimer Mittel ihren Körper mit Wundmalen bedeckt, um dadurch die Glorie des Heiligenscheins zu erwerben.

Trotz allem dem ging der Proceß nicht so schnell zu Ende, als es die Jesuiten gehofft hatten. Im Gegentheil machte er ein solch' ungeheures Aufsehen durch ganz Frankreich, daß der König auf den Vortrag seines Staatsraths die strengste Untersuchung anbefahl und damit das Criminalamt von Aix betraute. Jetzt trat die Sache in ein neues Stadium und die ganze gebildete Welt wartete mit der außerordentlichsten Spannung des Ausgangs derselben; die Jesuiten aber, einsehend, daß eine Lebensfrage für sie daraus erwachsen sei, boten jetzt den Einfluß ihres ganzen Ordens auf, um ein für sie günstiges Resultat zu erzielen, und sparten zugleich das Geld so wenig, daß sie nur allein für Bestechung der Richter und Zeugen über eine Million Francs ausgaben. Was nur der Verstand, die List und die Schlechtigkeit irgend ersinnen konnten, wurde erfunden, und Hunderte von Eidschwüren wurden geleistet, die man nachher als fälschlich geleistet erkannte. Der Pater Girard legte dem Criminalamt alle seine Briefe vor, die er an die Cadlière geschrieben, und dieselben athmeten nichts als väterliche Besorgtheit für sein Beichtkind; allein diese Briefe waren unterschoben und von ihm eigens zur Täuschung der Richter fabricirt. Es traten Zeugen auf, welche beschworen, mitangehört zu haben, wie der Prior der Carmeliter und der Dominicaner Cadlière, der Bruder Katharina's, mit einander ein Complot eingingen, den Pater Girard mit sammt dem Orden Jesu durch die erfundenen Lügen der Katharina Cadlière in den Augen der Welt zu vernichten. Man setzte den Nonnen von Ollioules mit Versprechungen und Drohungen so lange zu, bis sie nicht nur Alles zurücknahmen, womit sie früher den Pater Girard belastet hatten sondern bis sie sich selbst dazu herbeiliessen, die Cadlière als eine nichtsnutzige Person zu bezeichnen, welche auf nichts anderes ausgegangen sei, als den guten Pater Girard durch ihre Teufelskünste zu verführen.*) Man verfuhr gegen die Cadlière wie früher in den Zeiten, wo man alle Geständnisse durch die Tortur erpreßte, und versagte ihr, der so unendlich Verlassenen

*) Wer sich dafür interessirt, das ganze entsetzliche Lügengewebe der Jesuiten kennen zu lernen, der lese den ersten Band des Werkes: „Proceß zwischen dem Pater Girard, S. J., Rectoris des Seminarii de la Marine zu Toulon und der Jungfer Cadlière. Köln, 1732.“

und Unglücklichen, jedweden geistlichen Trost, es sei denn, daß sie zuvor einen Revers unterschreibe, in welchem sie ihre gegen den Pater Girard erhobene Anklage als eine Lüge und Verleumdung bezeichne. Man exorcirte sie sogar förmlich, als wäre sie vom Teufel besessen, und brachte sie durch diese Mißhandlung so herab, daß sie in eine mehrstündige Ohnmacht fiel. Endlich nahm man sie drei Tage lang hintereinander, den 25., 26. und 27. Februar 1731, vom Morgen bis zum Abend in's Verhör und hoffte, sie durch Ermattung, sowie durch Suggestivfragen so zu verwirren, daß man mit ihr anfangen könne, was man wolle. Noch mehr, als sie fortwährend standhaft bei ihren ersten Aussagen blieb, brachte man ihr am dritten Verhörtage durch ein Töchterchen der uns längst bekannten Guiol in ihrem Frühstück ein betäubendes Mittel bei, welches ihr Gehirn so sehr afficirte, daß sie ihre eigene Mutter nicht mehr erkannte, und in diesem Zustande mußte sie dann Rede und Antwort geben. Was Wunder also, wenn sie jetzt endlich, um nur der Höllequal los zu werden, Alles nachsprach, was man von ihr haben wollte, und den Pater Nicolas, den Prior der Carmeliter, als denjenigen bezeichnete, welcher sie beredet habe, den Pater Girard, ihren früheren Beichtvater, lügenhafterweise und fälschlich der Mädchenhändlung und Fruchtabtreibung zu beschuldigen!

So schien es denn, als ob der Proceß doch endlich günstig für die Jesuiten endigen müsse, und diese letzteren stimmten deshalb auch, als der Widerruf der Cadière vorlag, eine ungeheure Jubelhymne an. Allein die Hymne kam zu früh. Kaum nämlich hatte die Cadière ihr klares Bewußtsein wieder erlangt, so bezeichnete sie ihr letztes Geständniß als ein grundfalsches, welches man durch Gewalt und die schändlichsten Mittel von ihr erlangt habe, und eigenthümlich — jeder Vernünftige unter den Laien und sogar sehr viele unter den Weltgeistlichen schenkten ihr Glauben. Den Pater Girard aber verdamnte fast alle Welt als den Schuldigen, obwohl er mit der frechsten Stirne alles Schwerere ablängnete, was ihm von der Cadière vorgeworfen worden war. Alles „Schwerere“ wiederholen wir, denn einiges Leichtere konnte der Jesuit nicht in Abrede ziehen, weil zu viel Zeugenschaft gegen ihn vorlag, und dieses Leichtere schon warf ein Licht auf ihn, das ihn als gänzlich unrein bezeichnete. So konnte er nicht läugnen, daß er sich stundenlang mit seiner Beichttochter abgeschlossen habe, während diese in Folge von Hysterie bewußtlos in ihrem Bette lag. Er konnte nicht läugnen, daß sie ihren Körper vor ihm entblößen mußte, und daß er dann die Wundmale, besonders die unter den Brüsten, mit Inbrunst betastete, kitzelte, küßte. Er konnte nicht läugnen, daß er ihr, weil ihre monatliche Reinigung ausblieb, mehrere Male ein röthliches Pulver in

einem Glas Wasser reichte, und daß er dann das viele Blut, welches daraufhin sich einstellte, mit eigenen Händen aus dem Hause schaffte. Nun aber, wenn er dies zugeben mußte, weil die Mutter der Cadière und deren beide Dienstmädchen stricte dabei blieben, lag nicht darin das Geständniß, daß er sich mit seiner Beichttochter Freiheiten erlaubt habe, welche sich ein anständiger Mann nicht einmal seiner Gattin gegenüber herausnimmt? Die Cadière also legte eidlichen Protest ein gegen das ihr am dritten Verhörtage abgenöthigte falsche Geständniß und drang zugleich auf Restitution, das ist auf Wiedereinfekung in den vorigen Stand; der königliche Staatsrath in Paris aber, bei welchem ihr Anwalt ihre Klage vorbrachte, entsprach sofort derselben, und der König von Frankreich wies das Parlament von Aix, als den höchsten Gerichtshof der Provinz Provence an, diese „cause célèbre“ in letzter Instanz zu entscheiden.

Der Proceß begann also von Neuem und abermalen boten die Jesuiten all' ihren Einfluß auf, um auch die neuen Richter günstig für sich zu stimmen. Abermalen mußten Freunde und Freundinnen die Parlamentsmitglieder bearbeiten; abermalen spielten Drohungen mit den ewigen HölLENstrafen eine bedeutende Rolle; abermalen ward das Gold in solchen Massen verausgabt, daß zu der früheren Bestechungsmillion eine neue hinzukam. Auch gelang es den Söhnen Loyola's in der That, einen guten Theil der Richter für sich zu gewinnen, und ein weiterer Vortheil für sie war, daß der berühmte Sachwalter Thorame sich dazu herbeiliess, vor Gericht für Girard zu plaidiren. Ueberdem durften sie auf die wichtigste Person beim Proceß, auf den Generalprocurator oder obersten Staatsanwalt, unbedingt rechnen, und in der Stille hatte sich der Präsident des Hofes ihnen ebenfalls mit Leib und Seele verschrieben. Sie hielten sich also auch jetzt des Sieges für versichert, und zwar um so mehr, als die Cadière weder Geld noch hohe Gönner und Freunde besaß. Eines aber hatten sie doch vergessen — den Sinn für Gerechtigkeit, der nie ausstirbt in der Menschheit, und dieser Sinn war es, welcher nicht nur der Cadière einen Anwalt gewann, wie den hochberühmten Chaudon, der den Thorame zwar nicht an Spitzfindigkeiten und Kniffen, aber jedenfalls an Wissen und Scharfsinn übertraf, sondern welcher auch verhinderte, daß die Mehrzahl der Richter sich von dem Golde der Girard-Partei blenden ließ.

Ich will nun übrigens den Leser mit den Einzelheiten dieser großen Scandalgeschichte nicht länger aufhalten und eile mit schnellen Schritten dem Ende zu. Am 11. September 1731 stellten die beiden Parteien ihre Anträge. Der Thorame's, des Girard'schen Anwalts, lautete dahin: „daß die Cadière verurtheilt werden solle, zuerst Ehrenbuße vor

der Kirchthüre von St. Salvator zu thun, und dann erhängen und strangulirt zu werden, bis sie todt sei," und dieser Antrag kam zuerst zur Abstimmung. Das Collegium bestand außer dem Präsidenten aus vierundzwanzig Richtern, und es gehörten also dreizehn Stimmen zur Mehrheit: für die Proposition Thorame's erhoben sich aber nur deren acht und der Antrag fiel also glänzend durch. Jetzt kam der Antrag Chaudon's an die Reihe und dieser wollte: „daß der Pater Girard wegen erwiesener Schändung und Fruchtabtreibung, sowie wegen Erniedrigung seiner priesterlichen Würde durch das oftmals wiederholte Vergehen gegen die Sittlichkeit durch's Veil vom Leben zum Tod zu bringen sei.“ Wie verhielten sich nun hiezu die Richter? Zwölf, sage zwölf, stimmten mit Ja und die anderen Zwölfe mit Nein. Es kam also zum Stichentscheid des Präsidenten und dieser stimmte natürlich gegen den Chaudon'schen Antrag. Zuletzt brachte einer der Richter einen vermittelnden Antrag ein und dieser ging dahin: „Erstens, daß der Pater Girard in Anbetracht der an ihm sichtbar gewordenen Geisteschwäche, die ihn zum Gegenstande des Spottes seiner Beichtkinder gemacht, von den ihm zur Last gelegten Verbrechen und Vergehen zwar freigesprochen, aber an das geistliche Gericht verwiesen werden sollte; zweitens, daß die Cadière ebenfalls freizulassen und ihrer Mutter zu übergeben sei, unter der einzigen Beschwerde, die Unkosten, welche der Proceß bei dem Criminalleutnant von Toulon verursacht, jedoch ohne alle Interessen und sonstigen Schadenersatz zu tragen; drittens, daß der Prior der Carmeliter, Nielas de St. Joseph, sowie die Brüder der Cadière, welche des Complots und der falschen Anklage gegen den Girard beschuldigt waren, ebenfalls freizusprechen und sofort aus dem Gefängniß zu entlassen seien; viertens endlich, daß die Schriften, die von den beiden Parteien eingereicht wurden, soweit sie der Ehre der Kirche nachtheilig, vernichtet und durch den Obergerichtsdienner zerrissen werden sollten.“ Dahin ging der vermittelnde Antrag, und sein Inhalt beweist, daß der Richter, der ihn stellte, den Girard durchaus nicht von der Schuld freigesprochen, sondern in ihm nur die Priesterschaft geschildert wissen wollte. Dennoch aber konnte er nur zwölf Stimmen für ihn zusammenbringen, und die zwölf andern blieben dabei, daß Girard mit dem Tode zu bestrafen sei. Natürlich übrigens wurde der Antrag durch den Stichentscheid des Jesuiten günstigen Präsidenten zum Beschluß erhoben, und somit endigte der famose Proceß mit der Freisprechung aller Vertheiligten — ein Resultat, das bis jetzt noch in keinem Proceße erlangt worden war.



XIII.

Die Cisterzienser.



ieser Orden wurde vom h. Robert gestiftet. Er stammt ursprünglich aus Champagne. Seine Mutter Ermengard, als sie mit ihm schwanger ging, sah im Traume die h. Jungfrau, welche einen goldenen Ring in der Hand hielt und den Sohn zu heirathen versprach, den sie unter ihrem Herzen trüge. Er hatte kaum das fünfzehnte Jahr erreicht, als er, sich dem Dienste der Himmelskönigin widmend, in der Abtei Montier la Celle ein Benedictiner wurde. Kurze Zeit darauf wurde er Prior dieses Klosters und später Abt zu St. Michael zu Tonnerre. Da aber die Religiosen zu Tonnerre ein freies, ungebundenes Leben liebten und sich einer strengen Klosterzucht nicht fügen wollten, verließ er sie und kehrte nach Montier la Celle zurück.

Da jedoch einige Einsiedler aus einem benachbarten Walde, die sich in einer Wüste, Colan genannt, versammelt hatten, den Papst baten, er möge ihnen den Abt Robert zusenden, ging er zu ihnen. Weil aber

die Einöde zu ungesund war, so führte sie Robert in den Molesmer Wald, wo sie fast nur von Wurzeln lebten.

Als aber diese Religiosen durch Schenkungen reich wurden, und nun eine ungebundene Lebensweise führten, trennte sich Robert mit sechs Gefährten und begab sich nach Cîteaux oder Cisteaux, fünf Meilen von Dijon, und ließ sich im Kirchsprengel von Chalons nieder. Die Mönche von Molesme bereuten bald ihr Betragen, und so wurde und blieb Robert ihr Abt bis an seinen Tod, der im Jahre 1110 erfolgte. Er und seine Nachfolger verschärften die Klosterzucht, denn in dem berühmten Clugny war bereits der böse Cirkel eingetreten, in den der Satan alle Klöster gebannt zu haben schien; mit den Reichthümern vergaßen sie Zucht und Regel, und so ging es trotz allen Reformen, die sie wieder zur Regel zurückbringen sollten, bis an's Ende der Tage. Der eigentliche Geist des Cisterzienser-Ordens war oder sollte sein: Buchstäbliche Befolgung der Regel des h. Benedicts ohne Glossen und Ausnahmen.

Cîteaux verbannte alle überflüssige Speise und Kleider, selbst den Pfeffer — und alle goldenen und silbernen Gefäße — Laienbrüder mußten die Oekonomie besorgen, damit die Mönche sich desto besser dem Gebete, Studium und Bücherabschreiben widmen könnten: minder fähige Mönche trieben Wollenwebereien, Handwerke, Landwirthschaft und selbst Schiffsbau. Es war Gesetz, nicht in Städten, Schlössern oder Dörfern zu wohnen, sondern bloß in Wäldern und Wüsten, und so waren in der That die Cisterzienser nützliche Mönche und lange Zeit hindurch die besten Mönche, daher sie auch *boni homines* (gute Menschen) genannt wurden. Zu Clugny aber, das mehr Einfluß auf Staat und Kirche hatte, glänzte bereits alles von Gold, Silber und Edelsteinen, während zu Cîteaux alles von Holz, Eisen und Kupfer war, den silbernen Abendmahlskelch ausgenommen.

Cîteaux und Clugny waren jetzt offenbare Nebenbuhler und Cîteaux verdunkelte Clugny.

Im Jahre 1150, wo sie wegen des Lehens in Streit geriethen, ging der Haß so weit, daß die von Clugny das Cisterzienserkloster *de Miroir* von Grund aus niederrissen, und sicher wäre dieser Haß in noch weit ärgerlichere Ausbrüche ausgeartet, wenn nicht der Ruf der Karthäuser und Grandmontenser gewesen wäre, die noch strenger lebten.

Clugny konnte aber nicht aufkommen vor Cîteaux, wenn es auch gleich den Prior absetzte, der in seinem Gefolge 40 Pferde hatte und ihn auf drei beschränkte — und nun kam erst noch der h. Bernhard. Es war geschehen um das veraltete Clugny. Cîteaux wurde schwer reich und noch heute verdient es einen kleinen Abstecher, wenn man von Dijon nach Chalons reist. Es ruhen daselbst 56 Herzoge von Burgund und

die Abtei zählte noch vor der Revolution 80 Mönche, die 100.000 Pf. Einkünfte hatten.

Cîteaux hielt sich anfangs ganz an die Bischöfe. Ohne sie wurde kein Kloster erbaut, sie mußten die Statuten einsehen und bestätigen — die Abte ihnen Gehorsam geloben, und dadurch mehrte sich der Orden so schnell, daß er schon hundert Jahre nach seiner Entstehung 2000 Klöster zählte!

Nun brauchten sie die Bischöfe nicht mehr, und der Orden war gerade der erste, der sich ganz von fürstlicher und bischöflicher Gewalt losmachte und lediglich dem entfernten Oberhaupte der Kirche gehorchte.

Um die Mißbräuche zu vermeiden, die aus der Monarchie von Clugny hervorgegangen waren, führten sie eine Art Aristokratie ein, und in der Verordnung vom Jahre 1119, genannt Charta caritatis, werden die Abte angehalten, sich jährlich mit einigen Abgeordneten von jedem Kloster zu versammeln, woraus die Generalcapitel der Klöster hervorgingen.

Wenig Jahrzehnte nach Bernhard's Tode war die Zucht von Cîteaux um kein Haar besser, als die von Clugny, und doch vermehrten sich die Klöster dieses Ordens so stark, daß ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, in den Wäldern leben mehr Mönche und Nonnen, als wilde Thiere. Bernhard allein hatte 160 Klöster angelegt, 50 Jahre nach ihm zählte man schon 500. Die Mönche thaten sich hervor durch Zucht, musterhafte, fleißige Landwirthschaft und Bücherabschreiben; sie richteten sogar ihren Fleiß schon auf Verbesserung der Handschriften, wodurch sie als die ersten Väter der Kritik anzusehen sind, verfolgten aber auch nebenbei, bevor ihnen die Bettelmönche das häßliche Geschäft abnahmen, die albigensischen Keger.

Im Jahre 1161 gab es über 700 Cisterzienser-Abte in Deutschland, die sich alle zu dem Gegenpapst Alexander hielten, und da Kaiser Friedrich I. nur den Papst Victor anerkannt haben wollte, und allen Gegenpäpstern das Reich zu meiden gebot, so zogen die meisten Cisterzienser lieber nach Frankreich, als daß sie gehorchten.

Wie uns die geistlichen Schriftsteller erzählen, gab ihnen die heil. Jungfrau eigenhändig die weiße Rutte, an die kein Teufel Gewalt hatte, sie gab dem h. Stephan den himmlischen Gürtel, das Unterscheidungszeichen des Ordens, und erschien dem berühmten Seher Bertrand in einem Fluße, dessen Ufer von Gold und dessen Wasser voll Edelsteine war: sie belehrte den Bruder, daß dieser Goldfluß den Orden von Cîteaux und die darin rollenden Edelsteine die Mönche bedeuten. Dieser Bruder Bertrand, der öfters bis in den dritten Himmel entzückt war, und da alles sah, was nur zu sehen ist, auch seinen Namen geschrieben

im Buche des Lebens, war es auch, der dem Teufel die Hirnschale ein schlug und in Folge dessen eine stinkende Hand bekam.

In Cîteaux lebte und starb auch die selige Hildegard von Köln. Ihr Vater hatte sie schon als Kind mit nach dem h. Lande genommen, verkleidet als Knabe Joseph, und in Italien hatte sie das Unglück, unter Räuber zu fallen, die sie an einem Baume aufknüpften. Aber der Engel des Herrn hielt den kleinen Joseph drei Tage lang, daß ihn der Strick nicht erdroffelte, und da endlich Hirten kamen, die ihn abschnitten, woran der Engel nicht dachte, so schwebte der Knabe lebendig zur Erde, ein schneeweißes Pferd bot seinen Rücken und galoppirte mit ihm nach Verona. Von hier ging Joseph nach Cîteaux, und alle Brüder wußten nicht, wie ihnen geschah, so oft sie diesen Joseph ansahen, denn erst nach seinem Tode zeigte sich's, daß Bruder Joseph das Mädchen Hildegard war.

Nach Mauriques, dem großen Geschichtschreiber des Cisterzienser Ordens, der alle Wunder genau registrirte, mögen sie auch noch so unwahrscheinlich sein, gab es keine Gestalt, die der Teufel nicht annahm, die Cisterzienser zu necken. Dafür sah man aber auch beim Generalcapitel eine Himmelsleiter von Cîteaux bis über die Wolken, herrlicher als die Jakobsleiter, denn Jakob sah, wie Manrianoes sagt, die Leiter nur im Traume, die Brüder aber wachend.

Aber alle Wundermänner übertraf der h. Bernhard. Seine Persönlichkeit und sein Ruf war doch wohl die Hauptursache, daß König Alphons von Portugal sein ganzes Reich dem Orden zum Lehen gab, worauf die Cisterzienser unverschämmt genug waren, noch im Jahre 1578 Ansprüche zu gründen, als Sebastian im Treiffen bei Alcego gefallen war. Bernhards hoher Ruf und seine Mönchs-zucht machten, daß man in der Mitte des 13. Jahrhunderts so viele Bernhardiner-Möster zählte in allen Landen der Christenheit, und Könige, Fürsten und Päpste in die Brüderschaft eines Ordens traten, der sich auch anfangs durch Sittenreinheit, strenge Befolgung seiner Regel und Arbeitsamkeit vor andern auszeichnete.

Im 12. und 13. Jahrhundert wurden allein in Norddeutschland 109 Manns- und Frauenklöster gestiftet. Schneeweiße Tauben, die der h. Benno, Bischof von Meissen, dasjen sah, wo man das Kloster Altenzelle hinbaute, Tauben, die man Körnlein zusammenlesen sah, so künstlich, daß sie den Namen Maria bildeten, gaben in diesem allzufrommen Jahrhunderte Veranlassung zu Klosterstiftungen — warum nicht auch der so verkannte Esel? Die Cisterzienser zu Speier waren in Verlegenheit, wohin sie ein Kloster bauen sollten. Da beluden sie einen Esel mit ihrer Habe und folgten ihm — Mönche konnten keinen besseren

Wegweiser wählen, — der Esel blieb in einer morastigen Gegend stecken, sie folgten dem Winke der Vorsehung und bauten da Maulbronn. So die Sage.

Der h. Bernhard erlebte auch die Freude, seine Söhne in wohlversehenen deutschen Klöstern zu sehen, denn der Erzbischof von Köln stiftete 1122 Altcampen, das erste deutsche Cisterzienserkloster, dessen Abt sich daher Primas des Ordens in Deutschland nannte. Wir können nicht alle Klöster aufzählen, die nun in Nord- und Süddeutschland entstanden sind und wollen uns auf die berühmtesten Abteien Oesterreichs beschränken. Da finden wir die Abtei Heiligenkreuz bei Wien, gestiftet 1135 vom Markgrafen Leopold. Sie ist die älteste in Oesterreich. Im alten Capitelhause sieht man 14 Gräber von Gliedern des Babenberg'schen Herrscherstammes, in deren Mitte Friedrich der Streithare, welcher den Stamm beschloß, ruht. Böhmen besitzt die berühmte Abtei Osegg in der Nähe von Tepliz, und Tirol die Cisterzienserabtei Stams, welche die unglückliche Mutter Conradins, des letzten Hohenstaufen, erbaute und wo sich die Gruft der Grafen von Görz und Tirol, Friedrichs mit der leeren Tasche und Conradins befindet.

In Italien war im Königreich Neapel 1119 der Ableger von Monte Vergine entstanden, der etwa 24 Klöster zählte, meist in Sicilien. Das Stammkloster, der Jungfernberg, von 100 Mönchen bewohnt, ist stets mit Schnee bedeckt, und von Gott selbst, wie Heliot sagt, zum Ort der Buße geheiligt, denn wenn man Fleisch, Eier, Käse, ja nur Unschlitt zu Lichtern dahin bringt, so verfinstert sich die Luft, Stürme und Ungewitter brausen, und die ganze Natur um den Berg ist in Aufruhr, als ob der Teufel los und lebendig wäre.

Der heilige Wilhelm stiftete Monte Vergine, dessen Heiligkeit die Höflinge am Hofe Rogers so ungern sahen, daß sie ihn zum Falle zu bringen suchten, indem sie ihm eine der schönsten Buhlerinnen sandten. Der Heilige bestand aber die Probe, indem er sich auf ein Bett voll glühender Kohlen legte und die Schöne einlud, ein Gleiches zu thun. Das Feuer versengte dem Diener Gottes auch nicht ein Haar, und die staunende Buhlerin bekehrte sich selbst und ward Abtissin von Venosa!

Die Cisterzienserinnen wurden von der Schwester des h. Bernhard, Namens Gambelina gestiftet, welche bei einem Besuche in Cîteaux von den Einrichtungen, Sitten &c. der Religiosen so begeistert wurde, daß sie sich von ihrem Manne scheiden ließ und ins Kloster ging. Unter diesen Nonnen hat Passidea von Siena eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie geißelte sich mit Dornen und Wachholderzweigen, wusch

ihre Wunden mit Essig, Salz und Pfeffer, ihr Panzerhemd wog sechzig Pfund, sie ging auf Kirschkernen und Schrott, stieg in gefrierende Teiche, um sich mit einzufrieren zu lassen, und zur Abwechslung hing sie sich, den Kopf unterwärts, in einen Schornstein, wie ein Schinken.

Alle diese ascetischen Uebungen nahm sie vor, so lange sie noch in der Welt lebte, d. h. keine Nonne war. Später erschien ihr Christus (1587), drückte ihr seine fünf Wundmale auf, und zwei Nonnen sahen es, wie der Heiland wieder verschwand.

In dem spanischen Cisterzienserinnenkloster Las Huelgas waren die meisten Abtissinnen königliche Prinzessinnen, und so laßt sich erklären, wie die Abtissin Constantia der Kirche das große Vergerniß geben konnte, ihre Nonnen selbst einzusegnen, Beichte zu hören, die Kanzel zu besteigen, kurz alle priesterlichen Verrichtungen selbst zu thun, bis der Papst im Jahre 1210 ihr diese Machtvollkommenheit nahm.

Das Cisterzienserinnenkloster Harvstehude an der Alster, eine halbe Stunde von Hamburg, meist mit Hamburgerinnen guter Abkunft besetzt, wurde berühmt nicht durch Wunder und Bußungen, sondern durch Stolz, Ueppigkeit und Widerspenstigkeit. Die Hamburger Bürger litten es durchaus nicht, daß strenge Aebte die anverwandten Nonnen mit Raueiungen und allzustrengen Regeln quälten, und so sanken dieselben immer tiefer. Der Streit zwischen den Nonnen und ihrem vorgesetzten Abt von Meinfeld kam 1483 zu groben Ausbrüchen, und der Prälat, den der Bischof von Münster schickte, um diese Nonnen zur Reue zu bringen, wäre beinahe vom Hamburger Pöbel zerrissen worden. Die Reformation machte diesem Treiben ein Ende.





XIV.

Die letzte deutsche Here Maria Renata Singer von Mossau.



enata, die 69jährige Superiorin des Klosters Unterzell bei Würzburg, wurde im Jänner des Jahres 1749 von dem Propste ihres Klosters, ihrem persönlichen Feinde, auf Denunciation einiger junger Nonnen, welche die Günstlinge und Beichtkinder dieses Propstes waren, unversehens verhaftet. Die Nönchen klagten über nächtlichen Besuch von Unholden, gegen die sie sich mit ihren Geißeln (einem Hauptmöbel in ihrer Zelle) gewehrt haben wollten, und behaupteten, die Spuren dieses Kampfes im Angesichte der Renata zu sehen, die für eine Unholdin verschrien wurde. Schon früher hatte der Beichtvater dieses Klosters eine junge hysterische Nonne als besessen behandelt, mit häufigen Beschwörungen geplagt, ihre Phantasie und die ihrer reiz-

baren und leichtgläubigen Schwestern exaltirt und das Kloster mit solchen Symptomen der Hysterie angefüllt, daß es Aufsehen erregte und der unberufene Exorcist zur Verantwortung aufgefordert wurde. In

diesem Nonnenkloster, das neben einem Männerkloster lag, herrschte früher ein etwas lockeres Leben. Die jungen Mädchen kamen, wie Renata selbst, ungern, nur durch Zwang ihrer Eltern dahin, meist erst, nachdem sie den Genüssen der damals sehr verderbten Welt nicht mehr fremd waren. Daß sie Nachts beunruhigt wurden, ist glaublich, wenn auch von andern Unholden, als sie angaben. Der Herr Propst von Unterzell und der Abt von Oberzell, beide Günstlinge der Jesuiten, waren factisch die Gebieter der Klosterdämchen, die sie schon als Beichtväter zu Allem anleiten konnten, wozu sie wollten. Renata war (wie die Acten selbst eingestehen), gemeinlich die erste und letzte im Chor, Gottesdienste und bei andern geistlichen Uebungen gewesen. „Ihr Umgang war außerbäulich, ihr Gespräch geistlich, kurz ihr außerordlicher Lebenswandel untadelig gewesen;“ diesem und ihrem guten Verstande hatte sie ihr Ehrenamt zu verdanken gehabt; aber diese Eigenschaften der alten, ihren Novizenmeisterin mögen sie bei jenen Herren nicht empfohlen haben, die bei den jungen Nonnen andere Zwecke verfolgten und denen diese Oberin bei Verfolgung dieser Zwecke ein Hinderniß war. Ein langjähriger Haß zwischen Renata und dem Klosterpropst ist hergestellt. Er verhaftet sie, weil eine Chorjungfer, ein Beichtkind des Propstes, aus sagte, sie sei Nachts von ihr gestört worden. Er handelt allein, macht keine vorläufige Anzeige beim Ordinariate, verlangt keine Voruntersuchung. Er tritt sogleich absichtlich mit Aufsehen auf, verhört, inquirirt, exorcisirt und untersucht ihr Zimmer persönlich. Dort wollte er Hexenschmiere, Wurzeln, Kräuter und einen gelben Kott gefunden haben, in welchem sie zum Hexentanze fuhr, ja der Propst behauptete, daß die bösen Geister, die er beschwor, es ihm bekannt hätten, daß Renata sie hergerufen.

Da die arme Alte, die gar nicht wußte, weshalb man so mit ihr umging, und keine Ahnung hatte, daß man gegen sie einen Hexenproceß anspann, nichts von Hexerei wissen wollte, so terrorisirten sie ihre Feinde. Man machte ihr durch 25 Hiebe mit einer geweihten Marbacher Muth zum Gesichten und darauf bekannte sie „ohne weitem Zwang“ alles, was man nur wollte: „sie sei eine Hexe, in's Hexenbuch eingeschrieben, trage zwei braune Flecken als Hexenzeichen am Rücken, sei zu den Hexen versammlungen ausgefahren, sei schon als unverständiges Kind von 6 bis 7 Jahren vom Teufel verführt worden, habe ihren Namen Maria, den die Hölle haßt, abgelegt und den „Emma“ angenommen, bei den nächtlichen Hexenzusammenkünften eine der ersten Rollen gespielt, die Hostie vermehrt, Gott und Maria abgeschworen, lebendige Mäuse gemacht, sich mit einer redenden Nage unterhalten, den Klosterpropst, den Abt zu Oberzell und deren Bekannte zu beschädigen getrachtet oder be-

zaubert und sechs ihrer Mitschwestern im Kloster mit dem Teufel be-
fessen.“

Nur Bekannte, Hausfreunde oder Beichtkinder des Propstes, besonders sein Bedienter, traten gegen Renata als Zeugen auf und mußten sich für behext erklären. Bisweilen benützte man auch eine gröbere Maschinerie, brachte z. B. einen Strick in's Verhör, mit dem die Befessenen während Renata's Gefangenschaft vom Teufel geschlagen wurden. Der Propst von Unterzell und sein College der Abt von Oberzell hatten die Fäden der Maschinerie in der Hand. Auch Letzterer, der Vorsteher des zahlreichen, den Jesuiten ganz ergebeneu Klosters der Norbertiner Mönche hatte laut Partei für die Hexenverfolgung genommen. Loschert, ein Jüngling der Jesuiten, noch jung und nach dem Ruhme eines Gelehrten und (obgleich Mönch) eines feinen Weltmannes geizend, schwärmte für Hexerei und Teufelei, selbst noch nach der Verbrennung Renata's. Verbunden mit seinen Lehrern und Freunden, den Jesuiten, gab er sich alle Mühe, seine Ordensschwester zum Tode zu qualificiren. Zwar waren der gelehrte Canonist Barthel und der Weihbischof von Gessattel, als Commissäre von Seite der bischöflichen Curia in dieser Sache, ehe sie für's Criminalgericht reif war, im Herzen von der Nichtigkeit der angeksuldigten Zauberei überzeugt. Aber sie so wenig, wie irgend ein anderer Gelehrter irgend einer anderen Facultät, wagte einen Zweifel, eine bessere Einsicht geltend zu machen. Jeder fürchtete das Anathema der allmächtigen Jesuiten, Jeder wußte, daß diese die Macht und auch den Willen hatten, Jeden stumm zu machen, Jeden mitzuverbrennen, der sie hindern wollte, wieder ein Autodasé zu feiern, welches sie für zeitgemäß und nützlich hielten, als Demonstration gegen den Materialismus, die Protestanten und besonders die mächtig um sich greifende Wolfsche Philosophie.

In der That entsetzten die geistlichen Richter auch die Unglückliche ihrer geistlichen Freiheiten und übergaben sie den weltlichen Richtern mit dem heuchlerischen Ersuchen, aus Liebe gegen Gott und Rücksicht gegen die Bitten der Commission sie weder zu tödten, noch zu verstümmeln, obgleich sie wissen mußten, daß Renata dem Scheiterhaufen bereits geweiht war.

Dieser Hexenproceß hatte sich etwas in die Länge gezogen durch den plötzlichen Tod des Fürstbischöfs Anselm Franz von Ingelheim († 9. Febr. 1749), eines Fürsten, der während seiner ganzen Regierung nach nichts trachtete, als ein vollendeter Hexenmeister zu werden, und der, wenn er ein Privatmann gewesen und so plötzlich mitten in seinen Beschäftigungen mit Zaubereien verschieden wäre, den Jesuiten zufolge der Teufel hätte geholt haben müssen, statt daß ihm, dem Alchymisten

und Verschwender, weil er ein Fürst war, die Jesuiten bei Lebzeiten die Füße küßten, ihm zu Ehren gotteslästernde Münzen schlugen, auf denen das Ingelheim'sche Kreuz (im Wappen) mit dem Kreuze Christi gleichgestellt wurde und nach seinem Tode, als selig in Gott ruhend, Weihrauch auf's Grab streuten.

Diesem unsinnigen Goldmacher, der das Mark des Landes mit Betrügern aller Vänder vergeudete und den Juden alle Dienstesbezeichnungen verkaufte und das Volk so erbitterte, daß man nach seinem Tode über diejenigen, die seine Leichtgläubigkeit mißbraucht, strenges Gericht halten mußte, hatten die Jesuiten nie eine Vorstellung gegen seine Thorheiten und schlechte Regierung zu machen gewagt, aber ein armes hiebzijähriges Weib, das resignirt und voll inniger Drommigkeit dem Tode entgegen sah, war für sie eine gute Beute. Da die Greisin nicht zur Execution gehen konnte, mußte sie von zwei Nacharbeitern auf einem Stuhl zum Richtplatz getragen werden. Hier wurde ihr der Kopf so geschickt abgeschlagen, daß alle Umstehenden (wie in den Acten zu lesen) „das vollkommendste Vergnügen über diesen so glücklichen Vollzug haben verspüren lassen.“ Hierauf ward ihr Kopf auf einen Pfahl gesteckt und sodann sammt dem Leibe zu Asche verbrannt. Dies geschah am 21. Juni des Jahres 1749, um 9 Uhr Morgens, in einer Bastei innerhalb des Hühberger Thores.

Als das Opfer gefallen, respective der Scheiterhaufen angezündet war, hielt der Rabe, Jesuit und Domprediger Gaar Angesichts des Holzstoßes, den vier Jesuiten und drei andere Mönche umstanden, eine „christliche Aureda,“ die auf Befehl der Oberen auch im Druck erschien. Diese Galgenpredigt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem Motto: „Die Zauberer sollst du nicht leben lassen,“ ist schon das Standardöseste, was ein Jesuit bieten konnte. Nachdem er das alte Testament, und Art. 109 der „Carolina“ gepriesen, weil sie gebieten, die Zauberer lebendig zu verbrennen, gibt er eine Biographie der Verbrannten und meint: Gott habe ihr Teufelswerk ausbrechen lassen der Ungläubigen und Atheisten wegen, und um zu zeigen, wie leicht Kinder, wenn sie allerhand Gefindel (weltlichen Lehrern) anvertraut seien, leicht in Teufels Hände fielen. Man möchte sich vor Zauberbüchern und den schalkhaften Geistern in der Luft recht vorsehen.

Die Predigt, wie die Execution, machte in ganz Europa Aufsehen. Selbst die Kaiserin Maria Theresia ließ sich einen ausführlichen Bericht darüber erstatten. Alles war entrüstet über die Unverschämtheit der Jesuiten, die die blutigen Schauspiele, die seit dem Blühen des Jesuitenordens in Deutschland mehr Opfer gekostet, als die ebenfalls von den Jesuiten betriebene Inquisition in Spanien wieder erneuerten. Man fürchtete

daß die großartige Menschen Schlachtereie wieder neu organisirt wurde, um alle Freisinnigen, Reichen oder persönlichen Feinde der Jesuiten unter dem Schutze des von ihnen erzeugten Wahnes der Massen zu beseitigen, und die beginnende Blüthe unserer Literatur und Philosophie in der Anospe zu vernichten. Aber die Menschheit war schon weiter, als daß die Jesuiten sie in die alte Unmündigkeit hätten zurückführen können. Selbst von Italien aus, dem Mutterlande des Katholicismus, kamen die bittersten Kritiken der Galgenpredigten Saar's und Proteste gegen solche Extravaganzen. Dr. Tartatotti ließ in Verona, Graferi in Novaredo solche Schriften erscheinen. Beide waren Vorläufer des menschlichen und großen Beccaria.

Selbst der bigotte neue Fürstbischof Carl Philipp von Greifenclau erschrak vor dem heraufbeschworenen Sturme des Unwillens und erließ an die der Majorität nach aus Jesuiten zusammengesetzten Untersuchungs-Commission ein Anschreiben: gewärtig zu sein, die Gründe ihres Verdammungsurtheiles öffentlich verantworten zu müssen, was diese aber klüglich unterließen. Peter Saar ließ sich nicht abhalten, Predigten, von noch größerem Aberglauben strotzend, dem durch die Jesuitenerziehung fast blödsinnig gewordenen Würzburger Volke zu halten, worin er aufstellte, daß der Teufel ein gewaltiger Naturkundige sei, der unvollkommene Thiere machen könne; die Zauberer opferten Kinder dem Moloch, um aus deren Leibern Zauberfalte zu machen, die Kinderherzchen, in gewisser Anzahl gegessen, stärkten gegen die Folter, Gottes Güte gehe so weit, daß er nicht zugebe, daß wir „Alle“ behext würden, Gelehrte, welche die Natur ergründen wollten und verbotene Bücher lasen, auch wer das Evangelium nicht nach dem Verstande der katholischen Kirche auslege, falle in die Fallstricke des Teufels u. s. w. So hatten bereits die Jesuiten ein sonst aufgewecktes Volk verdummt, daß man ihm Aehnliches von der Kanzel bieten durfte.

Gern hätten die Jesuiten noch ein paar andere Opfer der Renata nachgeschickt. Der Abt Loschert war sehr thätig, Mitschuldige und Verdächtige aufzufinden und inquirirte ein paar Laienschwestern, und auch ein Officiant des Landes-Dieasteriums wäre, als der Zauberei verdächtig, auf die Feste Marienberg gekommen, hätte nicht der damalige Pfarrer auf derselben, Schüler, beim Weihbischofe zu Gebfattel dringende Vorstellungen gemacht, daß man doch die Welt durch Erneuerung solcher Auftritte nicht noch aufmerksamer auf Würzburg machen möge, worauf der Mann unbelästigt blieb. Das Kloster zu Unterzell erschien aber der aus geistlichen Räten und Professoren bestehenden Commission, die die bezauberten Schwestern des Klosters abzuhören hatte, auch fünf Monate nach der Verbrennung Renata's noch so allgemein angesteckt, daß nichts helfen

konnte, als Auswanderung der Nonnen, die dann die geistlichen Herren einzeln entzauberten. Ebenso wurde während dieser Behandlung der Nonnen ihr Kloster durch kirchliche Weihen wieder entzaubert. Der Fürstbischof selbst erließ am 9. December 1749 an sämmtlichen Clerus eine Verordnung: „man möge zur Abwendung der jammernswürdigen, teuflischen Nachstellungen, welchen das jungfräuliche Kloster Unterzell in so hohem Grade ausgesetzt sei, durch unausgesetztes, eifrigstes Gebet, geistliche Bußübungen und gute Werke die Barmherzigkeit Gottes ersuchen.“ Aber all' dies Beten und Weihen fruchtete nichts, auch nach der Wiederkehr der Schwestern in das neu geweihte Kloster spukte noch mehrere Jahre lang der Teufel in ihren Köpfen und Betten. Die Hexenverbrennungen machten denselben Effect, wie die Todesstrafen überhaupt, deren Vorkämpfer die Ultramontanen von jeher waren. Sie verwilderten und verdummten. Leute von allen Ständen, besonders Soldaten, witterten, nachdem die Gutachten der Universität und die Kanzelreden das Volk ganz verschroben gemacht hatten, jetzt überall Hexen. Kein Soldat fühlte sich mehr an einem entlegenen Posten vor dem Teufel sicher. Besonders die Wache auf dem Walle nächst dem sog. Teufelsthor (worunter selbst Intheraner) behaupteten, so von Geisterstern geplagt zu werden, daß keiner mehr diesen Posten beziehen wollte. Auf Befehl der geistlichen Regierung wurden nun auf dem ganzen Wall rings um die Stadt allmählig die Teufel ausgetrieben, und aus allen Klöstern der Stadt mußten jede Nacht einige Mönche von 10 bis 3 Uhr bei den Wachtposten unter andächtigen Exercitien zubringen. Die ganze Einwohnerschaft fürchtete sich noch lange, Nachts auf den Wall zu gehen. Auch in der neuen Kaserne fing es an zu spuken, so steckte der Aberglaube an. Im Juli 1751 klagten die Soldaten, daß jede Nacht eine Hexe in ihr Zimmer komme und sie im Schlafe drücke. Einer der herzhaftesten hieb nach ihr und sein Säbel ward am andern Morgen blutig gefunden, worauf die Generalität eine große Untersuchung verhängte, die aber ohne Resultat blieb.

Auch die Warnung des Pater Gaar vor dem Christophorus Gebete trug ihre Früchte, aber ganz entgegengesetzte; denn das Volk, welches nun fest glaubte, dadurch und durch noch andere sog. Gertruden- und schwarze Raben Gebete den Teufel zu bewegen, Reichthümer zu bringen, hatte nichts Nothwendigeres zu thun, als sich dem Beelzebub zu verschreiben. Der Unsinn war so verbreitet, daß ein paar Jahre nach Vertreibung der Jesuiten am 22. Jänner 1776 die Pfarrer durch eine fürstliche gedruckte Verordnung angewiesen wurden, dagegen zu predigen. So tief war Franken geistig versunken so lange, als die Jesuiten den Volksunterricht leiteten. Erst nach ihrer Vertreibung, als Volksschulen

eingerrichtet, das Schullehrerseminar gegründet, die überflüssigen Feiertage abgeschafft waren, hob sich Franken wieder, sowohl materiell als geistig, und erlangte wieder so viele Spannkraft, daß ihm möglich wurde, unter Franz Ludwig so schöne geistige Blüthen zu treiben.





XV.

Die Englischen Fräuleins und die Salesianerinnen.



uisa Torelli, Gräfin von Guastalla, ist die Stifterin des Ordens der Englischen Fräuleins, eines Ordens, der noch gegenwärtig Häuser und Mitglieder zählt und sich mit dem Unterrichte junger Mädchen beschäftigt. Der Dominicaner Vater Baptista von Crema veranlaßte jene Witwe, im Jahre 1536 das erste prächtige Kloster zu Mailand zu stiften. Er war der Beichtvater der genannten Dame und gab nur mit Widerwillen die Leitung dieser Dame und ihrer jungen Guastallerinnen auf, bis man ihn bei Strafe des Bannes dazu zwang. Anfangs begleiteten diese Nonnen die Missionäre und bekehrten in Italien manche sündhafte Magdalena; späterhin aber fand man es gerathener, diese Nonnen Clausur halten zu lassen. Sie widmeten sich wie erwähnt dem Unterrichte junger Mädchen, und diese hießen Guastallerinnen, die Nonnen aber Angeliken, die stets das Wort Angelika vor ihren Klosternamen setzten. Sie folgten der Regel des

h. Augustinus, tragen ein schwarzes Habit mit einem weißen Kragen, eine weiße Stirnbinde und einen schwarzen Schleier.

Mit diesen Angelikten im Spitale zu Burgoß hatte Papst Gregor XIV. im Jahre 1591 einen sonderbaren Proceß, indem er den von ihnen wohlhergebrachten Friedenskuß, den ihnen der Diaconus oder Subdiaconus bei der Messe geben mußte, abgeschafft haben wollte und mit Recht behauptete, daß das Küssen in der Kirche unanständiger noch als Plaudern und Schlafen sei und die Andacht störe. Aber die hochadeligen Damen beriefen sich auf ihr Recht, auf ihr Calatravakreuz und ihre Stiftung vom Könige -- sie schwuren, keine Messe mehr zu hören, wenn man ihnen ihr christliches Privilegium nähme und sie nicht küssen lasse vor wie nach. König Philipp vermittelte die Sache mit dem h. Stuhle dahin, daß hinfort nicht mehr der Diacon, sondern nur ein Acolytus die Fräulein bedienen sollte mit dem Kuße des Friedens, und so behielten die Damen auch in der Kirche Recht.

Die Nonnen von der Heimsuchung M. V. Frau, die auch von ihrem berühmten Stifter, dem saronischen Grafen Franz von Sales, Bischof von Genf, Salesianerinnen genannt werden, zählen auch in Oesterreich mehrere Klöster, z. B. in Wien, Krakau &c.

Der h. Franz v. Sales hatte ein Gesicht, das ihn zur Stiftung eines Ordens aufforderte; er sah auch im Geiste seine spätere Freundin, die devote Witwe Franziska Fremiot oder v. Chantal, mit welcher er zu Annecy diesen Orden begründete.

Der fromme Bischof von Sales war, obgleich er in Rom, Padua und Paris studirt hatte, der Welt so unkundig, daß er nicht einmal die Münzen seines Landes zu unterscheiden wußte und alles Zeitliche seinen Renten überließ. Er wohnte lieber in der Hütte eines Gärtners, als im bischöflichen Palaste und trug unter seinem Ornat stets die schlechtesten und geflicktesten Kleider.

Franz von Sales schwärmte, wirkte aber wohlthätig wie Carl Borromäus und starb im Jahre 1622. Er soll gegen 72.000 Reformaten in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt haben, daher ihn der heil. Vater in seiner Canonisationsbulle mit dem Titel: Apostel von Chablais belegt. Auf seinem Grabe zu Annecy geschahen viele Wunder, wie auf dem Grabe der Mutter Chantal, die auch daselbst ruht. Mutter Chantal sollte einen Hugenotten heirathen, aber sie hatte von Jugend auf einen solchen heiligen Abscheu gegen die Ketzer, daß sie, wie Helyot mit Wohlgefallen meldet, nicht einmal einen anrühren konnte.

Dieser Bischof von Genf hatte nur 2200 Thaler; mit dieser Summe lebte er zufrieden und that noch Werke der Liebe. Er kannte

nur himmlische Begierden, die er Flügel nannte, welche zu Gott erheben — irdische Begierden aber nannte er mit St. Augustin den Leim der geistlichen Flügel. Er schlug die Pension aus, die ihm Heinrich IV. anbot, und selbst das Erzbisthum von Paris, indem er sagte: Ich halte es für Unrecht, mein armes, braves Weib gegen eine Reichere zu ver- lassen. Er hatte sich unweit Mancey eine Einsiedelei gebaut, in der Nähe eines Benedictinerklosters, wohin er sich am Abend seiner Tage zurückziehen und zu schreiben gedachte.

Sein mystisches Gegenstück war die Witwe Chantal, deren Leben Saccarelli in zwei Quartanten beschrieben hat. Sie war zu Dijon im Jahre 1572 geboren, stammte aus guter Familie. Da sie ihren Gemal durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd verlor, zog sie sich in das väterliche Haus und in die Einsamkeit zurück mit vier Kindern, und schwärmte mit dem frommen Bischof Franz v. Sales, als er im Jahre 1604 zu Dijon predigte. Sie überließ sich nun ganz seiner Leitung. Als sich Gelegenheit zu einer zweiten vortheilhaften Heirath fand, welche ihre Verwandtschaft gerne gesehen hätte, da erinnerte sie Franz von Sales an ihr Gelübde; sie brannte sich den Namen Jesus vollständig auf ihre Brust, ordnete ihr Familienweisen, sang unter dem Thore von Dijon die Worte des Psalmisten: „Meine Seele ist wie ein Spatz errettet aus dem Stricke des Jägers“ und zog nach Mancey, wo das fromme Schwärmerpaar den Orden der Heimsuchung gründete, der sich schnell über Frankreich und Italien verbreitete und der frommen Chantal viel Gelegenheit zu Visitationsreisen gab, auf deren einer sie zu Moulins im Jahre 1641 starb. Papst Benedict XIV. sprach sie im Jahre 1751 selig, nachdem vier Wunder von ihr bewiesen waren. Ihr vornehmstes Wunder war die Heilung der contracten Nonne Morel, die gern in den Orden der Heimsuchung getreten wäre. Sie rief zur seligen Mutter Chantal neun Tage lang, und siehe, ihr linker kurzer Fuß wurde so lang als der rechte, in ihre contracten Glieder kam neues Leben und neue Kraft, und sie konnte niederfallen und das Kreuz schlagen.

Wie uns Weber in seiner „Möncherei“ erzählt, mußten die Nonnen, um den Schein des Eigenthums zu meiden, zu Weihnachten Zimmer, Betten, Rosenkränze, Bilder zc. und alle Mobilien mit den Schwestern tauschen; gerade wenn eine Nonne ihr Zellchen recht behaglich eingerichtet hatte, oft mit Hilfe der Oberin, so wurde ihr befohlen, es einer andern abzutreten, sowie sie den Brief verbrennen mußte, den sie mit Erlaubniß und unter den Augen der Aebtissin geschrieben hatte. Wenn Eine Lust bekam, sich zu geißeln, was nur mit Erlaubniß geschehen durfte, so mußten sich alle Schwestern mitgeißeln. Die Oberin

fragte wohl auch eine junge Nonne, was ihr unter ihren Sachen das liebste sei? War sie naiv genug, es zu sagen, so wurde es gewiß hinweggenommen. Gegen Plaudertaschen gab es Maulkörbe und Denzettel auf der Brust, mit den Worten: *Silentium*, gegen Langschläferinnen Wiegen im Refectorium, Ungehorsame mußten auf der Erde sitzen, die Füße der Schwestern küssen, oder unter der Thüre sich ausgestreckt hinlegen, damit die Schwestern über sie wegstiegen und allenfalls eine bosshafte Creatur einen Fußtritt dabei anbringen konnte. Die Nonnen sollten wissen und fühlen, daß sie von der Heimsuchung wären, und daß man nicht in's Kloster gehe, um da angenehm zu leben, sondern um sein Kreuz auf sich zu nehmen.

Und doch wuchs der Orden zahlreich — der fromme Stifter erlebte selbst noch 13 Klöster — die andächtige Mutter Chantal 87 Klöster und am Ende zählte man 160 Klöster mit 7000 Nonnen, meist in Frankreich und Italien, aber auch in Deutschland und in Polen.

Vornehme Damen traten in den Orden, doch blieb das Hauptkloster stets Annecy.

Die berühmteste Nonne dieses Ordens ist wohl Marie à la Coque, die in dem burgundischen Kloster Parvy lebte und 1690 daselbst starb. Sie war so andächtig und fromm, daß ihr am Feste Johannis des Evangelisten der Heiland sein Herz zeigte, das auf einem feurigen Throne stand, durchsichtiger wie Krystall und glänzender als die Sonne. Die Seitenwunde war recht deutlich zu sehen, das Herz mit Dornen umwunden und oben auf stand das Herz. Am Frohnleichnamstage ward ihr dieselbe Erscheinung, und der Heiland verlangte ausdrücklich ein Fest zu Ehren seines Herzens, das mit reichen Gnaden sollte vergolten werden und so bekamen wir mit Hilfe des Jesuiten Colombière und seiner Brüder das Fest zum Herzen Jesu, gegen tausend Bruderschaften unter diesem Titel und Andachtsbüchlein und Bildchen vom Herzen Jesu mit Dornenfranz und Wunden neben dem Herzen Mariä, das ohne Wunden und Kreuz mit Blumen umwunden ist.

Papst Benedict XIV. wies diese neue Andacht zum Herzen Jesu standhaft zurück, aber Clemens XIII., ganz in den Händen der Jesuiten, bestätigte sie im Jahre 1765. Diese Andacht führte zu neuen Andachten zum Herzen Mariä, wie Benedict richtig vorausgesagt hatte und Pater Endes sie einzuführen suchte. In Klöstern war es ein hohes Verdienst, ein neues Fest erfunden zu haben — sie hatten ja nichts zu thun. —

Marie à la Coque gehört mit zu den größten weiblichen Schwärmerinnen. Sie grub den Namen Jesus mit einem Federmesser in ihre Brust und ließ sich jeden ersten Freitag im Monat die Ader öffnen. Sie schrieb auch Zettelchen auf papierne Herzen, die als Amulette ge-

tragen und auch verschluckt wurden gegen alle Zufälle, sowie ungefähr der Pater Pepe zu Neapel Zettelchen austheilte für Hühner zur Beförderung des Eierlegens.

Als eine Nonne von der Heimsuchung mag auch die berühmte Schwärmerin Madame de la Mothe Guion betrachtet werden, die ihr Leben mit weitläufiger Salbung beschrieben hat. Schon als kleines Mädchen opferte sie ihr Frühstück der Mutter Gottes und wünschte als Märtyrin zu sterben. Die Nonnen stellten sich, als ob sie ihren Wunsch erfüllen wollten; sie kniete nieder, als sie aber das blanke Schwert sah, wollte sie doch zuvor ihren Vater um Erlaubniß bitten, sterben zu dürfen.

Die Schriften des h. Franz v. Sales und der Madame Chantai verwirrten sie vollends. Da sie las, daß letztere sich den Namen Jesus auf die Brust gebrannt habe, so ging sie hin, schrieb diesen Namen auf ein Kartenblatt und heftete sich solches auf die Haut mit einer Stednadel.

Wider ihren Willen mußte sie heirathen; die Ehe war zwar nicht ohne Kinder, aber unglücklich. Die Schwärmerin hörte nicht auf, alle möglichen Selbstquälereien an sich vorzunehmen und lag oft ganze Tage mit verschlossenen Augen im inneren Gebet, ließ sich Zähne ausreißen und brennendes Siegellack auf den Leib tropfen, um ihren „Hunger nach Leiden“ zu stillen. Der Mann starb und nun eilte sie auf Veranlassung des Pater La Combe nach Genf, um Seelen zu gewinnen, betete bald im Kloster zu Ger, bald zu Tonnau und schrieb auch da ihre „Ströme“ oder ihren Tractat von dem inneren Weg unter dem Gleichniß von Strömen, weil ihr die Ideen, wie sie sagte, zuströmten ohne alles Nachdenken und ohne zu wissen wie, was auch so vielen Roman schmierzern passiert.

Sie schrieb das kurze und leichte Mittel, zu beten, und ging sogar an die Erklärung der Bibel. Sie schwärmte später zu Turin, Grenoble, Marseille, Genua und kam 1687 wieder nach Paris, wo man sie in das Kloster der Heimsuchung sperrte, woselbst sie bis an ihren Tod bleiben mußte. Sie war ganz eins mit Jesu geworden, wie mit ihrem Gewissensrath Pater La Combe und darüber hatte die böse Welt gar viel zu glossiren.

Die Salesianerinnen tragen sich schwarz und weiß, ein schwarzes Stirnband, ein silbernes Kreuz an der Brust.

Da der h. Franciscus von Sales diesen Orden zur Einsamkeit für fränkliche Frauenzimmer gestiftet, so hat er sie durch die Satzungen zu keinen großen Abtödtungen und Kasteiungen verbunden. Sie sind daher außer den von der Kirche gebotenen Fasttagen nur verpflichtet, an

den Abenden vor dem Feste der h. Dreifaltigkeit, Pfingsten, Himmelfahrt, Frohnleichnamsfeste und den Marien Tagen, vor St. Augustin und alle Freitage von Michaelis bis Ostern zu fasten. An den anderen Freitagen enthalten sie sich nur Abends bloß des Fleischessens und speisen Gemüse mit Brod.

Das Wappen dieser Congregation ist ein Kreuz, auf welchem der Namenszug der h. Jungfrau und über demselben ein Kreuz steht, alles zusammen in einer Dornenkrone eingeschlossen.



XV.

Die Bessenen von Londun. Urbain Grandier.

1632 — 1634.



unter den Processen, welche ein ganz eigenthümliches Licht auf die Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts werfen, nimmt jener des Urbain Grandier einen hervorragenden Platz ein. Eine ganze Legion Teufel trieb mit den Nonnen zu Londun ihr verruchtes Spiel und zwar gerade mit dem jüngsten und schönsten. Der Weltpriester Urbain Grandier sollte die armen Mädchen verzaubert haben, so daß die Priorin allein sieben Teufel im Leibe hatte.

Diese Teufeleien im Ursulinerinnenkloster zu Londun beweisen mehr als Alles, wie Einförmigkeit die Klosterlinge so geneigt machte, alles aufzugreifen, was Reiz der Neuheit bringen konnte in das ewige Einerlei ihrer Klosterwelt, wie sie aneinander hingen, wenn es die Ausführung eines Planes galt, und wie sie selbst

Bosheiten und Greuel sich erlauben konnten aus reiner Gedankenlosigkeit.

Grandier hatte Händel mit Mignon, dem Beichtvater dieser Nonnen und Beseffenen, d. h. diese hysterischen Nonnen mußten nun Grandier für einen Hexenmeister erklären, den sie nicht einmal alle persönlich kannten.

Die Priorin scheint ihn am genauesten gekannt zu haben, aber vom Eifersuchtsdämon besessen gewesen zu sein, und die Capuziner, die Hauptfeinde, machten wahrscheinlich die Gespenster.

Alle Feinde Grandiers erwachten, der arme Mann wurde gefangen genommen, gefoltert und nach zwei Jahren lebendig verbrannt. Doch lassen wir Mischelet reden. Der genannte Autor schreibt über diesen Proceß:

Der Geschichtsschreiber desselben, der Capuziner Tranquille, beweist auf's Vortrefflichste, daß er ein Zauberer, ja viel mehr noch, ein Teufel war, und er wird in dem Proceß (wie man gesagt haben würde von Mstaroth) Grandier des Dominations genannt. Ganz im Gegentheil ist Ménage nahe daran, ihn unter die großen Männer zu zählen, die der Zauberei nur angeklagt waren, unter die Märtyrer der freien Gedanken.

Summe ist es der wollüstige Priester, der eifersüchtige Mönch und die wüthende Nonne, aus welchen man den Teufel reden läßt, und der Priester wird zum Schluß verbrannt.

Das bringt Licht in diese Proceße und erlaubt, besser dahinein zu schauen, als in die dunklen Höhlen der spanischen und italienischen Klöster. Die Nonnen dieser Länder, voll südlicher Faulheit, waren merkwürdiger Weise die Leidenden, sie erduldeten ein förmliches Serrailleben und sogar noch Schlechteres.*)

Die Französinen, mit einer kräftigen, glühenden und verlangenden Körperconstitution begabt, waren im Gegentheil entsetzlich in ihrer Eifersucht und in ihrem Hass, wahre Teufel (ohne Redeform), welche plauderhaft und zermalmend als Anklägerinnen auftraten; ihre Offenbarungen waren sehr klar und gegen das Ende so bestimmt, daß sich Jedermann derselben schämte, und daß während dreißig Jahren bei drei Proceßen der Proceß mit dem Entsetzen begann und in seiner Platitude unter Geiz und Ekel verlöschte.

Nicht in Loudun, inmitten des Poitou, hätte man unter den Hugenotten, unter ihren Augen und ihren Spötereien, in der Stadt sogar, wo sie ihre großen Nationalsynoden abhielten, einen für die Katholiken so skandalösen Proceß erwartet, aber gerade diese lebten in den alten protestantischen Städten wie in einem eroberten Lande, mit einer sehr

*) Man sehe Del Rio, Florente, Ricci u. A.

großen Freiheit, nicht ohne Grund von dem Gedanken beseelt, daß so oft Ermordungen ausgesetzt, erst neulich besiegte Leute kein Wort sagen würden. Das katholische Loudun (Behörden, Priester, Mönche, etwas Adel und einige Künstler) lebte an der Seite des andern wie eine wahre erobernde Colonie; die Colonie theilte sich, wie man vorhersehen konnte, durch die Opposition des Weltgeistlichen und des Mönches.

Der Mönch, zahlreich und stolz, wie ein zur Befehung ausgefener Missionär, hielt sich den Protestanten gegenüber viel zu erhaben: er hörte bei den katholischen Damen Beichte — da langte von Bordeaux ein junger Pfarrer an, ein Zögling der Jesuiten, gelehrt und von angenehmem Aeußeren, welcher gut schrieb und noch besser sprach: er machte auf der Kanzel und bald auch in der Welt Aufsehen: er war in der Provinz Maine geboren und ein guter Streiter, hatte aber eine südliche Erziehung genossen, besaß den Witz eines Bordesesen, war aber ein Prähler und leichtsinnig wie ein Gasconer.

In Kurzem hatte er die ganze kleine Stadt zu entzweien verstanden, so daß er die Frauen für und die Männer gegen sich hatte (wenigstens beinahe alle). Er wurde großartig, grob und unerträglich und achtete nichts mehr; er überschüttete die Carmeliter mit Satiren und eiferte auf der Kanzel heftig gegen die Mönche im Allgemeinen. Man erdrückte sich bei seinen Predigten und in den Straßen von Loudun erschien diese majestätische und hochtrabende Persönlichkeit wie ein Vater der Kirche, während er des Nachts weniger geräuschvoll in den Gängen oder durch die Hinterthüren sich hinschlich. — Alle hatten sich ihm auf Gnade und Ungnade überliefert: die Frau des königlichen Anwalts hatte zärtliche Gefühle für ihn, noch mehr aber die Tochter des königlichen Procurators, welche von ihm ein Kind hatte: dies war noch nicht genug, dieser Eroberer, Herr der Damen, verfolgte seinen Vortheil immer weiter und kam endlich bis zu den Nonnen. Es gab damals überall Ursulinerinnen, Schwestern, welche sich der Erziehung widmeten, weibliche Missionäre im protestantischen Lande, welche die Mütter liebkosten und mit Liebreiz überhäuften und die kleinen Mädchen an sich zogen; die von Loudun bildeten ein kleines Kloster von adeligen, aber armen Fräulein. Das Kloster selbst aber war arm; zu ihrer Begründung gab man ihnen eben nur das Haus, eine alte Schule der Hugenotten. Die Superiorin, eine Dame von sehr gutem Adel, die sehr vornehme Verwandtschaft hatte, brannte vor Eifer, ihr Kloster zu erheben, es zu erweitern, zu bereichern und bekannt zu machen. Sie hätte vielleicht Grandier den Mann der Mode, zum Director genommen, wenn sie nicht schon einen Priester gehabt hätte, welcher viele andere Wurzeln in dem Lande vorgetrieben hatte und ein naher Verwandter der beiden Hauptmagistrats-

personen war; die Superiorin wurde von dem Domherrn Mignon, wie man ihn nannte, festgehalten; er und sie erfuhren durch die Beichte (die Superiorinnen hörten Beichte bei den Nonnen) mit Wuth, daß die jungen Nonnen von nichts, als jenem Grandier träumten, von dem man so viel sprach.

Also vereinigten der bedrohte Director, der betrogene Chemann, der beschimpfte Vater (drei Beleidigungen in derselben Familie) ihre Eifersucht und schworen Grandier den Untergang. Um zu reussiren, genügte es, ihn gehen zu lassen; er bereitete sich den Untergang zeitig genug selbst, und ein Proceß brach aus, welcher einen Lärm verursachte, der beinahe die Stadt in Trümmer stürzte.

Die Nonnen waren in diesem alten hugenottischen Hause, wohin man sie gebracht hatte, nicht ruhig; ihre Pensionärinnen, Kinder aus der Stadt, ja vielleicht auch junge Nonnen, hatten ein Vergnügen daran gefunden, die Anderen zu erschrecken, indem sie Geister, Gespenster und Erscheinungen auftreten ließen; es herrschte keine besondere Disciplin unter dieser Mischung von kleinen reichen Mädchen, welche man verhätschelte; sie liefen des Nachts in den Corridoren umher, und zwar so, daß sie einander selbst erschreckten. Einige von ihnen waren körperlich oder geistig krank. Die Ursachen der Furcht, die Illusionen, die sich mit den Aergernissen der Stadt vermengten, von denen man mit ihnen am Tage sprach, das Gespenst der Nacht, alles dies war Grandier; mehrere behaupteten, ihn gesehen, des Nachts als kühnen Sieger bei sich gefühlt zu haben und zu spät aufgewacht zu sein; war dies Einbildung? waren es Späße der Novizen? oder war es Grandier wirklich, welcher die Pförtnerin erkaufte oder das Uebertklettern gewagt hatte? Dies hat man nie auflären können.

Von dieser Zeit an glaubten ihn jene Drei fest zu haben; sie erweckten zuerst unter den kleinen Leuten, welche sie beschützten, zwei gute Seelen, welche erklärten, nicht mehr einen Lüderlichen, einen Zauberer, einen Dämon, einen Freigeist zu ihrem Pfarrer behalten zu können, welcher „der Kirche nur ein und nicht zwei Knie beuge,“ welcher sich ferner über die Regeln lustig mache und den Rechten des Bischofs entgegen gesetzte Dispense ertheile. — Dies war eine geschickte Anklage, welche den Bischof von Poitiers, den natürlichen Vertheidiger des Priesters, gegen ihn aufbrachte und diesen der Wuth der Mönche auslieferte. — Alles dies war mit Talent angegriffen, man muß es zugestehen; indem man ihn von zwei Armen anklagen ließ, fand man es sehr nützlich, daß er von einem Adeligen in's Gesicht geschlagen würde; in diesen Zeiten des Duells verlor der Mann, der geschlagen wurde, ohne es zu ahnden, bei dem Publikum und sank bei den Frauen. Grandier fühlte

die Tragweite des Schlages; da er in Allem das Aufsehen liebte, so ging er direct zum König, warf sich vor ihm auf die Knie und verlangte Rache für seinen Priesterrock; von einem bigotten König würde er sie erhalten haben, aber es fanden sich Leute hier, welche dem Könige sagten, daß dies eine Viebesangelegenheit und die Wuth betrogener Ehemänner wäre.

Von dem geistlichen Tribunal zu Poitiers wurde Grandier zur Buße verurtheilt, sowie dazu, aus Loudun verbannt zu werden, da er als Priester entehrt sei; das bürgerliche Tribunal nahm aber die Sache wieder auf und erklärte ihn unschuldig. Er hatte für sich auch noch die bischöfliche Autorität, von welcher Poitier an Sourdis, Erzbischof in Bordeaux, appellirte. Dieser kriegerische Prälat, Admiral und ebenso tapferer Seemann, und dies mehr noch als Priester, suchte nur die Achseln bei der Erzählung dieser Kleinigkeiten, erklärte den Pfarrer für unschuldig, gab ihm aber zu gleicher Zeit den klugen Rath, überall seinen Wohnsitz aufzuschlagen, nur nicht in Loudun.

Dies hütete sich aber der Hochmüthige gar sehr, zu thun: er wollte ja auf dem Kampfplatze Triumphe feiern und vor den Damen paradi- ren; er kehrte also nach Loudun bei hellem Tage mit großem Geräusch zurück; Alle blickten ihn aus den Fenstern an, er aber marschirte mit einem Lorbeer in der Hand.

Mit dieser Thorheit noch nicht zufrieden, drohte er und verteilte Genugthuung; seine solchergestalt angegriffenen Gegner, die ihrerseits in Gefahr waren, erinnerten sich an den Proceß von Gauffridi, wo der Teufel, der Vater der Lüge, ehrbarer Weise wieder in den früheren Stand zurückversetzt, von dem Gerichtshofe als guter, wahrheitsgetreuer, für die Kirche, wie für die Leute des Königs, glaubwürdiger Zeuge angenommen worden war; zur Verzweiflung gebracht, riefen sie einen Teufel an und hatten ihn zu ihrem Befehle — er erschien bei den Ursulinerinnen.

Es war eine gewagte Sache; wie viele beim Erfolg interessirte Leute gab es nicht! Die Superiorin sah, wie ihr armes, dunkles Kloster bald die Augen des Hofes, der Provinzen und des ganzen Landes auf sich zog; die Mönche sahen dabei einen Sieg über ihre Rivalen, die Weltgeistlichen; sie fanden die im vorigen Jahrhundert dem Teufel gelieferten populären Kämpfe wieder, oft (wie in Soissons) vor den Thüren der Kirche den Schrecken und die Freude des Volkes, welches den guten Gott triumphiren sah, das von dem Teufel verkündigte Zugeständniß, „daß Gott in dem Sacramente ist,“ die Demüthigung der vom Dämon selbst besiegten Hugenotten.

In diesem tragischen Lustspiele stellte der Teufelaustreiber Gott

vor oder er war wenigstens der den Drachen niederschlagende Erzengel; er stieg von den Schaffoten erschöpft, von Schweiß triefend, aber triumphirend herab, wurde aber von den Armen des Volkes getragen und von den guten Frauen, welche vor Freude weinten, gesegnet.

Darum bedurfte man immer ein wenig Hexerei in den Processen, man interessirte sich nur für den Teufel; man konnte ihn nicht immer aus dem Körper als schwarze Kröte (wie in Bordeaux 1610) herausgehen sehen; man war aber wenigstens durch eine große prächtige Inszenirung entschädigt; die rauhe Einöde der Magdalena, das Entsetzen von Sainte-Bayonne in dem Prozesse der Provence verschafften einen tüchtigen Antheil des Erfolges. Loudun hatte sich für den Lärm und die rasende Bacchanalie einer großen Armee von nach mehreren Kirchen eingetheilten Exorcisten; endlich erfand Souvies, den wir sehen werden, um diese abgebrauchte Art und Weise etwas zu beleben, Nachtszenen, wobei die Teufel als Nonnen bei dem Scheine von Jackeln Gräben aushöhlten und aus ihnen die Zaubermittel heraufbeförderten, welche man dahinein versteckt hatte.

Der Proceß in Loudun fing mit der Superiorin und einer ihrer Laienschwestern an; sie hatten Convulsionen und schwagten in der Sprache des Teufels; andere Nonnen ahmten sie nach, eine kecke vorzüglich übernahm die Rolle der Louise von Marseille, desselben Teufels Leviathan, des oberen Dämons der Ränke und der Anklage.

Die ganze kleine Stadt kam in's Schwanken; die Mönche aller Farben bemächtigten sich der Nonnen, vertheilen sie und treiben aus ihnen zu dreien und viere die Teufel aus; sie theilen die Kirchen unter sich und die Capuziner hatten für sich allein zwei besetzt. Die Menge läuft herbei, vorzüglich alle Frauen, und in diesem zitternden, zuckenden Zuhörerkreis ruft mehr als eine, daß sie auch Teufel in sich fühlt; sechs Mädchen der Stadt sind besessen und die Erzählung dieser entsetzlichen Dinge bringt zwei Beseffene in Chinon hervor.

Man sprach davon überall, in Paris und am Hofe; unsere spanische Königin, phantasiereich und andächtig, schickt ihren Hofprediger, noch mehr Lord Montaignu, den alten Papisten, ihren treuen Diener, welcher Alles sah und Alles hörte und dies Alles an den Papst berichtete. Es war ein constatirtes Wunder, er hatte die Wunden einer Nonne, die von dem Teufel auf die Hände der Superiorin gezeichneten Narben gesehen.

Was sagte der König von Frankreich dazu? Seine ganze Andacht war dem Teufel, der Hölle, der Furcht zugewendet; man sagt, daß Richelieu erfreut darüber war, ihn damit unterhalten zu können, ich zweifle daran; die Teufel waren wesentlich spanische und von der spanischen

Partei; hätten sie über Politik gesprochen, so wäre dies gewiß gegen Richelieu gewesen, vielleicht hatte er vor Furcht davor, er erzeigte ihnen alle Ehre und schickte seine Richte ab, um für die Sache Interesse zu bezeugen.

Der Hof glaubte daran, nicht aber die Stadt Voudun; ihre Teufel, armselige Nachahmer der Dämonen von Marseille, wiederholten am Morgen das, was man ihnen am Abende nach dem bekannten Handbuche des Peter Michaëlis eingelernt hatte. Sie hätten nicht gewußt, was sie sagen sollten, wenn für sie nicht geheime Beschwörungsformeln, eine sorgfältige Repetition der Posse des Tages, jede Nacht vorbereitet und stylisirt worden wären, um vor dem Volke zu figuriren.

Eine standhafte Magistratsperson, der Amtmann der Stadt, brach los, kam selbst her, um die Betrüger aufzusuchen, bedrohte sie und klagte sie an; das war ebenfalls das stillschweigende Urtheil des Erzbischofs von Bordeaux, an welchen Grandier appellirte. Er schickte eine Verordnung, um wenigstens die Exorcisten zu leiten und ihre Willkür zu Ende zu bringen, außerdem noch seinen Wundarzt, welcher die Mädchen untersuchte und sie keineswegs besessen fand, weder verrückt, noch krank: was waren sie also? auf jeden Fall Betrügerinnen.

So geht in diesem Jahrhundert das schöne Duell des Arztes gegen den Teufel, der Wissenschaft und der Erkenntniß gegen die finstere Lüge fort. Wir haben es mit Agrippa und Wier anfangen sehen: ein gewisser Doctor Duncan fuhr in Voudun in kühner Weise fort und druckte ohne Furcht, daß diese Sache nichts Lächerliches habe.

Der Dämon, den man als solchen Rebellen hinstellte, hatte Furcht, schwieg und verlor die Stimme; die Leidenschaften waren aber zu sehr erhist, als daß die Sache dabei geblieben wäre; die Wellen stiegen für Grandier mit einer solchen Gewalt, daß die Angegriffenen zu Angreifern wurden. Ein Verwandter der Ankläger, ein Apotheker, wurde von einem reichen Fräulein der Stadt angegriffen, die er die Maitresse des Pfarrers nannte; er wurde als Verleumder zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt.

Die Superiorin war verloren; man hatte leicht festgestellt, was später ein Zeuge sah, daß ihre Narben eine alle Tage aufgefrischte Malerei waren; sie war aber die Verwandte eines königlichen Rathes, von hardemont, welcher sie rettete; er war eben beauftragt, die Festungswerke vor Voudun zu schleifen und ließ sich eine Commission beordnen, um über Grandier das Urtheil sprechen zu lassen. Man gab dem Cardinal zum Anhör, daß der Angeklagte Pfarrer und Freund der Cordonniers von Voudun wäre, einer der zahlreichen Agenten von Maria von Medicis; daß er den Secretär seines Pfarrfindes abgegeben und unter

ihrem Namen ein gemeines Pamphlet geschrieben habe. — Selbst wenn Richelieu hätte großmüthig sein wollen und die ganze Sache verachten, er hätte es schwerlich thun können, und darauf rechneten die Capuziner, der Pater Joseph. Richelieu würde ihm in Hinsicht auf den König eine schöne Waffe gegen sich selbst in die Hand geliefert haben, wenn er keinen Eifer gezeigt hätte. Ein gewisser M. Quillet, welcher ernstlich beobachtet hatte, besuchte Richelieu und warnte ihn, dieser aber fürchtete sich, ihn anzuhören, und blickte ihn mit solch' bössartiger Miene an, daß der Rathgeber für klug erachtete, sich nach Italien zu retten.

Voubardeumont und mit ihm das Entsetzen langte am 6. December 1633 an; er hatte eine unbegrenzte Macht und war der König in eigener Person; er hatte die ganze Gewalt des Königreichs, eine entsetzliche Keule, um eine Fliege zu tödten.

Die Behörden waren aufgebracht und der Civillieutenant machte Grandier aufmerksam, daß er ihn am nächsten Tage arretiren würde; er gab nichts darauf und ließ sich arretiren, er wurde in einem Augenblick aufgehoben und ohne Proceß in die Kerker von Antwerpen geworfen, hierauf zurückgeführt; wo wurde er hingebraht? in das Haus und Zimmer eines seiner Feinde, welcher die Fenster zumauern ließ, damit er ersticken solle. Die schändliche Untersuchung, welche man an dem Körper des Zauberers vornahm, indem man ihm Nadeln in's Fleisch grub, um das Zeichen des Teufels zu finden, geschieht durch die Hände seiner Ankläger selbst, welche an ihm im Voraus ihre Rache, den Vorgeschmack der Todesstrafe nehmen.

Man schleift ihn in die Kirchen gegenüber jenen Mädchen, welchen Voubardeumont die Sprache wiedergegeben hat; er findet Bachanten, welche der verurtheilte Apotheker mit seinen Tränken betäubte, wobei er sie in solche Wuthanfälle versetzt, daß eines Tages Grandier nahe daran war, unter ihren Nägeln umzukommen.

Da sie die Beredsamkeit der Marceiller Besessenen nicht nachahmen konnten, so ersetzten sie dieselbe durch den Ehnismus; widerwärtiges Schauspiel! Mädchen, welche als angebliche Teufel Mißbrauch trieben, um vor dem Publikum der Raserei ihrer Sinne freien Lauf zu lassen, und dies vergrößerte gerade den Zuhörerkreis; man konnte da aus dem Munde von Frauen Dinge hören, was keine sonst jemals zu sagen gewagt hätte.

Das Lächerliche, ebenso wie das Gehässige, vermehrte sich; das wenige Latein, was man ihnen einblies, sagten sie ganz verkehrt her; das Publikum fand, daß die Teufel nicht einmal ihre Quarta absolvirt hatten. Die Capuziner sagten, ohne aus der Fassung zu kommen, daß,

wenn diese Teufel im Lateinischen schwach wären, sie vortrefflich das Brokeseische und das topinambour (Kartoffelsprache) verstünden.

Die gemeine Pöffe, aus 60 Meilen Entfernung von St. Germain, vom Louvre aus gesehen, erschien wunderbar, entsetzlich und schrecklich; der Hof bewunderte und zitterte. Richelieu (ohne Zweifel, um zu gefallen) beging eine Freigiebt, er ließ die Exorcisten und die Nonnen bezahlen.

Eine so hohe Begünstigung erhob die Kabale und machte sie ganz und gar verwirrt; nach den unsinnigen Worten kamen die schimpflichen Handlungen; die Exorcisten brauchten als Vorwand die Angabe, die Nonnen matteten sich ab und ließen sie deshalb außer der Stadt spazieren gehen, ja führten sie selbst spazieren, und die Eine von ihnen kam schwanger zurück, wenigstens war der Anschein ein solcher: im fünften oder sechsten Monat verschwand Alles, und der Dämon, welcher sich in ihr befand, gestand die Bosheit zu, die er angewendet hatte, um die arme Nonne durch diese vorgespiegelte Schwangerschaft zu verleumdern: es ist der Geschichtsschreiber von Loudun, welcher uns diese Geschichte von Loudun mittheilt.

Man versichert, daß der Pater Joseph geheimer Weise kam, aber den Proceß verloren sah und sich ohne Geräusch daraus zog: die Jesuiten kamen auch, trieben Teufel aus, machten aber wenig Sache, denn sie witterten die öffentliche Meinung und verbargen sich ebenfalls.

Aber die Mönche, die Capuziner, waren so darein verwickelt, daß ihnen nichts als der Schrecken übrig blieb: sie legten dem muthigen Antmann und seiner Frau verrätherische Fallen: sie wollten diese dem Untergange widmen und die zukünftige Einwirkung des Gerichts verhindern; endlich drängten sie die Commission, den Grandier aus der Welt zu schaffen; die Dinge konnten nicht weiter gehen und selbst die Nonnen entgingen ihnen. Nach jener entsetzlichen Tragie von sinnlicher Raserei und schamlosem Geschrei, um Menschenblut fließen zu lassen, wurden zwei oder drei ganz schwach, empfanden Ekel und Entsetzen vor einander, ja sie stießen sich gegenseitig aus. Ungeachtet des furchtbaren Schicksals, das sie zu erwarten hatten, wenn sie sprachen, trotz der Gewißheit, in einer tiefen Grube ihr Leben zu beschließen, sagten sie in der Kirche doch aus, daß sie den Teufel nur gespielt hatten und daß Grandier unschuldig sei.

Sie bereiteten sich den Untergang, hielten aber nichts mehr auf; eine allgemeine Reclamation der Stadt an den König hielt ebenfalls nichts auf; man verurtheilte Grandier zum Feuertode (18. August 1634). So groß war aber die Wuth seiner Feinde, daß sie vor dem Scheiterhaufen zum zweiten Male verlangten, man solle ihm überall die Nadel

einbohren, um das Zeichen des Teufels zu finden; einer der Richter hatte gewollt, daß man ihm selbst die Nägel ausreißt, aber der Wundarzt hatte dies verweigert.

Man fürchtete die letzten Worte des armen Sünders auf dem Schaffot; da man in seinen Papieren eine Schrift gegen das Eölibat der Priester gefunden hatte, so hielten ihn diejenigen, welche ihn für einen Zauberer erklärten, für einen Freigeist. Man erinnerte sich an die kühnen Worte, welche die Märtyrer des freien Gedankens gegen ihre Richter geschleudert hatten und gedachte des erhabenen Wortes von Jordano Bruno, der Prahlerei von Vanini. Man verhandelte also mit Grandier und sagte ihm, daß, wenn er vernünftig wäre, man ihn vom Feuer erretten wolle, indem man ihn vorher erwürgen werde. Der schwache Priester, der Mann des Fleisches, gestand auch dieses noch dem Fleische zu und versprach, nicht zu sprechen; er sagte auch auf dem Wege nichts, ebenso wenig auf dem Schaffot; als man ihn an den Pfahl befestigt bemerkte und Alles bereit war, das Feuer im Stande, ihn plötzlich mit Flamme und Rauch zu umgeben, steckte ein Mönch, sein eigener Beichtvater, ohne den Henker abzuwarten, den Scheiterhaufen in Brand; der arme Sünder hatte nur zu den Worten Zeit: „Ach! ihr habt mich betrogen!“ Aber die Rauchwolken erhoben sich und mit ihnen die Schmerz bringende Flamme, — man hörte weiter nichts mehr als Geschrei.

Richelieu spricht in seinen Memoiren wenig und mit einem offenkundigen Schamgefühl von diesem Proceß; er gibt zu verstehen, daß er den Berichten folgte, welche an ihn gelangten, und der Stimme der öffentlichen Meinung; er hatte nichtsdestoweniger, indem er die Exorcisten besoldete, den Capuzinern die Zügel schießen und sie in Frankreich triumphiren ließ, die Betrügerei ermunthigt und gereizt.



XVI.

Der Prämonstratenser-Orden.



u Saten, einem Flecken in dem Herzogthume Cleve und dem kölnischen Kirchensprengel, wurde im Jahr 1082 der h. Norbert, der Stifter dieses Ordens, geboren. Sein Vater hieß Heribert und seine Mutter Hedwig. Als die ersten Jahre seiner Jugend verflossen waren, beschloß er sich der Kirche zu widmen und erhielt ein Canonicat zu Saten. Er überließ sich jedoch den Vergnügungen dieser Welt, galt viel bei Kaiser Heinrich V., begleitete diesen nach Italien, hörte aber plötzlich bei einem Spazierritte zu Kanten im Jahre 1114 aus einer Donnerwolke, wie einst Paulus, die Donnerstimme: Norbert, was verfolgst du mich! Er ging nun in sich, that Buße im Kloster Sieberg, stiftete ein eigenes Kloster Fürstfeld, und lebte so strenge, daß die Freunde seiner spotteten. Norbert, der bisher in weichen seidenen Kleidern einherging, trug jetzt einen selbstgemachten Rock von Schafpelzen mit einem Strick umgürtet, und pre-

digte Buße. Es fand sich auch ein Geistlicher, der ihm ins Gesicht spie, welche Beleidigung jedoch Norbert mit großer Mäßigung ertrug.

Norbert ging auf die Synode zu Rheims, um den Papst zu suchen, daß er ihm ferner erlauben möchte, Buße zu predigen. Dort lernte ihn der Bischof von Laon kennen, welcher beschloß, sich dieses Mannes zu bedienen, um seine verwilderten Canonici in Ordnung zu bringen, — aber seine Mühe war vergebens, und Norbert ging abermals in die Wüste, nach dem rauhen Waldthal Coucy. Dieses Thal, wo eine alte verfallene Capelle stand, zeigte ihm die h. Jungfrau selbst, daher Pratum demonstratum (Prémontré). Norbert brachte die ganze Nacht in Verzückungen zu, und beschloß mit seinen acht Gefährten zu bleiben (1120). Ein untreuer Engländer, der denbeutel führte, ward an ihm zum Judas und entließ — desto mehr predigte der Heilige Armut und Buße.

Norberts Jünger vermehrten sich bald bis auf vierzig, waren aber in ihrem Prémontré so arm, daß sie nichts hatten als ihren Esel, der das von ihnen in den Wäldern gefällte Holz nach Laon führte, wofür sie Brot eintauschten.

Norbert ging 1120 mit dem Grafen von Champagne nach Deutschland, predigte zu Speier und wurde zum Erzbischof von Magdeburg erwählt. Jetzt sah man einen Erzbischof mit bloßen Füßen Speier verlassen und als der Letzte im Zuge auf einem demüthigen Esel seinen Einzug halten in Magdeburg, wo ihn die Thorhüter als Bettler abweisen wollten. Er wurde ein strenger Reformator, daß mehrere Unruhen, ja selbst Volksaufläufe ausbrachen, die er aber stets wieder niederzuschlagen wußte.

Um das Jahr 1126 wurde er nach Antwerpen berufen, wo ein gewisser Thanchelin, der gegen 3000 Anhänger hatte, fromme Seelen zu verführen suchte, indem er die Irrlehren verbreitete, daß man zur Seligkeit weder Priester noch Sacramente bedürfe, und viele fromme Seelen durch süße Worte, wie durch Schmausereien und freie Sitten an sich zog.

Norbert besiegte ihn, und sein Orden erhielt dafür die Domkirche zu Antwerpen und viele fette Klöster in den Niederlanden, welche die Franzosen im Revolutionskriege nicht hatten verschlingen können, wenn man Kaiser Josef freie Hand gegeben hätte.

Der Heilige durchzog auf seinem Esel Burgund, Belgien und Deutschland, überall predigend. Viele Fromme ergriff seine begeisterte Rede und Viele widmeten ihre Güter einer Stiftung nach Norbert's Regel. Ein Graf von Roppenberg, welcher die Tochter des wilden Grafen Friedrich v. Arensberg zur Gemalin hatte, gehörte zu diesen Frommen,

der Graf Arensberg aber zu den Bösen — er kündigte seinem Tochtermann offene Fehde an, wenn er sein Gut den Pfaffen gäbe, und drohte, den Heiligen selbst, wo er ihn finde, an den nächsten Baum aufzuknüpfen sammt seinem Esel. Norbert fiel in seine Hände und schmachtete wenigstens bis zum Tode des bösen Grafen (1123) in dem Burgverließ zu Wevelsburg bei Paderborn, das noch heute das Norbertstoch heißt.

Von dieser Zeit an scheint der Heilige etwas gemäßigter auf seinem erzbischöflichen Stuhl ruhig geblieben zu sein und starb zu Magdeburg 1134. Man sah seine Seele in Gestalt einer glänzenden Lilie, von Engeln gen Himmel getragen — sein Leichnam aber verwesete nicht und verbreitete den unbefchreiblich angenehmen Himmelsgeruch, der zu dieser Zeit den Leichnamen der Heiligen eigen war.

Als Magdeburg lutherisch wurde, ließ Kaiser Ferdinand II. den Leichnam Norberts im Jahre 1627 nach Prag führen. Dasselbst wurde er am Stadthore vom Erzbischof Cardinal Harrach, vielen Prälaten und einer großen Volksmenge empfangen und in der Kirche des prachtvollen Prämonstratenserklusters Strahow beigesetzt. Der Papst Innocenz III. sprach ihn im zehnten Jahre seiner Regierung heilig, und Gregor XIII. verordnete im Jahre 1582, daß man sein Fest am 6. Juni feiern solle.

Die Prämonstratenser sind weiß gekleidet, mit einem Scapulier über ihrem Leibrocke. Wenn sie ausgehen, so nehmen sie einen Mantel um und setzen einen weißen Hut auf.

Der Orden wurde nach und nach sehr reich und mächtig. Im Jahre 1334 zählte er 1332 Abteien, 356 Propsteien und gegen 500 Nonnenklöster. Verschiedene Aelte und Aeltissimen waren bekanntlich regierende Herren und es gab regulirte und nicht regulirte Chorherren. Eine führten ein strengeres Leben, die nichtregulirten aber gingen einher in weichen Kleidern, feiner Wäsche, in Manschetten und seidenen Strümpfen.

Nicht allein Mannspersonen, erzählt Helnot, sondern auch Witwen und Mädchen wollten die strengen Regeln unter Anleitung des h. Norbert befolgen. Die ersten Klöster, welche er errichtete, waren gemeinschaftlich für Personen beiderlei Geschlechtes, die nur durch eine Mauer von einander abgefordert waren. Die selige Nicovere, die Frau eines Edelmannes Namens v. Clastre war die erste, welche den Schleier aus den Händen des Stifters erhielt.

Sie lebten im Anfange sehr strenge und beobachteten ein genaues Stillschweigen. Sie sangen weder im Chore, noch in der Kirche, son-

bern sagten bloß für sich den Psalter und das Amt der heiligen Jungfrau her.

Aber diese Nachbarschaft konnte auf die Dauer nicht bestehen. Schon der alte Abt von Marchthal mußte im Jahre 1273 die Nonnen aus den Mönchsklöstern wegschaffen als „vergiftete Thiere, deren Bosartigkeit alle Bosheit der Welt übertreffe. Der Zorn eines Weibes gehe über allen Zorn, und alles Gift der Ottern und Schlangen schade weniger, als der Umgang mit Weibern.“ Im Kloster Holzheim lebten beide Theile wie Hunde und Katzen, und die Katzen verjagten 1345 die Hunde und führten darauf eine solche Teufelswirthschaft, daß der Bischof von Augsburg 1470 die Nonnen von Grund aus reformiren mußte.

Die Nonnen zu Prémontré wurden nach Fontenelle versetzt, und die Päpste Innocenz und Celestin III., Eugenius III. und Adrian IV. verordneten, daß jene Klosterfrauen, welche also versetzt wären, auf Kosten jener Mannsklöster unterhalten werden, aus denen sie gegangen wären. Dies hatte zur Folge, daß die Prämonstratenserinnen sich verminderten, indem die Aebte die Einkünfte zurückbehielten und so die Nonnenklöster langsam aussterben ließen. Gegenwärtig existiren noch in Krakau weibliche Mitglieder dieses Ordens.



XVII.

Barmherzige Brüder und Piaristen.



Der Orden der barmherzigen Brüder genießt noch heute einer hohen Achtung, indem er Kranke aller Confessionen aufnimmt und sie verpflegt, und selbst die erbittertsten Gegner des Klosterwesens zugestehen, daß diese Religiosen wenigstens Sinn und Nützen haben.

Nach den Orten, wo sie sich niedertiefen, erhielten sie verschiedene Namen; in Italien sind sie unter dem Namen Fate ben Fratelli oder abgekürzt Ben Fratelli bekannt geworden, weil sie auf diese Art Almosen zu betteln pflegten; in Frankreich nannte man sie Brüder der christlichen Liebe, in Spanien Brüder der Gastfreiheit und bei uns nennt man sie barmherzige Brüder oder schlechtweg die Barmherzigen.

Der h. Johann, mit dem Zunamen von Gott, Stifter dieses Ordens, wurde am 8. März 1495 zu Monte major el novo, einem kleinen Flecken in Portugal geboren, ließ als neunjähriger Knabe nach Madrid, um da die schönen Kirchen zu sehen, hütete Schafe

und da er seines Herrn Tochter heirathen sollte, lief er davon unter die Soldaten. Er kam bald wieder, aber auch sein Herr mit dem Heirathsantrag, und so entlief er abermals und führte ein wildes Soldatenleben, bis er ungefähr im 30. Jahre sich bekehrte. Er übte sich in Bußwerken und handelte mit heiligen Bildchen und Andachtsbüchern. In Granada hörte er den Doctor Johann d'Avila predigen und wurde so gerührt, daß er in der Kirche in Weinen und Wehklagen ausbrach, so daß man ihn für einen unsinnigen Menschen hielt. Er schlug sich die Brust, zerfleischte sich das Gesicht, riß sich den Bart und die Haare aus, wälzte sich im Koth, lief durch die Straßen und schrie aus vollem Halse: „Barmherzigkeit!“

Je mehr Spöttereien, Hiebe und Mißhandlungen er sich zuzog, desto lieber sah er es. Endlich sperrete man ihn in's Narrenhaus, wo man ihn bis auf's Blut geißelte. Johann d'Avila besuchte ihn und ermahnte ihn, von seinen Narrenheiten abzulassen und sich nützlichen Dingen hinzugeben. Das wirkte. Die Aufseher erstaunten über seine plötzliche Veränderung. Er wurde wieder gesund, blieb noch einige Zeit im Spital und gelobte sich, hinfüro nur Gott und den Armen zu dienen.

Nun ging er in die Wälder, Holz hauen, verkaufte dasselbe, und sein Beispiel wirkte so, daß mehrere Personen in Granada Geld beisteuerten, welches Johann in die Lage setzte, ein Haus für seine Kranken zu mietthen.

Das Hospital zu Granada war der Anfang oder der erste Grund seines Ordens. Der dortige Bischof besuchte dasselbe, und die Billigung, welche er diesem Unternehmen ertheilte, brachte es in großes Ansehen.

Wie unser Heiliger der Welt abgestorben war, so verlangte er auch nicht, ihr zu gefallen und erschien stets mit sehr schlechten Kleidern. Wo er einen Armen antraf, der noch übler gekleidet war, so gab er ihm sein Kleid und nahm das seine. Da ihn der Bischof zu Tux, Präsident der königlichen Kammer zu Granada, eines Tages zu Tisch behielt, und ihn fragte, wie er heiße, so antwortete ihm der Heilige, er heiße Johann. Ihr solltet euch, sagte der Prälat, künftig Johann von Gott nennen, und von dieser Zeit hat er den Zunamen behalten.

Der Bischof von Tux sagte auch noch zu ihm, weil er ihm seinen Namen gegeben habe, so wolle er ihm auch ein Kleid geben, indem die ekelhafte Kleidung, welche er trüge, es verhinderte, daß viele ehrbare Leute ihn besuchten. Er ließ sogleich Zeug herbeibringen, um ihm ein Kleid machen zu lassen, dessen Gestalt er ihm vorschrieb. Dann bekleidete er ihn eigenhändig damit und befahl ihm, allen Jenen, die sich mit ihm vereinigen würden, ein gleiches zu geben.

Der Spanier de Govea beschreibt ausführlich die Wunder dieses Heiligen. Wenn Johann in den kothigen Straßen bettelte, ließ ihm der Teufel als Schwein zwischen die Füße und warf ihn in den Koth, und wenn er Abends in der Kirche beten wollte, so flog der Böse als Nacht-eule um die Tellaampe des ewigen Lichts und der Heilige konnte nicht beten, weil er das Del nicht wollte auslaufen lassen von der dämoni-schen Eule. Manchmal lag der Teufel auch da in Gestalt eines Kran-ken und wenn der fromme Johann den Kranken auf der Schulter hatte, so machte sich dieser centnerschwer und ihm war so wehe und ängstlich, wie allen, denen an unheimlichen Orten Nachts Geister aufhocken.

Govea ist entriistet, daß der dumme Todtengräber den Heiligen, der nach seinem Hintritte sechs Stunden lang in knieender Stellung verharrte, ausstreckte und in den Sarg zwang. Johann sprang endlich noch in den Fluß Kenil, um einen Menschen zu erretten, verführte sich, wurde in das Haus der Anna Tjoria, des Don Garcia von Pisa We-malin gebracht, wo er am 8. März 1550 starb.

Papst Urban VIII. sprach ihn selig, Alexander VIII. aber setzte ihn unter die Heiligen.

Sein Orden, den Papst Paul V. im Jahre 1572 bestätigte, ver-breitete sich über Frankreich, Italien und Deutschland, selbst bis nach Indien. Seine wohlthätigen Mönche folgen der Regel des h. Augustin. Sie pflegen und warten den Kranken und übernehmen auch Kranken wärterdienste außer dem Hause.

Der Orden der Piaristen oder der Väter der frommen Schulen wurde von einem Spanier Namens Josef Casalanza gestiftet. Dieser wurde im Jahre 1556 zu Peralte de la Sal im Königreiche Arragonien ge-boren und ging schon als fünfjähriger Knabe auf den Teufel los mit einem Dolch, weshalb ihn seine Kameraden Santarello nannten. Da er heirathen sollte, entließ er und aller Jammer seiner Familie vermochte nicht, daß er Gott ungetreu worden, der ihn offenbar zu einem Ordens-manne auserwählt hatte.

Er wurde Priester, reiste nach Rom, das ihm stets vor Augen schwebte und ging daselbst fünfzehn Jahre lang täglich zu den Stationen der sieben Kirchen, und wenn er am Tage davon abgehalten wurde, so verrichtete er diese Andacht in der Nacht. Er fastete sich täglich, war in allen geistlichen Bruderschaften, vorzüglich in der von der christlichen Lehre, und fastete daher den Entschluß, die armen Kinder seines Viertels zu unterrichten, denen er Bücher, Federn, Tinte und Papier schenkte.

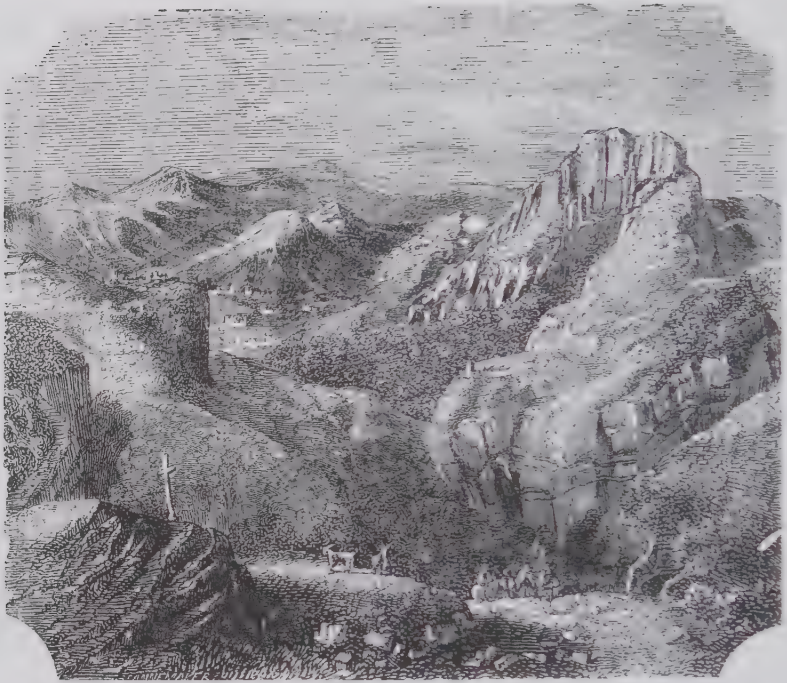
Gern schickten ihm auch die Reichen ihre Kinder und so entstand das erste Haus der Piaristen. Hier stieg einst der gute Casalanza auf eine Leiter, um ein Glöckchen zu befestigen, fiel herab und brach das Bein, daher er hinken mußte wie Ignatius.

Seine Schule erweiterte sich immermehr, es kamen Geschenke, Vermächtnisse und 15 Gehilfen. So stand 1621 ein Orden da, dem Papst Gregor XV. die Privilegien der Bettelorden gab. Casalanza war Ordensgeneral, bettelte aber wie zuvor durch die Straßen. Er berieth mit seinen Gefährten, welche Kleidung sie wählen sollten, und nachdem man darüber einig war, ließ Cardinal Giustiani dieselben auf eigene Kosten anfertigen und bekleidete ihn am Maria Himmelfahrtstage mit dem neuen Habit.

Der Stifter sah seine Häuser wachsen und blühen in Italien und im Jahre 1631 verlangte Cardinal von Dietrichstein einige seiner Schüler nach Nikolsburg in Mähren, von wo aus sich dann der Orden über Böhmen, Ungarn, Polen *zc.* verbreitete. Casalanza starb im Jahre 1648 im Alter von 92 Jahren und wurde 1767 unter die Heiligen versetzt.

Die Ausbreitung dieses Ordens wurde von den Jesuiten mit scheelen Augen angesehen und von ihnen kein Mittel unversucht gelassen, die Schulen der Piaristen herabzusetzen, indem sie die frommen Schulen nur Armenschulen nannten. Zuletzt wollten sie ihnen nur erlauben, blos Lesen, Schreiben und Rechnen, aber keine höheren Wissenschaften zu lehren, doch der Papst sprach zu Gunsten der Piaristen und das mit Recht. Der Unterricht der Piaristen wird überall sehr gelobt, indem sie weder Trömmeler noch Fanatiker erziehen, sondern ihre Zöglinge zu offenen, ehrlichen Leuten, nicht zu Jesuiten bilden.

Ihre Kleidung ähnelt denen der Jesuiten, doch tragen sie nicht wie diese einen langen Mantel und keinen italienischen Hut.



XVIII.

Die Thebais.



Paulus von Theben in Egypten wird als Stifter des Einsiedlerlebens gewöhnlich angesehen. Er ging, der Verfolgung auszuweichen, in früher Jugend in die Wüste, fand eine geräumige Höhle, deren Oeffnung ein Palmbaum bedeckte, und daneben eine Quelle, und so lebte er da von 250 an bis in's 113. Jahr (340). Paulus trieb es weiter als frühere Ascten, indem er 90 Jahre in seiner Einöde, der ganzen Welt unbekannt (bis Antonius, vom Geiste getrieben, den heiligen Mann entdeckte), ein mehr englisches als menschliches Leben lebte, wie Heliot sagt. Eine höhere Hand trieb Antonius um das Jahr 340, einen Einsiedler aufzusuchen, der vollkommener sei, denn er, und dieser Einsiedler war Paulus. Er ging, ohne zu wissen, wohin, besprach sich unterwegs mit einem Ungeheuer, halb Mensch, halb Pferd, das ihn im Namen seiner Brüder bat, Gott für sie anzurufen, und fand Paulus glücklich am dritten Tage. Sie grüßten sich jeder bei seinem Namen, ob sie



zugleich zuvor nie etwas von einander gehört hatten. An diesem Tage brachte der Kabe, der seit sechzig Jahren dem frommen Einsiedler sein Brod zu bringen pflegte — doppelte Portion!

Es entstand nun zwischen beiden Männern ein komischer Streit, wer das Brod zuerst brechen sollte? — Paulus berief sich auf das Gastrecht, Antonius führte die dem Alter schuldige Ehrfurcht an — endlich zog Jeder auf seiner Seite, und so aßen sie, tranken Wasser aus der Quelle, und brachten die Nacht im Gebete zu. — Paulus fragte aber doch auch seinen Gast, wie es jetzt in der Welt zugehe? welcher Kaiser jetzt herrsche? — und ob man noch immer fortfahre, Häuser zu bauen und die bösen Geister anzubeten? — Zuletzt eröffnete er ihm sein nahes Ende, mit der Bitte, den Mantel zu holen, den er von Athanasius habe, zur Einwicklung seines Leichnams. Antonius, ganz außer sich, daß er Paulus gesehen und gesprochen hatte, eilte nach Hause, sagte seinen Schülern: „Ich habe Elias gesehen — Johannes in der Wüste, Paulus im Paradiese!“ und eilte wieder fort. Seine Schüler baten ihn, doch deutlicher zu sprechen, er aber antwortete: „Reden hat seine Zeit und Schweigen seine Zeit“ und flog zurück. Aber schon unterwegs sahe er die Seele Pauls verklärt im Lichte, unter Engeln, Propheten und Aposteln, und da er zur Höhle gelangte, erblickte er dessen irdische Hülle knieend mit emporgehobenem Haupt und Händen, ob er gleich schon todt war! Er beerdigte ihn mit Hilfe zweier Löwen, die das Grab machten, wofür sie seinen Segen empfingen! und nahm Pauls Wundenkleid, wie Achilles die Rüstung Hektors; es wurde sein Feierkleid an den vier hohen Festen. Paulus, von dem wir nun das wissen, was uns Hieronymus erzählt, der seinen Wundenrock mit dessen heiligen Verdiensten lieber sich wünschte, als den schönsten Königspurpur mit aller Macht, pflegte zu sagen: „Ohne Handarbeit kann kein Mönch vollkommen werden,“ und diese sehr vernünftigen Worte hätte man sich merken sollen.

Antonius, dessen Namen noch jetzt nicht nur orientalische Mönche, und ein Kloster am Ufer des rothen Meeres, sondern auch viele Antone unter uns verewigen — ist der eigentliche Vater des Mönchslebens und der erste Mönch in unserm Sinne. Paulus war nur Einsiedler, und daher haben wir auch mehr Nachrichten von dem erstern als vom letztern. Antonius wurde 251 in Egypten geboren, floh schon als Knabe die Gesellschaft seiner Gespielen und wollte durchaus nichts lernen. Er antwortete den Spöttern, „er brauche keine Bücher, sein Buch sei die Natur.“ Nach dem Tode seiner Eltern, etwa zwanzig Jahre alt, hörte er in der Kirche die Worte: „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen. Sorget nicht für den andern Morgen.“ Anton that, wie geschrieben steht, und begab sich außerhalb seines Dorfes in die

Einsamkeit. Hier lebte er unter Gebet, Fasten, Wachen und Handarbeiten -- ewigen Kampf mit dem Teufel! Ueber Gold und Silber, das ihm der Böse in den Weg warf, lief er weg, wie über Feuer. Er mißhandelte seinen Körper immer härter, wachte oft ganze Nächte, und genoß nur einmal, nach Untergang der Sonne, wohl auch nur einmal in zwei oder vier Tagen, etwas Brod und Wasser -- die Erde war sein Lager -- er verschloß sich in abgelegene Gräbmäler, und doch gab der Teufel keine Ruhe!

Entrüstet zog er sich nun ganz in die Gebirge an den Ufern des rothen Meeres, in ein altes, zerfallenes Schloß, wo man ihn jedes halbe Jahr mit Brod versorgte, ohne daß er sich jemand zeigte -- man hörte nur ein fürchterliches Getümmel und Geschrei im Schlosse von seinen steten Kämpfen mit den Teufeln -- so lebte er zwanzig Jahre. Antonius schlief auf der bloßen Erde und in Gräbern, und schon hieraus ließ sich allenfalls erklären, daß er an heftigen Flüssen und gelähmten Gliedern leiden mußte, was er dann dem Teufel auf den Hals lud, der ihn mit Fäusten geschlagen habe. In Gräbern und alten Schlössern rumoren auch gerne Raubthiere -- Ratten, Mäuse und Vögel der Nacht. Vielleicht sprach auch der Einsame laut mit sich selbst. Antonius aber und alle Einsiedler sahen einmal lieber Teufel -- die auch gar wohl, wenn sie nicht reine Geschöpfe einer durch Schlaflosigkeit und Fasten erhitzten Einbildungskraft waren, mitunter Affen gewesen sein können. -- Ihm erschien einst der Teufel in kolossalischer Größe, den Kopf im Himmel und die Füße auf der Erde, und klopfte an seine Thür. „Wer bist du?“ „Ich bin Satan und möchte gern wissen, warum ihr und alle Christen bei dem kleinsten Unfalle sprecht „ho!s der Teufel!““ Anton belehrte ihn unerschrocken, daß er der Versucher und die Ursache alles Unglücks sei -- ein andermal gab ihm der Teufel ein, daß es doch Schade sei, die Güter der Welt, und noch mehr, seine junge un-erzogene Schwester ohne Stütze verlassen zu haben -- dieser Gedanke des Teufels war sehr vernünftig -- aber Anton und viele seiner Nachfolger hielten gerade die vernünftigsten Gedanken für Eingebungen des Teufels, und suchten die Teufel außer ihnen, die lediglich in ihnen waren... Die Teufel plagten ihn in allerlei Teufelstarven, die der berühmte niederländische Antonius Maler Breughel komisch genug gemalt hat -- dann kam aber auch wieder zur rechten Zeit Hilfe von oben -- ein himmlischer Lichtstrahl erhellte die Teufelshöhle, und eine Stimme vom Himmel: „Ich werde deinen Namen berühmt machen auf der ganzen Erde“, wirft zugleich Licht in Antonius' Seele.

Seine Anhänger überredeten ihn endlich im Jahre 305, wieder sichtbar zu werden, und nun that Anton Wunder, heilte Kranke und

trieb Teufel aus den Besessenen, jagte aber auch den Teufel der Möncherei in die Seelen vieler Irrenmüthe. Er stiftete eine Menge gemeinsamer Wohnungen, über die er die Aufsicht führte, und trieb zuletzt seine Selbstüberwindung so weit, daß er sich schämte, wenn ihn unter seinen Mönchen der Hunger oder der Schlaf übermannte. Er trug über ein Hemd von Haaren einen schmutzigen Schafpelz, und sich selbst wusch und reinigte er niemals.

Als Maximin die Christen in Egypten verfolgte (311), eilte Antonius nach Alexandrien, begleitete die Gefangenen in's Gefängniß und in die Bergwerke — vertrat sie vor dem Richter und tröstete sie auf dem Hochgerichte. Er allein gehorchte dem Befehle, daß sich alle Mönche hinwegbegeben sollten, nicht -- und damals wusch er vielleicht zum ersten Male seine Kleider, damit er recht in's Auge fiele!

Antonius rang nach der Krone der Märtyrer — aber vergebens — und so kehrte er wieder in seine Einsöde, verbarg sich wieder vor der ihn bewundernden Menge und baute sich ein Stück Feld an, um seine Schüler der Mühe zu überheben, ihm Brod zu bringen, denn er vertheidigte stets den Satz: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ Dann und wann ging er noch nach Alexandrien, um sich der Unterdrückten anzunehmen, eilte aber wieder sogleich in seine Einsamkeit, denn er pflegte zu sagen: „Wie ein Fisch außer dem Wasser, so ein Mönch außer seiner Zelle. Die Wüste ist die Burg der Kirche und die Leiter zum Himmel.“ Die späteren Mönche glaubten alles zu thun, wenn sie nur Paar und Paar nach dem Muster der Apostel, deren Christus immer zwei sandte, ausgingen. Qui a compagnon, a maitre!

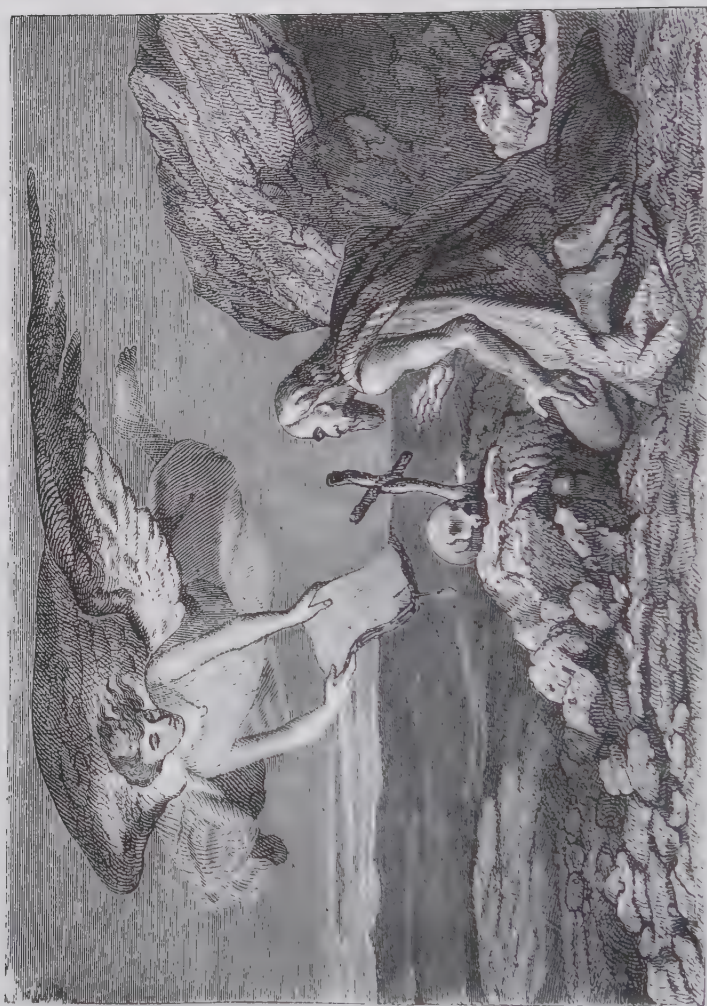
Antonius lebte nicht mehr lange, nachdem er Paulus begraben mit Hilfe der zwei Nöwen. Zwei seiner Schüler halfen ihm bei seiner Altersschwäche, und er entschlief 356, alt 105 Jahre, mit dem Befehle, daß man ihn an einem unbekannten Orte beerdige, damit kein Unfug mit seinen Reliquien getrieben würde, und man ihn nach Egyptianer Sitte nicht einbalsamire, da Christus der Herr selbst schlechtweg wäre — begraben worden. Und doch sollen diese nach Vienne in Frankreich gebracht worden sein — und sind so authentisch, als die Briefe, Predigten und Mönchsregel, die man von ihm haben wollte. — Antonius vermachte seine Kleider dem Serapion und Athanasius, dem Bischofe von Alexandrien, seinem Verehrer und Freunde. Der gute Anton konnte nicht schreiben — hat also schwerlich eine Regel hinterlassen — aber das Lobprednerische Leben, das sein Bewunderer Athanasius aufsezte, diente nur zu sehr statt der Regel und war der Vorläufer vieler nachfolgender Mönchsregeln. — Athanasius und auch der sonst so vernünftige Hieronymus schildern ihren Heiligen, wie späterhin andere Mönchs-

Genien, die wir noch werden kennen lernen, ihre Heiligen schilderten, und machten sie dadurch nur — lächerlich!

Antonius wurde nun das große Vorbild der Mönche, und in seinem Leben sieht man bereits das Ganze und Eigenthümliche der späteren Mönchswelt. Anton verachtete, gleich ihnen, die Wissenschaften und hielt sich an Mysticismus — er trieb das ascetische Leben ziemlich hoch, und doch füllte er noch seine Zeit, die ihm so viele geistliche Uebungen, Reisen, und die Aufsicht über seine zahlreichen Schüler ließen, mit Handarbeiten. — Er gab den Rath, alles, was seine Jünger bei Tag oder Nacht thäten, aufzuschreiben, um sich zu schämen, wenn sie sich selbst oder andere über schlechten Handlungen erwischen — und kann also auch als der Vater Lavater'schen Tagebücher angesehen werden und aller Selbstbiographien — aber daß dies alles die heilige Muße nicht füllte, und der Phantasie noch immer viel zu viel Spielraum blieb, beweisen die ungeheuren Schwärmereien dieser Jünger des Antonius, die leider nur zu bald aufgefordert wurden, über Rechtgläubigkeit und theologische Fragen ihre Urtheile zu fällen, und dadurch an Heiligkeitsstolz zunahmen und an Schwärmereien.

Gewöhnliche Lehrer, die freilich einen ganz andern Weg zum Himmel zeigten, verachtete man, wenn sie ungelehrt waren — aber diese unwissende Schwärmer bewunderte man, weil sie sich ihrer Unwissenheit rühmten! — Anton fragte einst einige Philosophen, die zu ihm kamen, seiner Unwissenheit zu spotten: „Ob Verstand oder Gelehrsamkeit älter sei?“ „Verstand.“ Nun, also ist dem, der Verstand hat, die Gelehrsamkeit unnöthig, sprach Anton. Ein andermal ging er ihnen entgegen, wie Jesus den Pharisäern, und fragte ironisch: „Was wollt ihr bei einem Unsinningen?“ „Wir halten dich für klug.“ „Wenn ihr einen Unsinningen suchet, ist eure Mühe vergebens, haltet ihr mich aber für klug, so werdet Christen wie ich.“ — So sagte er auch dem Didymus, einem der gelehrtesten Männer zu Alexandrien, der über Blindheit klagte: „Traure nicht über Augen, mit welchen auch Aelien und Mücken sehen, — du hast Augen, mit welchen die Engel sehen, mit welchen auch Gott gesehen und sein Licht begriffen wird.“

Pachomius, einer der berühmtesten Schüler des Antonius, erweiterte dessen Mönchsanstalten, vereinte ganze Häufen Einsiedler in gemeinschaftliche Wohnungen und Klöster und gewöhnte sie an eine gleichförmige Regel — daher er der Vater der Kloster-Congregationen genannt wird, wie die Syncretica — eine Anverwandtin des Antonius, die erste Stifterin und Mutter der Nonnenklöster. — Pachomius war 292 in Thebais geboren, trug die Waffen, und da er wohlthätige Christen kennen lernte, so beschloß er, nach geendigtem Krieg ein Christ zu werden — und hielt



Wort. Der Ruf des Palaemon zog ihn an, und er lebte von seinem zwanzigsten Jahre an mit Palaemon in der Einöde von Salz und Brot, zuweilen mit Staub und Asche bestreut — sie machten härene Hemden oder spannen Wolle für sich und zum Verkauf, und wenn sie der Schlaf überfiel, so trugen sie Sand von einem Ort zum andern oder beteten die ganze Nacht, die Hände kreuzweise ausgebreitet. Bald glaubten sie sich von Gott berufen, eine neue Mönchswohnung zu Tabenna anzulegen, und die Zahl der Schwärmer stieg daselbst auf 3000, und späterhin gar auf 50.000! Pachomius war begünstigter von oben als Anton, denn er brachte einst 15 Jahre hin, ohne sich niederzulegen — wenn er schlief, saß er mitten in der Zelle, ohne sich anzulehnen — und blieb einmal vierzig Tage ohne Schlaf, um desto besser mit dem Teufel zu kämpfen, der ihn noch im hohen Alter quälte. Zuweilen zogen eine Menge Teufel mit vielen Stricken an einem einzigen Baumblatte, um ihn durch ein so kindisches Beginnen zum Lachen zu reizen — allein Pachomius seufzte und betete und — lachte nicht!

Engel lehrten ihm das Griechische und Lateinische — Engel wiesen ihm die Stellen, wo er Klöster hinbauen sollte, Engel befahlen ihm, zwölfmal des Tags, zwölfmal des Abends und zwölfmal des Nachts zu beten, was ihm zu wenig dünkte, daher ihm ein Engel sagte: „Die Vollkommensten brauchen keine Gesetze, denn sie beten ohne Unterlaß“ — und Engel brachten ihm seine Regel eingegraben in Tafeln von Gold. Diese Regel — offenbar ein späteres Mönchsproduct, wie des Pachomius Briefe auch — verband die Conöbiten zu 10 bis 100 zusammen, 9 haben immer einen Vorsteher, Decan genannt, und 10 von diesen stehen wieder unter einem Hunderten. Sie wohnten zwar in abgesonderten Zellen zu 3 und 3 (in den spätern Klöstern traute man nicht mehr), kamen aber zusammen zum gemeinschaftlichen Gebet, Psalmen singen und Tisch. Bei Tische durfte weder gesprochen noch die Capuze abgelegt werden, so, daß jeder nichts als den Tisch sehen konnte und das Essen vor seiner Nase — ihre Schaf- oder Ziegenfelle legten sie nie ab, als wenn sie das Abendmahl empfangen. Sie beteten am Morgen — des Abends — und des Nachts — der in der Mitte sitzende Vater predigte auch wohl, stimmte nach Tische einen Lobgesang an und dann kehrten sie wieder in ihre Hütten, wo jeder Vorsteher mit den Seinigen unter Händearbeit gottselige Gespräche führte. Fehlende Brüder sollten dreimal ermahnet werden, besserten sie sich nicht, so wurden sie abgesondert bei Wasser und Brot, Ausstoßung und 39 Streiche nach Paulinischem Maaße!

Pachomius' Mönche hielten strenge über dem Schweigen — eine Zunge ohne Zaum ist ein Stall ohne Thüre, sagte der Abt, Jeder kann

hinein und den Esel losbinden -- und lasen -- wer lesen konnte -- schrieben -- wer schreiben konnte -- die heiligen Bücher ab -- die Leben der Märtyrer und Heiligen -- die Regeln und Predigten -- und arbeiteten dabei so fleißig, daß sie eine Menge Lebensmittel in die Städte schicken konnten, und einst, nach Augustin, ganze Schiffe füllten, um Nothleidende jenseits des Meeres zu erleichtern. In der Erntezeit dienten sie als Schnitter um reichen Lohn. Pachomius, der 348 starb, muß scharfe Zucht gehalten haben, denn er bestrafte einst einen seiner Mönche, der aus Eitelkeit zwei Decken statt einer geflochten hatte!

Rufinus, der um das Jahr 373 mit der heiligen Melania nach den Morgenländern reiste, erzählt uns, daß eben so viel Mönche in der Wüste, als Einwohner in den Städten gewesen sein, und daß die Stadt Syrrhinchus mehr Klöster als Häuser zählte, 20.000 Mönche und 10.000 Nonnen! Er lernte auch den Priester Serapion kennen, der allein Vater von ungefähr 10.000 Mönchen gewesen sein soll. Egypten zählte im vierten Jahrhundert wenigstens 100.000 Mönche und Nonnen -- alle aus den niedrigsten Volksklassen. -- Nach Theodoret waren in mehreren Cönobien, die er *παλαιατα*, Übungsplätze der Gottseligkeit nennt, an die 5000 geistlichen Jechter.

Unter allen diesen stolzen geistlichen Molanden scheint mir Paphnutius der bescheidenste und vernünftigste gewesen zu sein. Dreimal fragte er den Herrn: „Welchem von seinen Heiligen er am ähnlichsten wäre?“ und immer zeigte ihm ein Engel des Herrn Vente, die ihn beschämen mußten, und hieraus zog er den vernünftigen Rath, den er seinen Jüngern gab, der aber wenig beachtet wurde: „Keine Beschäftigung, hoch oder niedrig, sei zu verachten, weil mit allen Rechtschaffenheit und Tugend bestehen könne.“ Paphnutius trug einen Rock 80 Jahre lang -- und wie er dies machte, möchte ich allein von ihm wissen. . .

Unglück und Verzweiflung mochte viele in diese Einöden getrieben haben, die eben keine Lust hatten, sich in die Arme des Todes und der Hensersknechte zu liefern -- manche Schwärmer, die in der Liebe zu Gott das Irdische vergaßen -- die meisten aber waren Landstreicher -- Selaven -- Tagelöhner -- Handwerker und Bauern, die das freiere Mönchsleben bequemer finden mochten und nebenbei den heiligen Schein und die Verehrung der Menge. Schon damals war nicht leicht ein frommer Mann -- nicht leicht ein Bischof, der nicht eine Zeitlang unter diesen Schwärmern weilen oder gar seine Erziehung da vollenden zu müssen geglaubt hätte.

Antonius hatte in Nieder Thebais gearbeitet -- Pachomius in Ober-Thebais und der heilige Ammo auf dem Gebirge Nitrim commandirte gleichfalls an die 10.000 Schwärmer. Ammo las einst (nach So

crates dem Kirchenschriftsteller) seiner Braut die Briefe Pauli an die Corinthier mit solcher Salbung vor, daß sie, statt mit ihm das Brautbett zu besteigen, in die Gebirge Nitriens ging, und da in einer Hütte zwar mit ihm zusammen lebte, aber nicht als Mann und Frau, sondern — in dem Herrn. Eltern verließen ihre Kinder und Kinder ihre Eltern, Weiber ihre Männer und Bräute den Bräutigam, so daß zuletzt Geseze und selbst Kirchenväter gegen die zu weit um sich greifende Schwärmerci auftreten mußten. — Ammon kam einst mit seinem Schüler Theodorus an einen breiten Fluß, schämte sich, naßend zu erscheinen, und siehe! plötzlich standen sie auf der andern Seite des Wassers — er verbot aber seinen Schülern, von diesem Wunder zu sprechen!

In der Wüste Scetis trieben die Macarii ihr Unwesen — Hilarion in Syrien, wo auch Theodoret lebte — der Berg Sinai wimmelte von Mönchen, darunter Climacus und Nil sich auszeichneten, und Bischof Eustathius trug die schädlichen Gewächse nach Armenien, Paphlagonien und dem Pontus. — In dem schlammigen Nilsthal waren sie am besten gediehen — aber das Unkraut gedieh auch nur zu reichlich im ganzen christlichen Morgenlande bis nach Persien und an die Grenzen Indiens!

Allein die Wüste war nicht nur von Männern bevölkert, es finden sich daselbst ebensoviele Frauen. Die Schwester des h. Antonius und die Schwester des h. Pachomius gründeten in Egypten religiöse Gemeinden, und wenn man dem Arnaud von Andilly glauben darf, so befolgten die ersten Frauenklöster die Regeln des h. Synkletikos.

Die Frauen und Jungfrauen sagten allen kleinlichen Freuden des heidnischen Lebens ein ewiges Lebewohl; sie entsagten dem Luxus, den Schauspielen, Concerten, den falschen Göttern, den Sklaven und der Liebe.

Die Nonnen der Thebais hatten die rührende Geschichte der heil. Magdalena gehört, sie erinnerten sich dieser großen Sünderin, die sich in dem Hause Simons des Pharisäers zu den Füßen Christi mit dem Himmel versöhnt hatte, in allen ihren Gebeten. Die Nonnen der Thebais feierten die Bekehrung der Maria Magdalena durch eine ebenso sonderbare als prächtige Ceremonie. Die schönsten Jahrhunderte des Katholicismus haben in Spanien und Italien nichts einfacheres und zugleich herrlicheres, nichts naiveres und bewunderungswürdigeres erfunden, als diese Art Mysterien, welche durch Christen in einem Kloster der Urkirche auf den colossalen Ruinen der Dynastie der Pharaonen aufgeführt wurden.

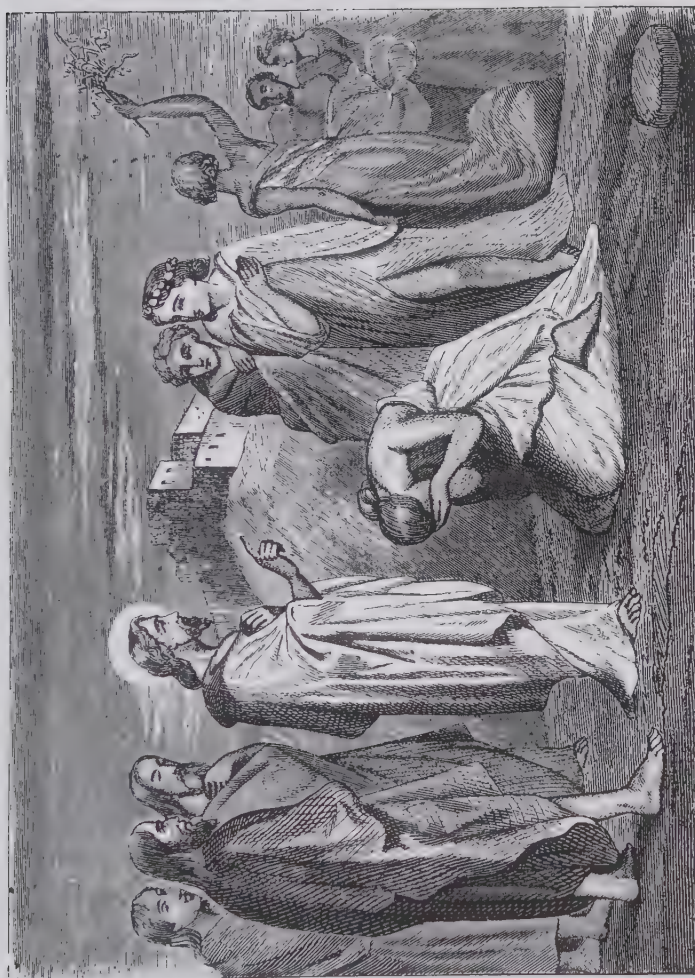
An diesem Tag nahm, wie durch Zauberei, welche die Wirkung

der Arbeit des Fleißes und der Geduld war, der Garten eines der Klöster der Thebais schon am frühen Morgen die Gestalt, das Ansehen des h. Landes und jener Orte an, an welchen sich die größten Wunder des Glaubens zugetragen hatten. Bei dieser glücklichen Umwandlung vermisse man auch nicht das mindeste von dem, was die Sage von jener heiligen Gegend mittheilt. Der umzäunte Garten war ganz mit Sand bestreut, aus dem hie und da Palmbäume und indische Feigenbäume hervorragten; es stellte das Thal Josaphat, jenes geheimnißvolle Theater vor, auf welches die Vorempfindung dreier Religionen die zukünftige Scene eines jüngsten Gerichtes hat verlegen wollen. Jene rauschende Quelle, die in einem entlegenen Winkel des Gartens entspringt, heißt für diesen Tag Cedron, die Ruinen eines egyptischen Säulenganges stellen das Thor von Bethlehem vor. Ein kleiner eingezäunter Platz, mit Stauden bedeckt, stellt bis zur einbrechenden Nacht die grünen Schatten des h. Gethsemane vor. Ganz im Hintergrund sieht man Olivengruppen, der geheimnißvolle Zufluchtsort, zu welchem der erste Märtyrer kommen wird, um die schrecklichen und göttlichen Anguishmerzen des Gottmenschen zu verbergen. So ist die Decoration der seltsamen Bühne beschaffen. Jetzt beginnen die Mysterien.

Das Thor von Bethlehem öffnet sich und die Vorübergehenden aus Galiläa überschwemmen alsbald das Thal Josaphat. Die Männer spielen gotteslästernd, wie dies elenden Heiden zukommt: die Weiber lagern sich um die Fischweiber und plappern wie die Weiber aller Zeiten, aller Religionen und aller Länder.

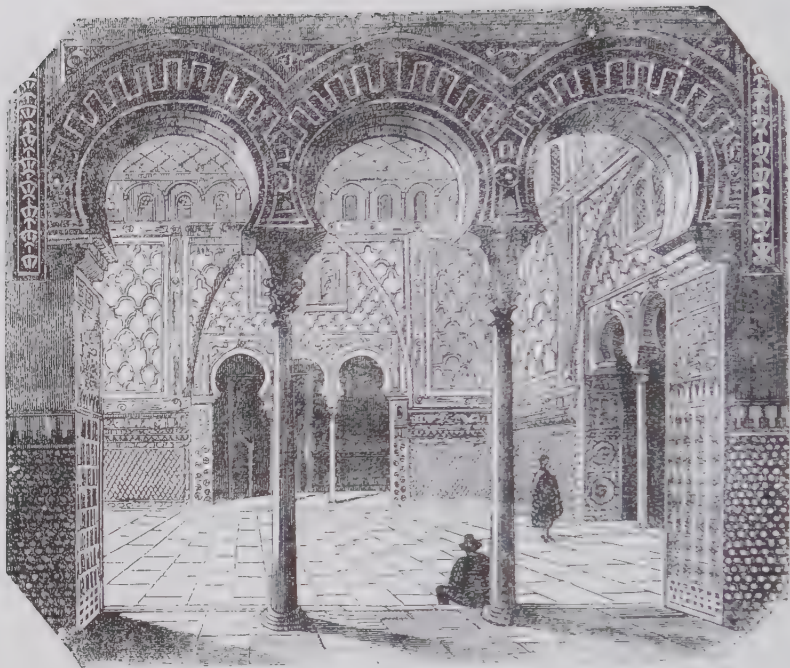
Plötzlich läßt sich Freudengeschrei an den Ufern des Cedron vernehmen, die schneidenden Töne der Cymbel dringen durch das Laubwerk, ein Zug junger feuriger Mädchen mit flatternden Haaren stürzt sich lachend und tanzend in das Thal. Ach, es sind Sünderinnen, welche kommen, um den reizendsten Gott der Fabel in den Fußstapfen der Maria Magdalena anzubeten.

Und während sie wie gottlose, wie entzückende Verdamnte lachen, singen, tanzen, kommen einfach gekleidete, ernste, traurige, stille Männer den Pfad herab, der sich dem Thore Bethlehems gegenüber befindet: es sind Freunde, Jünger Jesu, die sich um ihren göttlichen Meister gruppieren. Die beiden Gruppen, die beiden Züge, die Christen und die Buhlerinnen begegnen sich und berühren sich im Gehen. Ein Apostel ruft aus: Laßt den wahren Glauben vorbeie. . . Magdalena erwidert ihm: Laßt das Vergnügen vorbeie! . . . In diesem Augenblicke schwebt und fällt ein Blick des Herrn Christi auf sie; die Augen der Sünderin schließen sich zur Hälfte, vielleicht um der glänzenden Majestät des Herrn zu entgehen. Sie erblaßt, wird unruhig und wankt. Es scheint ihr,



daß eine geheime Stimme zu ihren Sinnen, zu ihrem Geist und zu ihrem Herzen spricht und sie glaubt eine himmlische Warnung zu hören. Sie nähert sich Jesu, sie betrachtet ihn noch, hört ihn; sie ahnt in seiner Stimme ein anderes Leben, eine andere Liebe, sie weint, kniet nieder, beichtet, bereut — sie ist gerettet.

So feierten die Frauen der Thebais das Fest der Maria Magdalena.



XIX.

Der Orden des h. Augustinus.



erschiedene Mönchs- und Nonnenorden, die Deutsch-Ordensritter, wie auch alle Congregationen der Canonici oder Chorherren leben nach der Regel des h. Augustinus, der als Kirchenvater und Bischof von Hippo eine nähere Betrachtung verdient.

Augustinus war zu Thagasta in Afrika am 13. November 354 geboren. Sein Leben erzählt er selbst in seinen Bekenntnissen. Er studirte zu Madaurum, und als er später zu Carthago seine Studien fortsetzte, ward er ein großer Verehrer der Frauen, ließ sich durch 15 Jahre von einer Geliebten fesseln, welche ihm auch einen Sohn Deodatus gebar. Sein Gefühl für sie erkaltete erst, als des Cicero's „Hortensius“, ein Buch, das nicht auf unsere Zeit gekommen ist, ihn auf das Studium der Philosophie leitete.

Doch diese konnte ihn, den Gefühlsmenschen, nicht lange fesseln, er trat zur Secte der Manichäer, ein Schritt, der seine Mutter tief betrübte,

und war neun Jahre lang ihr Zuhörer. Als er aber zur deutlichen Erkenntniß gelangte, verließ er sie, begab sich von Afrika nach Rom und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Veredelsamkeit einzunehmen. Durch den Bischof Ambrosius lernte er das orthodoxe Christenthum kennen und hochachten, und das fleißige Lesen der Briefe des Paulus brachte eine völlige Sinnes- und Lebensänderung in ihm hervor.

Augustinus begab sich hierauf einige Zeit in die Einsamkeit, schrieb dort mehrere Bücher und bereitete sich auf die Taufe vor, die er 387 mit seinem Sohne Deodat durch Ambrosius empfing.

Als Christ kehrte er nach Afrika zurück, verkaufte zuvor seine Güter, behielt für sich soviel, um mäßig leben zu können und schenkte das Uebrige den Armen. Als er einst in der Kirche zu Hippon gegenwärtig war, bezeugte der Bischof, der sehr alt war, das Verlangen, einen Priester zu weihen, der ihn unterstützen und einst als Bischof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volkes trat Augustinus in den geistlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge und ward 395 Bischof zu Hippon.

Hier gerieth er mit dem Pelagius, einem ehrenwerthen Manne, und Cölestius in heftige Streitigkeiten über die Lehre vom freien Willen, von der Gnade und der Prädestination (Gnadenwahl) und verfaßte viele Schriften über diese Gegenstände. Augustinus behauptete nämlich, daß der Mensch bloß durch die Gnade, d. i. durch die Wirksamkeit Gottes gebessert und selig werde, und daß nur der absolute göttliche Wille bestimme, wer unter den Menschen aus der tiefen moralischen Verderbniß oder der Erbsünde erlöst werden soll.

Augustinus starb am 28. August 403, während Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat gelehrtere Kirchenväter gegeben, als Augustinus, aber keinen scharfsinnigeren, geistreicheren, und keinen, der es mehr verstanden hätte, das menschliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler gaben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. Unter seinen Schriften ist das Werk: *De civitate Dei libri XXII.* (vom Staate Gottes, 22 Bücher) besonders hervorzuheben.

Als er einst am Meeresstrande lustwandelte und über sein Buch: „Die Dreieinigkeit“ nachdachte, sah er einen Knaben, der eine Grube gemacht hatte, und mit einem Löffel beschäftigt war, das Meer auszuschöpfen in seine Grube. Augustinus lachte, der Knabe aber sagte: Was ist unmöglicher, mein Unternehmen oder das deine, die Dreieinheit zu ergründen? — und war verschwunden!

Das Ansehen des h. Augustinus in der Kirche war so groß, daß es nicht zu verwundern ist, wenn es bald eine sogenannte Regel Augu-

stins gab, nach der sich alle Canonici und Augustinermönche, die jedoch erst im 11. und 12. Jahrhundert entstanden, richteten, obgleich Augustinus weder eine solche Regel hinterlassen, noch selbst Augustiner gewesen ist. Und doch entstand ein langer und heftiger Streit, ob die Klöster zu Thagasta und Hippo als Anfang des Augustinerordens anzusehen oder ob die Chorherren des Bischofs von Hippo die wahren Augustiner gewesen seien. Gewiß ist, daß die Regel des Augustinerordens ein Werk der Päpste und Prioren ist. Pius V. setzte die vorher ohne Ordensverband zerstreuten, 1256 aber zum Klosterleben vereinigten Augustiner-Eremiten oder Einsiedler des h. Augustinus im Jahre 1567 unter die Bettelorden und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franziskanern und Carmelitern.

Wir müssen hier eines Streites gedenken, der über die Reliquien dieses Heiligen entstanden ist. Auitprand, König der Longobarden, gab eine große Summe für den Leichnam des Heiligen und ließ ihn anfanglich nach Genua, dann nach Pavia bringen, wo er ihn in eine Kirche setzen ließ, die er unter dem Titel des h. Petrus zum goldenen Himmel bauen ließ. Die Augustiner wollten den echten Leichnam gefunden haben, während man an anderen Orten ebenfalls Reliquien dieses Heiligen vorzeigte. Benedict XIII. setzte 1728 die Richtigkeit des Fundes außer Zweifel.

Die ersten Mönche des Augustinerordens waren ein Gemisch von Einsiedlern, von sog. armen Katholiken, von Wilhelmiten, benannt nach Wilhelm Herzog von Aquitania, der nach Rom und Jerusalem wallfahrte im eisernen Panzer auf bloßem Leibe und mit einer dreifachen Kette, aus den Sackträgern (*boni homines* oder blauen Büßern), vorzüglich aber den Bonuiten, deren Stifter Johannes Bonus war. Dieser letztere hatte sich nach einer Krankheit in eine Wüste der Romagna zurückgezogen. Ähnliche Leute, die man Einsiedler des h. Johannes hieß, lebten in den Wäldern von Navarra bei Wurzeln und Wasser, fasteten und geißelten sich dabei dreimal in der Woche, gingen barfuß in Sackleinwand, schliefen auf Brettern, einen Stein zum Kopfstützen und hatten Tag und Nacht schwere Holzkreuze an der Brust hängen.

Die sog. Regel Augustins ist milde, daher gab es abermals Schwärmer, welche sie verschärfen, und so sah die Welt dreierlei Augustiner — die großen, welche der ältesten Obervanz folgten — die kleinen oder die Religiosen der Communität von Bourges, welche von den großen in nichts unterschieden waren, als durch eine engere Kutte — und die Augustinerbarfüßer, welche Thomas von Jesus gestiftet hat.

Die Großen und Kleinen wollten diese Barfüßer nicht als Augustiner anerkennen, und es kam darüber nicht bloß zum Haß und mör-

chischen Schimpfereien, sondern selbst zu heiligen Kriegen, wo Bärte und Kutten, Capuzen und Sandalen auf dem Plage blieben. Ferner wollten die beschuhten Augustiner nicht zugeben, daß die Unbeschuhten Leute in die schwarzleberne Gürtel-Brüderschaft einschrieben und klagten beim h. Vater, der diesen auch 1679 das Handwerk legte, dafür aber eine neue Brüderschaft erlaubte — die Schuhriemenbrüderschaft.

Hochberühmt machten sich die Herren Augustiner 1783 zu Seefeld in Tirol. Sie trieben aus einer Dirne Johanna Seiler hundert Millionen Teufel aus und ihr Hauptteufel hieß Wittagsteufel.

Der Augustinerorden hat drei berühmte Männer aufzuweisen: den Reformator Dr. Martin Luther, welcher Augustinus Werke hochschätzte, Abraham a Santa Clara, der ausgezeichnete Prediger und Thomas a Kempis.

Luther, der größte Mann des 16. Jahrhunderts, ging 1505 in's Augustinerkloster zu Erfurt; 1524 gab er, da er selbst die Mönchskutte ablegte, das Zeichen zur Aufhebung der Klöster und zur besseren Verwendung der Kirchengüter. Er nahm eine Nonne, Katharina v. Bora zum Weibe, ein Schritt, den der 42jährige Mann erst nach schwerem Kampfe mit unendlichen Bedenkllichkeiten, aber gewiß ebensowohl aus Grundsatz, als aus Neigung that.

Abraham a Santa Clara, mit seinem Familiennamen Ulrich Mergle, war am 4. Juli 1642 zu Krähenheinstetten in Schwaben geboren. In seinem achtzehnten Jahre trat er in den Barfüßer-Augustinerorden zu Mariabrunn, studirte dann in dem zu Wien befindlichen Kloster seines Ordens Philosophie und Theologie, ward zwei Jahre später (1662) zum Priester geweiht, promovirte als Doctor der Gottesgelahrtheit und ging dann als Festtagsprediger nach Kloster Tara bei Dachau in Baiern. Von hier begab er sich zurück als Prediger nach Wien, wo er durch seine glänzende Rednergabe sich bald einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Später wurde er als kais. Hofprediger nach Wien berufen, welchem Amte er zwanzig Jahre lang vorstand. Er war ein humoristisch satirisches Genie, das sich kühn neben Mabelais, Swift und Sterne stellen dürfte, wäre es in der Welt gehörig ausgebildet worden; aber er folgte selbst dem Rathe, den er seinen Zuhörern gab: Den Esel der Vernunft am Fuße Golgathas anzubinden und auf den Füßen des Glaubens hinaufzusteigen.

Abraham schimpfte am St. Magdalenenstag auf alle Magdalenen, drohte eine vor ihm sitzende Hauptsünderin namhaft zu machen und hob den Arm empor, um sein Brevier nach ihr zu schleudern, und siehe alle Weiber duckten sich. Nun erst begann der Strom seiner Buß- und Feuerreden. Abraham schloß eine andere Predigt über den Ehebruch:

„Ja, ja, es gibt so verdorbene Männer, daß sie diesem Laster nachhaken und wenn sie zu Hause die schönsten Frauen haben! Wie gerne würden wir, was uns betrifft, die Stelle dieser Männer vertreten!“

Abraham hatte den burlesken Witz, den gar viele Bettelmönche hatten und so gut zu verwenden wußten als die Hofnarren. So bezeugnete er einer Magd, die eine herrliche Pastete zu den Capuzinern tragen sollte und wies sie nach den Augustinern. „Aber die sind ja nicht die Braunen?“ „O ja, mein Kind, erwiderte der Vater, wir haben nur jetzt Trauer!“

So hat er den Kaiser Leopold, dem Klosterlein einen Karren Holz zu zahlen und lud auf den Karren alle Sterbhölzer des Klosters. Als Mariabrunn gebaut wurde, trat er ganz niedergeschlagen vor den Kaiser. „Was fehlt dir, Abraham?“ „Viel, sehr viel, ich leide an Sand und Stein,“ und Leopold wies lächelnd Baumaterialien an.

Vom Grafen Trautmannsdorf gewann er eine Wette, daß er ihn auf der Kanzel ohne alle Beleidigung einen Esel nennen wolle, und nun erzählte er ein Hörtörchen, wie eine dumme Gemeinde einen noch dümmern Schulzen gewählt habe und rief: dem Esel traunt man's Dorf!

Ein anderer witziger Augustinerpater André zu Paris († 1675) verglich den Reichen mit einem Schoßhündchen, den armen Lazarus aber mit einer Henne; das Leben des ersten ist herrlich, aber nach dem Tode wird er weggeworfen wie ein Hund; die Henne aber ziert mit ihren Eiern und nach ihrem Tode mit ihrem Leibe die Tafel ihres Herrn — der Reiche ist in der Hölle, der Arme in Abrahams Schooß. In einer Rede, wo er die Zuhörer zur Milde gegen ein abgebranntes Kloster bewegte, sagte er: „Gott sei Dank, alle Mönche leben; der Witz fuhr in die Bibliothek, wäre er in die Küche gefahren, alle wären todt!“

Am Tage St. Gilles (h. Megybins) sprach er: „Es ist Sprichwort Gilles le Niaie (Megybins ist ein einfältiger Mensch) und wir nehmen alle Gilles für Simpel; aber unser heiliger Gilles war kein Simpel wie ihr; gerade weil ihr keine Gilles seid — der Teufel wird euch alle wie Simpel fangen, wenn ihr nicht wie St. Gilles diejenigen anruft, die den Teufel verjagen.“

Ein Vormittagsprediger, Feind des Paters André, hatte am Palmsonntag gepredigt: „Es gibt müßige Leute, die ernsthaft untersuchen, ob der Heiland auf einem Esel oder einer Eselin nach Jerusalem ritt? und ich überlasse diese wichtige Frage dem Nachmittagsprediger. Pater André sagte nun Nachmittags: „Die Entscheidung der mir überlassenen Frage ist leicht, es heißt ausdrücklich sedens super pullum asinae, und ihr seht aus allem, was der Vormittagsprediger gesagt hat, daß es — ein Esel ist.“

Der dritte berühmte Augustiner ist Thomas a Kempis, der im Jahre 1417 starb und durch sein Werk: „Von der Nachfolge Christi“ eine große Berühmtheit erlangte, das auch in alle Sprachen übersetzt wurde und in mehr als tausend verschiedenen Ausgaben vorhanden ist. Den hohen Werth dieses Werkes, welches wahr und kräftig auf das wahre Christenthum dringt, hat schon Luther anerkannt. Nach Gregory ist aber nicht Thomas a Kempis, sondern Johann Gersen oder Gerson, Abt des Benedictinerklosters von St. Stephan, der Citadelle zu Vercelli, der anfangs des 13. Jahrhunderts lebte, der Verfasser dieses Werkes. Der Abt Thomas von Kempen habe blos den Antwerpener Codex abgeschrieben.

Was die Kleidung der Augustinermönche betrifft, so wollen wir noch bemerken, daß sie eine schwarze Kutte und einen schwarzen Leder gürtel tragen. Dieser Orden zählt in Oesterreich viele Klöster. Der Orden der Augustinerinnen existirt in Oesterreich und unseres Wissens auch in Deutschland nicht mehr.



XX.

Die Ursulinerinnen.



it dem Orden der Ursulinerinnen ist der Orden des h. Augustinus, des h. Benedicts und des h. Franziscus gleich, aus weick' letzterem er hervorging. Denn wie es z. B. in dem Orden des h. Franziscus weltliche Tertiariar gab, unter denen einige in Gemeinschaft, andere aber für sich lebten, ohne daß sich einer oder der andere durch feierliche Gelübde verband, so fanden sich auch unter den Ursulinerinnen Jungfrauen, welche theils in Gemeinschaft, theils für sich lebten.

Eigentlich sind es die letzteren, welche Angela von Brescia um das Jahr 1537 stiftete, da sie wollte, alle Mädchen sollten in den Häusern der Auerwandten bleiben, damit sie die Pflichten der christlichen Liebe besser erfüllen könnten, die sie ihnen vorschrieb. Später traten

einige in Gemeinschaft zusammen. Diese breiteten sich in Frankreich aus und nahmen den klösterlichen Stand als den vollkommensten an.

Ueber den Ursprung des Ordens der Ursulinerinnen wissen wir Folgendes: Angela mit dem Zunamen von Brescia, wegen ihres Aufenthaltes daselbst, wo sie auch starb, wurde zu Desenzano am Gardasee von Eltern geboren, die einigen Geschichtsschreibern zufolge von Adel, nach andern aber nur arme Handwerksleute waren. Nachdem sie frühzeitig ihre Eltern verloren hatte, kam sie unter die Obhut ihres Oheims. In Folge der bigotten Erziehung, die sie genossen, fastete und betete sie viel, ja sie entfloh eines Tages, um sich in eine Einsiedelei zu begeben. Ihr Oheim brachte sie jedoch wieder zurück nach Hause.

Der bigotte Zug ihres Wesens bestimmte sie, das Kleid des dritten Ordens des h. Franziscus anzunehmen. Sie bekleidete sich mit einem harenen Sacke, den sie Tag und Nacht nicht ablegte; ihr Bett bestand aus einigen Baumreisern, über welche sie eine Matte breitete, und als Speise nahm sie nur Wasser, Brod und etwas Gemüse zu sich. Sie trank blos an zwei Festtagen Wein und die ganze Fastenzeit aß sie nur dreimal die Woche. Sie besuchte Rom und Jerusalem und kehrte dann nach Brescia zurück, wo sie, wie geistliche Schriftsteller erzählen, Gesichter und Offenbarungen, ja sogar den Befehl von Gott bekommen haben soll, die Gesellschaft der Jungfrauen der h. Ursula zu stiften. So kam es, daß in Brescia der Ursprung dieses weiblichen Ordens zu suchen ist.

Angela wollte, daß alle Jungfrauen in dem Hause ihrer Anverwandten bleiben, weil sie auf diese Weise leichter alle Betrübten trösten, die Spitäler und Kranken besuchen könnten. Später aber vereinigten sie sich in einem Kloster, wo sie Angela zur Superiorin wählten. Paul III. bestätigte im Jahre 1544 diesen Orden und gab ihm den Namen, welchen Angela gewählt hatte.

Angela von Brescia starb bereits am 21. März 1540. Die Ursulinerinnen zu Paris, welche im Jahre 1604 gestiftet wurden, waren die ersten, die einen regulirten Stand annahmen und im Jahre 1612 die feierlichen Gelübde unter beständiger Einschließung ablegten. Früher aber, nämlich im Jahre 1574, beredete Mutter Franzisca von Vermond 25 Mädchen in Moignon, nach der Stiftung der sel. Angela von Brescia zu leben und Kinder zu unterrichten. Sie lebten anfangs in keiner Gemeinschaft; eine Jede wohnte für sich oder bei ihren Eltern. Im Jahr 1596 erst lebten sie auf Zureden des E. Cäsar von Bus gemeinschaftlich und errichteten das erste Kloster der Ursulinerinnen zu l'Isle, einer Stadt in der Graffschaft Venaissin.

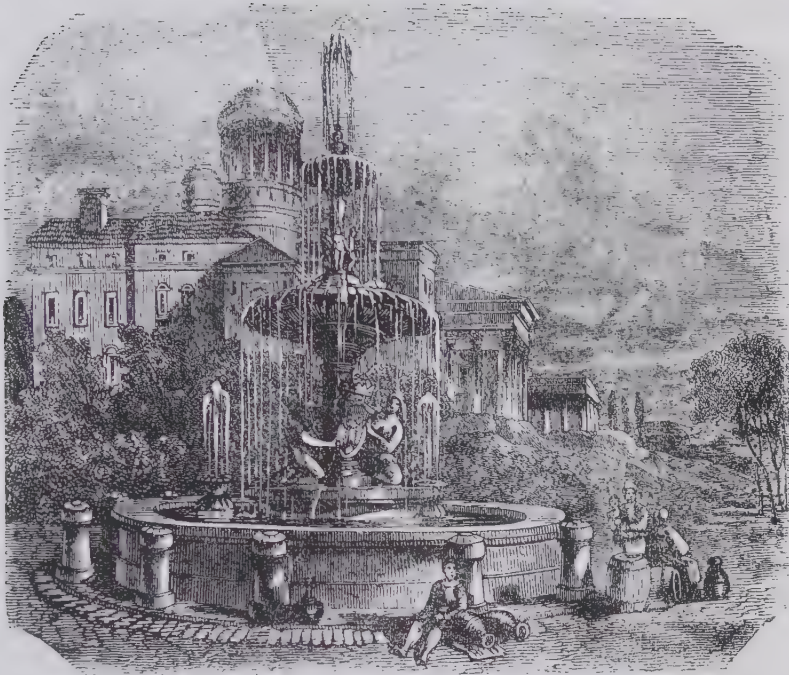
Allmählig breiteten sich die Ursulinerinnen in verschiedenen Städten in Frankreich, Deutschland und Italien aus. Selbst nach dem franzö-

fischen Nordamerika geriethen diese Nonnen und bestehen noch heute an sehr vielen Orten.

Doch die eigentlichen Ursulinerinnen gründeten Frau Acharie und Frau von St. Beuve zu Paris im Jahre 1604. Man entschloß sich zu ihrer Kleidung das Mittel zwischen den Carmeliterinnen und Augustinerinnen zu nehmen, so daß man ihnen eine graue Unterkleidung und einen schwarzen Rock nebst einem ebenfalls schwarzen Kirchenmantel ohne Ärmel und den ledernen Gürtel der Einsiedlerinnen des h. Anthonis gab. Die Säkungen erhielten sie von den Jesuiten.

Die Kaiserin Eleonora, Kaiser Ferdinands II. Witwe, hatte den Voratz, Ursulinerinnen nach Wien kommen zu lassen: er wurde jedoch erst durch Leopold I. Gemalin im Jahre 1660 ausgeführt. Die Nonnen kamen von Cöln, und diejenigen, welche daselbst aufgenommen wurden, waren Johanna Christina Freiin von Waimann, Anna Katharina Freiin von Blier, Theresie Gräfin Saurian; die Baroninnen v. Salzburg, Lasberg und Heilberg, Maria Elisabeth Baronin von Pauts, Anna Gräfin Fuchs und Anna Freiin von Volkrath.

Ueber die h. Ursula erzählt die Legende, sie sei eine britannische Königstochter gewesen, die von dem Sohne eines mächtigen Heidenfürsten zur Frau begehrt wurde. Sie erbat sich einen dreijährigen Aufschub und unternahm in dieser Zeit mit 10 edlen Gefährtinnen mit je 1000 Jungfrauen und 11 Dreiruderern nautische Uebungen. Als der Tag der Hochzeit herannahte, erhob sich auf das Gebet der Jungfrauen ein Wind, der die Schiffe nach dem Festlande trieb: sie fuhren rheinaufwärts nach Basel, pilgerten von da nach Rom und wurden auf dem Rückwege vor Cöln von einem hunnischen Belagerungsheer niedergemetzelt. Himmlische Kriegsschaaren, ebenfalls 11.000 an der Zahl, vertrieben alsdann das hunnische Heer. Die Leichen der Jungfrauen wurden von den Cölnern feierlich bestattet. Im Jahre 1106 wurden ihre Gebeine wieder aufgefunden und die Geschichte nach einer Offenbarung, die der Aebtissin Elisabeth von Schönau zu Theil geworden sein soll, aufgezeichnet. Die 11.000 Schädel werden noch in der Kirche zu Cöln verwahrt.



XXI.

Die Nonnen von De Chelles und von Montmartre.



Es sind einige Jahre, daß ein junger Mann, ein Priester, ein christlicher Redner predigend unsere mittäglichen Provinzen durchstreifte, die er mit dem glänzenden Fluß seiner Worte überfluthete, vielleicht und ohne es zu wissen, weit mehr durch die Eitelkeit der Welt als von Gott inspirirt. Eines Tages blieb er an dem Eingange einer Stadt stehen, die weit mehr Verstand als Religion besitzt; er kämmte auf eine kokette Weise sein Haupthaar, er wusch seine weißen, zarten Hände in einer heiligen Wassertanne, wie es Händen ziemt, die segnen sollen; er zog seidene Strümpfe und gefirniste Schuhe an, deren Glanz die göttlichen Apostel, diese erhabenen Barfüßer rauhen Andentens gewaltig erstaunt haben würde.

Die Antündigung seiner religiösen Propaganda wurde in der ganzen Stadt durch die Journale, die fast an keine andere Religion als an die Viderot's und Voltaire's glaubten, bekannt gemacht. Der Priester, von dem wir sprechen, ließ in der Gite in dem großen Schiffe der Kirche eine

Art Schaubühne errichten: in diesem mystischen Theater befanden sich ein Parterre für die Männer und offene Logen für die Frauen: die Bühne glich einer Kanzel; die strahlenden Wachskerzen ersetzten die Tellerlampen, das Licht eines Kronleuchters war glänzend durch das Sonnenlicht dargestellt, das durch die Scheiben der Hauptkirche spielte.

Die erste Vorstellung des Predigers war wundervoll; ohne die Achtung, die man immer einem Prediger der Kirche schuldig ist, würden sämtliche Zuhörer Beifall geklatscht haben, wie wenn es sich davon gehandelt hätte, dem weltlichsten Redner eine lärmende Huldigung zu bringen.

Beim Ausgang von dieser seltenen, zu gleicher Zeit religiösen und weltlichen Feierlichkeit rief eine vornehme Dame, sich die schönen Thränen abwischend, aus:

— Ich habe soeben einem entzückenden geistigen Concert beige wohnt!... Ja, die Worte dieses Priesters gleichen der heiligen Musik eines Pergolese oder Palestrina; statt eine Predigt hersagen zu hören, habe ich ein wahrhaftiges Oratorium singen hören; er hat über das Nachtmahl gepredigt, und ich wundere mich, daß in einem Sacrament so viel Harmonie ist!

Den andern Tag sprach man in der ganzen Stadt nur von dem einfachen Priester, von diesem Missionar, der eine so ausgezeichnete Gestalt und eine so sanfte Stimme habe, von diesem enthusiastischen Priester, der in einer Kirche die göttlichen und irdischen Dinge, die Beredsamkeit der Tribüne und die der Kanzel, die Civilisation und die Bettelbrüder, die Politik und den lieben Gott, das Welt und das Klosterleben, den römischen Hof und die Freiheit unter einander mischte! Unser bewundernswürdiger Prediger wußte wohl, daß allenthalben, wo es Sonne und Einbildungsraft gibt, Männer und Frauen das Ohr am Herzen haben; das menschliche Gewissen wurde immer verführt, hingegriffen und durch harmonische Töne und rednerische Figuren beherrscht.

Der Missionar würdigte es, eine religiöse Gemeinde zu besuchen, ein Frauentloster, das sich herrlich in einer eleganten Thebais verbarg, die geschmückt, coquet und ganz glücklich war. Der beredte Apostel wurde in diesem frommen Haus, das sich rühmte, die Regel der Benedictiner zu befolgen, mitten unter den frischesten Blumen, mit den sanftesten Blicken und dem zärtlichsten Lächeln aufgenommen. Der reizende Empfang, den die heiligen Mädchen dieses Klosters einem Priester, einem Prediger gewährten, erinnerte mit Entzücken an das, was ehemals in den Klöstern zur schönen Zeit des Klosterlebens bei Gelegenheit der Hirtenbesuche einiger lebenswürdigen Erzbischöfe vorging: die Nonnen schenkten der Ankunft dieses jungen Missionars, der so viele göttliche



Liebe in den Augen, so viel Schwermuth auf der Stirne, so viel Wohlklang in der Stimme hatte, durch das lebhafteste Herzklopfen ihren ungetheilten Beifall. Sie suchten in den Schätzen ihrer unschuldigen Coquetterie die frömmsten verstohlenen Blicke, die keuschesten Worte, die religiösesten Seufzer, die christlichsten Schmeicheleien, um den demüthigen Besucher, der nur Jugend, Auszeichnung und Enthusiasmus besaß, zu grüßen, zu bewundern und zu feiern.

Das Schauspiel all' der Grazien, all' der Verführungen, all' der Huldigungen, die man sich die Mühe gab, in diesem glücklichen Kloster in Scene zu setzen, um den Prediger zu empfangen und ihm zu gefallen, gaben ihm plötzlich den Text seiner melodischsten, seiner entzückendsten Predigt ein; er enthüllte vor den Nonnen das Gemälde des cenobitischen Lebens vergangener Zeiten, indem er sich Glück wünschte, so nahe bei sich die lebendige Erinnerung der heiligen Bräute Gottes zu finden, welche die Gottlosigkeit der Menschen aus der Abtei von Chelles, der Abtei von Montmartre, der Abtei von Vongchamp, der Abtei von Fontevault und aus vielen andern religiösen Häusern, die nur noch Namen und Trümmer waren, gejagt hatte.

Man hat gesagt, daß Schriftsteller und Redner Worte suchend von Ideen finden. Indem der Missionär einige schöne Redensarten zu seiner Schlußrede suchte, ließ er es sich beikommen, einen seltsamen Gedanken aufzufinden; er träumte in vollem Wachen; er überredete sich für das, was er in diesem Augenblick wünschte. . . er begann seinem naiven Auditorium die Wiedereinsetzung der religiösen Gemeinden, aber nur der Gemeinden der Frauen vorherzusagen und zu versprechen.

Von diesem Tage an dachte der streitende Priester nur daran, das zu verwirklichen, was er geträumt, vorhergesagt, seinen Weichkindern versprochen hatte. Er suchte in ganz Frankreich die Stellen auf, wo die reichsten und berühmtesten Abteien gewesen waren und geprunkt hatten; er besuchte die Klosterruinen mit dem Buch der Geschichte in der Hand, er rief in den Tiefen der Zellen die berühmtesten Namen und die strahlendsten Gestalten an; er befragte die liebenswürdigsten Geister, die reizendsten Gespenster; durch den Gedanken stellte er Stein vor Stein das religiöse Gebäude der Vergangenheit wieder her, und es gefiel ihm, es mit heiligen Frauen zu bevölkern, die den hübschesten Jungfrauen Raphaels glichen!

Unser poetischer Enthusiast blieb eines Tages bei der sanften Klarheit, die von den Sternen herabfiel, an dem Saume eines schönen Waldes, an dem Ufer eines kleinen Flußes, den man die Marne nennt, ganz nahe bei Paris, mitten unter den Ruinen der berühmten Abtei Chelles stehen.

— Was ist, rief der junge Prediger, aus diesen frommen Einsiedeleien, diesen edlen Zurückgezogenheiten geworden, wo die Gewissensbisse Hoffnung, das Unglück Trost, die Keuschheit einen Schutz gegen die Angriffe der Welt fand?

Ein Stein schien sich unter den Füßen des Predigers zu bewegen, und der Unglückliche glaubte eine freischende Stimme zu hören, die spottend zu ihm sagte:

„Die heiligen Töchter unseres Klosters wurden ehemals, es sind Jahrhunderte her, durch die Wachen der Königin beschützt, man kann sagen, daß sie im Angesichte der Wächter geschützt wurden. Etwas später erhob sich ein Kloster der Benedictiner in der Nachbarschaft der Benedictinerinnen, eine Kirche trennte die Mönche und die Nonnen; es gibt Scheidegrenzen, welche manchmal zu Vereinigungsorten dienen.“

Mit Recht oder Unrecht bildete sich der Priester ein, daß er nichts von dieser geheimnißvollen Stimme, die soeben gegen die ersten Büsserinnen der Abtei von Chelles gelästert hatte, gehört habe: er beredete sich, nicht bemerkt zu haben, daß sich unter diesen Grabsteinen etwas bewegt habe, und er begann wieder das Lob der früheren Nonnen zu singen. . . aber in diesem Augenblicke fuhr die freischende, schmähende Stimme von vorher folgendermaßen fort:

„Der Palast der Könige von Frankreich war nicht weit von unserer Abtei; auf der Seite der königlichen Residenz war unter dem einfachen Anscheine einer Scheidemauer der Vereinigungspunct verborgen. Der als großer Herr verkleidete Teufel lasse einen einzigen Stein von dieser Mauer fallen und man wird eine kleine versteckte Thür finden, welche den Austausch kleiner Besuche zwischen der Welt und der Buße, zwischen den Edelleuten und den Nonnen gestattet.“

Bei diesen Worten kniete der Priester nieder; er glaubte ohne Zweifel, es mit dem in den Ruinen der Abtei verborgenen Dämon zu thun zu haben; er ließ ihm das Ohr und hörte dieselbe gottlose Stimme noch mehr schmähen und verleumden:

„Die Könige jener Zeit waren alles fähig; es war ein König von Frankreich, der sich zuerst unterstand, Gott eine jener reizenden und heiligen Bräute zu entführen. Das Beispiel ist ansteckend, besonders wenn es nichts taugt; viele der Nonnen folgten auf dem Wege der schuldigen Schwester, indem sie über die Scheidemauer stiegen. Man muß indeß der gastfreundlichen Galanterie des Adels Gerechtigkeit widerfahren lassen; die vornehmsten Edelleute des Hofes nahmen die Nonnen mit. . . offenen Armen auf!“

Der knieende Priester, fast zitternd vor Schrecken, versuchte es, den Teufel fortzujagen, indem er den Propheten Jeremias. . . zu Hülfe

rief. . . er rief mit bewegter Stimme aus: „Kuß Mlageweiber, hat der Herr gesagt, daß sie kommen und eine Klage auf diesen Ruinen aussprechen*) . . .“

Ein schallendes Gelächter unterbrach die Anrufung des neuen Jeremias; der arme Priester gewahrte eine junge Frau, die halb in einem dichten, grünen Dickicht verborgen war; sie trug das Kleid und den Kopfschmuck einer Nonne, nur hatte eine besondere und bei dem bescheidenen Schmuck einer Büßenden sehr seltene Mode dieser Klosterfrau einen Rosenkranz auf den Kopf gesetzt.

— Wer seid ihr? fragte der Priester mit zitternder Stimme.

— Zittert doch nicht, wenn ihr mit mir redet, erwiderte die hübsche Nonne; mißfalle ich euch? flöße ich euch Furcht ein? — Ich wage es kaum, auf eure Frage zu antworten. . . kaum wage ich es euch zu sagen, wer ich bin, oder vielmehr, wer ich war, bevor ich auf den seltsamen Gedanken kam, die Welt mit dem Kloster zu vertauschen. Wohlan, mein Herr Abt, ich war eine Schauspielerin, ja, eine elende Komödiantin. O, flucht mir noch nicht, mein Bruder, es scheint mir, daß ich mehr werth bin, viel mehr werth, als die meisten meiner stolzen Gefährtinnen in der Abtei, meine kleinen Füße haben tanzend mehr als einen Fehltritt, selbst im Gehen, ja sogar im Schlafen gethan. Lange trug ich einen goldenen Gürtel, und ihr sehet, daß ich jetzt einen Blumenkranz trage. . .

— Habt ihr, versetzte die Nonne, in einigen Memoiren des achtzehnten Jahrhunderts den Namen einer Actrice der Oper ***, den Namen der Mademoiselle Laferrière gelesen? — Diese Mademoiselle Laferrière bin ich. . . oder war ich, wie es euch gefällt. Eines Tages verbreitete sich hinter den Coulissen meines Theaters eine unglaubliche Neuigkeit: die Laferrière will nicht mehr dem galanten Publikum der Oper angehören, ein herumziehender Schauspieldirector, ein Abenteurer kam, um hie und da eine dramatische Bande zu engagiren, sie hörte die schönen Versprechungen des recrutirenden Cassanders an; sie willigt ein, mit ihm zu gehen, um jenseits der Wendekreise auf der dem vollen Wind ausgesetzten Bühne der Insel Bourbon zu dem Vergnügen der Seeleute, Mulatten und Negerinnen zu glänzen!

„Ich war in Wahrheit eine Närrin; ich unternahm eine solche Reise aus Liebe für einen kleinen Menschen, der niemals ein Wort an mich gerichtet, niemals ein Liebesbriefchen an mich geschrieben hatte, einen Opernbesucher, den ich nur durch die Lampenreihe des Theaters gesehen, geliebt hatte.

*) Jeremias, Capitel 9, Vers 17 und 18.

„Ich wünschte den Namen dieses schönen Gleichgültigen zu kennen, der das Schauspiel sah, ohne auf die verliebte Actrice Acht zu geben; er nannte sich Evarist; ich wollte wissen, ob er ein Franzose oder ein Fremder sei; er gehörte einer der besten Familien der Insel Bourbon an; endlich wollte ich wissen, ob er fortan in Frankreich, zu Paris leben werde, und man sagte mir, daß Evarist in Bälde abreisen würde; ich machte nun auch meine Vorbereitungen zur Reise.

„Ich schlug es ab, meinen Director und meine Kameraden zu begleiten, um auf dem Schiffe zu reisen, welches Evarist für seine Ueberfahrt gewählt hatte; seufzend sagte ich zu mir selbst: die Ueberfahrt dauert drei Monate, und ich werde ihn jeden Tag sehen, ich werde mit ihm leben, ohne daß er es will, ohne daß er es weiß.... Es wird mir scheinen, als wohne, schlafe und erwache ich in seinem eigenen Hause!...

„Einige Tage später schiffte ich mich am Bord des Roi-Bienaimé (vielgeliebten Königs) ein. Auf diesem Schiff befanden sich 15 Passagiere, fast alle Creolen von der Insel Bourbon: die Frauen waren häßlich genug, und meine Schönheit mußte ihnen eine entsetzliche Eifersucht einflößen; eine von ihnen unterstand sich, den Capitän zu fragen: Wer ist denn diese Dame? was ist sie denn? — Was sie ist? antwortete der Seemann, die schönste Actrice von Paris!

„Den Abend murrten alle die häßlichen Weiber im Innern ihrer Kojen*): Ach Gott, eine Actrice, eine Actrice, um das Cap zu umschiffen... sie wird uns Unglück bringen!

„Ohne die großmüthige Freundschaft des Capitäns Philipp wäre ich vor Kummer, Vangeweile und Scham gestorben: wirklich selbst: vom Morgen bis zum Abend mußte ich die beißenden Reden, den Unwillen, die Verachtung meiner Reisegefährtinnen ertragen: sie spielten die Komödie der Dummheit, um einer Komödiantin ihr Pfui hören zu lassen. Evarist selbst begnügte sich damit, mich höflich und kalt zu arufen, ohne etwas von dem zu sehen und zu hören, was mich leiden und seufzen machte. Dagegen war der Capitän Philipp, der rauh und grob gegen die Matrosen, unhöflich und zänkisch mit den Reisenden war, gutig, aufmerksam, beeifert, bewundernswürdig gegen die arme Komödiantin: dieses Mal glich der Haifisch fast einem Menschen.

„Eines Morgens wagte der Capitän, meine Hände in den seinigen drückend, zu sagen:

„— Madame, warum immer das Auerbieten meiner kleinen Dienste verschmähen? Ich bin Ihnen zu nichts gut, nicht wahr? Haben Sie sich

*) Cabinen, kleine Kabinen.

über meine Leute zu beklagen? Die Passagiere verachten Sie, scheint es mir; soll ich sie alle in's Meer werfen? Ich muß durchaus etwas für Sie thun, Madame!

„— Und warum denn? antwortete ich ihm mit einer kleinen coquetten Grimasse.

„— Wenn Sie es noch nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen, sehr gerne sagen. . . Wohlan, Madame, stellen Sie sich vor, daß, ohne es zu merken, sich ein Gefühl, eine Freundschaft, eine unglückliche Leidenschaft für ein Weib, und — o mein Gott — für Sie, ja für Sie meiner bemächtigt hat! Ich beschäftige mich so oft mit Ihrer Person, daß ich unaufhörlich damit und mit nichts anderem beschäftigt bin! ich bewundere wie ein Einfaltspinsel Ihre Schönheit, Ihre Verdienste, so daß ich nichts anderes mehr in der Welt bewundern kann. Sie sind der einzige Gegenstand meiner Worte und meiner Gedanken; Ihnen zu gefallen würde ich mein Schiff, das all' mein kleines Vermögen trägt, untergehen lassen; Ihnen folgen zu können, um sie immerwährend zu sehen, würde ich einwilligen, gut oder schlecht Komödie zu spielen. . . und wenn es nöthig wäre, würde ich Souffleur, ja Lichterpußer bei Ihrem Theater werden!

„— Mein armer Capitän, rief ich aus, Sie sind ein Narr.

„— Dank meiner Narrheit, die kein Geheimniß mehr weder für die Passagiere noch für die Schiffsmannschaft ist, habe ich meine Ehre, meinen Stand und meine Pflicht vergessen. Mein Untercapitän ist krank, fast sterbend in seinem Bette. . . und ich Elender, statt die Manövers zu leiten, meine Instrumente zu Rathe zu ziehen, über unsere Sicherheit zu wachen, seufze, klage, weine. . . und das Alles, Madame, weil ich Sie liebe. . . und Sie mich niemals lieben werden!

Ich näherte mich diesem ehrlichen Verliebten und sagte ihm mit einer Traurigkeit, die keine Theaterlüge war:

„— Sie lieben ein Weib, Sie leiden für sie, aber wenigstens hört sie Sie und Ihre Klagen an; ich, die ich mit Ihnen spreche, die ich Sie leiden mache, ich habe geliebt und liebe noch einen Undankbaren, der meine Liebe nicht sehen, nicht errathen wollte, und der mich niemals beklagen wird!

„Bei diesen Worten ließ sich der Capitän, unbeweglich vor Schmerz, stumm aus Verzweiflung, auf eine Bank niederfallen; — fast in demselben Augenblick stürzte ein Matrose in das Zimmer, in dem wir waren und rief mit einer furchtbaren Stimme:

„— Capitän, wir sind verloren!

„Der Capitän Philipp zündete seine Pfeife an und spazierte in dem Gemache herum.

„— Capitän, wiederholte der Matrose, wir sind verloren!

„— Was ist's? fragte Philipp.

„— Die Felsen und der Sand werden das Schiff scheitern machen.

„— Wohl!...

„— Wir werden alle unfehlbar durch Ihre Schuld umkommen!

„— Wahr.

„— Sind Sie krank?

„— Ich leide.

„— Haben Sie den Kopf verloren?

„— Ich glaube, ja...

„— Was machen Sie denn?

„— Ich rauche.

„Die Passagiere kamen nun ebenfalls, um den Capitän zu benachrichtigen und zu bitten; aber der unbarmherzige Bretagner antwortete auf ihr Geschrei, auf ihre Klagen nur, indem er sich diese Thränen, die langsam seine Backen herabrollten, abwischte.

„Die Damen, Creolinnen, welche die Metrice so sehr verachtet hatten, erdachten nun ein außerordentliches, ein verzeufeltes Mittel, um die Halsstarrigkeit oder die Narrheit des Capitäns zu besiegen: sie wandten sich ganz einfach an die Komödiantin, und sich vor mir demüthigend, sagten sie mir eine nach der andern:

„— Madame, wenn es wahr ist, daß Sie dieser Unsinnige liebt, so retten Sie uns! Ein Wort, eine Bitte, und er wird Ihnen gehorchen: haben Sie Mitleid mit mir... ich will nicht sterben, ohne meine Mutter wieder zu sehen!

„— Madame, ich will nicht sterben, ohne meine Kinder zu umarmen!

„— Madame, ich bin die einzige Hoffnung meiner Familie!

„— Madame, wollen Sie die Hälfte meines Vermögens?

„— Madame, alles was ich besitze, gehört Ihnen!

„Was weiß ich... man schrie, weinte, schluchzte in dem Gemach, und auf alle diese grausamen Schmerzen ließ ich das affröseste Komödiantenlächeln fallen, ich ging auf Evarist zu, der kein Wort sprach, und fragte ihn mit bewegter Stimme:

„— Und Sie, mein Herr, haben Sie mir nichts zu sagen? gebi es eine Person, die Sie wieder sehen möchten?

„— Ja, antwortete mir Evarist... ein junges Mädchen, das ich liebe, die mein Weib werden soll und mich erwartet.

„Mein Gott! es ist also nicht leicht, in einem Anfall von Schmerz, Eifersucht oder Zorn zu sterben?... Nein, denn ich starb diesen Tag nicht zu den Füßen Evarist's!

„Ich blieb mit dem Capitän allein in dem Gemache; ich bat ihn, zu leben und uns zu retten, vernünftig zu sein, und Philipp willigte ein, mir zu gehorchen. Ein Wort, eine Bitte, ein Hoffnungsstrahl hatten hingereicht, ihm plötzlich seine Biederkeit, seine Vernunft und seinen Muth wiederzugeben.

„Der Capitän spielte mit dem Glück: der Roi-Bienaimé machte sich wie durch ein wahres Wunder flott; Freudengeschrei ertönte auf dem Verdeck des Schiffes, die Reisenden und die Matrosen fielen auf die Knie vor mir nieder, und einer von ihnen hatte den glücklichen Gedanken, mir dankend mich „unsere liebe Frau zur guten Hilfe“ zu nennen.

„Die folgende Nacht flog die durch ein Wunder gerettete Brigg wie ein Pfeil dahin; leuchtende Mädchen, die eine electrische Laune hervorbrachte, spielten längs den Segeln und dem Tauwerk; das Meer funkelte wie ein unermesslicher Teppich von Phosphorus; indem man abwechselnd das Wasser, das seine mysteriösen Diamanten ausbreitete, und den Himmel, der seine Millionen Sterne leuchten ließ, ansah, glaubte man dem Schauspiel von zwei Firmamenten beizuwohnen, die an Größe, Pracht und Glanz wetteiferten. Die Passagiere waren schon in ihren Cabinen, um ihren Schrecken des Tages baldmöglichst zu verschlafen; der Capitän und ich, wir waren noch allein auf dem Verdeck; zu meinen Füßen betrachtete der Capitän Philipp, was er meine reizende Gestalt nannte. . . Und unsere liebe Frau von der guten Hilfe, die Blicke gen Himmel gewandt, indem sie eine Variante auf ein göttliches Wort machte, sprach: Es wird mir viel verziehen werden, weil ich viel geliebt wurde!

„Frankreich sah ich erst ein Jahr später wieder, Herr Abt; es schien mir, als ich zu Paris ankam, daß ich nichts mehr von allem dem liebte, was ich ehemals angebetet hatte; ich wollte mit einem Theater-coup endigen, ich nahm den Schleier! — Dank einer Empfehlung Caucheraus, des ehemaligen Spornjägers, flüchtete ich mich in die Abtei von Chelles; Madame Louise von Orleans verlangte nichts weiter, als eine Büßende einzuklostern, die declamiren, tanzen und singen konnte*). . . Und ich wurde der Liebling unserer gnädigen Aebtissin! Lebt wohl, mein Herr Abt, hier sind lebenswürdige Gefährtinnen, die Euch mehr von dem Kloster und den Nonnen von Chelles zu erzählen wissen werden. —

Die reiche Schauspielerin verschwand plötzlich, und in demselben Augenblick vernahm man ein seltsames, dumpfes, flüchtiges Geräusch,

*) Madame Louise von Orleans, Aebtissin von Chelles, hatte den Sänger Cauchereau von der Oper zum Singelehrer gehabt.

die Ruinen der Abtei schienen sich wie durch einen Zauber zu bewegen; der Priester schwankte und glaubte, die Erde würde sich unter ihm öffnen, um ihn in einen Abgrund zu stürzen; feurige Schmetterlinge umgaukelten ihn, an die Gesträuche, Blumen, Steine und den Marmor streifend, welche die Gräber verbargen. In einer Minute, in einem Augenblick, einem Nu, zertrümmerte eine unsichtbare Hand alle diese Gesträuche, Blumen, Steine, marmorne Denkmäler. . . und der Priester sah denselben Schatten entsteigen, die Frauen gleichen, Gespenster, die Nonnen ähnlich sahen. . .

„— Wir begegnen Euch sehr gelegen, mein Bruder, um Euch wegen einem ziemlich delicates, ziemlich schwer zu beurtheilenden Zwist um Rath zu fragen; seid so gut und hört uns an. . . Meine Schwester, die hier sitzt, eines der hübschesten Nönnchen des achtzehnten Jahrhunderts, rühmt sich, den Schleier zu einer Zeit genommen zu haben, wo die Abtei von Chelles einer Prinzessin vom Geblüt gehorchte; sie versichert mich, daß diese reizende Fürstin, berühmt durch die Unabhängigkeit ihrer Ideen, ihrer Gefühle und ihrer Handlungen, das kleine Talent gehabt habe, den ganzen Hof von Frankreich, die geistreichsten Herren, die schönsten Frauen, die schmachtesten Dichter, die ganze galante Gesellschaft des jungen Königs Ludwig XV. in das Sprachzimmer ihres Klosters zu ziehen; diese Erinnerung läßt sie behaupten, daß die Abtei von Chelles wegen ihrem Luxus, ihren Eroberungen, ihrem Geist, ihrer guten Laune und ihrer Freiheit über unserm Haus von Montmartre stehe. . . Aber ich habe auch das Recht, zu behaupten, daß, sobald es sich von Liebe, Vergnügen, Coquetterie, Freiheit und selbst ein wenig Ausgelassenheit handelt, die Abtei von Montmartre keinem Kloster des Königreichs nachsteht. . .

Der unglückliche Priester war vor Stannen, vor Schreck unbeweglich; das, was er soeben gehört hatte, strafte alles, was er über die Abteien von Chelles und Montmartre gelesen hatte, fürchterlich Lügen. Er blätterte von Neuem in Gedanken in den Büchern des Pater Doublet, des Leo von St. Jean, des Dom Peter von St. Catharina, der ehrwürdigen Jacqueline von Blenur. . . und er fand in all' diesen religiösen Werken nur Beispiele von Frömmigkeit, Tugend, christlicher Selbstverlängerung, die der Geschichte dieser beiden Abteien entlehnt waren.

Die beiden Nonnen errriethen ohne Zweifel, was in dem Geist und dem Herzen des armen Priesters vorging, sie fuhrn fort, seinen frommen Täuschungen den Krieg zu machen, indem sie seinen Ohren diesen zweideutigen Vers aus dem vierzehnten Jahrhundert vortrullerten:

Siebenundzwanzig Mädchen und mehr
 Hat der König da eingesperrt,
 Die ungeachtet ihrer Kleider thun
 Das was man nicht sagt:
 Papelart und Beguin
 Haben das Jahrhundert verhöhnt...

— Heilige Clothilde! heilige Bathilde! rief der Abt aus, große Königinnen, die ihr die Abtei von Chelles gegründet, bereichert, geheiligt habt, habt Mitleid mit diesen beiden Sünderinnen, die euch verleumdten!

— Wir haben Niemand verleumdet, Herr Abt, antwortete eine der Nonnen; wir danken der Königin Clothilde, daß sie sich die Mühe nahm, eine Abtei zu erbauen, und wir wissen es der Königin Bathilde unendlichen Dank, daß sie kam, um in diesem Kloster zu sterben; aber unter uns, mein Bruder, Bathilde war, als sie den Hof verließ, nur die Regentin der Staaten eines faulen Königs; sie entsagte einer Welt, in der sie viele Niederlagen erlitten, viel Unangenehmes auszuhalten hatte, mußte sie sich unter den Nonnen von Chelles nicht weit glücklicher als in der Mitte einer unruhigen Aristokratie befinden, die alle Rechte, alle Privilegien, alle Macht an sich gerissen hatte? Unsere Abtei war zu jener Zeit schon sehr reich: die Bräute Christi fanden eine schöne Aussteuer daselbst, so schön und so glänzend, daß sie mehr als einmal sogar verheirathete Frauen in Versuchung führte, selbst die Geliebten von Fürsten, habgierige Buhlerinnen, die, wie es mir scheint, eben nicht der Gnade des Berufs gehorchten, unverschämte Favoritinnen, die sich in die Arme der Religion warfen, ohne den süßen Wohlthaten ihrer zweideutigen Vereinigung mit der Macht, dem Königthum und der Welt zu entsagen! Dies war schon die gute Zeit des cönobitischen Lebens: Irrthümer, Ehrgeiz, Heuchelei und Verblendung bei den Mönchinnen, Anarchie in den religiösen Anforderungen, Vernachlässigung der Klosterzucht, Verdorbenheit in dem Geist und dem Herzen der Büsserinnen."

— Meine Schwestern, erwiderte der Priester, die Kirche, die Doctoren und die Concilien haben den Mönchinnen immer eine unerbittliche Wachsamkeit, den Nonnen eine bescheidene Kleidung, eine einfache Kost, Zurückhaltung in ihren Reden, Weisheit und Vernunft in allen ihren Handlungen vorgeschrieben; die Kirche hat sich zu jeder Zeit bemüht, zum Nutzen der heiligen Bräute Gottes das zu verwirklichen, was ein berühmter Doctor der ersten Jahrhunderte an eine fromme Mönchin schrieb: „Meine Freude ist außerordentlich, wenn ich an eure so zahlreiche Congregation, an die so reine Liebe, die euch vereinigt, an die Heiligkeit eures Lebens, an die Ergießung der Gnade denke, die euch alle irdischen Verbindungen verachten läßt, indem sie euch ein gemein-

schaftliches Leben, ein gleiches Herz und eine gleiche Seele in Gott schenkt *)!"

„— Mein Vater, versetzte die Nonne von Montmartre, der heilige Augustin hat gut reden; die Aebtissinnen und Nonnen seiner Zeit waren nicht viel besser als wir, ich weiß es gewiß; ein Kirchenvater, der sich der heilige Chrysostomus schreibt, beklagt sich heftig über den Leichtsinns die Sorgfältigkeit und Eleganz der Kleidung, die Unverschämtheit gewisser Nonnen, die mehr als einen Mönch der Liebe zu Gott untreu machte; Chrysostomus spricht auch von einigen Nonnen, die sich in ihrem Kloster mit der Zubereitung, ich weiß nicht mit welchen abscheulichen Mitteln einer giftigen Mischung beschäftigten**). Ich entsinne mich zufällig in einem Capitel des heiligen Cyprian gelesen zu haben, daß die Nonnen jener Zeit oft gut, gefällig, ergeben, ja obendrein heidnisch genug gewesen seien, um einzuwilligen, sich mitten unter den Geistlichen und Laien auf die lustige Weise der thörichten Jungfrauen von Fontevrault verdammen zu lassen. Der naive heilige Cyprian fragte sich, all' diese Unordnungen beweinend, mit welchem Auge Jesus Christus das Schauspiel der Untreue seiner Bräute wohl betrachten möge***)! Dies, mein Bruder, sind die bewundernswürdigen Beispiele, die uns die Aebtissinnen und Büsserinnen früherer Zeiten vermacht haben.“

— Was mich besonders wundert und betrübt, antwortete der Priester, ist, Nonnen, Töchter Gottes, alle die Schändlichkeiten, die Scandale sammeln zu sehen, deren Gottlosigkeit eine heilige Laufbahn besudelt hat, die ihr freiwillig antratet. —

— Freiwillig? — rief die Nonne von Chelles aus; es handelt sich da von einer Freiheit, welche die traurigste und die gehässigste Selaverei verbirgt, eine Selaverei der Gedanken, der Einbildung, des Gewissens! Ich war die jüngste Tochter eines großen Herrn; man mußte, wie mein Oheim der Cardinal sagte, unser Haus entlasten; mein jüngerer Bruder wurde zum Abt von Villemagne ernannt und ich wurde Aebtissin von St. Genès, in dem Kirchsprengel von Agde. Mein Vater starb... nachdem er mich getödtet hatte, indem er mich zwang, lebendig in das Grab eines Klosters hinabzusteigen. Mein ältester Bruder hatte Mitleid mit mir, er entriß mich bald meinem klösterlichen Kerker, in dem ich mich jeden Tag sterben fühlte; man erlaubte mir, mein Heil in der Abtei von Chelles zu suchen, und von diesem Augenblicke an, ich gestehe es, willigte ich freiwillig ein, nicht mehr in der Welt zu leben. . .

*) Der heilige Augustin.

**) *Pharmaca terere, lethales succos miscere.*

***) S. Cyprian, lib. I. epist. II.

da ich sah, daß die Welt kam, um mitten unter uns zu leben! „So daß, wenn mein Vater die Religion beleidigte, indem er haben wollte, daß ich Aebtissin würde, ihr mein Bruder eine neue Beleidigung zufügte, indem er mich von den Pflichten meines Standes entband*).

„— Was mich anbetrifft, sagte nun die Nonne von Montmartre, so war ich die einzige Tochter eines ehrlichen Mannes, der starb, indem er meine Jugend, meine Unschuld, mein Vermögen, meine Zukunft einem habgierigen Vormund überließ. Dieser begann damit, mich unter dem Vorwand einer moralischen Erziehung in ein Kloster zu thun; die alten und häßlichen Nonnen fanden ohne Zweifel, daß ich weichem Wachs glich, sie versuchten es, mich nach dem Vorbild einer Büsserin zu bilden, man zankte, man katechisirte, man erschreckte mich, man drohte mir und schlug mich so oft und so sehr, daß ich von selbst den Schleier zu nehmen begehrte. . . ja, ich begehrte ihn weinend, schreiend, mit gefalteten Händen auf beiden Knien. . . ich willigte freiwillig ein, für das Weltleben zu sterben, um dem wirklichen Tod zu entgehen, den ich zum Voraus in dem Kerker des Klosters sah. Die Väter der Kirche, die berühmtesten Doctoren, haben ähnliche Gelübde mit dem Mund ausgesprochen, die das Herz verschmähete. „Diejenigen, welche bei dem Entschluß, sich dem Herrn zu widmen, beharren, mögen bescheiden und keusch in dem Kloster bleiben,“ sagte der heilige Cyprian, „was diejenigen anbelangt, die nicht dabei beharren wollen oder können, so ist es besser, in ihre Verheirathung einzuwilligen, als sie dem Feuer und der Verdammniß anheimfallen zu lassen.“ — Ich war vierzehn Jahre alt, mein Bruder, und errieth bald, was ich verloren hatte, indem ich die Welt verließ; meine Leidenschaften loderten auf. . . meine Qualen begannen. . . ich verfiel dem Feuer. . . der Verdammniß!

„— Was Ihr soeben hörtet, Herr Abt, ist so ziemlich die Geschichte der Renata von Bourbon, Aebtissin von Chelles mit 22 Jahren, durch des Königs Willen! die Geschichte der Maria von Lothringen, Aebtissin von Chelles mit 17 Jahren durch den Willen des Papstes und des Königs; die Geschichte der Maria Eleonore von Bellefonds, Aebtissin von Montmartre mit 16 Jahren durch den Willen des Königs; die Geschichte einiger Tausend Schlachtopfer, die gleich Diderot's Nonne litten, um einem König, einem Papst, einem Erzbischof, einem Priester, einem Vater, einem Vormund, irgend einem Menschen, vornehm oder gering, der sich rühmte, Gott angenehm zu sein, indem er die Tugend, die Freiheit und das Glück eines jungen Mädchens tödtete, zu gehorchen.“

*) Geschichtliche Reise zweier Benedictiner, von Dom Martene und Dom Ursin Dürand.

In diesem Augenblicke streifte eine Frau, eine alte Abtissin von strengem, fast traurigem Anblick, mit dem Zipfel ihres Schleiers die steinerne Bank, auf welcher der Priester und die beiden Nonnen saßen: sie ließ einen Blick des Unwillens auf die Nonnen fallen, die es wagten, sie anzulächeln, und verschwand mitten in den Ruinen des Klosters.

„— Ihr habt soeben eine berühmte Sünderin gesehen, Herr Abt, eine reuige Sünderin, die sich bemühte, ihre Schuld zu sühnen, indem sie die Abtei von Montmartre reformirte: sie nennt sich Maria von Beauvilliers. Mit dem Wohlstand, dem Reichthum und dem Ehrgeiz war auch die Unordnung in diese Abtei im fünfzehnten Jahrhundert eingekehrt; Johann Simeon, Bischof von Paris, und Stephan Poucher, sein Nachfolger, versuchten es vergeblich, sich den Verheerungen des Hochmuths, den Begierden und der Weichheit der Nonnen zu widersetzen. Während dem Krieg der Ligue flüchteten sich die Nonnen nach Paris, aber unter uns, Herr Abt, einige, und ich bilde mir ein die hübschesten, blieben zurück. . . Heinrich IV. und die andern Anführer, die während der Belagerung ihr Lager daselbst aufschlugen, verführten sie, so daß die Satyriker während dieser Zeit dem Berge einen schändlichen Namen beilegten; der König stand sich so gut mit der Abtissin, daß, so oft er von diesem Kloster sprach, er es das seine nannte und sagte, daß er ein Mönch desselben gewesen sei*)." „Im Jahre 1598 beehrte ein großer Herr, Herr von Fresnes, Geheimsecretär des Königs, von der gütlichen Erkenntlichkeit Heinrich IV. den Titel Abtissin von Montmartre zu Gunsten seiner Schwägerin, Maria von Beauvilliers.

„Die neue Abtissin fand die Abtei in einem befremdenden Zustand; dieses scandalöse Haus, zu dem selbst den rechtlichen Zeiten der Zutritt versagt war, besaß nicht mehr als 2000 Livres Renten, wenn man der Frau von St. Mignan Glauben schenken darf, dagegen hatte es ungeheure Schulden: es hatte fast alle seine Pächtereien und was dazu gehörte, verloren, sowie auch seine Möbels und seinen Schmuck; seinen Krummstab hatte es für die Kleinigkeit von 200 Thaler verlegt. „Dieses große zeitliche Elend war nicht allein der Gegenstand des Kummers für die neue Abtissin: die Nonnen beschäftigten sich wenig oder gar nicht mit dem Gottesdienst: die noch am ordentlichsten waren, arbeiteten um nicht Hungers zu sterben: die jungen waren Coquetten, die alten hüteten Kühe und dienten den jungen zu Vertrauten**)."

*) Sauval irrt sich; Maria von Beauvilliers, die Geliebte des Bearner während der Belagerung von Paris, war damals nicht Abtissin von Montmartre; als sie es wurde, hatte sie Heinrich IV. schon lange mit Gabriele von Estrée vertauicht.

**) Sauval, Antiquitäten von Paris.

Gewöhnlich hatten die Nonnen in den großen Abteien Mönche zu Nachbarn, die sich gerne mit der geistigen Leitung der Büßenden belästeten; das Kloster von Montmartre hatte mehr als einmal von einer solchen Nachbarschaft zu leiden, aus der Begebnisse entstanden, die gewaltig galanten Abenteuern glichen. — „Mönche, deren Sitten ihr Kleid Lügen strafte, hatten Verkehr mit den Nonnen; häufig gaben sie den Schwestern ein Stelldichein an, und durch eine Galerie, die nach Außen ging, waren sie von deren Ankunft benachrichtigt; da ging Manches zur Schande des klösterlichen Standes vor*)."

Die neue Aebtissin, Maria von Beauvilliers, hatte also viel zu thun, um die antireligiösen Sitten dieses klösterlichen Babylons zu verbessern; sie mußte zu gleicher Zeit gegen den Unwillen, den Zorn eines geistlichen Directors, der in dem Herzen der hübschen Aebtissin Heinrich IV. ersezen wollte, gegen die Nonnen, die es sich beikommen ließen, der Reform widerstehen zu wollen, indem sie ihre Oberin beleidigten, verleumdeten, ja sogar schlugen, gegen die Herenmeister von Montmartre, die es versuchten, ihrem Muth Furcht einzuslößen, indem sie ihre Tugend bedrohten**), gegen die Mönche der Nachbarschaft, die sie durch Stahl und Gift zu tödten suchten — kämpfen. . . Endlich, und zwar durch den frommen Beistand des Bischofs von Arquival, des Dom Didier de la Cour und des Pater Cotton, reformirte Maria von Beauvilliers das Kloster von Montmartre, und durch die Freigebigkeit des Herrn von Fresnes, des Königs und der großen Damen des Hofes, konnte Maria von Beauvilliers auch die zeitliche Macht ihrer Abtei wieder heben; Reichthum und Tugend gingen zu gleicher Zeit aus jeder Art von Ruinen hervor, welche die Gottlosigkeit in diesem Kloster geschaffen hatte.

„Unglücklicherweise warf das 18. Jahrhundert abermals das neue religiöse Gebäude der Maria von Beauvilliers über den Haufen; die Ausgelassenheit des Klosters von Montmartre wurde zu einem infamirenden Sprichwort; unter der Regentschaft verachtete ein abscheuliches Geschöpf, Namens Fillon, unsere Nonnen so sehr, daß sie ernstlich die geistliche Direction dieser ausschweifenden Abtei begehrte; indem sie dieses Verlangen zu rechtfertigen suchte, sagte sie: „Warum könnte ich nicht Aebtissin sein? mein Gevatter Dübais ist doch Cardinal!“

„Die glänzende Reform, welche Maria von Beauvillier den Benedictinerinnen von Montmartre auferlegte, war einer der erhabenen Lichtstrahlen, die manchmal noch dem Erlöschen nahe Fackeln, die Insti-

*) Jacqueline von Blemur.

**) Die Steinbrüche, sagt Jacqueline von Blemur, waren damals mit Zaubern und Dieben angefüllt; es verging keine Nacht, in der nicht ein Mord daseibst begangen wurde.

tutionen, die am Verschwinden sind, die sterbenden Geister von sich werfen. Im 18. Jahrhundert wurde in unserer Abtei Alles dicke Finsterniß; Gott würdigte es nicht mehr, sich daselbst zu zeigen! und in dieser tiefen, für die Religion undurchdringlichen Finsterniß begannen böse, unsichtbare Dämonen den klösterlichen Sabbath von Neuem, ohne daß sich der Himmel die Mühe genommen hätte,

..... Ströme Lichts
Auf diese obskuren Gotteslästerer!...

zu ergießen.

„Es war die revolutionäre Brandfackel, welche die abscheuliche Finsterniß unserer Abtei verscheuchte!

„— Herr Abt, rief die Nonne von Chelles, indem sie mit dem Finger auf eine hübsche Nonnissin zeigte, die mit einem mit Bändern verzierten Schäferstab spielte... grüßet so galant als möglich Louise Adelhéide von Orleans, die sonderbarste und die reizendste aller Nonnissinnen von der Welt! Zwanzig Jahre alt nahm sie den Schleier in der Abtei von Chelles, eine Nonnissin von strengen Verdiensten: Frau Agnes von Villars wurde dieses Titels beraubt und mußte, sie mochte wollen oder nicht, ihre Stelle der jungen Tochter des Regenten überlassen....

„Ihr, mein Herr Abt, kennt so gut als ich selbst die Briefe der Elisabeth Charlotte von Baiern hinsichtlich des Characters und des Berufs ihrer Enkelin, Louise Adelhéide von Orleans, unserer verführerischen Nonnissin; erlaubt mir, Euch an einige Einzelheiten dieser merkwürdigen Correspondenz, wenn Ihr sie vergessen haben solltet, zu erinnern. Die verwitwete Herzogin schrieb im Jahr 1717:

„Sie hat schöne Hände, eine schöne Hautfarbe, schöne Augen, schöne Zähne, einen schönen Wuchs; ihre weiße und lebhafte Narbe ist glänzend und natürlich. Sie hat die Absicht, eine Nonne zu werden; es will mich indessen bedünken, daß ihr die Welt besser zusagen möchte. Ich thue mein Möglichstes, um sie von diesem Gedanken abwendig zu machen, aber sie hat immer diese Thorheit im Kopf. Sie tanzt gut, singt noch besser, hat eine schöne Stimme und ist vollkommen musikalisch*); all' ihre Liebhabereien sind auf das gerichtet, was die Knaben am meisten lieben; nichts gefällt ihr so sehr als die Hunde, Pferde, Reiten, Bogelschießen, und Alles, was die Frauen vergnügt, langweilt sie; sie

*) Wir sagten schon, daß Adelhéide von Orleans den Cauchereau, Acteur bei der Oper, zum Singelehrer hatte: Memoiren aus jener Zeit sagen, daß sie eines Tages, diesen Sänger hörend, in ihrer Voge ausrief: Ach, mein lieber Cauchereau!... und daß dieser ein wenig zu ausdrucksvolle Ruf der Bewunderung der Mutter der jungen Prinzessin die Idee eingab, sie für das Kloster zu bestimmen.

fürchtet sich vor nichts, bekümmert sich gar nicht um ihr Gesicht und will eine Nonne werden. Ist dies wohl zu glauben?“

„Es ist wohl nicht sehr schwer zu begreifen, mein Herr Abt, warum unsere Abtei, von dieser reizenden Abtissin dirigirt, sich untersing, allem anderen... nur nicht einem Kloster ähnlich zu sein. Der Adel, der Wiz, die Poesie, der Tanz, die Musik, alle flohen den Hof und die Stadt, um sich lachend, zwitschernd, singend, springend, declamirend in dem glücklichen Kloster von Chelles niederzulassen. Die Nonnen der Frau von Villars wohnten zu ihrem großen Erstaunen, aber auch zu ihrer großen Freude ganz weltlichen und köstlichen Schauspielen bei; sie sahen den Camargo und Salle, die soeben in einer reizenden Posse Voltaires berühmt geworden waren, tanzen; sie hörten den Cauchereau und alle guten Sänger der Oper singen; sie erhielten das Recht, die elegantesten Herren, die verliebtesten Dichter, die liebenswürdigsten Schöngeister zu bewundern; man erlaubte ihnen, auf die Jagd zu gehen, zu reiten, die Wälder bei dem geräuschvollen Schmettern der Fanfaren zu durchrennen; sie entlichen Watteau seine galantesten Schäferinnen, um auf einer Blumenbühne, die der Klostergarten war, eine Art Schäferspiel aufzuführen, dem nichts, gar nichts fehlte... nicht einmal der Wolf unter den Schafen*).

„Die Geschichte, die Ihr hören werdet, ging gerade damals in dem Kloster von Chelles vor; es ist ein gänzlich galantes Abenteuer, unserer Zeit und unserer Abtei vollkommen würdig; wenn diese Anekdote eines Titels bedürfte, so würde ich sie „der Teufel in einem Weikessel“ betiteln.

„Eine sehr schöne und sehr noble Person, mit Namen Ursula von Ambry oder Ambray, zog sich eines Tages in das Kloster von Chelles zurück, um ihr Noviziat daselbst zu bestehen; ich weiß nicht, warum die religiösen Projecte, die entzückende Neue, das geheime Unglück der neuen Novize alsobald allen Nonnen ein mysteriöses Interesse einflößte. Seltsame Sache! die Nonnen selbst finden es immer außerordentlich, daß ein hübsches Weib einwilligt, sich zu verbergen, unbenuzt ihre Zeit dahin streichen zu lassen und mit frohem Herzen eine Klosterzelle zu betreten: das Kloster ist ein Selbstmord: Wohlan! wir alle, die wir die Thorheit begingen, uns selbst zu morden, wir mißbilligten es an dieser armen Ursula, nicht gewartet zu haben, bis sie alt und häßlich war, um für die Welt zu sterben.

„Nicht lange währte es, so schmähete man das Fräulein Ursula

*) Anna von Clermont Gessan folgte der Louise von Orleans, sie war noch Abtissin von Chelles zur Zeit der Revolution.

von Ambray, man versicherte im Kloster, daß sich mehr als ein Fehltritt unter den kleinen Füßen der Novize verberge, man sah in ihrem, lange Zeit der Welt gewidmeten Leben viele Fehler, die die Sünderin durch die Strenge eines Gott geweihten Lebens loszukaufen hoffte; man sprach von einem gewissen jungen, schönen, geistreichen, muthigen Edelmann, der in der christlichen Jugend unserer hübschen Bürgerin die Rolle des Teufels gespielt habe; man erzählte Allen, die es hören wollten, eine Geschichte, die allen Liebesgeschichten glich, und die man leicht in diesen beiden Worten: Guten Tag und Lebewohl zusammenfassen könnte. Ist es nicht so, daß die Liebe kommt und geht? Setzt zwischen diese beiden Worte Schwüre, viel Geheimniß, einiges Vergnügen, einen Fehler, Enttäuschung, Undankbarkeit, Verlassen, und so habt Ihr die Geschichte aller Herzensangelegenheiten, aller schönen Leidenschaften dieser Welt.

„Eines Abends, den Tag vor dem, den die Frau Aebtissin selbst für die Ablegung des Bekenntnisses der Novize Ursula von Ambray verkündet hatte, begehrte diese die Erlaubniß, ein Billet an den Superior eines benachbarten Klosters schicken zu dürfen; die schöne Büßende verlangte von dem Eifer des heiligen Mannes die Gnade einer geheimen Unterredung, einer dienstwilligen Beichte. Es gibt untreue Diener, selbst in einem Kloster; eine Untreue, die ich mir noch nicht erklären kann, führte die Entwicklung dieser Begebenheit herbei.

„Einige Stunden darauf, nachdem Ursula's Briefchen abgeschickt war, kam der Superior des benachbarten Klosters an das Thor unserer Abtei, es war schon fast Nacht. Der Mönch trat in ein kleines Sprachzimmer mitten unter alle Leute unseres Hauses, die, während er vorüber ging, sich vor ihm niederknieten und den Segen jeder Art von ihm begehrten; niemals hatte er so anmuthig als an diesem Abend gesegnet.

„Der Ehrwürdige wartete einen Augenblick im Sprachzimmer, das nur durch eine kleine Grablampe erleuchtet war. Da es sich nicht von einer Beichte, sondern nur von einer Unterredung handelte, so beschloßen wir, ich und meine zwei Gefährtinnen, die unbescheidensten und neugierigsten Nonnen im ganzen Kloster, endlich das Geheimniß der religiösen Bekehrung der Fräulein von Ambray zu entdecken; aus unserm Versteck konnten wir alles sehen und alles hören.

Ursula öffnete bald die Thüre des Sprachzimmers; sie ging dem Mönch zitternd, mit niedergeschlagenen Augen, die Hände fromm auf der Brust gekreuzt, entgegen. — Der geistliche Vater und die Nonne setzten sich neben einander; in diesem Augenblick kam mir ein Gedanke, der ohne Zweifel eine Gotteslästerung war; es schien mir, als betrachtete der fromme Besucher lächelnd das kleine Kreuz, das auf der Brust der

schönen Wüßenden ruhte; es schien mir... Gott verzeihe mir!... daß, indem der heilige Mann dieses Kreuz betrachtete, er nicht mit den Lippen, aber mit seinem Herzen diesen gottlosen Vers eines Liedes, das in der Mode war, hersagte:

„Was die Welt verehrt
Als das Zeichen eines Christ's,
Hat durch eine verkehrte Tugend
Einen Heiden aus mir gemacht.
Ach, ist's möglich, daß ich besinge,
Ohne den Ewigen zu beleidigen,
Ein Kreuz, das mich nur bezaubert
Wegen dem Altar, auf dem es ruhet!“

„Endlich begann diese seltsame, geheimnißvolle, furchtbare Unterhaltung; ich horche und noch höre ich...“

„— Mein Vater, sagte Ursula, Ihr habt schon lange durch eine Person, die uns Beiden theuer ist, die zu profane Ursache meiner Projecte der Zurückgezogenheit erfahren müssen.“

„— Ja...“

„— Indem sie Euch selbst die traurigen Beweggründe meines Entschlusses vertraute, wollte sie mir das Geständniß meiner Fehler zu Euern Füßen ersparen, und ich danke ihr dafür!... Ich habe also geschworen, mit der Welt zu brechen und denjenigen zu vergessen, der mich in's Verderben gebracht hat; ich habe geschworen, das zu reizende Andenken an meine erste und letzte Liebe aus dem Herzen zu verweisen.“

„— Und es ist Euch ohne Zweifel... ohne Mühe, ohne Anstrengung gelungen, meine Tochter?...“

„— O, wenn ich Euch sagte, mein Vater, wie oft ich während meinen langen, frommen Wachen den Schmerz hatte, an ihn zu denken, ihn in Gedanken zu sehen... beschämt, bereuend und unglücklich! dann weinte ich und betete nicht mehr; man murmelte an meiner Seite: sie bereut, sie ist trostlos!... Man hätte sagen müssen: sie bedauert und erinnert sich!“

„— Und Ihr bedauert, Ihr erinnert Euch noch immer, meine Tochter?“

„— Ja, denn ich sah ihn wieder, mein Vater.“

„— Ihr sahet ihn wieder?...“

„— In diesem Haus... in den Gärten dieses Klosters...“

„— Fahret fort, meine Tochter.“

„— Wenn Ihr wüßtet, mein Vater, wie ich fühlte, wie mein Entschluß, meine Tugend, mein Muth schwand! Ich hielt mich für grausam, für unerbittlich; als ich ihn sah, konnte ich mich nur noch stolz und zurückhaltend zeigen. Ich wollte ihn niederbengen, beschämen; ich habe

ihm verziehen, ihm ohne Haß und ohne Born Liebewohl gesagt. Ich hatte ihn im Glanz, leichtsinnig, als einen Vacher, Unbesonnenen, Ungläubigen verlassen; ich fand ihn ernst, traurig, fast religiös wieder. . .

„— Wohlan, und nun?

„— Diefierhalb, mein Vater, ließ ich Euch rufen, und ich bitte Euch, mich zu erleuchten.

„— Sehr gerne, meine Tochter.

„— Morgen muß ich allen Freuden und Illusionen der Erde entsagen; wenn ich in meiner Seele daran dachte, glaubte ich mich schon unter die heiligen Frauen zählen zu dürfen, deren einzige Liebe die Liebe zu Gott ist; schon glaubte ich mich im Gebet todt für Alles, nur noch für mich, für meine Aiden und Erinnerungen lebend. . . und plötzlich schien mir mein Glauben eine weltliche Ueberspannung, mein Beruf ein Anfall des Unwillens, meine Reue eine getäuschte Hoffnung und ein Bedauern! Soll ich es Euch gestehen, mein Vater? . . . der Name desjenigen, den ich so sehr geliebt habe, entschlüpfte wieder meinen Lippen: ich fürchte mich vor mir selbst, ich fürchte mich vor ihm. . . denn dieser Mensch, dieser Undankbare, ich liebe ihn, ich werde ihn ewig lieben!

„Bei diesen Worten stieß Ursula einen gewaltigen Schrei aus, und indem ich ihn hörte, dachte ich nicht, daß es ein Schrei der Freude war. . . Ich stürzte mit meinen Gefährtinnen in das Sprachzimmer, und stellt Euch unser Erstauen, unsere Bestürzung vor, als wir eine unschuldige Novize in den Armen eines schönen Edelmannes schluchzend fanden! der weiße Bart, die Capuze und das Mönchskleid lagen zu den Füßen des Fräuleins von Ambray!

„Der kühne Edelmann sah uns lachend in's Gesicht und wagte es, uns mit galanter Stimme zu sagen:

„— Meine Schwestern, Fräulein Ursula von Ambray hat soeben meine Hand angenommen, um — in die Welt zurückzukehren: verzeiht mir, meine Heirat mit einer Nonne wird meine letzte Thorheit sein!

„Ach, mein Herr Abt, das war eine gute Zeit. . . die Herrschaft des Puders, der Schminkeplästerchen, der Galanterie, des Vergnügens, der Religion, der Mönchen und der verauschten Kunstetiere! Ah, bei Gelegenheit des Puders und der Schminkeplästerchen: würdet Ihr ohne mich, Herr Abt, wohl jemals erfahren haben, daß diese beiden hübschen Zierden einer Dame des 18. Jahrhunderts aus dem Innern eines Klosters hervorgingen? Ja, wahrhaftig, es ist eine Nonne, die den gepuderten Kopfschmuck, eine Nonne, welche die Schminkeplästerchen erfand; die Eine suchte so gut als möglich die schönen Haare, die sie auf dem Altar niedergelegt hatte, zu erregen, die Andere suchte die Spur einer Thräne oder eines Kußes auf der Wange zu verstecken. . .“

— Genug, meine Schwester, genug der zweideutigen Erinnerungen! Eure letzten Worte haben zwei gute Nonnen, die vorüberstreifen und die Euch unwillig anzusehen scheinen, erschreckt.

„— Diese beiden guten Nonnen gehören weder der Abtei der Frau von Beauvilliers, noch der Abtei der Dame Louise von Orleans an, sagte die Nonne von Montmartre; aber sie würdigten es mehrmals, diese beiden Klöster zu besuchen, um sie durch ihre Worte und durch ihre Handlungen zu erbauen. Die eine, die älteste, ist Frau von Longueville, „die ein reizendes Geschöpf, zugleich voll Stolz und Sehnsucht, mit blauen Augen, blonden Haaren, mit der Stirne des großen Condé, so beweglich in der Welt, so ergeben in der Liebe, ohne irgend ein Hinreißen der Sinne, bloß dem Trieb der Seele folgend, sodann plötzlich Reue fühlend, demüthig und schüchtern im Port-Royal und bei den Carmeliterinnen war *).“ „Die andere ist Jacqueline Pascal, die geistreiche Verbündete der Mutter Angelika, dieser ausgezeichneten Frau, welche man die christliche Cornelia genannt hat. Jacqueline Pascal gehört jener berühmten Familie an, deren Ueberlegenheit Se. Eminenz den Cardinal Richelieu sagen machte: „Ich will etwas Großes aus ihr machen.“

„Jacqueline war hübsch, verständig, leidenschaftlich und hauptsächlich glücklich; ihre Figur, ihr Geist, ihre Tugenden machten sogleich Glück in der Welt. Schon mit sechs Jahren machte sie sich bemerkbar; sie war, wie später ihre Freunde sagten, überall begehrt; mit acht Jahren konnte sie noch nicht lesen, aber sie machte schon Verse; mit elf Jahren wurde sie ein Schöngeist und man gab die Werke der kleinen Pascal heraus; wenn man übrigens den Worten ihrer Schwester glauben darf, so war sie, sobald sie allein war, unaufhörlich mit ihren Puppen beschäftigt.

„Nachdem sie, als sie noch ein Kind, von dem König, der Königin, dem Herzog von Richelieu und dem großen Corneille verhätschelt, geschmeichelt, bewundert worden war, begann Jacqueline frühzeitig von Gott geprüft zu werden; an einem bösen Tage verdarben ihr die Blattern ihr hübsches Gesicht, dieses Gesicht, das Jedermann vollkommen schön schien. Das arme Mädchen dankte Gott für die furchtbare Prüfung, die sie soeben ausgestanden hatte; indem sie die Verwüstung gewahrte, welche die Krankheit an ihrer noch kürzlich so reizenden Person verübt hatte, rief sie aus: Meine Narbengruben werden die Hüter meiner Unschuld sein!“

„Von diesem Augenblick dachte Jacqueline nur noch daran, sich mit Gott zu verloben: das heilige Mädchen weiß wohl, daß Gott der

*) Man sehe Cousin.

einzige Geliebte ist, der weder auf die Schönheit noch auf die Hässlichkeit der Büßenden sieht, die ihn dienen, die ihn anbeten, sich ihm vermählen! Von diesem Augenblick an wandte Jacqueline ihre Augen gegen Port Royal-des-Champs; sie schreibt oder spricht häufig mit Nicole. Arnould, St. Cyran und der großen Angelika; sie bereitet sich zu den härtesten Pflichten vor; sie überlegt, denkt über den Tod Jesus Christus mit einer Empfindung, einer Leidenschaft nach, die dem Gedanken ihres Bruders würdig ist; es ist nicht der Geist, es ist das Herz, welches sie zum Erhabenen erhebt.

„Der religiöse Beruf Jacquetinens wurde durch Pascal bekämpft, diesem eifrigen und unermüdlischen Ideenwähler, der nicht zögern sollte, bald selbst den Abgrund seines Geistes mit dem großen Bild Gottes auszufüllen!

„Jacqueline war deshalb genöthigt, ihrem Bruder einen zugleich starken und zärtlichen Brief zu schreiben, in dem, obgleich sie ihn daran erinnert, daß sie seiner Einwilligung entbehren kann, sie ihn dennoch inständig bittet und einladet, den Ceremonien ihres Gelübdes beizuwohnen. In diesem Brief ist etwas von dem Weibe und von der Heiligen enthalten, sowie die Leidenschaft und Hartnäckigkeit, welche den Character der ganzen Familie bezeichnen, nebst einer entzückenden Sanftmuth, die demüthigsten Bitten mit dem Tone des Befehlens. Fast überall wendet die Einsiedlerin von Port Royal, die sich schon Schwester St. Euphemia unterzeichnet, gegen Pascal das ernste und amtliche Ihr an; manchmal wird sie wieder Jacqueline und duzt ihren Bruder Blasius, wie wenn sie noch mit ihrer treuen Wilberte in dem väterlichen Hause zusammen wären*).

„Zu Port Royal vergißt Jacqueline alle die poetischen Gewohnheiten ihres Geistes, um sich den demüthigsten, den geringfügigsten Uebungen der christlichen Einsamen zu unterwerfen, das gelehrte Mädchen, der frühreife Schöngeist von ehemals, übernimmt gern die Arbeiten und niedrigsten Arohdienste; für Gott allein bewahrt sie ihre ganze Einbildungskraft, ihr ganzes Herz, ihr ganzes Genie.

„Als in Port Royal die Verfolgung ausbrach, gab Jacqueline das Beispiel der Passion und der geistigen Unerbrotlichkeit; sie schrieb an die Mutter Angelika:

„Ich weiß wohl, daß man gesagt hat, daß es nicht an den Mädchen ist, die Wahrheit zu vertheidigen: aber in der traurigen Zeit und der Verwirrung, in der wir leben, und da die Bischöfe den Muth der Mädchen zeigen, müssen die Mädchen wohl den der Bischöfe haben.“

*) Man sehe Cousin

„Aber ach, mein Herr Abt, was konnten der Muth und der Eifer einer begeisterten Nonne gegen die Verfolgung des siebzehnten Jahrhunderts? — Was wollte sie gegen so viele Feinde auf einmal machen? . . . Sie mußte sterben? . . . Wohl! mein Bruder, Jacqueline ließ sich auf den Ruinen von Port Royal-des-Champs zu den Füßen Arnaulds und Recols nieder, und starb, dem strahlenden Geist der Mutter Angelika zulächelnd.

„Ich habe Euch die ganze erbauliche Geschichte der Schwester St. Euphemia erzählt; Ihr sehet, mein Bruder, daß unsere unparteiische Gerechtigkeit die Tochter des Himmels, die heiligerweise der Erde zu entsagen mußte, auch zu loben weiß, wenn es sein muß!“

Der Priester wandte die Augen weg, um noch von nah oder fern die berühmte Nonne von Port Royal zu sehen, und er gewährte Jacqueline, die Maria von Beauvilliers grüßte, indem sie ihr sagte: Jeder Sünde Barmherzigkeit! . . .

Die Nonne von Montmartre nahm das Wort wieder, um den Priester zu fragen:

— Habt Ihr noch immer Lust, Herr Abt, die Ruinen unserer alten Abteien aufzubauen?

— Nein. . . ich würde mich fürchten, mit ihnen zu gleicher Zeit wieder alle Nonnen von Chelles und Montmartre aufleben zu machen; wie viel Sünderinnen gleich Euch, meine Schwestern, für eine einzige Büßende wie Jacqueline!

— Mein Bruder, erwiderte die Nonne, in der Klosterwelt wie in dem Himmelreich sind viele Berufene, aber wenig Erwählte!



XXII.

Der Orden der Serviten.



estiftet wurde dieser Orden von sieben Kaufleuten aus Florenz, welche von den alten Schriftstellern Bonfils Monaldi, Bonajunta Manetti, Amidins Amidei, Manetta von Lantella, Uguccioni, Sostegnus Sostegni und Alexis Falconieri genannt werden. Der P. Giani merkt in seinen Jahrbüchern an, daß es bei den Orden zu geschehen pflege, daß einige ihre Namen bei Entfagung der Welt verändern, und nennt daher die Stifter des Servitenordens also: Bonfils Monaldi, Johann Manetti, Benedict von Lantella, Bartholomäus Amidei, Nicouere Rippe Uguccion, Gerardi Sostegni und Alexis Falconieri. Die meisten von diesen Stiftern waren aus den besten Familien in Toscana, die noch heutzutage unter dem Adel einen ansehnlichen Rang behaupten,

da in Italien bekanntermaßen der Adel durch den Handel sich nicht für erniedrigt hält.

Jene sieben Männer befanden sich in einer Bruderschaft, die zu Florenz unter dem Namen de Laureti sich bekannt machte. Die vor

züglichste Verbindlichkeit der Brüder dieser Gesellschaft bestand darinnen, daß sie das Lob der heiligen Jungfrau sangen. Im Jahre 1233, am Tage Mariä Himmelfahrt, gingen sie in die Kirche, um dieser Pflicht Genüge zu thun. Alle Sieben faßten hier zugleich den Entschluß, der Welt gänzlich zu entsagen, indem sie einander gegenseitig die himmlischen Erscheinungen eröffneten, die sie diesermwegen gehabt hatten. Nachdem sie die Einwilligung von dem Bischofe zu Florenz, Ardinghus, erhalten hatten, zogen sie am 8. October 1233 an, in einem schlechten Hause außer den Mauern der Stadt Florenz an einem Orte, das Marsfeld genannt, in vollkommener Armuth gemeinschaftlich zu leben. Sie unterwarfen sich dem Bonifaz Monaldi, welcher der älteste ihrer Gesellschaft war, als ihrem Superior.

Als sie in die Stadt kamen, so erstaunte das Volk, daß so reiche und so angesehene Leute ein armseliges Kleid von aschgrauer Farbe angenommen und ihren Leib mit härenen Hemden und eisernen Ketten umgeben hatten. Die Kinder, die noch an der Brust lagen, vermehrten die Verwunderung, da man sie rufen hörte: „Sehet da die Diener (Serviten) der Jungfrau!“ wobei sie mit ihren kleinen Fingern auf sie zeigten. Der Bischof Ardinghus rieth ihnen daher, diesen Namen nicht zu verändern, um so vielmehr, da die Kinder sie wiederum mit diesem Namen nannten, als sie nach einiger Zeit wieder nach Florenz kamen, Almosen daselbst zu betteln.

Der Bischof Ardinghus gab ihnen mit Einwilligung seines Capitels einen Theil von dem Berge Senar, von den Wälschen Monte Senario genannt, der seiner Kirche zugehörte. Auf den Trümmern eines auf diesem Gebirge befindlichen alten Schlosses ließen sie eine Kirche und um dieselbe herum kleine hölzerne, von einander abgesonderte Zellen bauen. Dieser Ort lag neun italienische Meilen von Florenz entfernt.

Der Cardinal Gottfried von Chatillon, welcher des Papstes Gregor IX. Legat in Toscana und in der Lombardei war, wurde von der Schönheit dieses Ortes so sehr eingenommen, daß er sich einige Zeitlang daselbst aufhielt und die allzugroße Strenge ihrer Lebensart mäßigte. Er rieth ihnen auch, daß sie insgesammt nur einerlei Observanz und einerlei Uebungen haben sollten. Daher schrieb ihnen der Bischof Ardinghus auf ihr Ansuchen eine Regel und Lebensart vor.

In eben dem Jahre bekamen sie einen neuen Sitz zu Siena und zu Florenz außerhalb der Stadt, nahe bei dem Thore, welches nach ihrer Einsamkeit auf den Berg Senar führte. An diesem Orte, welcher Caphaggio hieß, bauten sie eine kleine Strohhütte, aus welcher nachher das berühmte Kloster Mariä Verkündigung zu Florenz entstand.

Im Jahre 1248 billigte der Cardinal Raynerius, Legat des Pap

stes Innocenz IV., den Orden der Serviten und unterwarf ihn dem Schutze des apostolischen Stuhles. Im zweiten Capitel, welches im Jahre 1251 gehalten wurde, ward Bonifili Monaldi, der bisher nur die Würde eines Priors zu Monte Senario bekleidet hatte, zum ersten Generale des Ordens erwählt. Er erhielt im Jahre 1255 vom Papste Alexander IV. die Bestätigung des Ordens und berief bald darauf ein Generalcapitel zu Florenz zusammen, worinnen er sein Amt niederlegte und Johann Manetti zum zweiten General ernannt wurde. Dieser starb aber schon im Jahre 1257 und hatte Jakob von Siena zum Nachfolger, welcher von dem Papste Alexander IV. auch Privilegien für den Orden erhielt. Im Jahre 1260 theilte er den Orden in zwei Provinzen, Toscana und Umbrien, und im Jahre 1263 fügte er die dritte Provinz, Romandiola, bei.

Dem Jakob von Siena folgte als General Benedict von Pantella im dem Capitel vom Jahre 1265, welcher die vierte Provinz, Gallia Cisalpina, beifügte.

Unter der Regierung des heiligen Philipp Benizi hatte der Orden der Serviten einen noch größeren Fortgang. Denn er stiftete viele Klöster, schickte Religiosen nach Polen, nach Ungarn und sogar nach Indien. Er brachte alle Verordnungen, welche von seinen Vorfahren waren gemacht worden, in einen Band zusammen, und verordnete, daß man sie alle Sonnabende in dem Refectorium lesen sollte. Unter seinem Generalate wurde der Orden mit seinem Untergange bedroht, denn der Papst Innocenz V. hatte den Entschluß gefaßt, ihn aufzuheben. Von dieser Zeit (1276) an wurden sie sehr beunruhigt, bis Honorius IV. ihre Angelegenheiten den Cardinälen Benedict Cajetan und Matthäus von Aquas Spartas zu untersuchen übergab. Da nun das Gutachten der Cardinalcommissarien sowohl als der Consistorialadvocaten für diesen Orden günstig war, so erklärte sich der Papst im Jahre 1286 durch ein Breve, daß er den Orden der Serviten in seinen Schutz nehme.

Nach dem Tode des heiligen Philipp Benizi hat sich der Orden nach und nach so sehr vermehrt, daß er in der Folge der Zeit in 27 Provinzen getheilt werden mußte.

Eine Zeitlang wurde der Orden in Conventualreligiosen und in Religiosen von der Observanz eingetheilt. Als aber P. Angelus von Azorelli General wurde, so vereinigte er mit dem Orden wiederum alle Religiosen, die sich von der alten Verbesserung nannten.

Man hat außer den Namen der Serviten und der Brüder des Leidens Christi, welche man diesen Religiosen gegeben, sie auch noch an einigen Orten die Brüder des Ave Maria genannt, weil sie diese Wörter stets im Anfange und zu Ende der Rede im Munde führten.

Die Kleidung besteht aus einem wollenen Hemde, einem kleinen weißen Rocke und einem großen schwarzen darüber, einem ledernen Gürtel, einem Scapuliere und einer Kappe.

Zum Wappen haben sie ein altes goldenes M mit einem S durchschlungen, und darüber eine Lilie mit einem Stengel durch eine goldene Krone gesteckt, in blauem Felde.

Die sieben Stifter des Ordens und andere wurden selig, Philipp Benzi heilig gesprochen. Daß Dionysius Laurerio und Stephan Bonutio von Arezzo in dem heiligen Collegium der Cardinäle einen Platz gehabt haben, kann mit Gewißheit behauptet werden. Sie haben auch viele berühmte Schriftsteller gehabt, worunter der berühmteste und der am meisten Aufsehen gemacht hat Paul Sarpi gewesen, welcher unter dem Namen Fra Paolo noch bekannter ist. Er war ein Gottesgelehrter und Rath der Republik Venedig, in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache und in der Mathematik sehr erfahren. Man hat ihm die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung zu verdanken, die unter dem Namen Pietro Soavo Polano, welches durch Versetzung der Buchstaben Paolo Sarpi Veneto ist, herausgegeben wurde. Marx Anton von Dominis, welcher sich nach England begeben hatte, ließ sie zu London drucken, und setzte eine Vorrede vor, in welcher er den Verfasser als einen Ketzer reden läßt. Er schrieb noch andere Werke für die Republik Venedig, besonders eines wider das Kirchenverbot des Papstes Paul V.

Nach dem Beispiele des heiligen Franziscus, welcher drei Orden gestiftet, hat Bonifaz Monaldi, erster General, den Orden der Serviten in drei getheilt. Der erste war für Mannspersonen; der zweite für die Frauenspersonen, die in einer beständigen Einschließung lebten; und der dritte für weltliche Personen beiderlei Geschlechts, welche unter sich eine Gesellschaft unter der Benennung „von dem heiligen Kleide der Serviten“ gemacht hatten und unter gewissen Regeln lebten, die nach der Zeit von Martin V. gebilligt worden sind. Die Stifterin des dritten Ordens war Juliana, Tochter eines reichen Bürgers zu Florenz, welche im Jahre 1270 geboren wurde. Der Ursprung der Stiftung dieses dritten Ordens selbst aber wird in das 1306. Jahr gesetzt. In diesem Orden war auch die Erzherzogin Anna Katharina von Gonzaga, Ferdinands von Oesterreich zweite Gemalin; sie machte sich um den Orden so verdient, daß man ihr den Titel der Wiederherstellerin dieses Ordens in Deutschland gegeben hat.

Ein Kloster der Serviten findet sich in Innsbruck (Tirol).



XXIII.

Klostergräuel.



Im Kloster Wattrum verliebte sich eine Nonne in einen Mönch. Die Folgen dieser Liebchaft blieben nicht aus. Sie verbarg ihren Zustand so lange es irgend angehen wollte, dann aber entdeckte sie sich ihren Mitschwestern. Das hatte ihr ein böser Geist gerathen, denn diese stürzten über sie her und überhäuften sie mit Schmähungen und Schimpfworten. Einige riethen die Verbrecherin zu schinden oder zu verbrennen, andere wollten, daß sie auf glühende Kohlen gelegt werde!

Nachdem sich der erste Sturm gelegt hatte, ließen die erfahreneren Nonnen sie in ein Gefängniß werfen und fesseln. Hier mußte sie bei Brot und Wasser unter fortwährenden Mißhandlungen liegen. Dem Mönche war es gelungen, zu entfliehen.

Als die Stunde der Niederkunft heranrückte, bat das arme Geschöpf flehentlich, man möge sie aus dem Kloster entlassen, denn ihr

Geliebter habe ihr versprochen, sie mitzunehmen. Die Nonnen lockten ihr nun nach und nach heraus, daß der Mönch sie auf erhaltene Nach-richt an einer bestimmten Stelle in der Nacht und in weltlichen Kleidern erwarten würde.

Diese Entdeckung war den Nonnen willkommen. Ein handfester Pater, begleitet von einigen anderen, begab sich, gehörig vermunnt und mit einem Knüttel versehen, an den bezeichneten Ort. Der Mönch wurde ergriffen und in Triumph in's Kloster geschleppt. Hier erwartete ihn und seine Geliebte ein gräßliches Schicksal. Das arme Weib wurde von den Nonnen gezwungen, den Geliebten zu entmannen. Dann wurde die Unglückliche wieder in das Gefängniß geschleppt.

Das arme gequälte Geschöpf schloß hier einst vom Fasten und Weinen ermattet ein und träumte oder glaubte zu träumen, daß ein Bischof mit zwei Weibern zu ihr komme und daß die letzteren bald darauf mit ihrem in glänzende Windeln gehüllten Kinde davongingen. Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie sich ihrer Bürde entledigt. Die Nonnen untersuchten hierauf ihre Brüste, ihren ganzen Leib, berührten und drückten alle Theile desselben und fanden ihn weder irgendwo verletzt, noch eine Spur von einer Ermordung des Kindes. Die Geschichte wurde nun für ein Wunder erklärt und als solches im Kloster bis auf späte Zeiten den Neugierigen erzählt. Das trug sich in der Mitte des 12. Jahrhunderts in England zu.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurden in einem deutschen Staate die Klöster aufgehoben. Der mit der Regulirung dieser Angelegenheit beauftragte Commissarius hatte die Nonnen eines Carmeliterklosters aufgefordert, dasselbe zu verlassen. Da seinem Befehle nicht Folge geleistet wurde, so begab er sich selbst in das Kloster und wiederholte der Abtissin und ihren geistlichen Töchtern den fürstlichen Befehl. Zugleich ließ er sich die nöthigen Nachweisungen und auch das Personenverzeichniß geben. In diesem waren einundzwanzig Nonnen angegeben, als er aber die Versammelten mit den Augen zählend überließ, konnte er immer nur zwanzig heraus bekommen. Er zählte noch einmal — dasselbe Resultat.

Um sich unnütze Mühe zu ersparen, rief er die Personen namentlich auf; die Nonne Alberta fehlte. Auf die Frage des Commissärs, warum diese nicht anwesend sei, konnte er deutlich bemerken, daß sämtliche Nonnen in große Verlegenheit geriethen und die Abtissin mit dem Beichtvater seltsame Blicke wechselte. Dies veranlaßte ihn, ernstlich auf das persönliche Erscheinen der Nonne zu bringen.

Die Abtissin hatte sich unterdessen gefaßt. Sie sagte, daß der gegenwärtige Zustand der Nonne ihr persönliches Erscheinen unmöglich

make, da sie gefährlich krank sei. Der Commissär, der nun einmal mißtrauisch gemacht war und irgend eine Nichtswürdigkeit vermuthete, drang darauf, zur Kranken geführt zu werden, denn er wolle sie sehen.

Nach vielen Aussüchten rückte die Abtrissin endlich mit dem Geständniß heraus, daß die Abwesende in so hohem Grade wahnsinnig sei, daß sie gewiß Niemanden erkennen und ein Besuch ganz nutzlos sein würde.

Das ganz eigenthümliche und befremdende Benehmen der Nonnen, die blaß waren wie ein Tuch und zitterten, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten, veranlaßte den Regierungsbeamten, nach den näheren Umständen der Krankheit zu forschen, und so erfuhr er denn, daß der gegenwärtige Klosterarzt gar nichts von dem Wahnsinn der Nonne wisse. Sein Vorgänger habe die Krankheit für unheilbar erklärt und zur Wahrung der Ehre des Klosters habe man die Sache geheim gehalten. Seit acht Jahren befinde sich die Nonne Alberta in einem beklagenswerthen Zustande. Näheren Aufschluß wollte ihm Niemand geben.

Der Regierungsbeamte hielt es jedoch für seine Pflicht, der Sache auf den Grund zu sehen, und nach ernstlichen Drohungen ließen sich endlich zwei Nonnen dazu bewegen, ihn zu Alberta zu führen.

Sie leiteten ihn treppauf, treppab durch eine Menge schmaler Gänge in eine Art von Hintergebäude, bis sie endlich wieder vor einer Treppe stehen blieben. Der Commissär wollte hinaufsteigen, aber die Nonnen sagten ihm, daß hier die Wohnung der Nonne Alberta sei. Er entdeckte jedoch nichts, was nur entfernt einem Aufenthaltsort für Menschen ähnlich sah, und war starr vor Erstaunen, als die Nonnen auf einen Bretterverschlag unter der Treppe wiesen, in welchem sich selbst ein Hund elend gefühlt haben würde.

Aus diesem Verschlage trat ein großes, bleichgelbes Mädchen von etwa 35 Jahren hervor, mit bloßen Füßen und mit halbverfaulten Lumpen nur nothdürftig bekleidet. Die langen schwarzen Haare flatterten unordentlich um ihren Kopf und aus ihren tiefen Augenhöhlen bligte in unheimlicher Stut ein dunkles Augenpaar, dessen Feuer weder Leiden noch Thränen hatten erlöschen können.

Die ganze Erscheinung erweckte das tiefste Mitleid. Mit herzzerreißendem Gewimmer warf sich das arme Geschöpf dem Commissär zu Füßen, umklammerte seine Knie und bat, sie doch nicht wieder so entsetzlich zu geißeln. Als sie aber die theilnehmende Miene des tieferschütterten Mannes sah, bat sie um Rettung und Befreiung.

Ihre Neben waren abgerissen und verwirrt, und man sah, daß die langen Leiden den Geist dieses kräftigen Mädchens gestört hatten. Sie

wurde sogleich in das Refectorium gebracht, wohin sie nur ungern folgte, denn der Anblick ihrer weiblichen Hentfer konnte sie nicht ermuthigen. Der Commissär befahl sogleich, daß ihr reinliche Kleidung und ein gutes Bett gegeben würde und verließ am anderen Tage in der heftigsten Entrüstung das Kloster, nachdem er die Nonnen mit den schwersten Strafen für die geringste Mißhandlung der Alberta bedroht hatte.

Bald darauf begab sich der Vicepräsident des damaligen Landes-Collegiums, Graf Th. . . . , mit dem Commissär in das Kloster. Die Lage des armen Mädchens hatte sich aber leider wieder verändert und der Wahnsinn die Oberhand gewonnen. Sie sprach ohne Zusammenhang und gebrauchte eine Menge unfläthiger Worte. Die Oberin und die Nonnen konnten ihre hämische Schadenfreude nicht verbergen. Der Präsident, der dies bemerkte, hielt den entarteten Weibsbildern eine Predigt, wie sie dieselbe wohl noch niemals von einem ihrer gefälligen Patres gehört haben mochten und die deshalb auch einen tiefen Eindruck machte. Dann stieg er mit Alberta in einen bereit gehaltenen Wagen und brachte sie in zweckmäßige Pflege.

Diese hatte auch einen guten Erfolg. Die körperliche Gesundheit kam wieder; aber nun zeigte sich in ihr die Hysterie, welche wohl der Hauptgrund ihres Wahnsinns gewesen sein mochte, in einem furchtbaren Grade.

In lichten Zwischenräumen gab sie Aufschluß über ihre Geschichte. Sie war aus Würzburg, mitten im schönen Franken, wo ihr Vater ein ziemlich bedeutender Weinhändler war. In seinem Hause waren die Geistlichen willkommenen Gäste, und besonders hatten sich die barfüßigen Carmeliter, die in der Stadt ein Kloster besaßen, darin eingenistet.

Alberta wurde eine auffallende Schönheit. Wie es aber besonders schönen Mädchen oft zu gehen pflegt, hatte sie keine Neigung zur Häuslichkeit und ließ sich lieber von den Herren den Hof machen. Bald spann sich ein Liebesverhältniß an, das durch den Reiz der Neuheit noch anziehender wurde.

Ihre Eltern, welche noch mehrere Kinder hatten, waren mit ihr sehr unzufrieden und wären sie gern aus dem Hause losgeworden. Unter solchen Verhältnissen fand der Vorschlag der Carmeliter, Alberta in ein Kloster zu schicken, bei ihnen bald Anklang. Alberta, leichtsinnig und bigott dabei, ließ sich durch Schmeicheleien und Drohungen bewegen, ihre Einwilligung zu geben und wurde in ein Kloster nach N***berg gebracht. Man empfing sie dort freundlich und behandelte sie auch während des Probejahres recht gut, denn der Vater hatte versprochen, das seiner Tochter zukommende Vermögen an das Kloster zu zahlen.

Als sie aber das Gelübde abgelegt hatte und sich die Auszahlung

des versprochenen Geldes verzögerte, ja sogar die Aussicht bevorstand, daß dies niemals geschehen werde, da mußte es Alberta hüßen, welche von den Nonnen schon wegen ihrer Schönheit und ihrer Abneigung gegen alle weiblichen Beschäftigungen gehaßt wurde.

Mit dem Zustande dieses Mädchens ging unterdessen eine traurige Veränderung vor. Das einsame Leben in der Zelle und der Mangel an theilnehmenden Umgebungen waren Veranlassung, daß sie fortwährend an ihren Geliebten dachte, von welchem sie durch Mönchskünfte getrennt worden war. Die Phantasie verweilt so gern bei vergangenen Freuden, besonders in trauriger Einsamkeit. Diese Phantasien nahmen aber sehr bald eine für ihre Gesundheit bedenkliche Richtung.

Die Carmeliterinnen dürfen kein Fleisch essen, und ihre Nahrung besteht größtentheils aus stark gewürzten Mehlspeisen und Fischen, welche das Blut erhitzen. Alberta suchte ihre rebellischen Sinne durch Mittel zu befänstigen, welche das gerade Gegentheil bewirkten, und wurde dadurch in einen solchen Zustand versetzt, daß sie sich endlich dem Klosterarzt entdecken mußte. Es war dazu fast zu spät, denn die Hysterie hatte sich beinahe zur Nymphomanie ausgebildet.

Die angewendete Cur half nichts, und anstatt neue ärztliche Hülfe herbeizurufen, beschloß die Oberin, sie von allen lebenden Wesen zu entfernen, damit der Ruf des Klosters nicht leide. Man brachte sie in den abscheulichen Verschlag unter der Treppe, gab ihr nicht einmal nothdürftige Nahrung und ließ sie täglich von den boshaften Nonnen geißeln, so daß durch die schlechte Behandlung, welche sie acht Jahre genoß, ihre Krankheit in Wahnsinn überging.

Alberta wurde nicht wieder geheilt, sie endete ihr Leben in einem Irrenhause.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Weiber im Allgemeinen grausamer sind als Männer. Von der Grausamkeit der Nonnen wollen wir hier noch ein anderes, ebenso der neueren Zeit angehöriges Beispiel anführen.

Der Wundarzt Ferdinand Baumann, der in dem Dörschen Hornstein in der Nähe einer Prämonstratenserabtei wohnte, hatte eine große Vorliebe für die Klöster und dieselbe wurde von seiner Frau getheilt. Aus diesem Grunde beschloßen beide, ihre jüngste Tochter Magdalena „dem Himmel“ zu weihen, da die älteste große Geschicklichkeit und Neigung für die Landwirthschaft zeigte.

Der Hausfreund Baumann's war Abt der benachbarten Abtei, und er bestärkte die Eltern noch in ihrem Entschlusse, ja verwendete sich selbst bei den Clarissinnen in der Hauptstadt für die künftige Aufnahme des Mädchens, und bewirkte, daß man von ihr nur eine mäßige Aus-

steuer verlangte. Magdalena wurde nun in allen einer Nonne dienlichen Geschicklichkeiten und auch in der Wundarzneikunst unterrichtet und meldete sich nach vollendetem sechszehnten Jahre zur Aufnahme.

Sie war ein wunderschönes Mädchen geworden und bezauberte alle Herzen durch ihr anmuthiges Wesen. Es fehlte ihr daher auch nicht an Freiern, unter denen der junge Kechling die redlichsten Absichten hatte und in keiner Hinsicht zu verwerfen war. Magdalena blieb aber fest bei ihrem Entschlus, in's Kloster zu gehen, in welchem Entschlus sie durch ihre bigotte Mutter nur noch mehr bestärkt wurde.

Der Vater war wankend geworden, denn die seltsamen schmunzelnden Mienen und die höchst sonderbaren Redensarten des Beichtvaters des Klosters, wie auch das habgierige Benehmen der Nonnen erfüllten ihn mit bangen Besorgnissen, aber er hatte nicht Energie genug, der Mutter und den Pfaffen gegenüber fest aufzutreten.

Magdalena wurde eingekleidet und vor allen Dingen in die Mysterien des Geißeln eingeweiht, für welche das arme Mädchen bald anfang zu schwärmen. Das Noviziat ging zur Zufriedenheit vorüber und Magdalena that Profeß zur Verzeißlung des jungen Kechling.

Sie sah aber bald allerlei Dinge, die ihr theils gar nicht gefielen, theils sehr befremdlich vorkamen; allein sie durfte ihre Bemerkungen nicht laut werden lassen. Endlich kam das Fest der Himmelfahrt Mariä und mit ihm die große Disciplin, die sie nur der Theorie nach und im Allgemeinen kennen gelernt hatte. — Das Zimmer, in welchem die Geißelung vorgenommen wurde, war zwar verdunkelt, aber durch die Ritzen der Fensterläden fiel Licht genug herein, um alles, was vorging, ziemlich genau erkennen zu lernen. Nur mit Widerwillen löste die schamhafte Jungfrau den Gürtel und entblöste den untadelhaften wunderschönen Körper, an welchem sich die lüfternen Blicke der alten Klosterfagen und der Aebtissin weideten.

Magdalena geißelte sich mit allem Eifer, bemerkte aber, daß es die anderen Nonnen mehr wie eine Spielerei betrieben. Nur eine Nonne, Namens Griselda, übertrieb die Sache so sehr, daß das Blut über ihren Körper herabströmte und die Spitzen der Geißel an manchen Orten wohl einen Zoll tief in das Fleisch eingeschnitten hatten.

Magdalena, welche zur Klosterapothekerin ernannt worden war, eilte ihr zu Hilfe und stellte sie in kurzer Zeit gänzlich wieder her. Sie hatte es aber nicht unterlassen können, Griselda aufzufordern, sich doch in der Folge nicht wieder so hart zu geißeln, und dies kam der Aebtissin zu Ohren, welche darüber sehr ungehalten wurde. Als sich Magdalena entschuldigen wollte, schrie sie dieselbe herrisch an und gebot ihr zu schweigen.

Die Folge davon war ein erhöhter Vuseifer der Griselda. Diese fuhr nicht allein fort, sich so hart wie früher zu geißeln, sondern quälte sich auch dermaßen mit dem Cilicium — ein stacheliger Drahtgürtel, der auf der bloßen Haut getragen wird —, daß die Stacheln tief in das Fleisch eingedrungen waren. Der herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß nur die sorgfältigste Operation der Nonne das Leben retten könne, und nun erst verbot die Aebtissin, mit Gutbefinden des Beichtvaters, der Griselda auf das Strengste, sich ferner so heftig zu geißeln.

Magdalena, der nun auch das Aderlassen und Schröpfen überlassen wurde, bemerkte bald, daß die erstere Operation mit der 22jährigen Schwester Theodora fast jeden Monat vorgenommen werden mußte. Sie bemerkte dem Mädchen, daß ein so großer Blutverlust nothwendig die Wassersucht zur Folge habe, und die arme Nonne gestand ihr weinend, daß sie dies auf Befehl der Aebtissin thun müsse, um die Wallungen des Blutes und die damit verbundenen wollüstigen Träume und verbotenen Gelüste, welche Folge des häufigen Geißelns wären, zu unterdrücken, was auch immer für kurze Zeit durch das Aderlassen gelinge.

Die Unterhaltung Magdalena's mit Theodora und andere ähnliche Dinge kamen der Aebtissin zu Ohren, und erbitterten sowohl diese als die älteren Nonnen.

Der Pater Beichtvater hatte seine Pläne auf das schöne Mädchen nicht aufgegeben, sondern ging recht systematisch zu Werke, zum Ziele zu gelangen. Auf seine Veranstaltung wurde sie zur Oberfrankenpflegerin des Klosters ernannt, welcher Posten sie in häufigere Berührung mit dem Pater Olympius brachte, vor dem sie indessen von einer wohlmeinenden Schwester gewarnt wurde.

Dieser scheinheilige Schurke machte ihr allerlei geistliche Geschenke und erwies ihr überhaupt so viel Aufmerksamkeiten, daß die andern Nonnen neidisch wurden. Magdalena suchte sich von dem ihr übertragenen Amte loszumachen, nur um die Berührungen mit Pater Olympius zu vermeiden. Dieser erkannte sehr gut ihre Absicht und machte ihr im Beichtstuhl darüber heftige Vorwürfe, so daß sie genöthigt war, denselben zu verlassen.

Magdalena war nun bereits drei Jahre im Kloster, und die Augen waren ihr vollständig geöffnet. Mit Schauern erkannte sie nun zu spät, daß der Weg zur Rückkehr in die Welt für sie verschlossen sei, und verfiel in tiefe Schwermuth. Häufig fand man sie seufzend und in Thränen. Es fing ihr an Alles gleichgiltig zu werden, und in ihrer Betrübniß achtete sie nicht immer auf die vorgeschriebenen Formen und beging allerlei Fehler, die mit leichten Bußen bestraft wurden, welche sie bei ihrer aufgeregten Stimmung sehr erbitterten.

Zu dieser Zeit war die Tochter eines andern Wundarztes Nonne geworden, und da sie einige Proben von Geschicklichkeit abgelegt hatte, so nahm man Magdalena ihre bisherige Stelle und fing an, sie mit großer Geringschätzung zu behandeln. Man warf ihr die Geringsfügigkeit des von ihr in's Kloster gebrachten Geldes vor, und nannte sie ein lästiges, durchaus unnützes Geschöpf.

Nun ging dem armen Mädchen die Geduld aus. Anstatt die Vorwürfe ruhig hinzunehmen, antwortete sie heftig und mit Spott, und wollte nicht schweigen, wenn die parteiische Priorin ihr den Mund verbot. Als bald wurde der Aebtissin dies widersezliche Benehmen hinterbracht und ihr Magdalena als ein durchaus boshaftes, zänkisches und ungehorsames Geschöpf geschildert. Die Aebtissin fuhr zornig auf und schrie: „Ein solches Benehmen soll dieser Bauernbirne nicht ungestraft hingehen; man muß ihr den Nacken beugen und sie durch Zwang in die Schranken der Ordnung bringen.“ Damit ließ sie Magdalena zu sich bescheiden.

Diese erschien und sah, daß bereits zwei stämmige Laienschwestern bei der Aebtissin waren; eine der Mägde hatte eine große Kinderruthe in der Hand. Die Aebtissin las Magdalena ordentlich den Text und kündigte ihr an, daß sie bestraft werden solle. Die Arme weinte und bat; Alles vergeblich. Endlich äußerte sie in ihrem Eifer, daß sie kein Kind und der Ruthe längst entwachsen, eine solche Züchtigung auch für eine Nonne unschicklich sei. Die Aebtissin ward immer zorniger und gebot Magdalena, die Erde zu küssen.

Diese war sehr bereit, dem Befehl Folge zu leisten, denn sie hoffte, daß es mit dieser Strafe für diesmal abgethan sein werde. Kaum lag sie aber auf der Erde, als sogleich eine der Laienschwestern über sie herfiel und sich auf ihren Rücken setzte, während die andere ihr das Gewand aufhob und die Ruthe tüchtig gebrauchte. Als dies vorüber war, mußte Magdalena der Aebtissin die Hände küssen und sich für die gnädige Strafe bedanken. Die Nonnen standen auf der Lauer und begleiteten sie mit Hohngelächter, als Magdalena wieder in ihre Zelle ging.

Von nun an hatte die Unglückliche fortwährend von den Verfolgungen zu leiden, deren Ziel sie durch die Feindschaft der Aebtissin, der Priorin und des Beichtvaters geworden war.

Als sie eines Abends nicht in ihrer Zelle war und in der ihrer einzigen Freundin Crescentia gefunden wurde, schleppte man sie am andern Tage durch förmlichen Capitelbeschuß zur großen Disciplin. Doch damit war es noch nicht genug; es trafen sie noch eine Menge anderer Strafen, darunter auch die Degradation von dem Nonnenrang zu dem einer Laienschwester.

Sie beging die Unvorsichtigkeit, einen Brief an ihre Eltern zu schreiben, in welchem sie ihnen ihre grauenvolle Lage schilderte und auf die rührendste Weise um Hilfe bat. Der Brief wurde aufgefangen und sie gezwungen, einen andern lügenhaften abzuschieken, den ihr Pater Olympius in die Feder dictirt hatte. Für das Verrathen von Klostergeheimnissen an Laien erhielt sie abermals eine derbe Geißelung und wurde vier Wochen lang in den Thurm gesperrt, wo sie einen Tag um den andern Wasser und Brod erhielt.

Ihre Lage verschlimmerte sich noch, als die Aebtissin starb und ihre Hauptfeindin, die Priorin, an deren Stelle kam. Vergeblich bat Magdalena um Rückgabe des schwarzen Nonnenschleiers; sie mußte nach wie vor als Laienmagd Dienste in der Küche verrichten. Für jedes kleine Versehen erhielt sie hier die Ruthe, und als sie einstmals bei der Feier des Palmfestes einen aus Blei gegossenen und fünfzig Pfund wiegenden „heiligen Geist,“ weil derselbe ihr zu schwer war, fallen ließ, so daß derselbe zerbrach, erklärte dies Olympius für absichtliche Bosheit, für ein Religionsverbrechen! Die Aermste empfing in dem neben dem Refectorium gelegenen Gefängnisse eine starke Disciplin.

Um diese Zeit erhielt sie Besuch von einigen Verwandten, welche sie jedoch nur hinter der Clausur sprechen durfte. Was sie gesprochen hatte, wurde untersucht, und man erklärte sie für ein gänzlich verworrenes Geschöpf. —

Die Sehnsucht nach „der Welt“ wurde nun in Magdalena immer mächtiger, und sie sann auf Flucht. Sie war auch so glücklich, das Freie zu gewinnen, aber später wurde sie ertappt und mußte wieder in das Kloster zurückkehren, obgleich ein hoher Geistlicher, den sie um Hilfe angerufen hatte, sich für sie verwendete.

Pater Olympius reizte die Aebtissin zu stets neuen Verfolgungen an, und Magdalena wurde endlich zum Gefängniß auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Als man sie dorthin bringen wollte, wehrte sie sich mit der Kraft der Verzweiflung, und man mußte einen Franziscaner-Laienbruder zur Hilfe rufen. — Durch diesen Widerstand erbittert, ließ ihr die Aebtissin in Gegenwart der Priorin in dem Gefängniß auf einem Bunde Stroh abermals sehr derb die Ruthe geben.

Als einst Magdalena's Gefängniß ausgebeffert werden mußte, wurde sie in ein benachbartes gebracht, in welchem die Schwester Christine nun schon dreizehn Jahre saß. Sie war zum Gerippe abgezehrt, vom Geißeln lahm und dem Wahnsinn nahe.

Am Festtagen wurde Magdalena zum Abendmahl in die Kirche gelassen und mußte monatlich einmal bei Pater Olympius beichten. Dieser Schurke hatte seinen Verführungsplan noch immer nicht aufgegeben und

drang mit unzünftigen Anträgen in sie; allein sie schrie um Hilfe, und der Pater stellte sich, als habe er ihr nur die Disciplin geben wollen. Um wenigstens in Etwas seinen Sinnen zu genügen, befahl ihr der heilige Mann, sich zu entblößen; allein es kamen einige Schwestern herbei, bei denen er sein Betragen schlecht genug entschuldigte.

Die Einkerkierung des unglücklichen Geschöpfes hatte nun unter fortwährenden Mißhandlungen drei Jahre und acht Monate gedauert, als endlich ein Schornsteinfeger, der in der Nähe ihres Gefängnisses arbeitete und Gewimmer hörte, die Sache der Obrigkeit anzeigte. Es wurde vom betreffenden Ministerium sogleich eine Commission ernannt, welche in dem St. Clarenkloster eine Untersuchung anstellte.

Als man Magdalena ihre Freiheit ankündigte, weinte sie laut vor Freuden; allein die Nerven war so elend, daß sie sich kaum bewegen konnte. Man übergab sie sogleich dem Leibarzt des Kurfürsten und dem Hofwundarzt zur sorgfältigsten Pflege.

Das von Beiden über den Zustand des armen Mädchens abgegebene Gutachten sprach sich dahin aus: daß die unaufhörlichen Geißelungen ihr die heftigsten Schmerzen zugezogen hätten, an denen sie fortwährend leide, besonders bei verhärtetem Stuhlgange, ohne daß man dies als eine Wirkung der goldenen Ader betrachten könne. Durch die lange Einsperrung ohne alle Bewegung und durch die heftigen Schläge auf die muskuloscn und tendinösen Theile der Schenkel und Füße seien diese entzündet, und da man bei ihr keine vertheilenden Mittel angewendet habe, so hätten sich diese Theile dermaßen verhärtet und zusammengezogen, daß sie gänzlich estorpiert und schwerlich Hoffnung vorhanden sei, sie wieder so weit zu heilen, daß sie ihre geraden Glieder wieder würde gebrauchen können.

Während ihrer ärztlichen Behandlung wurde Magdalena vier Mal verhört, und es kamen alle im Kloster verübten Schändlichkeiten an den Tag, so sehr sich auch das Pfaffengezücht schlangengleich drehte und wand.

Eine Nonne, Namens Paschalia, die eben so wie Magdalena gequält worden war, sollte wahnsinnig geworden und an einem Nervenschlage gestorben sein; aber einige von den fünf Nonnen, die den Muth hatten, die Wahrheit zu gestehen, behaupteten, sie habe sich in der Verzweiflung im Gefängniß an ihrem Busenschleier erhängt. Daß man auf einen solchen Selbstmord von Seiten Magdalena's ebenfalls gefaßt war, ergab sich aus den Papieren der Abtei.

Obgleich alle Umstände gegen die Abtissin und ihr Gelichter sprachen, obgleich sich über Magdalena's Bestrafung kein einziges Protokoll vorfand, die Schuldigen wußten sich doch so durchzulügen, daß sie ohne

Strafe davonkamen, und die einzige Folge dieser Entdeckungen war eine Einschränkung der Macht der Abtissin und genauere Beaufsichtigung des Klosters.

Magdalena sollte zeitlebens im kurfürstlichen Hospital bleiben, und wenn sie genesen würde, Freiheit haben, auszugehen, anständige Gesellschaften zu besuchen und zu empfangen. Das Clarenkloster mußte ihr die nöthige Ausstattung und außerdem jährlich zweihundert Gulden geben.

Erst nach fünf bis sechs Jahren konnte Magdalena wieder gehen, und ihr geknickter Körper erholte sich allmählig. Im Klostergefängniß hatte sie im Falle der Befreiung eine Wallfahrt nach Voreto gelobt. Diese unternahm sie nun mit Erlaubniß der Behörde; allein sie kehrte nicht mehr in ihre Heimath zurück. Im August 1778 starb sie, 45 Jahre alt, in einem Krankenspital zu Narni in Italien.

Trotz solcher Erfahrungen gibt es doch noch heute Klöster! Und daß in denselben noch ähnliche Schandthaten verübt werden, beweisen die Schriften von Sebastian Ammann, Raffaello Gioeci und andern.

Von der Vieblosigkeit, mit welcher Kranke in den Klöstern behandelt werden, hat uns ebenfalls Ammann folgendes Beispiel erzählt:

„Im Kloster Solothurn litt P. Theophil an einem ungeheuren Leistenbruch so schmerzhaft, daß er verzweifelte. Man legte ihn in einem Zimmer neben der Küche auf einen Strohsack und ließ ihn da zappeln. Niemand besuchte ihn als der Klosterknecht, der ihm dreimal des Tages das Essen zutrug. Ich habe in den letzten Jahren seines Lebens nie einen Arzt bei ihm gesehen. Seine Unterleibsbeschwerden, das erschreckliche Elend und die gänzliche Verlassenheit mögen ihm sein martervolles Leben unerträglich gemacht haben.

An einem Tage vor dem Mittagessen, um halb elf Uhr, war ich noch bei ihm und fand ihn äußerst schwermüthig; es ist aber gewiß, daß er um elf Uhr noch lebte. Um halb zwölf Uhr wollte der Klosterknabe die Speisegeschirre bei P. Theophil abholen und fand ihn an der Zimmerdecke aufgekniüpft leblos. Als wir die Anzeige von diesem Unglück hörten, sprangen wir Alle vom Tische auf; ich war der erste bei ihm und wollte mit einem Messer das Handtuch zerschneiden, an dem er hing; aber P. Guardian Raimund untersagte mir dies, weil es schade um das Handtuch sei. Man ging lieber langsam zu Werke, weil man keine Rettung versuchen wollte. Seine Hände und Füße waren noch ganz warm, und ich verlangte, daß man auf der Stelle einen Arzt herhole, damit man die möglichsten Anstalten zum Wiedererwecken des vielleicht noch nicht Entseelten treffe. Allein P. Raimund tobte und verbot die Herbeirufung eines Arztes auf's Strengste, weil es ein erschreckliches

Mergerniß absehe, wenn es unter die Weltlichen käme, es habe sich ein Capuziner erhängt. Keine Bürste wurde zum Reiben seines Leibes angewandt, sondern man legte den Leichnam ohne Weiteres auf einen Todtenfarg und machte bekannt, P. Theophil sei an einem Schlagfluß (Apoplexie) gestorben."

Ein anderes Beispiel, wie schnell die Pfaffen diejenigen zu erpe-
diren wissen, die ihnen unbequem oder gefährlich werden, erzählt Rafaello Ciocci.

Don Alberico Amatori, Bibliothekar im Kloster Santa Croce di Jerusalem zu Rom, war durch das Lesen der Bibel von vielen Irrthümern und Mißbräuchen der römischen Kirche überzeugt worden. Er und fünfzehn ihm gleich gesinnte Mönche, darunter Rafaello Ciocci, unterschrieben eine Eingabe an den Ordensgeneral Rivardi Tassini, in welcher sie um Einräumung eines bequemen Klosters baten, wo sie nach ihrer Ueberzeugung leben konnten.

Alle diese Mönche schienen mit dem Character ihrer Mutter Kirche sehr schlecht bekannt zu sein, da sie einfältig genug waren zu glauben, daß dieselbe auch nur im Entferntesten daran denken könne, ihre Wünsche zu erfüllen. Der unerhörte Vorschlag erregte allgemeines Entsetzen! Amatori wurde vor ein Tribunal gefordert, und mit Entrüstung vernahmen die geistlichen Herren, daß er à la Luther die Bibel zur Grundlage des ganzen Kirchenwesens machen wolle. Man gebot ihm Schweigen, um die Sache nicht öffentlich werden zu lassen, und faßte im Geheimen einen Entschluß über das Schicksal der kezerischen Mönche.

Der Mönch Stramucci wurde in's Kloster San Severin in den Sümpfen geschickt, wo er in Folge „der ungesunden Luft“ oder durch anderes Zuthun nach Verlauf weniger Monate von einem starken Mann in ein Gerippe verwandelt war. Don Andrea Gigli wurde nach Rom berufen. Er war damals sehr gesund; allein er nahm täglich mehr ab und nach zwei Monaten wurde er eines Morgens todt im Bette gefunden. — Don Eugenio Ghioni blieb in Rom; aber nach vier Monaten starb auch er, erst 31 Jahre alt. — Don Marian Gabrielli, ein blühender Jüngling, starb ebenfalls. Alle diese Krankheiten nannte man „Auszehrung!“ — Der Abt Bucciarelli, ein Mann von herkulischer Gestalt, starb nach kurzer Krankheit von nur drei Tagen. — Der Abt Verti hatte nach zwei Monaten einen „Fieberanfall“ und starb nach einer Krankheit von zehn Tagen. — Don Antonio Valdinì bekam nach Verlauf von 34 Tagen furchtbare Krämpfe und starb. — Die übrigen Sechs kämpften Monate lang zwischen Leben und Tod. Nur Don Alberico und Ciocci blieben lange Zeit von dem geheimnißvollen Todesengel unberührt.

Aber die Rache zögerte nur, sie schief nicht. Eines Abends nach dem Essen bekam Ciocci schreckliche Krämpfe im Magen und ein furchtbare Brennen in Brust und Gurgel. In wenigen Minuten war er schwarzgelb im Gesicht und vor den Mund trat ihm Schaum. — Die herbeilaufenden Mönche schrieken, daß er befallen sei und versuchten nun ihren abgeschmackten Hofuspokus mit Weihwasser und Reliquien, wodurch der Kranke, der diesen Unsinn verabscheute, nur geärgert wurde. Endlich kam ein Arzt, aber nicht der gewöhnliche, sondern wie man sagte, der nächste, den man habe finden können. Er gab Ciocci eine Arznei, wodurch aber die Schmerzen sogleich noch bedeutend vermehrt wurden.

Ciocci bestand nun darauf, daß man den gewöhnlichen Klosterarzt holen solle, der sein Freund war, und da man wahrscheinlich hoffte, daß er zu spät kommen werde, schaffte man ihn auch herbei. Nachdem derselbe sich etwas orientirt hatte, betrachtete er die vom ersten Arzt gegebene Arznei, von der noch einige Tropfen im Glase waren, und voll Zorn und Entsetzen warf er sie nach der Untersuchung und einem bedeutungsvollen „Aha“ zum Fenster hinaus. — Durch die zweckmäßigen Mittel, welche der wackere Mann anwendete, wurde Ciocci gerettet.

In demselben Kloster wurde eines Tages der Novizenlehrer Pacifico Bartoci, der sich durch seine Strenge verhaßt gemacht hatte, im innern, offenen Hofe des Klosters von unbekannter Hand mit einem Steine auf den linken Schläf getroffen, daß er in Folge der erhaltenen Verletzung zehn Tage darauf starb*).

Man bemerke wohl, daß hier nicht vom Mittelalter, sondern von der Zeit zwischen 1835 und 1845 die Rede ist, und daß diese oder ähnliche Nichtswürdigkeiten noch ebenso wahrscheinlich heutigen Tages stattfinden.

Ueber die Klosterkerker, welche unter Kaiser Joseph II. im Capuzinerkloster in Wien entdeckt wurden und deren Existenz Aurelian Fessler, ehemals Mitglied dieses Ordens, dem Kaiser angezeigt hat, schreibt Moriz Bermann:

In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1782 lag schlummernd auf dem harten Lager seiner Zelle im Capuzinerkloster auf dem Neuen Markte ein junger Ordenspriester, im Alter von sechsundzwanzig Jahren stehend. Nicht das erbärmliche Bett war es, das ihm schwere Träume verursachte, sein eigenes Geschick verdüsterte seine Sinne. Geboren in Ungarn, Sohn eines tapferen Veteranen der kaiserlichen Armee, der

*) Ungerechtigkeiten und Grausamkeit der römischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Erzählung von Raffaele Ciocci. Altenburg bei Pörsch.

später einen herrschaftlichen Gasthof gepachtet hatte, war der kleine Ignaz — in Folge der Begeisterung seiner Mutter für den Stifter des Ordens der Gesellschaft Jesu hatte er in der Taufe diesen Namen erhalten — im Elternhause streng religiös erzogen worden. Aus besonderer Vorliebe für den heiligen Augustin, in dessen Meditationen er eine der seinigen ähnliche Geistesrichtung zu finden glaubte, legte er sich selbst den zweiten Namen Aurelius bei. Die Mutter schärfte ihm ein, die Beispiele der Heiligen nachzuahmen, und wiederholte ihm stets den Grundsatz: „Alles Wissen ist nutzlos, wenn es nicht auch das Thun als nothwendige Folge nach sich zieht.“

Als im Jahre 1764 der Vater seinen Pacht mit einem Dienste beim Weihbischöfe in Raab vertauschte, kam auch der Knabe dahin; 1768 ging er nach Preßburg und da zeigte sich bereits die mystische Richtung, welche er später als Mann einschlug und die einen Hauptzug seines Characters bildete, denn damals — obwohl erst zwölf Jahr alt — verfaßte er ein Gebetbuch in lateinischer Sprache und widmete den katechetischen Uebungen besonderen Fleiß. 1772 wollte er in den Jesuitenorden eintreten, seiner Jugend wegen wurde es ihm jedoch versagt, und so trat er im nächsten Jahre als Novize in den Orden der Capuziner zu Ofen und legte 1774 das Ordensgelübde ab. Damals beschäftigte ihn oft die Idee, ein Märtyrer des Glaubens zu werden, er fastete sich im Kloster Besnyö (zwei Stunden von Pest) und lebte seinen Pflichten. Er machte bald die Bekanntschaft des Barons Podmanizky, der auf seinem Schlosse unweit vom Kloster lebte, und benützte fleißig dessen Bibliothek. Das gab nun seinen Gedankengängen eine andere Richtung, und bald war sein Muth, im Mönchsstande auszuharren, gebrochen. Er lebte im beständigen Kampfe seines Glaubens mit seinem Denken und konnte die erwachende Weltlust nicht bezähmen. 1776 kam er in's Kloster Schwechat bei Wien, und da fingen gar trübe Tage für ihn an. Die mitgebrachten streng theologischen Werke wurden ihm weggenommen, die Benützung der Klosterbibliothek ihm untersagt. Nur Eybel, Professor des Kirchenrechtes, gab ihm heimlich seine Schriften zu lesen. Für jedes kleine Vergehen wurde er mit den schwersten Klosterstrafen belegt, und dies reizte sein Gemüth immer mehr auf. Im 23. Lebensjahre erhielt er die heiligen Weihen, aber in seinem Innern hatte er bereits mit dem Stande gebrochen, dem er angehörte. Wie weit es mit seinem Zwiespalte gekommen, erhellt aus einem Briefe an den Prälaten Rautenstrauch (1780), worin es heißt: „Wer das Evangelium gelesen, weiß, was nach dem Evangelium Christ, was Priester heißt. Der Christ folgt der Sittenlehre Jesu, den die Priester kreuzigen ließen.“ Im Jahre 1782 wurde er in das Capuzinerkloster nach Wien versetzt, und da verzehrte er sich

selbst, voll Ungebulb und Mißmuth gegen die daselbst herrschende Willkür und Grausamkeit. Aber das Aergste hatte er noch nicht erlebt.

In der vorerwähnten Nacht weckte ihn das Rütteln am Arme, das ein Laienbruder anwendete, um ihn zu ermuntern.

„Du bist's, Robert,“ rief erschreckt der Priester. Was gibt es denn? Was will man von mir?“

„Nehmen Sie,“ erwiderte der Laienbruder düster, „Ihr Cruzifix und folgen Sie mir.“

„Wohin?“ fragte noch mehr erschreckend Pater Ignaz.

„Wohin ich Sie führen werde.“

„Was soll ich dort?“

„Das werde ich Ihnen dort sagen.“

„Ich muß erst wissen wohin und wozu, ich gehe sonst nicht von der Stelle.“

„Der Guardian hat Kraft des heiligen Gehorsams befohlen, daß Sie mir zu folgen haben, wohin ich Sie führe.“

Das war ein großes Wort. Wenn im Kloster kraft des heiligen Gehorsams etwas befohlen wurde, so mußte es unbedingt geschehen; jede weitere Weigerung war dann ein Capitalverbrechen, das mit den härtesten Strafen belegt wurde.

Schaudernd nahm der junge Priester sein Cruzifix und folgte dem Laienbruder. Dieser ging schweigsam und düster voraus. Eine Blendlaterne schwanke in seiner rechten Hand und warf die gigantischen Schatten der beiden nächtlichen Wanderer vor sich her.

Als sie vor einer Zelle vorbeikamen, welche ein vertrauter Mitschüler des Priesters bewohnte, trat letzterer schnell hinein, schüttelte seinen Freund aus dem Schlafe und raunte ihm wiederholt in lateinischer Sprache in das Ohr:

„Man führt mich, weiß Gott, wohin. Wenn ich morgen nicht erscheine, melde es sogleich dem Prälaten Rautenstrauch.“

Der Weg ging durch die Küche. Von da durch ein paar Kammern. Als die letzteren eröffnet wurden, rief der Laienbruder: „Sieben Stufen hinunter!“

Dem jungen Priester wurde es enge um das Herz. Ihm schien es entschieden, er werde das Tageslicht nie mehr erblicken.

Nun gingen sie einen langen, schmalen Gang entlang, rechts in der Mitte befand sich ein kleiner Altar, daneben links einige mit Hänge-schlössern versperrte Thüren. Eine wurde von dem Laienbruder aufgeschlossen.

„Hier liegt ein Sterbender,“ sagte er. „Es ist Frater Mikodemus, ein Ungar, der deutschen Sprache nur wenig kundig. Dem sollen Sie

die Seele aussegnen. Ich bleibe hier; ist er hingeschieden, so rufen Sie mich."

Schauernd trat der junge Priester ein.

Da lag denn ein langgestreckter Greis, im abgenutzten Ordenshabit, unter wollener Decke, auf einem Strohsacke. Sein graues Haupt war von der Capuze bedeckt, der schneeweiße Bart reichte bis an den Gürtel. Neben seiner Bettstelle stand ein alter, erbärmlicher Strohsessel und ein alter, schmutziger Tisch, auf welchem eine Lampe brannte.

Der Unglückliche lag augenscheinlich im Sterben.

"Armer Bruder!" rief der Priester. "Womit kann ich Euch dienen? Wünscht Ihr zu beichten?"

Der Greis hatte schon die Sprache verloren. Er brachte keinen Laut hervor, gab jedoch durch Zeichen zu verstehen, daß er verstände, was man zu ihm spreche. Aber an eine Beichte war nicht zu denken. So half ihm denn der junge Priester durch erhebenden Zuspruch, Liebe zu Gott, Reue über seine Sünden und Hoffnung auf göttliche Barmherzigkeit in seinem Innersten erwecken. Der Greis gab durch einen schwachen Händedruck seine innige Rührung zu erkennen und so ertheilte ihm der Priester die Generalabsolution.

Als die heilige Handlung vorüber war, sprach er ihm ferner langsam und in Pausen Worte des Trostes und der Hoffnung auf ewige Seligkeit ein.

So wurde es drei Uhr Nachts. Da endlich — nach viertelstündigem Todeskampfe schwerster Art — da wurden seine irdischen Leiden beendet — er war todt.

Der junge Priester besah sich nun vorerst genau das Gefängniß. Dann trat er zu der Leiche, legte seine Hand auf deren Brust, und sagte leise vor sich hin:

"Armer, unglücklicher Greis; was magst Du hier gelitten haben! Ich schwöre Dir Vergeltung. Wenn auch Du nicht mehr zu retten warst, mag es doch mit andern Leidensgenossen der Fall sein können. — Was würde Josef, der erhabene Schätzer der Menschheit, an Deiner Leiche für einen Beschluß fassen? — Diesen Gräuel soll und muß der edle Kaiser erfahren!"

Dann rief er den Laienbruder. Dieser trat ein.

"Bruder Nikodemus ist weg," sagte der Priester im kältesten und gleichgiltigsten Tone, den er nur anzunehmen vermochte.

"Nun, der wird sehr froh sein, daß er's überstanden hat!" erwiderte mit größter Gemüthsruhe der Laienbruder.

"Wie lange war er hier im Gefängnisse?"

"Zweieundfünfzig Jahre."

„Zweiundfünfzig Jahre!? — Nun, da hat er seine Vergehungen hinlänglich gebüßt. Waren sie denn so arger Natur?“

„Entsetzlich! Er hat es einmal an der dem Prior gebührenden Ehrfurcht fehlen lassen, und denselben einen Dummkopf genannt!“

„Das ist freilich schauerhaft. Und wie ging es ihm während der ganzen Zeit?“

„Er war nie krank. Erst gestern Abend, als ich ihm seinen Krug Wasser und seine Collation vorsetzte, rührte ihn der Schlag.“

„Zu welchem Zwecke dient der Altar da draußen im Gange?“

„Dort liest einer der Paters alle heilige Zeiten einmal die Messe für die Löwen und reicht ihnen die heilige Communion. Da schauen Sie, in jeder Thüre der Gefängnisse bemerken Sie eine kleine Oeffnung, die aufgemacht wird, wenn die Löwen ihre Beichte verrichten. Durch selbe hören sie auch die Messe und empfangen die Communion.“

„Also diese Straffälligen nennt man Löwen?“ (Zur Grausamkeit gesellt sich noch perfider Hohn, dachte er nebstbei.)

„Ja, die nennt man einfach die Löwen.“

„Es scheint, daß mehrere solcher Löwen hier sind. Brüllen selbe auch manchmal?“

„Anfangs wohl, dann werden sie zahm und fressen mir aus der Hand. Ich habe noch vier Stück zu warten — zwei Priester und zwei Laienbrüder.“

„Und wie lange sind diese hier?“

„Einer ist fünfzig, der andere zweiundvierzig, der dritte fünfzehn und der vierte neun Jahre da unten.“

„Was war der Grund ihrer Einsperrung?“

„Das weiß unsereiner nicht.“

„Was habt Ihr für einen Titel? Kennt man Euch Gefangenwärter?“

„O nein, ich bin der Löwenwächter.“

Der junge Priester hielt es nicht für rathsam, an den „Löwenwächter“ noch weitere Fragen zu thun. Er ließ sich von demselben in die Zelle leuchten, und überdachte ruhig, was nun zu thun sei.

Man schrieb den 25. Februar 1782. Morgens acht Uhr stand bereits der sogenannte Controlorgang in der kaiserlichen Burg voll Menschen, welche auf das Erscheinen des Monarchen warteten.

Der Controlorgang ist noch heute einer der interessantesten Stellen des kaiserlichen Residenzgebäudes. Es kam dort jeder hin, der von Josef II. eine Gnade zu erflehen, dessen Gerechtigkeit anzurufen, um Schutz gegen Machtsprüche von Unterbeamten ihn bitten, überhaupt dem

Monarchen irgend ein Anliegen persönlich vortragen wollte. War der Kaiser in Wien anwesend, sah man auch den Controlorgang den ganzen Tag über mit Menschen angefüllt, welche Bittschriften in Händen trugen oder ihre Geschäfte mündlich verrichten wollten. Trat der Kaiser aus der Thür seines Cabinets auf den Gang heraus, so umringten ihn Alle. Wenn Jemand längere Zeit zur Unterredung brauchte, erhielt er Erlaubniß, in das Nebencabinet zu treten. Täglich war der Controlorgang Zeuge der schönsten Handlungen und Aussprüche des unvergeßlichen Kaisers, denen oft nicht pikante, geistige und humoristische Würze fehlte. Am heutigen Tage war die erste Person, die ihn ansprach, ein Geistlicher.

„Euer Majestät,“ sagte er, „ich komme auf Allerhöchsten Befehl und bin Pfarrer in der Sulz.“

„Sie sind ein rechtschaffener Mann,“ sagte der Kaiser, ihm freundlich auf die Schulter klopfend. „Schreiben Sie es meiner Unkenntniß zu, daß Sie so lange in Mangel lebten. Ich bemerke mit warmer Herzensfreude in Ihrem Bezirke die gute Unterweisung in der Religion, und daß Sie durch Ihren geringen Gehalt in Ihren Pflichten nicht nachlässig wurden. Darum schätze ich Sie noch einmal so hoch. Statt fünfzig Gulden jährlich sollen Sie künftig fünfhundert haben, dafür fällt, was Sie an Grundstück und unbeweglichen Gütern haben, der Ortschaft anheim. Der Prediger der Nächstenliebe muß nicht gezwungen sein, seine Worte durch Eintreibung der Abgaben zu widerlegen. Ueberdies zerstreut die Sorge einer Wirthschaft und raubt ihm jene Zeit, die dem Unterrichte der Pflegebefohlenen gewidmet sein soll. Finden Sie das nicht auch?“

„Längst schon, Eure Majestät, habe ich dies mit stiller Trauer bemerkt, und da bis in mein abgelegenes Dorf die Keuscheligkeit Eurer Majestät bekannt wurde, und da Allerhöchstdieselben Beden anhören, der nach Maß seines empfangenen Pfundes nützlich sein will, so habe ich mir von den Pfründen in Eurer Majestät Erblanden Kenntniß gesammelt und einen kleinen Entwurf zu deren Ausgleichung zu Papier gebracht, den ich hiermit Eurer Majestät unterthänigst überreiche.“

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mühe; ich werde es lesen, gewiß lesen. Liegt mir doch vorzüglich eine wohlgeordnete Seelsorge auf dem Lande am Herzen. Wohl bedarf der Städte ihrer ebenfalls unentbehrlich, aber dieser hat doch mehr Wege zu seiner Vervollkommnung, während dem Landmanne der Pfarrer Alles in Allem ist. Darum will ich, daß man zu derlei Kenntern die geschicktesten Leute nehme, und werde darauf bedacht sein, daß ihre Besoldung mit deren Mühe im Ebenmaße stehe. Wie viele Seelen enthält Ihr Sprengel?“

„Fünfthalbhundert, Eure Majestät.“

„So viel? Wie ist das möglich?“

„Eure Majestät, diese fünfthalbhundert sind nicht gerade in einem Dorfe; deren Zahl beläuft sich nur so hoch, weil noch zwei kleine Ortschaften dazu kommen.“

„Und zu dem Allen haben Sie nur einen einzigen Gehilfen?“

„Ich habe gar keinen, Eure Majestät. Natürlich war es mir bisher unmöglich, einen zu halten; aber jetzt soll es meine erste Sorge sein.“

„Was, keinen Gehilfen? Drei Ortschaften haben nur einen Pfarrer!?“

„In der That, Eure Majestät; für einen rechtschaffenen Priester ist es ein schmerzlicher Anblick, wenn er oft mit größter Eile, mit all seinen möglichen Bestrebungen wegen Weite des Weges mit dem Sterbesacramente zu spät kommt, und so, ohne sein Verschulden, dem armen Sterbenden seinen letzten und größten Trost rauben muß.“

„Ja wohl, ja wohl. Es ist entsetzlich! Drei Ortschaften und einen Pfarrer! Gehen Sie gleich in die Cur, suchen Sie sich in meinem Namen zwei aus, sie sollen sich ohne Zeitverlust bereiten, mit Ihnen abzugehen, für ihr Auskommen werde ich schon Sorge tragen. Vertheilen Sie selbe nach Gutdünken und Noth in Ihrem Sprengel. — Nein! so lange ich regiere, soll der arme Landmann seine letzte Nahrung nicht entbehren! Ich glaubte, als ich auf meinem Spaziergang in Ihre Gegend kam, Sie hätten den einzigen Bezirk.“

„Anfangs war dies wohl der Fall, Eure Majestät, als aber der Pfarrer und der Caplan der einen Ortschaft, welche die andere mit zu besorgen hatten, gestorben waren, ließ man ihre Stelle eingehen, weil die Unterthanen, welche überaus arm sind, durch die Abgabe, die sie zu ihrer Erhaltung leisten mußten, schon ganz entblößt waren. Die Obrigkeit wollte die Kosten nicht tragen und so kam es an mich.“

„Mein Wille war es nie, daß die Pfründen von Unterthanen erhalten werden sollten, weil — wie ich schon gesagt habe — der Seelsorger die Liebe seiner Anvertrauten verliert; vollends zuwider ist mir aber, daß man so lange an diesen Kraftlosen gezogen hat. Ich werde die Sache aufs Nachdrücklichste untersuchen, und wehe dem, den ich schuldig finde. Man hätte es mir berichten, oder gemäße Anstalten treffen sollen. Wie kann ich mir treue Unterthanen versprechen, wenn man sie in den heiligsten Pflichten ihres Lebens so saumselig unterweist, die doch der Grundstein bürgerlicher Folgsamkeit sind. Einen Pfarrer zu drei Ortschaften! Gehen Sie ja gleich, ich kann den Gedanken nicht länger ertragen, daß vielleicht schon mancher meiner Unterthanen, wie Sie selbst sagen und wie ich es ganz natürlich finde, ohne Beistand gestorben. Ich

werde für Alles sorgen, wie ich schon sagte, und was Ihren Entwurf betrifft, werde ich ihn lesen, gewiß lesen. Also leben Sie wohl, Herr Pfarrer."

"Ah, sieh da, Herr Graf," wendete er sich zu einem Cavalier. "Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen zu sagen, daß ich über Ihr Betragen sehr ungehalten bin. Verlassen Sie die Residenz, und zahlen Sie von den Resten Ihres verschwendeten Vermögens Ihre Gläubiger. Ohnedies bringen Sie dieselben um die Hälfte ihrer Forderung. Wenn man, so wie Sie, bei einem Majorate, das jährlich Tausende abwirft, dreimal so viel durchjagt, wenn man bei andern borgt und sieht den absoluten Muß vor Augen, man könne nie zahlen, und man borgt dennoch, wie ist das zu entschuldigen? — Oder glauben Sie, beim Grafen sei das edel, was beim Bürger schlecht ist? Lange genug habe ich Ihnen nachgesehen; ich erwartete immer, daß Sie sich zu einem brauchbaren Gliede des Staates bilden würden, wie einige Ihrer Ahnen, würden darin Ihre Ehre finden, wohin sie allein wahrhaft gehört. Was war Ihre Beschäftigung? Reiten und Fahren. Das ist Ihr Handeln und Ihr Verdienst, seit ich Sie kenne. Nein, Graf, dies sind nimmer die Wege, mir zu gefallen. Bei mir ist der Vorrang der Geburt Vorrang an Verdienst. So wie Sie sich aufführten, schätze ich den Geringsten meiner Unterthanen unendlich höher. Sie haben meinen Willen gehört und können gehen."

"Ach, Eure Majestät, meine Familie —"

"Ich kann nicht helfen. Mein Gesetz darf kein Spinnengewebe sein, das sich so leicht durchbrechen läßt."

"Erlauben Euer Majestät die Frage: gelten denn die im bürgerlichen Gesetzbuche über Verbrechen angezeigten Strafen auch für Adelige?"

"Gott behüte, dazu schätze ich den Adel viel zu hoch. Wenn daher ein Adelliger fähig wäre, ein solches Verbrechen zu begehen, so würde er vorerst seines Adels und Titels entsetzt werden, dann erst überlasse ich ihn der Justiz."

Kaiser Josef wendete sich zu einem Soldaten.

"Da ist Er ja. Wie ich erfahren habe, hat Er mit dem Gott sei bei uns ein Bündniß gemacht. Sein Hauptmann und Seine Kameraden meinen, es sei dies eine fixe Idee. Da aber deren Gegenreden bei Ihm nichts fruchten, habe ich Ihn rufen lassen, um selbst mein Glück zu probiren, ob ich Ihn nicht retten kann. Also wirklich, hat Er mit dem Teufel ein Bündniß errichtet?"

"Ja, Eure Majestät, leider ist es so."

"Hat Er das Bündniß schriftlich ausgemacht?"

"Nein, nur mündlich!"

„Was macht Er sich dann für Sorgen? Weiß Er nicht, daß nach meinem letzten Edicte alle mündlichen Verträge ungiltig sind?“

„Meiner Treu, Majestät, das hätt' ich früher wissen sollen. Gott sei Dank, dann bin ich gerettet.“

„Freut mich, daß Er diesen wichtigen Grund sich zu Herzen nimmt. Ich hoffe, Er ist nun von seinem Irrwahn geheilt?“

„Vollkommen, Eure Majestät!“ erwiderte der Soldat und entfernte sich mit erleichtertem Herzen.

Nun näherte sich ein Student.

„Was wünschen Sie, mein Lieber?“

„Das Leben und die Freiheit mehrerer Unglücklichen.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Darf ich um einen Augenblick geheimes Gehör bitten?“

Der Kaiser führte ihn in sein Cabinet und machte die Thüre zu.

„Wir sind allein, reden Sie.“

„Geruhen Eure Majestät, diese Schrift durchzusehen.“

Der Kaiser nahm das Papier, aber je mehr er las, desto dräuen-der wurden seine Mienen. Tief erschüttert ließ er endlich den Arm sinken.

„Kennen Sie genau den Inhalt der Schrift?“

„Ich kenne ihn, wie den Verfasser derselben, den Priester Janaz Aurel Jexler. Ich bin ein alter weltlicher Student, heiße Wenzel Pokorny, stamme aus Böhmen, und Jexler nennt mich einen behutsamen und gewandten Freund, da er sich meiner zu seinen geheimen Sendungen an seine Freunde in der Stadt bedient. Heute Früh ließ er mich eidlich geloben, gegen Jedermann, außer gegen Eure Majestät, Stillschweigen zu beobachten, und hieß mich die Schrift direct in die gnädigen Hände Eurer Majestät legen.“

„Unseliger Fanatismus und Zelotismus, wann werde ich Dich endlich auszurotten vermögen?“ rief betrübt der Monarch aus. „Jexler? Das ist ja der Mann, der mitten unter den düstern, fanatischen Mönchen den Muth hatte, eine Schrift zu verfassen und mit seinem Namen unterfertigt herauszugeben. Wie heißt sie doch gleich?“

„Was ist der Kaiser.“ Verfaßt von einem Capuzinermönch, her ausgegeben von Jexler. — Die Capuziner tobten darüber, und brüteten Rache, mit den gräßlichsten Strafen. Allein sie fühlten wohl, daß sie Ursache hätten, vorderhand noch das Opfer zu schonen, da bereits gar Manches ruckbar geworden war. Wie ich befürchte, werden sie bald Jexlern nach Ungarn transportiren, um ihn dem Gesichtskreise zu entziehen und desto schärfer züchtigen zu können. Ach, Majestät, helfen und retten Sie ihn!“

„Es soll dem Manne kein Haar gekrümmt werden. Besuchen Sie ihn, so oft Sie können, und bringen Sie mir augenblicklich Nachricht, wenn Sie nicht zu ihm gelangen. Ich bin für den talentvollen, vielseitig unterrichteten, wahrheitsliebenden und unerschrockenen jungen Capuziner eingenommen, und auch ein Mann, den ich hochverehere, der aufgeklärte Prälat Rautenstrauch, achtet und liebt ihn. Aber ich muß eben nicht vorschnell handeln und werde erst Rautenstrauch zu Rathe ziehen. Sagen Sie einstweilen Fesslern, seine Leiden und die Qualen der armen Gefangenen würden ehestens ihr Ende erreichen. — Gott befohlen, und, bei schwerster Ahndung, kein Wort aus Ihrem Munde zu irgend Jemanden.“

Man schrieb den 16. October 1782. Im Capuzinerkloster auf dem Mehlmarte herrschte große Bewegung. Mit dem Regierungsrathe Haegelin an der Spitze erschien eine kaiserliche Commission und ließ den Guardian rufen.

„Führen Sie uns sogleich nach den Klostergefängnissen,“ war die strenge Anrede des kaiserlichen Stellvertreters.

„Klostergefängnisse?“ erwiderte bleich und bebend der Guardian. „Ich weiß nichts von Klostergefängnissen. Es ist nur eine Correctionszelle da, in welche gewöhnlich widerspännstige Geistliche, indeß immer nur auf kurze Zeit, gesetzt werden.“

„Das wollen wir sehen,“ erwiderte der Regierungsrath. „Führen Sie uns doch in diese Correctionszelle. — Das gesammte Klosterpersonale geht mit,“ herrschte der strenge Richter.

Man führte nun die Commission in die Zellen, und da fand sich eine darunter, welche als Correctionszelle bezeichnet wurde. Sie war von den übrigen bewohnten nicht unterschieden, nur ein eisernes Gitter befand sich hier vor dem Fenster.

„Recht schön das,“ sagte Haegelin, „Sie irren sich jedoch, Herr Guardian, wenn Sie glauben, das bisherige Resultat unserer Besichtigung würde unsern gnädigen Kaiser befriedigen. Ich frage Sie also auf Ihr Gewissen und im Namen des Monarchen: Sind keine anderen Gefängnisse im Kloster?“

„Nein, keine andern!“ erwiderte bestimmt der Guardian.

„Ich frage Sie zum zweiten Male auf Ihr Gewissen und im Namen Seiner Majestät des Kaisers, sind keine anderen Gefängnisse in diesem Kloster?“

„Nein, ich sagte es schon.“

„So frage ich Sie zum dritten und letzten Male, antworten Sie auf Ihr Gewissen, mir, dem Stellvertreter des Kaisers, der Sie darum

fragen läßt: Sind wirklich keine anderen Gefängnisse hier im Capuzinerkloster?"

„Nein, keine anderen.“

„Nun, so führen Sie uns jetzt in die Küche.“

Der Guardian erbehte und wollte ausweichen.

„Keine Wendungen, die Ihnen nichts nützen, Herr Guardian. Gehen Sie voraus, wir folgen auf dem Fuße nach.“

Als Alle in der Küche angekommen waren, wendete sich die Commission sogleich rechts in die Waschkammer, aus dieser weiter, die kleine Thüre mußte aufgeschlossen werden, und — der Guardian sank in Ohnmacht — man stand vor den entsetzlichen Gefängnissen.

Sie wurden aufgeschlossen und heraus stiegen fünf Gefangene, — nein — fünf Schreckensgestalten, deren Anblick eben so viel Entsetzen als Mitleid einflößte.

Sofort wurde eine Beschreibung der Localitäten aufgenommen, während einige Laienbrüder die Gefangenen in den Speisesaal hinauf führen mußten. Dort blieb die Commission mit ihnen allein, um sie zu verhören.

Was war dies für ein Verhör?

Drei der Unglücklichen, die Patres Florentinus und Paternus, dann der Laienbruder Nemesian waren bereits in völligen Wahnsinn gerathen. Sie lallten wie die Kinder und es mußte Robert, der Löwenwärter, gerufen werden, um an deren Stelle zu antworten.

Aus dessen Aussage ergab sich, daß Nemesian durch die Lehre seines Novizmeisters: er mußte in allen Menschen Gott ehren und lieben, anfänglich in Schwärmerei, dann in die Thorheit verfiel, zu Hause und auf der Straße vor jedem Menschen auf die Knie zu fallen und ihn um den Segen zu bitten. Um dieser höchst unschädlichen Schwachheit willen war er in das gräuliche Gefängniß geworfen worden, wo er, nun ein undsiebzig Jahre alt, im fünfzigsten Jahre saß.

Pater Florentinus hatte, wie der „Löwenwärter“ sagte, ein ungeheures Verbrechen begangen. Der Guardian pflegte ihn gewöhnlich mit den gemeinsten Schimpfnamen zu belegen, und einmal, als ihm endlich die Geduld riß, hatte er demselben ein paar Ohrfeigen gegeben. Er war jetzt dreundsiebzig Jahre alt und saß im zweiundvierzigsten.

Pater Paternus ging immer Nachmittags ohne Erlaubniß des Guardians aus dem Kloster, um Besuche zu machen, kam jedoch stets zur rechten Zeit nach Hause. Da ihm dies willkürliche Auslaufen nicht gestattet werden konnte, er es aber nicht lassen wollte, wurde er festgesetzt. Von sechsundfünfzig Jahren seines Alters verlebte er fünfzehn im schrecklichen Gefängnisse.

Die übrigen zwei waren vollkommen bei Verstand und so entließ man den „Löwenwärter“.

Der Laienbruder Barnabas gab nun zu Protokoll, er sei Kaufmannsdiener in Wien gewesen, habe sich in die Tochter seines Principals verliebt, der ihm aber das Mädchen verweigert habe. Aus Verzweiflung darüber sei er Capuziner geworden. Während seines Probejahres starb der Kaufmann. Louise war frei und schrieb dem Geliebten in's Kloster, er möge austreten, kommen und sie glücklich machen. Der Novizenmeister unterschlug jedoch diesen Brief, und so legte Barnabas in seiner Unwissenheit die unauflösllichen Gelübde des Ordens ab. Bald darauf sei das Mädchen in die Kirche gekommen und habe ihn als Ministranten des messelesenden Priesters erblickt. Sie hätte ihn darauf zur Pforte gerufen, erzählt, in welcher Weise sie frei geworden sei und ihn mit Vorwürfen über seine Treulosigkeit überhäuft. Er, der von Allem nichts gewußt hatte, sei darauf zum Guardian gelaufen, habe ihm Rosenkranz und Regel vor die Füße geworfen und erklärt: er wolle nimmer beten, beichten, noch von einem Pater dieses verdamnten Ordens das Abendmahl nehmen. Der Guardian habe ihn ohne Weiteres in das Gefängniß werfen lassen, und da saß er neun Jahre. Er sei jetzt achtunddreißig Jahre alt.

Der Pater Thuribius hatte mit besonderer Lust die Schriften Wieland's, Gellert's, Rabener's u. dgl. gelesen und sich dieselben angeschafft. Der Guardian nahm sie ihm als keizerliche und verbotene Bücher weg. Er fand Mittel, sie noch einmal zu bekommen. Der Guardian nahm sie zum zweiten Male. Zum dritten Male raufte er sich darum mit dem Guardian und es kam zum Handgemenge. Thuribius wurde nun im abgelegenen Klostergemach eingesperrt, so oft der Guardian mißlaunig war, in die Bibliothek geführt, auf den großen Tisch hingelegt, von Laienbrüdern gehalten und vom Guardian selbst mit Ochsensehnen geschlagen!! Auf diese Weise hatte der arme Mensch in einem Jahre gegen sechshundert Streiche bekommen, bis der Laienbruder Florentianus Eder sich drohend vernehmen ließ, gehörigen Ortes die Grausamkeiten des Guardians anzuzeigen. Nun wurde Thuribius in das Gefängniß geworfen, in welchem er sich — 28 Jahre alt — seit fünf Monaten und zehn Tagen befand.

Sogleich wurden der Provinzial und der Guardian von der dazu ermächtigten Commission bis zur weiteren Entscheidung des Kaisers ab officio suspendirt, dem Klostervicar Pater Jsaak die Regierung übertragen, die fünf Unglücklichen am selben Tage den barmherzigen Brüdern zur Pflege überliefert. An demselben Tage waren auch in allen Mönchs- und Nonnenklöstern der Monarchie kaiserliche Commissionen erschienen

und nahmen dort vorfindliche Unzukömmlichkeiten zu Protokoll. Ueberall wurden strenge Untersuchungen eingeleitet.

Es läßt sich denken, daß die Capuziner versuchten, sich an dem Verräther der Gräueltthaten, als den sie ganz richtig Fessler vermutheten, zu rächen. Da sie ihm nicht anders ankamten, wurde er angeklagt, das Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit verletzt zu haben und vor den Richterstuhl des Cardinals-Erzbischofs von Wien, Migazzi, gestellt. Sein Oheim Georg Kneidinger war selbst unter seinen Anklägern. Nach überstandener Strafe besserte sich seine Lage nicht, bis endlich über Verwendung des Prälaten Hutenstrauch die Sache eine günstige Wendung nahm und Fessler's Unschuld dargethan wurde, worauf er 1784 zum Professor in Lemberg ernannt, vorher aber noch durch kaiserliches Decret aus dem Capuzinerorden entlassen wurde.

Aus bairischen Klöstern erzählt Stephan Gitschenberger nachstehende haarsträubende Historien:

Die gräulichste Geschichte, die selbst bei der spätern Entdeckung die Obern der Capuziner-Provinz in Franken mit nichts entschuldigen konnten, sondern nur bedauerten, und nicht in Abrede stellten, daß die Strafgerichte früher unter ihnen zu strenge gewesen seien, trug sich zu mit dem besten, gelehrtesten und regeleifrigsten Manne der ganzen Provinz, dem Pater Anian Horn, aus Carlstadt gebürtig, ehemals Vector und Guardian, der sich beß, sowohl durch geistreiches Zureden, als durch seine gelehrte Feder, ohne Tumult auf ordentlichem Wege die Klosterbrüder anzumahnen, ihre versprochenen Regeln zu halten, gemäß den bei Reformirung des Ordens geschehenen öffentlichen Verbindungen, und die eingeschlichenen Mißbräuche auszurotten.

Er wurde unvermuthet von den Obern feindlich überfallen, ohne eine gerichtliche Form unschuldig in's Gefängniß geworfen, seine Appellationen innerhalb des Ordens wurden verachtet, ihm aller Recurs verweigert, und weil er endlich an den Papst appellirt, dreißig Jahre im ehrlosen Gefängniß in Würzburg gehalten, wo ihm alle rechtlichen Schutzmittel genommen, das Fenster sogar vermauert und er mit Hunger, Durst und Kälte unfähig geplatzt, mehr als hundertmal bis auf's Blut gepeitscht (so oft man nämlich bemerkte, daß er um Hilfe schrie) und da er einen Fluchtversuch machte, mittelst einer eisernen Kette an einen Stein geschlossen, des Habits beraubt wurde, bis er endlich im Jahre 1750 nach dreißigjähriger unmenschlicher Marter ohne Sacramente elend ver-schmachtete.

Er war ein Freund der Wissenschaften und durch sein anhaltendes Studium in der Kirchengeschichte und Bibel erwarb er sich große Kenntnisse und den Ruf eines gelehrten Mannes, noch mehr, er war als redlich und rechtschaffen bekannt und erhielt Besuche von Katholiken und Protestanten. Aber eben dieser Ruhm machte ihm seine bornirten Klosterbrüder, deren Faulheit und Schlechtigkeit er reformiren wollte, zu Feinden. Ein Bekannter, dem er im Vertrauen etwas aus einem für solche Mönche freisinnigen Werke über Entstehung der Mönche, besonders aber die Geschichte des Ordensstifters der Capuziner vorgelesen hatte, das er in einem protestantischen Orte herauszugeben gedachte, verrieth ihn.

Eines Abends erschien auf einmal der P. Guardian nebst noch verschiedenen Patern und einigen handfesten Klosterbrüdern in seiner Zelle, zeigte ihm ein Schreiben vom P. Provinzial und gab sogleich ein Zeichen, worauf die vor der Zelle stehenden Laienbrüder und noch einige Mönche hineintraten, ihm mit einem Messer in der Hand Stillschweigen geboten, ihn fesselten und in eine Kette brachten. Gleich des andern Morgens erschien einer der Brüder, befahl ihm, die Kette auszuziehen und schlug ihn mit einer Geißel, woran eiserne Nägel und Haken angebracht waren, so lange, bis er keinen Arm mehr heben konnte. Dieser Bruder hatte von den Obern den Befehl, Anian so oft zu peitschen als er wolle, wenigstens aber zweimal des Tages. Der Unglückliche schrie oft so erbärmlich, daß die Capuziner selbst das Geschrei nicht mehr ertragen konnten und es beim Guardian dahin brachten, daß er „den Verfluchten“ statt mit der scharfen Geißel mit Stricken peitschen ließ.

So dauerte es nun dreißig Jahre mit dem armen Anian Horn. Oftmals bat er, im Blute schwimmend, seinen Henker, ihn zu erwürgen, es geschah nicht; man erwartete immer, er würde selbst Hand an sich legen, er that es nicht, sondern starb endlich unter den Streichen des Bruders. Frohlockend berichtete es dieser dem Guardian und sogleich ward ein Ort gewählt, wo man das Aas, wie man des Gemordeten Leichnam nannte, hinscharren wolle. Im Garten des Klosters, an einem Orte, wohin aller Unflath geschüttet wird, und wo die Abtritte des Convents hingeleitet sind, dahin sollte „der Heillose“ verscharrt werden.

Nachts begab sich der Guardian mit noch zwei Patres und ein paar Laienbrüdern in die Kette. Da lag Anian, zusammengekrümmt, auf den Knien liegend, und mit auf die Brust hängendem Haupte, an die blutige Wand gelehnt. Gesicht, Hände und der ganze Leib waren voll Blut. Er hatte nur noch einige Lumpen am Leibe. Die Wände, der Fußboden waren ebenfalls voll von geronnenem und frischem Blute. Verschiedene Schiefersteine, die im Kerker herumlagen, waren mit andern scharfen Steinen von ihm vollgeschrieben worden.

Ein Bruder lud ihn auf die Schulter und so eilten sie dem Garten zu. Als man ihn in das unfläthige Loch hineinwerfen wollte, fiel dem Herrn P. Guardian erst ein, daß es weder gut noch nöthig sei, ihn mit den Ketten zu begraben. Aber der Schlüssel zu den Ketten-schlössern hatte sich während der langen Jahre verloren, ein Bruder lief deshalb in die Küche, holte das Holzbeil, hieb dem Leichnam Arme und Beine ab und gab ihm noch, während ein anderer die Ketten abstreifte, einen Schlag mit dem Beil in's Gesicht, der ihm den Kopf zerschmetterte. Mit höhnischem Lachen scharrte man dann den verstümmelten Leichnam zur Verbergung des Muehelnordes ein.

Diese Geschichte ist wahr und zu gräulich, als daß sie verschwiegen hätte bleiben können. Klostergenossen Anian's selbst machten sie bekannt.

Zur Beschönigung der Grausamkeit wurde seiner Freundschaft und andern Unwissenden vorgemalt, als hätte P. Anian aus Hochmuth keine Obern anerkennen wollen, weil er seine Unterdrücker, die ihn widerrechtlich festhielten, deshalb excommunicirt und jeder Gerichtsbarkeit unfähig erklärt hatte. Die wahre Ursache seiner ewigen gräßlichen Haft war aber die Furcht seiner schändlichen Genossen, die die Entlarvung all' ihrer Gräuel zu fürchten gehabt hätten, wenn er die Freiheit wieder erlangt hätte.

Wie aber die letzte Hexe, die unschuldige Renata, noch lange Zeit als böse, unheimliche Person vom Volke betrachtet wurde, so lebte auch im Munde der damaligen fanatischen Einfalt der unglückliche Anian fort als Hexenmeister, welcher kein Rindfleisch gegessen habe, weil er vom bösen Geiste mit besseren Bissen vernäskt worden sei u. s. w., und den man nur, um dem Orden keine Schande zu machen, nicht öffentlich verbrannt habe.

Mit gleichem Lose bedroht, lag in demselben Kerker Pater Mansuet. Er hieß Georg Dehninger, stammte aus einer angesehenen und reichen, aber mit Jesuiten affiliirten Familie, und wurde von ihr, um einem andern Bruder den Reichthum zuzuwenden, schon in sehr jungen Jahren in das Capuzinerkloster zu Würzburg gesperrt, wo er achtzehn Jahre in schmählicher Gefangenschaft lag, in welcher ihn trotz Schlaganfällen und Alter ewig zu behalten, sein eigener Bruder Philipp seinen großen Einfluß bei Fürstbischof Adam Friedrich und den Ordensobern verwandte.

Nachdem er schon gegen drei Jahre in demselben Kerker, wo Anian Horn lag, und wohin auch er wider alles rechtliche Verfahren und ohne Prüfung seiner Sache geworfen war, geschmachet hatte und an keine Rettung denken konnte, weil ihm der Zugang zu seinen Vertheidigungsmitteln durch Verleumdung von Seite seines Provinzials und Guardians

versperrt war, wandte er sich an den Fürstbischof mit einer Bittschrift, die er wegen Mangel an Papier auf fünf Bildern schrieb, die er aus einem ascetischen Buche gerissen. Dieses merkwürdige Document gewährt einen Blick in die Verderbtheit der damaligen Klöster. Unter andern Opfern ist auch das Schicksal Anian Horn's umständlich mitgetheilt.

Das Votum obedientiae, die unbedingte Unterwerfung unter den Willen eines Obern, wenn der Obere auch die Schlechtigkeit selbst, und das, was er vorschreibt, Unsinn ist, ist etwas entsetzliches, besonders wenn die Obern eine Clique unter sich schlossen, die alle Aemter an sich reißt, Geld, Lebensmittel im Besitz hat, und die Tugendhaften und Gescheidten als in der Minorität und ohne Würden von den Schlechten und Dummen gequält werden. Alle die tausenderlei Uebungen des unbedingtesten Gehorsams, wodurch man den Mönch von allem Gefühl der Menschenwürde entwöhnt, reichen dann nicht aus, der Mensch im Mönch fühlt das Unrecht.

Die üble Einrichtung des Capuzinerklosters in Würzburg, das in der kleinen und neuen Provinz sicher vor Beauffichtigung war, hatte den Obern und ihren Günstlingen zu allen willkürlichen Excessen und Ungerechtigkeiten Muth gemacht. Die Definitoren machten sich zugleich zu Guardianen und beflissen sich zur Versicherung zukünftiger Wahlen der Factionen. Untaugliche erhielten die Aemter, Eifrige und Fähige, die sie fürchteten, wurden unterdrückt und verfolgt. Die größten Laster und Aergernisse passirten ungestraft, der Beichtstuhl wurde zu Buhlschaften mißbraucht, Päderastie getrieben.

Man hegte gegen von früher noch gewählte würdige Männer, die auf Ordensregeln hielten, die Untergebenen zur Rebellion, die Obern der Provinz selbst erbrachen alle aus dem Kloster und in's Kloster gehenden Briefe, beraubten zu diesem Zwecke selbst die Posten, damit nur nichts an höhere Tribunale komme. Den armen Kranken, die nicht zu ihren Favoriten gehörten, versagte man alle Pflege, aber die Obern und ihre jungen Lieblinge brauchten jährlich theure Galanteriecuren.

Sie thaten den nicht mit ihnen einverstandenen Ordensbrüdern das schreiendste Unrecht, weil der Landesfürst und Bischof ihnen nichts zu gebieten hatte und sie Mittel hatten, den Bedrängten die rechtliche Vertheidigung abzuschneiden und die billigsten Appellationen nicht nur innerhalb des Ordens, sondern auch die an den Papst zu versperren.

Der Priester Dehninger wurde ohne Rücksicht auf menschliche oder Ordensrechte von seinem schon öfters von ihm und Andern angeklagten Provinzial, ohne daß ein Vergehen oder ein Anzeichen eines solchen ihm nur halb erwiesen oder er dessen geständig gewesen wäre, aus bloßer, nicht unbegründeter Furcht zu ewigem ehrlosen Kerker mit zweitägigem

wöchentlichen Fasten bei Wasser und Brod verdammt. Der alte Priester, der schon mehrere Mal Schlaganfälle erlitten hatte, lag nun Jahrelang in dem infamen Orte, während daß man ihm, sowohl wie Anian, auch im Angesichte des Todes allen geistlichen Trost und die Sacramente versagte, da die boshaften Mönche auch deren Seele tödten wollten.

Außer Anian wurde auch ein F. Georg aus Würzburg, der krank darniederlag, zu Tode gepeitscht.

Dehninger, den diese und andere Entsetzlichkeiten empört hatten, suchte viele Jahre hindurch bei den höhern Obern des Ordens Abhilfe, aber, wie er sagt, machten die verborgenen Kunstgriffe der Angeklagten und noch mehr die Provinzcasse, die ihnen zu Diensten stand, „daß er keine Salben fand in Galaad.“

Er wendete sich nun an den Ordensprotector, Cardinal Thomas Ruffo, der auch im Jahre 1747 persönlich die Capitulares wegen ihrer schlechten Haushaltung bestrafte und dem neu erwählten General befohl, baldigst die von zwei seiner Vorfahren unterlassenen Visitationen der Provinzen vorzunehmen und den angehäuften Klagen abzuhelfen. Da aber dieser Cardinal ein sehr hohes Alter hatte, und man voraussah, daß sein Tod bald erfolgen würde, so bekümmerte man sich nicht um seine guten Verordnungen, ja die Ordensobern in Rom bedachten sich schon damals, wie sie den unbequemen Mahner und Denuncianten ihrer Schändlichkeiten, P. Dehninger, verderben könnten, man berieth sich schon damals, wie man ihn in den Kerker werfen könnte, um ihn dadurch nicht allein physisch, sondern auch moralisch, wegen der der Kerkerstrafe anhängenden Ehrlosigkeit zur fernern Betreibung rechtlicher Klagen unfähig zu machen.

Der von Rom zurückkehrende Provinzial Bernhard richtete das ins Werk. Zuerst suchte er den Pater Dehninger zu reizen: um ihn vor der Welt und den Klosterbrüdern zu blamiren, warf er ihn wie einen Ballen von einem Kloster in's andere (was man gewöhnlich nur in Strafe verfallenen Mönchen thut), stellte dann seinen von Buchen nach Mer gentheim abgehenden versiegelten Schriftstücken hinterlistig nach, ließ solche gewaltsam auf offener Straße dem Boten abnehmen, erbrach sie und raubte aus solchen in Verbindung mit dem P. Pacificus alle Documente, Briefe u. s. w., die Bezug hatten auf die anhängigen Klagen. Im Jahre 1749 verleumdete er ihn vorsätzlich auf dem Definitorium als einen förmlichen Unfolgsamen, der seine Gelübde gebrochen, und verurtheilte und bestrafte ihn mit Beistimmung seiner Spießgesellen und Nachfolger, der Patres Pacificus und Angelicus, öffentlich als einen solchen mit Befehl, ihn sogleich einzuferkern, wenn er, sei es auch auf rechtmäßige Art, dagegen appelliren würde. Dehninger klagte diese Gewaltthat

dem General. Zur Rache ersann P. Bernhard Folgendes. Als Dehninger im darauffolgenden Jahre zur Muthilfe beim Pfarrer Walbach abwesend war, gab P. Bernhard vor, man habe ein Manuscript von ersterem, in welchem er wegen obiger Beleidigungen suspendirt und unfähig, gesetzliche Handlungen zu verrichten, genannt wurde, in einer Mönchszelle gefunden. Dies Manuscript, welches man dem Beklagten nie zeigte, war entweder ganz gefälscht, oder doch aus der Zelle Dehningers, nach dem Brauche des Provinzials, entwendet und an diesen Ort gelegt worden, um einen Grund zu haben, einen Criminalproceß gegen Dehninger bei seiner Zurückkunft anzufangen.

Dieser aber recusirte ihn als seinen bekannten Feind und perhorrescirte ihn als Richter, da er incompetent und suspensirt sei (besonders aber auch wegen des Raubes jener Briefschaften) und ließ dies ihm auch durch Notar und Zeugen mittheilen. Jedoch noch am selben Morgen ließ der Provinzial unsern Dehninger, als er eben zur Messe gehen wollte, durch sechs Brüder mit Prügel und Stricken überfallen, und ihn, der keinen Widerstand leistete, in den Kerker schleppen. Dehninger appellirte sogleich an den Generalprior, aber sein Feind verachtete dies; hierauf wollte sich ersterer an den Papst wenden, aber darauf ließ ihm der Provinzial entbieten, wenn er sich seinem Urtheile nicht unterwerfen würde, sollte es ihm gehen, wie dem Vater Anian, welcher kurz vorher im Kerker gestorben war. Hierdurch eingeschüchtern, erklärte sich Mansuet bereit, ihn als Richter anzunehmen, sofern er ihn gerichtlich anhören und die schuldige Vertheidigung gestatten würde, allein sein triumphirender Feind versagte ihm alles Gehör und jede Vertheidigung, erklärte ihn als einen Verleumder, versperrte ihm allen schriftlichen Recurs und verurtheilte ihn zu einer schimpflichen, zweijährigen, mit Fasten und langjähriger Beraubung jedes Stimmrechts verbundenen Kerkerstrafe unter der erdichteten Angabe: „er sei nicht nur Verleumder, sondern auch notorischer Veröffentlichter einer injuriösen Schrift,“ nahm sich nicht einmal die Mühe, sich nach einem falschen Zeugen umzusehen, sondern ließ dem P. Dehninger ganz einfach sagen: wenn er nicht schriftlich beim P. General alle bisher geführten Klagen widerriefe, alle noch übrigen juristischen Documente und Manuscripte verbrennen ließe und ihm schriftlich abbitten würde, so hätte er keine Hoffnung, aus seinem Kerker zu kommen. Furcht und Gewalt nöthigten den Armen zum Eingehen dieser schimpflichen Bedingungen, wozu noch kam, daß ihm bei seiner Entlassung aus dem Kerker eine schriftliche Dankagung durch die Verheißung abgezwungen wurde, daß man dann das Fasten bei Wasser und Brod und die Entziehung seines Stimmrechts ihm auch nachlassen würde.

Dehninger willigte in Alles, weil er nur zu oft erfahren hatte,

daß in dem Orden bei solcher üblen Einrichtung unmöglich eine Gerechtigkeit zu erhalten sei. Man hielt aber nicht nur das Gegenversprechen nicht, sondern tractirte ihn auch in Freiheit äußerst infam, und als Dehninger dem P. General zwei indessen an ihn gelangte Briefe beantworten mußte, worin er einfach erzählte, daß er nun nicht mehr im Stande sei, die bisherigen Klagen zu betreiben, wurden die Briefe vom Prior, Guardian und Genossen zurückgehalten, und Dehninger, obgleich an einem hitzigen Fieber leidend, ohne die mindeste Form Rechts, mit wiederholten Gewaltthätigkeiten zum Kerker gezogen. Seine Appellation an den Ordensgeneral sowohl, als an den Papst wurden verachtet und er genöthigt, sich der alleinigen Discretion seiner Feinde zu überlassen. Diese, nachdem sie Dehningers Feder gehemmt, informirten den General falsch, die Definitoren der Provinz begingen das Verbrechen der Fälschung und unterschrieben die Verurtheilung Dehninger's als Mitrichter, während sie doch, mit einer einzigen Ausnahme, nicht einmal am Orte gegenwärtig waren. Hiedurch wurde der Ordensgeneral getäuscht und bestätigte auf diese einseitige Information hin den Proceß und das Urtheil. Solche Unbilben und solchen Ehrenverlust wollte Dehninger nicht über sich ergehen lassen, er beehrte deshalb vom General die Erlaubniß, selbst nach Rom zu gehen, um dort seine zweimal an den Papst gerichtete Appellation selbst verfolgen zu können. Der General schlug's ihm aber ab und vertröstete ihn auf seine Ankunft in Franken, die im Jahre 1752 erfolgte.

Dehninger wurde citirt, erschien und war bereit, die vollständigsten offensiven und defensiven Beweise zu stellen, bat um nichts als ordentliches Gehör zur Wiedererhaltung seines ehrlichen Namens, wartete aber zehn Tage vergebens. Denn der General war wegen seiner voreiligen Urtheilsbestätigung selbst zu sehr in der Sache interessirt und erbittert, daß Dehninger gegen ihn an den Papst appelliren wollte, so daß er mehr auf Rache als auf Gerechtigkeit sann. Während seiner zehntägigen Anwesenheit in Würzburg fand er zwar Zeit genug, alle Merkwürdigkeiten in der Stadt, im Schloß, in Gaibach zu sehen, für den ungerecht Verurtheilten aber fand er keine, sondern spielte mit seinen Feinden unter der Decke, die sogar von ihm eine neue Verurtheilung, ohne daß nur eine Anklage oder ein Verhör vorhergegangen, zu erschleichen wußten. Der General hinterließ ein Decret, kraft dessen Dehninger ohne irgend eine Form Rechts sogleich eingekerkert werden sollte, sofern er künftig gegen dieses oder irgend ein anderes Urtheil die mindeste Klage schriftlich oder mündlich vorbringen sollte. Der arme Mönch, dem man so jeden Weg, zu seinem Rechte zu gelangen, abschnitt, wurde darüber so betrübt, daß er von mehrmaligen Schlaganfällen gerührt wurde, und

sehr gefährlich darniederlag; dessenungeachtet gestattete man ihm nicht, auf Kosten seiner Mutter die nöthige Cur zu gebrauchen. Als er wieder etwas zu sich gekommen, griff er zum letzten Mittel, um Ehre und Leib und Leben zu retten, er wollte persönlich nach Rom eilen. Das fürchteten aber seine Feinde am meisten und um dies zu verhindern, mußte zweimal Dehningers eigene Familie den Judas machen. Der damalige Provinzial, P. Pacificus, schickte nach vorhergegangener Unterhandlung mit Dehningers Verwandten diesem die eigenhändige Versicherung, daß er ihm, wenn er wieder zurückkehren wolle, volle Freiheit gestatte, ungehindert seine Klagschriften bei römischen Gerichtshöfen persönlich einzureichen und wegen dieses Personalrecurses nicht die mindeste Frage oder Ahndung machen wolle. Es war aber nichts als eine Schlinge. Dieses freie Geleit wurde, sobald man sich dadurch die Beweise verschafft, daß Dehninger gegen das Urtheil des Generals appelliren wolle, ohne Scheu als eine List erklärt, Dehninger als Apostat behandelt, per Abschlag mit verschiedenen öffentlichen Bußen tractirt und der Discretion des von ihm angeklagten Generals überlassen. Von diesem erfolgte nun von Rom aus der Befehl, Dehninger in den Kerker zu werfen. Dieser hatte aber Wind davon erhalten und wollte sich schon nach Rom begeben, besprach sich aber erst in so wichtiger Angelegenheit mit seinem Bruder, wahrscheinlich um das Reisegeld zu erhalten. Dieser nun beging die Schändlichkeit, das in ihn gesetzte Vertrauen zu verrathen und seinen eigenen Bruder seinen erbitterten Feinden in die Hände zu spielen. Diese urtheilten ihn ohne Form Rechts, ohne Verhör, ohne daß man ihm eine ungerechte That bewiesen, zu zweijährigem Kerker, und als diese Strafe abgehüßt war, neuerdings am 13. October 1755 unter dem Vorwande, daß er ein wiederholter Apostat sei, in der That aber, um Ruhe vor seinen Appellationen zu haben, zu ewiger Kerkerstrafe, gesteigert durch regelmäßiges Fasten bei Wasser und Brot. Diese Blutrichter lachten nun über die Recusationen, Exceptionen, Excommunicationen, Appellationen u. s. w. ihres Opfers, welches sie durch mit Prügel bewaffnete Laienbrüder schreckten und alle möglichen Drangsale erdulden ließen; z. B. ließen sie dem kranken Manne nicht ein einziges Scheit von dem Holze zukommen, welches sein Bruder Philipp Dehninger zu seiner Erwärmung im Winter angekauft hatte. Kurz und gut, wie Dehninger in dieser sonderbaren Eingabe an den Fürstbischöf sagte, war der infame Ort, wo er so viele Jahre schmachtete, kein geistlicher Kerker, sondern eine Räuberhöhle, und seine Feinde keine Richter, keine Priester, sondern lichtscheue Bösewichter, welche ihr Unrecht mit neuen Sünden, neuen Gewaltthätigkeiten zu decken suchten, und lieber ewig wollten zu Grunde gehen, als vor der Welt zu Schanden werden, die, im Herzen Rachsucht

und Bosheit, Sacramente auspendeten, Messe lasen, aber sich nicht, wie Christus wollte, erst mit ihrem Bruder versöhnten.

Fürstbischof Adam Friedrich ließ auf diese Klageschrift hin Tellingners Arrest etwas erleichtern, aber seine geistlichen Räte und Mansuet's eigener Bruder, die wohl wußten, daß der so eigensinnige und nach Recht verlangende Pater alle ihm widerfahrenen Ungerechtigkeiten aufdecken würde, veranlaßten, daß seine Freilassung hintertrieben wurde.

Pater Mansuet fand aber endlich selbst Gelegenheit, nachdem er 18 Jahre im schmählichen Kerker geschmachtet, mit Gefahr seines Leibes und Lebens die Flucht nach Sachsen zu ergreifen. Der alte, gute Greis stand Entsetzliches aus, bis er Leipzig erreichte, wo sein Mönchshabit, sein ungewöhnlich langer, grauer Bart und seine Schicksale ein solches Aufsehen erregten, daß ihm stets Hunderte auf den Straßen folgten, so daß der katholische Landesherr ihm ein ansehnliches Geschenk schickte und den Rath erteilen ließ, sich bürgerlich zu kleiden. Der eigensinnige Mann ging aber lieber nach Preußen, wo er verschiedene Broschüren gegen seine Feinde und auch Streitschriften gegen die Lutheraner vom Stapel ließ; denn wenn er auch das Papstthum „der Abgötterei wegen, welche Rom nicht nur treibet und lehret, sondern auch ihren Untergebenen aufdringt“, verließ, so betannte er sich doch zum alt-katholischen, wahrhaft evangelischen und rein reformirten christlichen Glauben. Er erhielt auch eine geringe Dienststelle und ein Weib.

Der Franziscanermönch Franz Anton Kirchmayer, im Jahre 1688 zu Monheim in der Oberpfalz geboren, kam im 16. Jahre seines Alters in den Franziscanerorden der Recollecten, und zwar ohne Wissen seiner Eltern durch eine Gräfin in Augsburg dazu verleitet. Im Jahre 1706 kam er in's Kloster Rechfeld, Maria Hilf genannt, fünf Stunden oberhalb Augsburg, wo er das Noviziat aus hielt und dann das Ordensgelübde ablegte, wobei er den Namen Oswald erhielt. Im darauffolgenden Jahre mußte er schon wieder in ein anderes Kloster, nämlich in das Peter d'Alcantara zu Cronach, wo er als Kellermeister und Psörtuer fungirte und in letzter Eigenschaft zuerst manchmal ein freisinniges Wort von besuchenden Protestanten hörte, ohne jedoch anderer Gesinnung zu werden; denn als er bald darauf vier Wochen lang Schmalz betteln mußte und bei dieser Gelegenheit auch den Auftrag hatte, in den Häusern, wo er bettelte, auf protestantische Bücher zu fahnden, erfüllte er diesen Auftrag so gut, daß er z. B. im Jüliat des Pfarrers zu Rothenkirchen im Bambergischen allein 14 evangelische Bücher in katholischen Häusern fahndete, sie den Besitzern, die sie ungern verloren, wegnahm und solche triumphirend dem Pfarrer brachte, der nicht wenig erschrak,

daß unter seinen Pfarrkindern solche Schriften sollten gefunden werden und sie sogleich verbrannte.

1709 floh der Prior des Benedictinerordens in dem Kloster Banz nach Coburg und nahm daselbst die evangelische Religion an. Dieser Prior war ein guter Freund Kirchmayers und stellte ihm zweimal brieflich seine Irrthümer vor und ermahnte ihn, gleichfalls die römische Kirche zu verlassen, aber ohne für jetzt Eindruck auf Kirchmayer zu machen, der seinen ehemaligen Freund für einen Ketzer hielt.

Als er jedoch 1710 auf zwei Jahre in das Kloster St. Anna zu Eger im Bisthum Regensburg als Unterkoch und Krankenwärter gekommen war, so grübelte er doch über manches, was ihm der ehemalige Benedictinerprior geschrieben, nach, besonders über den Artikel vom Abendmahl. Er war auch so offen, einem Klosterbruder Namens Benevent, der (wie in jedem Kloster Denuncianten sein müssen) das Amt hatte, seine Orthodoxie zu erforschen, und zu diesem Zwecke, um Vertrauen zu erregen, sich stellte, als ob er selbst Zweifel, besonders wegen Unsterblichkeit der Seele habe, zu gestehen: daß er glaube, die Lehre der Protestanten über das Abendmahl, und daß sie es unter beiden Gestalten nehmen, sei richtig. Kaum hatte er dies gesagt, so ließ der Frater die Maske fallen und polterte: „die Kirche könne nicht fehlen; der Papst als Statthalter Christi habe Macht zu mehrn und zu mindern,“ lief auch sogleich zum Pater Vector, und der zum Pater Guardian, um ihm diese ketzerischen Gedanken anzuzeigen. Kirchmayer erhielt einen Verweis und eine Strafe, weil er nicht fester in seiner Religion sei, wurde in strengere Aufsicht genommen und nicht mehr so oft aufs Land verschickt.

Kirchmayer's eigentliche Befehrung begann aber erst im Jahre 1712, als er in das Kloster Maria Weiher im Bamberg'schen Bisthum als Pförtner und Sammler gekommen war. Dieses Kloster war nämlich gezwungen und unverkämmt genug, meistens bei den Protestanten sein Almosen zu suchen, und da der terminirende Mönch oft zu evangelischen Geistlichen kam, ja sogar bisweilen des Nachts bei ihnen blieb, so fehlte es sich nicht, daß von kirchlichen und religiösen Gegenständen gesprochen wurde. Besonders der Pfarrer von Reau nahm sich des unwissenden Bettelmönchs an, zeigte ihm die heilige Schrift, von der dieser noch gar nichts wußte, und legte sie ihm aus, ja unterhielt sogar einen Briefwechsel mit ihm. Letzterer ward aber die Ursache der Entdeckung und Verfolgung Kirchmayer's, denn als dieser einmal vierzehn Tage Eier sammeln mußte, kam ein Brief des Pfarrers an ihn, worin über den Unsinn des Fegfeuers etwas stand; diesen Brief wußte der Guardian zu bekommen und zu lesen; er ließ sich aber nichts merken; nur wurden Kirchmayer bei seiner Zurückkunft keine Schlüssel mehr anver-

traut und er auf's Aergste gequält, ohne die Ursache zu erfahren. Zehn Wochen darauf kam der Pater Provinzial, das Kloster zu visitiren; so gleich wurde ihm dieser Brief eingehändigt, und die Folge war, daß K. für einen Ketzer erklärt und nach dem Kloster Luppach, das ganz einsam in einem Walde, drei Stunden von Mülhlhausen im Sundgau liegt, gebracht wurde, wo er so gräulich mißhandelt wurde, daß es ihm unmöglich war, es länger auszuhalten. Er sann daher auf Flucht und sie glückte ihm auch in der St. Thomas-Nacht 1714. Der Mann, zu dem er seine Zuflucht nahm, war ein Bürger und Tuchmacher in Basel, Namens Wassermann, der für sieben Klöster im Elsaß die Kutten machte und ein früherer Bekannter von K. war. Dieser fragte gleich unter dem Thore nach ihm und bat ihn um Hilfe und Rath, wo er sich in der Stadt anmelden sollte, um aufgenommen zu werden und seinen Glauben verändern zu können.

Dieser Tuchmacher, der von den Klöstern Nutzen hatte, war aber ein Judas. Unter dem Vorwande, man nehme in Basel Niemanden an, er möge morgen in seinem Ordenshabite nach Zürich, behielt er ihn so lange bei sich, forschte ihn aus, berichtete heimlich an's Kloster und spielte ihn den Franziscanern wieder in die Hände. Auf ähnliche Weise machte er es das zweite Mal, als der vertrauende, nichts argwöhnende K., der noch einmal nächtlicher Weile entsprungen war, neuerdings seine Zuflucht zu ihm genommen hatte.

Als er nun zum zweiten Male wieder gefangen in's Kloster eingebracht war, wurde er auf das Grausamste mißhandelt, nämlich im Weisheit des ganzen Convents eine halbe Viertelstunde lang auf den bloßen Leib mit ledernen Riemen gepeitscht und darauf ohne Capuze sieben Vierteljahre lang, mit beiden Händen angeschlossen, gefangen gesetzt, täglich nur mit Wasser und Brot gespeist und dazu noch dreimal in der Woche gegeißelt und ein Centnerstein an seine Ketten befestigt. Später, als ihm durch die zu fest geschlossenen Ketten die Hände sehr aufgeschwollen waren, machte man ihm etwas Luft. Jedoch vergaß der Frater, der den Gefangenen warten sollte, während dieser langwierigen Haft sein Amt häufig, unter andern brachte er einmal drei Tage hintereinander weder Essen noch Trinken, worauf K. so schrie, daß Andere aufmerksam wurden. Als diese nun nahten, nahm Kirchmayer seinen Strickgürtel und hängte sich an einen Nagel, doch behielt er die Füße noch auf der Bank, da er keineswegs Willens war, sich zu tödten, sondern dieses desperate Mittel nur anwandte, um die Mönche zum Mitleid und besserer Behandlung zu bewegen. Als er die Schösser aufmachen hörte, ließ er die Füße von der Bank sinken; doch beinahe hätte es schlimm für ihn ausfallen können, denn der Klosterbruder, der ihn in diesem

Zustande sah, schnitt ihn nicht ab, sondern lief fort, es dem Guardian anzuzeigen, und dieser blieb so lange aus, daß Kirchmayer das Sehen verging, er hörte aber noch Einen beim Eintritt in die Kuche sagen: „Er ist schon hin und des Teufels!“ Vielleicht nur, weil sie dieses glaubten, nahmen sie ein Küfermesser und hieben den Strick ab. Als Kirchmayer wieder zu sich gekommen, fragte ihn der Guardian, was ihn zu einem so verzweifelten Schritte getrieben habe und tröstete ihn auf die Ankunft des Provinzials. Dieser langte nach drei Monaten an und verschickte ihn in das Kloster Venzfritz, unweit Rempten, wo man ihn aber nicht lange ließ, weil es dort viele Lutheraner gab, sondern schon nach einem Monate nach Salzburg sandte. Dasselbst wagte Kirchmayer, dem Tresalverwalter im Benedictinerkloster zu St. Peter seinen elenden Zustand zu schildern, jedoch die Magd in jenem Kloster zeigte das einem Pater in Kirchmayer's Kloster, der ihr Beichtvater war, an und verschaffte ihm auch den Brief, worauf der Letztere vom Guardian citirt und weil er gegen die Statuten einen Brief geschrieben hatte, neuerdings zum Gefängniß verdammt wurde, woselbst man ihm vier Monate lang nichts als hartes Brod und warmes Wasser gab. Doch da dies Gefängniß in des obigen Verwalters Hof ging, wurde ihm von diesem zwei Monate lang Speise und Trank mit Hilfe hoher Stangen gereicht. Doch auch dieses wurde ausgekundschaftet und das Fenster mit Bretern zugenagelt. Obiger Verwalter vermochte aber seinen Prälaten, an den Provinzial der Franziscaner zu schreiben und die Loslassung Kirchmayer's wegen zunehmender Kälte zu erwirken, allein dieses Loslassen bestand darin, daß man ihn Ende des Jahres 1717 durch zwei Brüder heimlich auf dem Wasser nach Passau schickte, nachdem schon vorher Briefe des Provinzials dahin abgegangen, die die Gefangenhaltung Kirchmayer's befahlen. Dieser hatte auch kaum die Schwelle des Klosters betreten, als man ihn in ein noch weit schlimmeres Gefängniß, als das vorige gewesen, brachte. Dieses mußte der Gefangene zu öffnen und Nachts in die Kirche zu ent schlüpfen, wo er sich so lange verborgen hielt, bis der Sacristan öffnete und er das Weite suchen konnte.

Kirchmayer war Willens, nach Regensburg zu gehen, kam aber nicht weiter als nach Vilshofen, wo ihn der Hunger und die Müdigkeit nöthigten, in einem Capuzinerkloster um ein Mittagessen anzuhalten, woselbst er sich für einen Franziscaner aus Passau, der auf's Schmalz sammeln ausginge, ausgab und als solcher höflich behandelt wurde. Aber als sie beim Mittagessen saßen, kam ein Bote mit der Anzeige, wenn ein Franziscanerbruder käme, solle man ihn anhalten, weil er zu Passau durchgegangen sei. Folglich wurde der Arme bei Tische gefangen genommen und Nachts in sein altes Gefängniß zurückgebracht, an welches

man statt der hölzernen Nägel eiserne und zwei starke Schlösser anbrachte. Da es aber in der Stadt ruchbar wurde, brachte man ihn in das Kloster Frömmersberg, eine Stunde von Baden, woselbst man ihm ewiges Gefängniß ankündigte. Dieses sollte er erstehen in einem vier Fuß breiten Koche, welches auch nur so lang war, daß er darin liegen konnte. Als einmal die Klosterbrüder bei einem Kirchenfeste in benachbarten Dörfern abwesend waren, und ein alter Pater zu Kirchmayer kam, um ihn den Nachstuhl hinauszutragen, so ergriff dieser die Gelegenheit, aus der Kutsche zu entspringen und den Pater statt seiner einzuschließen. So war er zwar aus dem Koche, aber nicht aus dem Kloster entkommen. Er war niemals dort gewesen und kannte die vielen Treppen und Thüren nicht und kam unglücklicher Weise gerade in's Refectorium, wo fünf Paters waren, die ihn Stiegen auf und Stiegen ab nachliefen, bis er endlich durch ein Dachloch entkam. Diese Anstrengung und Angst aber hatten ihn so matt gemacht, daß er diesen Tag nur fünf Stunden weit gehen konnte. Abends meldete er sich in einem Frauenkloster unweit Baden beim Thorwart, um einen Trunk zu erhalten. Dieser erkannte ihn wieder, weil er erst vor zwei Monaten, als man ihn nach Frömmersberg führte, hier durchgekommen, fragte ihn nach seinem Vorhaben und wollte ihn bei der Abtissin und dem Beichtvater melden. Doch da Kirchmayer Verdacht schöpfte und ihm besonders ein Mann, der in der Thorstube saß und mit ihm gehen wollte, verdächtig schien, so machte er sich heimlich auf den Weg, lief noch eine Stunde weit und blieb in einem Bauernhose über Nacht. Andern Tages wollte er durch den Schwarzwald nach Ulm, aber bei Niedlingen begegneten ihm zwei Franziskaner, die ihn gefangen nehmen wollten, und als er sich mit seinem Stocke wehrte, so um Hilfe schrieen, daß er neuerdings gefangen, in ein Krämerhaus geführt und daselbst von den Bürgern bewacht wurde.

In der Verzweiflung bei dem Gedanken, was mit ihm geschehen würde, griff er wieder zu einem so drastischen Mittel wie ehemals, er versetzte sich mit seinem Messer eine Wunde in den Leib, in der Hoffnung, sie würde nicht gefährlich werden und ihm vielleicht, während man ihn heilte, Gelegenheit zur Flucht verschaffen.

Die Hausfrau riß ihm das Messer selbst aus dem Leib und bat flehentlich, ihn aus ihrem Hause zu schaffen, worauf er in das dortige Capuzinerkloster gebracht wurde, wo ihn acht Mönche bewachten. Andern Tags sollten ihn zwei Paters und vier Bürger nach Hechingen bringen, unterwegs blieben sie aber über Nacht bei dem Pfarrer zu Gmendingen, wo sich Kirchmayer unwohl stellte und häufig hinausging. Anfangs begleiteten ihn zwar immer zwei Mann, nach Mitternacht aber ließen ihn seine Wächter, die schläfrig waren, allein hinausgehen. Kirchmayer, der

sich die Hausthüre wohl besehen hatte, öffnete sie und sprang mit brennendem Lichte in's Feld hinaus, da das Pfarrhaus vor dem Städtchen stand; er gedachte nach Pflaunern, einem etwa drei Stunden entfernten evangelischen Orte zu kommen, allein als er kaum dreiviertel Stunden zurückgelegt, ging ihm die Haut von den Fußsohlen, und er konnte deshalb und weil noch so viel Schnee und Eis lag, unmöglich weiter kommen. Er blieb liegen und wäre wahrscheinlich umgekommen, wenn nicht ein Jäger, der dem Blute nachgegangen war, ihn angetroffen hätte. Dieser lief eilends in das nächste Dorf, holte vier Bauern mit einem Pferd und ließ ihn zum Pfarrer bringen, wo er verpflegt und verbunden wurde.

Indessen kamen die zwei Paters auch dahin, ließen ihren Delinquenten auf einen Karren legen und nach Hechingen in's Kloster St. Lucia führen, wo ihn zum zweiten Male das ewige Gefängniß erwartete. Doch auch da gelang es ihm nach sechswöchentlicher Anstrengung, das schwächste Glied seiner Kette mit einem Weihwasserhäflein und einem Wasserkrug abzureiben, die tannene Thür zu öffnen und glücklich zu entkommen, nachdem er einen einem Brauer gehörenden Mantel aufgefunden und das Stück seiner Kette mit einer Serviette um die Knie gebunden hatte. Er kam nach Bodelshausen, wo man ihn gut aufnahm, den Rest seiner Kette vom Fuße feilte, und durch einen Boten nach Offterdingen und von da nach Tübingen führen ließ. Auch dort verfolgten ihn noch seine Klosterbrüder, die ihn wieder durch List und Gewalt in seinen Kerker zurückbringen wollten, und als dies nicht ging, ihn feierlich in Ewigkeit verfluchten.

Kirchmayer trat nun endlich in Stuttgart im Jahre 1718 zur evangelischen Religion über und hätte dort unangefochten leben können, wenn ihn wahrscheinlich seine schlechten Finanzverhältnisse nicht gezwungen hätten, ein Jahr später das Anerbieten eines Oberofficiers des kaiserlichen alt-württembergischen Fußregiments anzunehmen, als Muster-schreiber ihn nach Sicilien zu begleiten. In Fano wurde er schon von Salzburger Klosterfrauen des dritten Ordens Franzisci erkannt und den deutschen Jesuiten in Voretto denunciirt, die seine Auslieferung mit Leichtigkeit zu erlangen mußten.

Nun führte man ihn in's Franziscaner Kloster und dann nach sechs Wochen nach Rom in die Pönitenzerei ab, wo er sich auf das Angesicht niederlegen und die ihn betreffenden Fragen beantworten mußte. Er antwortete so, daß er zwar seinen neuen Glauben nicht verlängerte, aber doch auch seine Feinde nicht noch mehr reizte. Nach diesem Examen führte man ihn in das Kloster Ara Coeli, wo gegen 300 Mönche waren, schnitt ihm das Haar ab, legte ihm das Ordenskleid wieder an

und sperrte ihn drei Monate in's Gefängniß, wo Wasser und Brot seine einzige Nahrung waren.

Indessen wurde er im Kloster von dem Generalvicar noch einmal examinirt, dem er aber nur gestand, dreimal durchgegangen zu sein, aus Furcht, er möchte in Rom ewig gefangen bleiben, wenn er fünfmal entsprungen zu sein gestände. Endlich wurde ihm eine ziemlich gnädige Strafe zugetheilt: Ablieferung in das erste Kloster der Provinz, Gefängnißstrafe mit Wasser und Brot, gewürzt durch Geißeln. Bald aber berichtete der Pater Provinzial nach Rom, daß Kirchmayer fünfmal zum größten Aergerniß durchgegangen sei, und ein Frater machte dem Armen die jedenfalls übertriebene Schreckensnachricht kund, daß er den geheimen Statuten des Ordens gemäß, Andern zum Exempel und Schrecken, im Kloster Lenzfriz, wohin man ihn bringen wollte, auf ewig eingemauert würde.

Der arme Kirchmayer war auf dieser Reise, die, wie er glaubte, zum sichern Tode führte, voll Angst und voller Pläne, seinen Feinden zu entspringen, was ihm endlich auch in Kaufbeuren, wo seine Begleiter der Nonnen halber über Nacht blieben, gelang. Dort herrschte Parität der Glaubensbekenntnisse, und als Kirchmayer, während seine Begleiter gottesdienstlichen Verrichtungen oblagen, ent schlüpfte, nahm sich der evangelische Stadtpfarrer seiner an und erwirkte ihm, als er gehört, daß Kirchmayer schon zum Protestantismus übergegangen wäre, vom Bürgermeister freies Geleit. Die Katholiken, die, nachdem die Messe vorüber, dieses erfahren, zogen zwar mit großer Wuth vor des Pfarrers Haus und fast hätte es Mord und Todtschlag gegeben. Kirchmayer wurde aber acht Tage lang versteckt und dann nach Memmingen (wo ihn in Folge der ausgestandenen Leiden eine gefährliche Krankheit befiel) nach Ulm und Stuttgart gebracht.



XXIV.

Die Kreuzherren und Malteserritter.



rechts von dem Altstädter Brückenthurme in Prag erhebt sich die prachtvolle Stifts- und Pfarrkirche des h. Franz Seraph, an welche sich das Gebäude des ritterlichen Kreuzherrnordens mit dem rothen Stern anschließt.

Die Prinzessin Agnes, Tochter des Königs Přemysl Ottokar I., die ihr ganzes Leben nur mildthätigen Werken widmete, stiftete bei dieser Kirche 1237 ein Hospital für Pilgrime, Arme und Kranke. Es wird dies durch einen Brief des Königs Wenzel vom 21. März 1234 bewiesen, in welchem er das Kloster und Hospital des heil. Franziscus, welches seine Schwester gestiftet hat, unter seinen Schutz nimmt, wie auch durch ein Breve des Papstes Gregor IX., welches an den Prager Bischof gerichtet ist und in welchem er ihn ermahnt, nicht zuzugeben, daß man die Religiosen des Klosters beunruhige.

Dieses Hospital erhielt Anfangs große Wohlthaten, denn im Jahre 1234 gab ihm Primislaus, Markgraf zu Mähren, die Herrschaft Rad-

schitz und im folgenden Jahre gab ihnen die Witwe dieses Markgrafen mehrere Herrschaften. Die Hollandisten sagen, der Papst habe über Fürbitte der seligen Agnes den Kreuzherren in Böhmen zugestanden, nebst dem Kreuze noch einen rothen Stern zu tragen, damit sie von anderen Kreuzherren unterschieden wären. Pontannus setzt auch hinzu, es wären reiche Personen aus Böhmen in diesen Orden getreten, und da sie auch die Güter demselben gegeben, so hätten sie ihn sehr mächtig gemacht.

Früher war der jeweilige Erzbischof von Prag zugleich General des Ordens und erhielt zwölftausend Gulden. Der Prior des Hospitals war Großvicarius im Kirchsprengel.

Im Jahre 1697 aber nach dem Tode des Ordensgroßmeisters Grafen Johann Friedrich Waldstein hatte der Prior dieses Hospitals die Superioren aus den andern Klöstern in Böhmen, Mähren, Schlesien 2c. zusammenkommen lassen und hielt mit ihnen ein General Capitel, worin vorgetragen wurde, sie wollten zu der Wahl eines Generals aus ihrer Mitte schreiten. Dieser Vorschlag wurde angenommen und fiel die Wahl auf den Prior des Hospitals zu Prag. Als der Kaiser davon Kunde erhielt, befahl er, diese Versammlungen nicht mehr abzuhalten, und drohte, sie zu strafen, wenn sie zu einer Wahl schritten, und denjenigen, der zum Erzbischofe in Prag ernannt würde, nicht als ihren General anerkennen wollten. Als die Mönche die Ankunft des Couriers erfuhren, begaben sie sich sogleich in die Kirche und stimmten für die glückliche Wahl ihres neuen Generals das „Herr Gott, Dich loben wir“ an. Nachher entschuldigeten sie sich bei dem Kaiser, daß sie jenen Befehl erst nach ihrer Wahl erhalten hätten.

Dies war die Ursache, daß der bischöfliche Stuhl in Prag eine Zeitlang erledigt war, weil Graf Breuner, welcher vom Kaiser zum Erzbischofe in Prag ernannt war, diese Würde nicht annehmen wollte, wenn er nicht General der Kreuzherren würde oder der Kaiser ihn wenigstens schadloß hielte.

Doch wurde der Zwist dadurch beigelegt, daß der Kaiser den neuen General der Kreuzherren zum Bischof in partibus machen ließ, um des Erzbischofes Weihbischof zu sein, damit die zwölftausend Gulden, die der Orden den Erzbischöfen gab, mit anderen zwölftausend Gulden vergütet würden, die der Erzbischof einem Weihbischofe gab.

Nicht lange darnach starb dieser neue General und die Religiosen wählten wieder einen aus ihrer Mitte, welcher nicht Weihbischof in Prag sein wollte, weil diese Würde sich für keinen General des Ordens schickte, welcher verbunden wäre, die Häuser zu besuchen, die unter ihm standen. So wurden sie von den zwölftausend Gulden befreit und konnten aus ihrer Mitte den General wählen.

Die Kreuzherren tragen auf ihrer Soutane und zwar auf der linken Seite ein rothes Kreuz mit acht Spitzen, unter welchem ein Stern von ebender selben Farbe sich befindet.

Die Malteserritter, von welchen sich ein Großpriorat in Prag befindet, wurden zu Anfang der Kreuzzüge in Palästina gestiftet. Bereits 1048 legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jerusalem an und bauten daselbst ein Mönchskloster, welches sie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter oder Hospitalbrüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu versorgen und überhaupt den Wallfahrenden beizustehen.

Dieser Orden, welcher nach und nach große Besitzungen erhielt, ward zu Anfang des 12. Jahrhunderts von dem Ordensmeister Raymund du Puy mit der Beibehaltung der Mönchsregel in einen Ritterorden umgewandelt, dessen Gelübde außer dem Gelübde des Gehorjams, der Keuschheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollte.

Diese Regel wurde zuerst vom Papste Calixtus II. im Jahre 1120 gebilligt und den folgenden Päpsten bestätigt. Auch theilte Raymund sämtliche Ritter in drei Classen: in Ritter, welche die Waffen führen mußten; in Capellane, die eigentlichen Geistlichen, und in Serventi d'armi oder Waffenträger, welche letztere die Kranken versorgen und die Pilgrime begleiten mußten. Man führte später die Gewohnheit in diesem Orden ein, die Ritter mit Ceremonien aufzunehmen. Dies wurde im Jahre 1130 vom Papste Innocenz II. gebilligt, welcher verordnete, es sollen diese Ritter zu ihrer Fahne ein weißes Kreuz im rothen Felde führen, welches noch jetzt das Wapen dieses Ordens ist. Ob er nun gleich zu einem Ritterorden erhoben war, behielten die Hospitaliter doch beständig ihren Namen, und man nannte sie nicht eher Ritter, als bis sie die Insel Rhodus erobert hatten.

Lange Zeit mußte sich der Orden durch Tapferkeit und Einnüchtheit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten, bis er 1191 aus Palästina vertrieben wurde. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder und setzte sich 1309 auf der Insel Rhodus fest, das der Großmeister Pierre d'Aubusson, gest. 1503, tapfer gegen Mahomed II. vertheidigte. Von da durch den Sultan Soliman II. 1522 vertrieben, gingen die Ritter nach Candia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villafranca und Syracusa, bis ihnen Carl V. im Jahre 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino unter der Bedingung eines beständigen Krieges gegen die Ungläu-

bigen und Seeräuber, und der Rückgabe dieser Inseln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodos wiederzuerobern, eigenthümlich überließ. Unter Xavalette, gestorben 1568, schlugen sie 1565 einen gewaltigen Angriff Soliman II. mit großen Verlusten zurück, und setzten darauf ihre Seekriege gegen die Türken, in denen sie allerdings mehrmals dem Untergange nahe kamen, mit soviel Tapferkeit und standhaftem Muth fort, daß sie bis 1760 ohne alle fremde Vermittlung sich behaupteten. Seit dieser Zeit aber, wo ohne Dazwischenkunft Frankreichs der Orden wahrscheinlich ganz unterlegen hätte, waren seine Kreuzzüge zur See bloße Spiegelgefechte.

Die Seemacht desselben bestand 1770 aus 4 Galceren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60 und 2 Fregatten von 36 Kanonen nebst verschiedenen kleinen Fahrzeugen. Ordensritter zählte er vor dem Ausbruche der französischen Revolution 3000. Unvermuthet durch Bonaparte angegriffen, ergab sich unter dem Großmeister Hompesch am 10. Juni 1798 Malta ohne allen Widerstand durch verrätherische Capitulation. Im Jahre 1800 eroberten englische Flotten die Insel durch Hunger, und ungeachtet im Frieden zu Amiens 1802 bestimmt wurde, daß sie unter der Garantie einer neutralen Macht dem Orden zurückgegeben werden solle, blieb doch England seitdem im Besitze derselben. Zum Besten des Ordens hatte Hompesch, bald nachdem er Malta verlassen, auf seine Würde Verzicht geleistet, worauf am 16. December 1798 der Kaiser Paul I. von Rußland zum Großmeister erwählt wurde; allein seine Wahl fand vielen Widerspruch, sogar beim Papste, und der Kurfürst von Pfalzbaiern, Max Joseph, hob sogar am 21. Februar 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, den Orden in seinen Staaten gänzlich auf. Nach dem Tode Paul I. ernannte der Papst den Italiener Ruspoli, gestorben 1803, dann Joh. Bapt. Tommasi, ebenfalls einen Italiener, und als dieser 1805 verstarb, das Capitel den Bailli Corraccioli de St. Elmo zum Großmeister, welchen der Papst bestätigte. Der Hauptsitz des Ordens war, nachdem ihm Malta entrisen, Catania in Sicilien, bis der Papst 1826 dem Capitel und der Regierung erlaubte, Ferrara zum Sitz zu nehmen.

Das Oberhaupt dieses, zur Zeit seiner Blüthe beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Besitzungen hatte, verbreiteten Ordens hieß Großmeister des h. Hospitals zu St. Johann in Jerusalem und Guardian der Armee Jesu Christi, wurde frei gewählt und hatte seinen Wohnsitz zu Xavalette auf der Insel Malta. Sein Wappen bestand in einem silbernen achteckigen Kreuze in rothem Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher sich ein Rosenkranz um das Wapenschild schlängelte. Unten hing an demselben ein kleines Kreuz mit der Auf

schrift: Pro fide. Der Ordensmeister bekam von auswärtigen Mächten den Titel Altezza eminentissima und erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer nebst allen Gefällen von den drei Inseln, so daß seine jährlichen Einkünfte nahe eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in seinen Händen; doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiedenen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w.

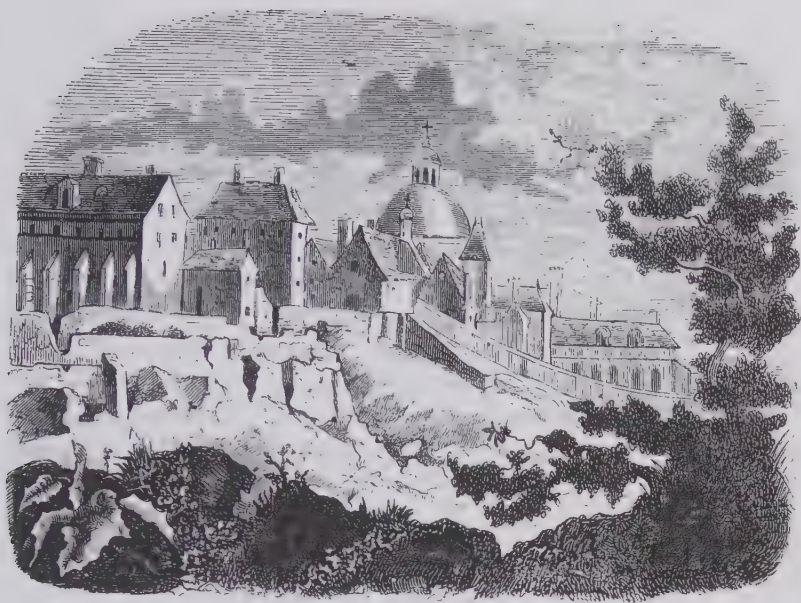
Die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus acht Ballivi conventuali bestand und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter der acht Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Arragonien, Deutschland, Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die erwähnten Ballivi conventuali gewählt und die Ländereien derselben in Priorate, diese in Balleien und diese wieder in Commenden (Commenthuren) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Großprior von Deutschland oder dem Johannitermeister durch Deutschland bekleidet, der ein deutscher Reichsfürst war und seine Residenz in Heitersheim hatte.

Heitersheim bildete nebst den dazu gehörigen Dörfern ein Fürstenthum des oberh. Kreises und der Großprior hatte daher als Reichsfürst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe und beim oberh. Kreise. Der Johannitermeister stand unter dem Großmeister zu Malta, dem er alle Jahre gewisse Türkensteuern und Responsgelder lieferte, die man auf 170.000 Gulden berechnete. Er selbst besaß die Gerichtsbarkeit über das Heermeisterthum Brandenburg, über Ungarn und Böhmen, doch machten Oesterreich, Böhmen und Mähren ein eigenes Großpriorat der deutschen Zunge aus, das mit dem Obermeisterthume zu Heitersheim nur in geringem Zusammenhange stand.

Die Johanniterritter beobachteten die Regel des Augustinerordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, altem Adel sein; die Ritter, welche ihre Ahnen auf das Strengste erweisen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe schwierig war, die aber dennoch in Rücksicht ihrer Verdienste aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden).

Die Ordenspflicht jedes Ritters, wenigstens dreimal gegen die Ungläubigen oder die barbarischen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet und durch den Frieden von

Amiens hob man sogar alle Feindseligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter bestand in Friedenszeiten in einem langen schwarzen Mantel; auf der linken Brust trugen sie ein achteckiges weißes und mitten auf derselben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und einem silbernen Kreuze geschmückt; bloß in geistlichen Sachen war der Orden dem Papste unterworfen; in allen weltlichen Dingen besaß er eine vollkommene Souverainetät. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16. Jahrhunderte losgerissen; die drei französischen gingen während der Revolution ein; die castilische und arragonische war seit dem Frieden zu Amiens von Malta getrennt; die italienischen und deutschen Zungen hatten gleichfalls aufgehört und das Fürstenthum Heitersheim war in Folge des Preßburger Friedens und der Bildung des Rheinbundes an den Großherzog von Baden gekommen. In Preußen hob der König 1810 und 1811 die Balbi Brandenburg, das Heermeisterthum und die Commenden des Ordens ebenfalls auf und stiftete zur Erinnerung an denselben den Johanniterorden. Auf diese Weise ist der Johanniterorden, der jetzt nur noch aus dem Großpriorate von Böhmen und zwei Großprioraten in Rußland besteht, für aufgehoben zu achten und seine Wiederherstellung um so weniger zu erwarten, da England durch den Pariser Frieden von 1814 im Besitze der Insel Malta bestätigt wurde.



XXV.

Barmherzige Schwestern.



incenz von Paul, ein französischer Geistlicher, der durch seine rastlose Thätigkeit für alle Armen und Bedrängten sich einen großen Ruf erwarb, ist der Stifter der barmherzigen Schwestern, vormalß wegen ihrer grauen Kleidung „graue Schwestern“ genannt. Vincenz von Paul (geb. 1576) wurde von einer gottesfürchtigen, dem Dienste der Armen und Kranken schon lange sich widmenden Witwe, Frau Vegras, geb. v. Mari lac unterstützt. Die ersten Mitglieder des Vereines waren nur arme Mädchen vom Lande; es währte aber nicht lange, so baten auch junge Mädchen aus den angesehensten Familien dringend um Aufnahme in den Verein und entsagten freudig den bisher gewohnten Genüßen. Ihre rastlose Thätigkeit erregte in Paris allgemeine

Bewunderung und ihr Ruf verbreitete sich nah und fern.

Diese Stiftung war so sehr Bedürfniß der Zeit, daß Vincenz selbst noch 28 solcher Häuser in Paris entstehen sah, von wo aus sie sich sodann über ganz Europa ausbreiteten.

Gestützt auf eine zwanzigjährige Erfahrung, legte nun Vincenz dem Papste Clemens IX. die Vorschriften und Regeln für diese Anstalten zur Bestätigung vor, und Clemens, in Anerkennung der Wichtigkeit der Leistungen dieser Anstalten bestätigte nicht nur die hiefür entworfenen Regeln, sondern nahm auch den Verein unter die geistlichen Orden der katholischen Kirche auf (1655). Nur während der Revolution wurde die segensreiche Wirksamkeit dieses Ordens in Frankreich durch seine Aufhebung unterbrochen. Napoleon I. setzte ihn aber 1807 wieder in seine vollen Rechte ein und begünstigte ihn auf alle mögliche Weise.

Gegenwärtig bestehen wieder mehr denn 300 solcher Genossenschaften in Frankreich, welche meist zerstreut (nicht in Klöstern vereinigt) auf dem Lande eine segensreiche Wirksamkeit entfalten. In Paris werden die bedeutenden Hospitäler Hospice de la Vieillesse mit etwa 4000 Betten, Salpêtrière mit 5000 Betten, Hôtel Dieu mit 1000 Betten von diesem Orden besorgt.

Gleiche Zwecke verfolgen auch die Elisabethinerinnen, deren Vorbild die h. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen ist, und die barmherzigen Schwestern des h. Carlo Boromeo.

Der evangelischen Kirche blieben diese Anstalten bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts fremd, und erst eine neuere, der Zeit mehr angepaßte Gestaltung dieser Vereine, die zu Münster 1808 durch den damaligen Weihbischof Droste zu Vischering in der katholischen Kirche zu Stande kam, scheint auch in der evangelischen Kirche den Wunsch rege gemacht zu haben, das christliche Amt der Diaconissinnen wieder in's Leben zu rufen. Der von Droste gegründete Verein von Jungfrauen zur Pflege der Kranken entschlug sich freiwillig der klösterlichen Verfassung und machte keinen Anspruch auf Geltung als geistlicher Orden. Von den congregirten barmherzigen Schwestern unterscheidet sich derselbe daher wesentlich dadurch, daß die Mitglieder sich nicht auf immer binden, sondern der Rücktritt in's bürgerliche Leben ihnen stets offen bleibt und daß sie kein Klostergeklübde, keine Klosterregel bindet. Ihre Klostergebäude sind die Häuser der Kranken, alle klösterlichen Bußübungen sind entfernt; als beste Bußübung gilt ihnen die Uebung in der Selbstverlängnung. Alle Mitglieder sind einander gleich. Aufnahme, Entlassung der Schwestern, Creation der Mütter zc. sind Sache des Dirigenten. Es wird genau darüber gewacht, daß sie nur dahin gehen, wohin man sie schickt, die Verordnungen der Aerzte genau befolgen, den Willen der Kranken, soweit es angeht, dem ihrigen vorziehen, sich vor allem Schwagen und Klatschen hüten.

Sie pflegen Arme und Reiche unentgeltlich. Als Erforderniß der Aufnahme verlangt Droste: gute Gesundheit, guten Ruf, guten Charac-

ter, Kenntniß der Religion und Moral, gesunden Menschenverstand, natürliche Anlage zur Krankenpflege, nicht zu wenig Mitgefühl, nicht zu viel Empfindlichkeit, große Reinlichkeit und Ordnungsliebe, ein Alter von nicht weniger als 18 und in der Regel nicht mehr als 30 Jahren, endlich Kenntniß des Lesens und Schreibens. Die Aufnahme geschieht auf ein Jahr; eine kurze Prüfungszeit geht voran, während welcher die Aufzunehmenden selbst für ihren Unterhalt zu sorgen haben. Zehnjährige vorwurfsfreie Dienstzeit hat lebenslanges Bleiben zur Folge.

In Oesterreich hat der Orden der barmherzigen Schwestern viele Häuser und dürfte die meisten Mitglieder zählen.



XXVI.

Eine gelehrte Nonne.



n der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts lebte, wie Scherr erzählt, in dem berühmten Stifte Wandersheim, welches durch die Gründerin und erste Aebtissin Hadumod, der Schwester des Herzogs Otto des Erlauchten, ein Mittelpunkt gelehrter Studien und Versuche war, die Nonne Hrotsuith (Roswitha), welche die Reihe der deutschen Schriftstellerinnen eröffnet, obgleich sie nicht in die deutsche National-Literatur gehört, da ihre Werke in lateinischer Sprache geschrieben sind.

Eine eigenthümliche Erscheinung, diese Kloster-schwester, etwas von einem Poeten, etwas von einem Blaustrumpf. Sie ist sehr fleißig gewesen. In vielen Hunderten von Versen hat sie Heiligenlegenden erzählt, die Thaten Otto's des Ersten besungen, die Gründung ihres Klosters geschildert. Aber ein bleibenderes Andenken hat sie sich mittelst ihrer sechs Komödien gestiftet, welche in einem zwischen Prosa und Rhythmus schwankenden Styl verfaßt, die Anfänge der dramatischen Dichtung in Deutschland

ausmachen. Ihre Absicht dabei war nicht so fast eine künstlerische, als vielmehr eine moralische. Sie hat das in der Vorrede zu ihren Dramen so ausgesprochen: „Selbst unter den Katholiken lassen gar Manche sich blicken (kann auch mich selbst nicht befreien von jenem Vorwurf als gänzlich rein), die der gebildeten Sprache wegen der heidnischen Schriften Eitelkeit vor der heiligen Schriften Nützlichkeit den Vorzug zu geben pflegen. Daneben man wieder Andere trifft, die halten fest an der h. Schrift, verschmähen das übrige Heidenwesen, während sie doch des Terentius Komödien immer wieder und wieder lesen und durch des Inhalts Gemeinheit die Seele entweihen, indem sie an der Sprache Reinheit und Feinheit sich erfreuen, daher für mich der Drang und Grund, als Sandersheim's heller Klang und Mund nicht dem Begehren zu wehren, dem nachzuahmen in Red' und Wort, den Andere durch Lesen ehren, auf daß in ähnlicher Redeweise, in welcher geschildert ist wollüstiger Weiber Liebe, auch heiliger Jungfrauen keusche Triebe geschildert würden zu ihrem Preise.“

Also den bedenklichen Wirkungen der allerdings eine lascive Gesellschaft unverblümt genug darstellenden Komödien eines Terenz wollte Hrotsuith durch Dramen entgegenarbeiten, welche vom christlichen Standpunkte ausgingen.

Die Inhaltsangabe der am meisten charakteristischen Stücke der guten Nonne mag zeigen, wie sie ihre Aufgabe erfaßte und durchführte: Im „Dulcitius“ dringt der so geheißene Statthalter in die Wohnung der drei heiligen Jungfrauen Agape, Chionia und Irene, um an ihnen sein Gelüste zu befriedigen; aber plötzlich von Geistesverwirrung befallen, umarmt er statt der Mädchen Töpfe und Pfannen, wodurch er sich garstig besudelt. Im Aerger über diese seinem Statthalter widerfahrene Schmach läßt der Kaiser Diocletian die Jungfrauen dem Grafen Sifimus zur Bestrafung übergeben und sie erleiden den Märtyrertod. Eine andere Passionsgeschichte spielt sich in der „Sapientia“ ab, wo die drei Schwestern Fides, Spes und Charitas auf Befehl des Kaisers Hadrian ausführlich gemartert werden, während ihre Mutter Sapientia dabeisteht und sie zur Ausdauer ermahnt. In „Abraham“ ist der Fall und die Bekehrung der Maria dargestellt, einer Nichte des genannten Einsiedlers, welche, nachdem sie zwanzig Jahre lang in der Einsamkeit gelebt, verführt wird, in die Welt zurückkehrt und die Laufbahn einer öffentlichen Buhlerin betritt. Abraham sucht sie unter der Maske eines Liebhabers auf und weiß sie dahin zu bringen, daß die Gerührte ihrem schmachvollen Wandel entragt und ihre noch übrige Lebenszeit der Buße und Kasteiung widmet.

Ganz ähnlichen Inhalts ist der „Paphnutius,“ worin die Befeh-

nung der Buhlerin Thais vorgeführt wird. Man sieht, Hrotsuith's Dramen sind keine Komödien, sondern dramatisirte Heiligenlegenden, worin von Anfang an auf einen erbaulichen Schluß hingearbeitet wird. Der Inhalt spiegelt den ausschweifenden Wunderglauben einer Zeit wieder, wo man das Wesen des Christenthums in eine Phantasterei setzte, welche an das Absurde glaubte, nicht obgleich, sondern weil es absurd war.

Die Form dieser dramatischen Versuche angehend, so ist sie holzschnittartig trocken und marionettenhaft unbelebt; aber wir finden hier im Ganzen schon jene Technik, wie in den Weihnachts- und Osterspielen des späteren Mittelalters. Ob diese auf die dramatischen Holzschnitte der Nonne eingewirkt, steht dahin. Haben wir doch keinen Anhaltspunct, zu bestimmen, ob Hrotsuith's Komödien zur Darstellung gelangt seien oder nicht. So ganz unwahrscheinlich ist es jedoch nicht, daß sich die Zinsassinnen eines Stiftes, wo die lateinische Sprache allen geläufig sein mochte, die Vangeweile bleierner Winteratende dadurch gekürzt und erleichtert haben, daß sie die noch dazu ad maiorem Dei gloriam geschriebenen Dramen ihrer frommen und gelehrten Mitschwester in Christo zur Aufführung brachten. Die armen Nonnen sind wie bekannt damals und später mitunter auf Zeitvertreibe verfallen, welche viel weniger erbaulich waren, als die Agirung so einer Hrotsuith'schen Komödie. Allerdings könnte man etwas stutzig werden über den Umstand, daß unsere Wandersheimer Nonne die jungfräulichen Gefühle ihrer Mitschwestern nicht eben sehr schonte. Denn sie bewegt sich, wie wir gesehen, mit einer gewissen Vorliebe in verfänglichen Situationen. Ob daran ihr Vorbild Terenz allein Schuld war? Oder hatte sie in jungen Jahren der Liebe Lust und Leid selbst erfahren und blickte nun mit einem aus heimlichem Wohlgefallen und altjungferlicher Seelensäure gemischten Gefühl auf jene Erfahrungen zurück? Es könnte manchmal fast so scheinen. Gerade da aber, wo die menschliche und weibliche Regung durch die erbauliche Schablone hindurchschlägt, ist die Wandersheimer Nonne am lebenswürdigsten. Da streift sie wenigstens mitunter an Poesie. Wo sie aber den klösterlichen Blaustumpf in gespreizten Stellungen sehen läßt, d. h. wo sie, wie es in der „Sapientia“ und im „Paphnutius“ geschieht, in den subtilen und sublimen Grübeleien und Düsteleien sich ergeht, welche man im 10. Jahrhundert und noch lange nachher für Philosophie ansah, da ist Hrotsuith nur noch eine schrille Schelle, deren gelehrtes Gebimmel sich sehr unangenehm macht.



XXVI.

Von den Rittern des deutschen Ordens.



eter von Duisburg, ein Priester dieses Ordens, welcher der erste die Chronik dieses Ordens geschrieben, setzt den Ursprung desselben in das zwölfte Jahrhundert und zwar in das Jahr 1190. Er sagt: Als die Stadt Acre von den Christen belagert wurde, so fanden sich in diesem Heere einige Bremer und Lübecker, welche sich der kranken und verwundeten Soldaten erbarmten, die aus Mangel an Beistand starben. Sie machten aus ihren Zelten, die nur mit Schiffssegeln bedeckt waren, ein Hospital, wohin sie die Verwundeten und Kranken brachten und sie mit vieler Demuth und Milbthätigkeit trösteten, welches ihnen die Hochachtung des Patriarchen zu Jerusalem, des Königs Heinrich zu Jerusalem, der Erzbischöfe zu Nazareth und vieler Fürsten und Herren im Königreiche Jerusalem, sowie

auch vieler deutscher Herren, die sich bei der Belagerung befanden, zuzog. Weil sie gar wohl voraussahen, wie nützlich diese Stiftung sein

könnte, so waren sie der Meinung, es sollte der Herzog von Schwaben an seinen Bruder Kaiser Heinrich VI. Abgeordnete schicken, um ihn zu ersuchen, daß er vom Papste Cölestin III., welcher damals regierte, die Bestätigung dieses Hospitals erlangen möchte. Der Papst bewilligte es und bewilligte diese Stiftung als einen Spital- und Ritterorden unter der Regel des h. Augustinus, und verordnete, es sollten die Brüder die Satzungen der Hospitaliter des h. Johann, was die Krankenpflege anbelangt, und die Satzungen der Tempelherren, was das Kriegs- und geistliche Wesen beträfe, beobachten. Zu ihrer Kleidung sollten sie einen weißen Mantel haben, auf welchem sich ein schwarzes Kreuz befindet, und sie erhielten denselben Ablass und dieselben Privilegien, welche die Hospitalit genossen und die ihnen der apostolische Stuhl gegeben hatte.

Nachdem Papst Cölestin III. diese neue Gesellschaft als einen Ritterorden gebilligt hatte, so wollten der König in Jerusalem, der Herzog von Schwaben und die anderen Herren, welche die Bestätigung erwirkten hatten, die Ceremonie, welche bei der Aufnahme der ersten Ritter stattfand, mit ihrer Gegenwart beehren. Vierzig Deutsche von Adel stellten sich vor, in diesen neuen Orden zu treten und erhielten das Kleid von den Händen ebensovieler Herren. Der König in Jerusalem gab das Kreuz dem ersten, der Herzog von Schwaben dem andern und die anderen 38 bekamen es aus den Händen eben so vieler Fürsten und Herren, die sich bei der Belagerung von Acre befanden.

Zum Großmeister wurde Heinrich von Waldpotten, der aus einem adeligen deutschen Hause stammte, gewählt. Die Ritter nahmen nun den Namen der Hospitaliter von H. V. Jr. der Deutschen an, weil man nur Deutsche annehmen wollte. In den Satzungen, welche man aufstellte, war verordnet, es sollte Jeder, der aufgenommen zu werden wünschte, einen Eid leisten, daß er ein Deutscher von Geburt, aus einem adeligen und unbefleckten Geschlechte wäre, daß er niemals verheirathet gewesen und entschlossen wäre, sein ganzes Leben hindurch die Keuschheit zu bewahren. Ferner, daß er sich allen Gesetzen und Regeln des Ordens unterwerfe, dem Meister des Hospitals völligen Gehorsam versprache, vornämlich dem Dienste Gottes, den Kranken und Armen, zur Vertheidigung des gelobten Landes widmete und nichts zu eigen besitzen wolle. Der Orden verband sich nur, ihm Brot, Wasser und ein Kleid zu geben. Dies war anfangs fast ihre ganze Nahrung und sie schlofen sogar nur auf Strohsäcken.

Nachdem die Stadt Acre im Jahre 1191 von dem christlichen Heere erobert wurde, kaufte Heinrich von Waldpott ein Stück Land außerhalb der Stadt, dem St. Niclasthore gegenüber, wo er eine Kirche,

ein Spital und viele Wohnungen bauen ließ, in welche er Kranke aufnahm. Er machte dieses Hospital zum vornehmsten Orte des Sitzes der Ritter. Papst Cölestin erlaubte diesem Großmeister auch noch, ein schwarzes, dickes, kleineres Kreuz in silbernem Felde als Wapen zu führen.

Unter dem Großmeister Hermann von Salza wäre der Orden bald zu Grunde gegangen, indem er viele Verluste erhielt; doch seine Klugheit wußte die Angelegenheiten des Ordens so zu schlichten, daß unter seiner dreißigjährigen Regierung Preußen erobert wurde, desgleichen Livland und die Ritter sich ihren Feinden furchtbar machten. Der Orden sah sich nun in kurzer Zeit im Besitze von vielen Gütern in Sicilien, Armenien, Deutschland und Ungarn. Den höchsten Gipfelpunct seiner Macht hatte er zu Anfang des 15. Jahrhunderts erreicht, wo sich seine Besitzungen von der Oder bis zum finnischen Meerbusen erstreckten und seine jährlichen Einkünfte auf 800.000 Mark berechnet wurden.

Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verschwendung und Zwiespalt allmählig in Verfall. Um 1226 wurden die deutschen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hilfe gerufen, die seit 1229 nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrschaft des Ordens anerkennen und die christliche Religion annehmen mußten. Durch den deutschen Orden wurden die slavischen Länder am baltischen Meere germanisirt, vorzüglich seit seiner Vereinigung 1237 mit dem Orden der Schwertbrüder in Livland.

Seit 1309 nahm der Hochmeister seinen Sitz zu Marienburg in Preußen. In der Folge ward die Regierung des Ordens so drückend, daß sich nach der unglücklichen Schlacht bei Tenneberg 1410, welche entscheidend für den Untergang des Ordens war, Vorderpreußen im Jahre 1454 an Preußen ergab. Auch für Hinterpreußen mußte der Orden im Frieden zu Thorn 1464 die polnische Lehensherrschaft anerkennen, und als er sich derselben zu entziehen suchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher damit endete, daß er auch Hinterpreußen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeister Markgrafen Albrecht von Brandenburg als ein erbliches Herzogthum unter polnischer Hoheit ertheilt wurde. Hierauf hatte seit 1527 der Hochmeister seinen Sitz zu Mergentheim in Schwaben und war geistlicher Reichsfürst. Die eilf Balleien oder Provinzen dieses Ordens, unter denen Mergentheim mit 32.000 Einwohnern auf 10 Quadratmeilen die bedeutendste war, hatten einen Gesammtflächeninhalt von 40 Quadratmeilen mit 88.000 Einwohnern, waren in Comthureien eingetheilt, denen ein Landcomthur vorstand, lagen aber in verschiedenen Ländern zerstreut. Durch den Preßburger Frieden erhielt 1805 der Kaiser von Oesterreich die Würde,

Rechte und Einkünfte eines Großmeisters des deutschen Ordens. Ob schon derselbe im Kriege mit Napoleon I. am 24. April 1809 zu Regensburg aufgehoben wurde und die Güter desselben den Fürsten anheimfielen, in deren Landen sie sich befanden, so nennt sich doch gegenwärtig noch Erzherzog Wilhelm Großmeister des deutschen Ordens im Kaiserthum Oesterreich.

Wir müssen schließlich noch erwähnen, daß es in Tirol, wo bekanntlich die Möncherei und Nonnerei in höchster Blüthe stehen, auch Deutsch-Ordensschwestern gibt und zwar zu Lana, Völlen, Sarntheim und Passeier.





XXVII.

Die spanische Inquisition.



chon im dreizehnten Jahrhundert war die Inquisition im nördlichen Spanien gegen Katharer und Waldenser eingeführt worden und behauptete sich dort auch im vierzehnten Jahrhundert, doch hatte sie noch nicht die Form eines stehenden Gerichtshofes und war nur nach zeitweisigem Bedürfniß in Anwendung gekommen. Erst als Ferdinand und Isabella die gemeinschaftlichen Herrscher Spaniens geworden und für ihre Pläne und Kriege ungeheure Geldsummen bedurften, da kam dieses Institut in großartigen Aufschwung, da man erkannte, daß durch das Proceßverfahren gegen lebendige wie todte Scheinchristen der königliche Fiskus die besten Geschäfte machen konnte. Und zwar richtete sich die Verfolgung zunächst gegen die Christen jüdischer Abkunft, die vielfach die Gläubiger der Könige geworden waren, und denen gegenüber man sich außer Stande erkannte, die empfangenen Anlehen zurückzuerstatten oder die hohen Zinsen davon zu entrichten. Die Juden waren nämlich schon unter der

Herrschaft der Mauren und dann später auch unter den christlichen Königen zu großem Reichthum und Ansehen in Spanien gekommen, bildeten hier einen Staat im Staate, wurden aber, je mehr die Könige sie selbst auszeichneten und schützten, umso mehr vom Volke gehaßt, das bereits im Jahre 1391 eine furchtbare Verfolgung gegen sie erhob, in welcher Tausende von Juden erschlagen und ihre Synagogen in christliche Kirchen umgewandelt wurden. Gegen 35.000 retteten sich damals durch Annahme der Taufe, und die Zahl der scheinbar Befehrten stieg noch in der Folge, als geistliche und weltliche Gewalt um die Wette harte Strafgesetze gegen das unglückliche Volk erließen. Aber es wurde ruckbar, daß die Neubefehrten, Marranen genannt, heimlich noch dem Glauben ihrer Väter anhängen, und so brach 1472 zuerst in Cordova, dann von Stadt zu Stadt sich fortwälgend, ein neuer blutiger Aufstand gegen diese los, indem sie zu Tausenden zu Grunde gingen.

Sixtus IV. wirkte mit dem spanischen Herrscherpaare (von 1479 an) zur Errichtung eines ständigen Glaubens-Gerichtshofes zusammen. Als die ersten Inquisitoren mit unmenschlicher Grausamkeit ihr Amt verwalteten, erschrak anfänglich der Papst und ergriff Maßregeln gegen ihre Ausschreitungen, bereute aber bald diesen Anlauf, den er zur Milderung der Verfolgung genommen, weil er fürchtete, mit den königlichen Interessen in Conflict zu kommen, und ernannte den ihm von dem Königspaare vorgeschlagenen Dominicaner Torquemada zum Groß Inquisitor, der nun durch seinen Eifer in massenhaften Hinrichtungen und Vermögensconfiscationen alle bisherigen Leistungen weit überbot und zugleich für den königlichen Fiscus, wie für die Einkünfte der Curie in Rom sorgte. Von 250 Mann als Leibwache begleitet, zog er in Spanien umher, um die neuen Gerichtshöfe nach der Anleitung des Directoriums von Eymeric, des im Jahre 1376 zu Avignon verfaßten Gesetzbuches der Inquisition, zu organisiren. Ein oberster Inquisitionsrath (Consejo de la Suprema) wurde gebildet, dessen Vorstand der Ober Inquisitor war; neben ihm befanden sich drei geistliche Beisitzer, von denen zwei Doctoren der Rechte sein mußten und die das königliche Interesse bezüglich der Confiscationen zu wahren hatten.

Nicht nur das Vermögen aller zum Kerker oder zum Scheiterhaufen Verurtheilten und die Hinterlassenschaft der erst nach ihrem Tode als Ketzer Erfundenen oder Verdächtigen fiel dem König zu, sondern auch der ganze unbewegliche Besitz jener Tausende, die aus Furcht flohen oder auswanderten; aber auch Jene, welche mit Buße und Abschwörung von dem Glaubensgerichte entlassen wurden, verloren ihr Vermögen; die, welche sich selbst angeklagt hatten, wurden wenigstens zu Strafgeldern

verurtheilt. Und so kam es, daß die vorher so sehr zerrütteten königlichen Finanzen sich bald in einem sehr blühenden Zustande befanden.

Innocenz VIII. (1484—1492) zeigte sich der Inquisition, und namentlich der spanischen, noch viel geneigter als sein Vorgänger, denn die Inquisitoren waren die Delegirten des Papstes und in allen Sachen der geistlichen Gewalt nur ihm allein verantwortlich, so daß selbst der König nicht in ihr Verfahren eingreifen durfte.

Es ist gewiß interessant, wenigstens ein paar der Fälle kennen zu lernen, in denen ein Mensch der Inquisition angezeigt werden mußte. Wer am Samstag ein frisches Hemd oder einen besseren Rock angelegt, oder ein weißes Tuch auf seinen Tisch gedeckt, oder ein Feuer anzuzünden unterlassen hatte, war des heimlichen Judenthums dringend verdächtig. Auch derjenige, welcher etwa vor dem Schlachten die Klinge seines Messers untersucht, oder sich mit Juden zu Tische gesetzt oder gar mit ihnen gegessen hatte. Bei der so großen Zahl von Fällen, in denen man anzeigen mußte, um nicht selbst verdächtig zu werden und dann das Härteste über sich ergehen lassen zu müssen, wurden Furcht und gegenseitiger Argwohn die herrschenden Gefühle. Die nächsten Blutsverwandten schenkten sich kein Vertrauen mehr. Später kam es so weit, daß, wer auch nur Mitleid mit einem Opfer der Inquisition hatte, straffällig wurde.

Von dem Augenblicke der Verhaftung an sah den Gefangenen Niemand mehr als die Inquisitoren und der von ihnen ihm erwähnte Beichtvater, der den Unglücklichen von der Sünde der Häresie nicht einmal absolviren durfte, sondern ihn zur Selbstanklage drängen mußte. Jeder Advocat, der dem Angeklagten gegeben wurde, mußte vorerst schwören, Alles aufzubieten, diesen zur Selbstanklage zu vermögen, und ihn, sobald er ihn für schuldig halte, preiszugeben. Sagte der in's Verhör Genommene nicht aus, was der Inquisitor erwartete, so wurde zur Folter geschritten. Widerrief der peinlich Befragte die ihm durch die Schmerzen der Folter abgepreßten Aussagen, so wurde er als Unbußfertiger verbrannt. War durch wiederholte Folter kein Geständniß erzielt worden, so wurde der Angeeschuldigte mitunter bloß auf die Aussagen der Zeugen hin, die ihm nicht genannt wurden, verurtheilt. Dem ewigen Kerker war wohl der Tod auf dem Scheiterhaufen noch vorzuziehen. Uebrigens machten auch die Inquisitoren in Spanien von der herkömmlichen Heuchelei Gebrauch, für diejenigen, die den weltlichen Beamten zur Hinrichtung übergeben wurden, Fürbitte einzulegen; den Beamten aber hatte man vorher den Eid abgenommen, das Urtheil der Inquisition sofort zu vollziehen.

Lange Zeit hindurch war die Zahl der Verstorbenen, deren Gebeine

ausgegraben und verbrannt wurden, fast ebenso groß, als die der lebendig Verbrannten; das Schicksal der Kinder aber der nach ihrem Tode oder noch im Leben Verurtheilten war Verlust des Vermögens, öffentliche Ehrlosigkeit und Unfähigkeit zu Aemtern und Pfründen. Und damit kein Vergessen und keine Verjährung eintrete, wurden die Sanbenitos, d. h. die gelben, mit rothen Kreuzen bezeichneten Gewänder, welche die zur Abschwörung Verurtheilten hatten tragen müssen, nach ihrem Tode oder ihrer Begnadigung, mit ihrem Namen versehen, in den Kirchen wie Motivbilder aufgehängt, so daß auch der Nachkomme noch jeden Sonntag an die Schmach seiner Ahnen erinnert wurde.

Ueber die Zahlenhöhe der unter Torquemada Hingerichteten herrscht einige Unsicherheit. Aus den spanischen Geschichtsschreibern erfahren wir jedoch, daß in der Stadt Sevilla allein (von 1480 bis 1520), über 4000 verbrannt, über 30.000 als „Bußfertige“ zu verschiedenen Strafen des Kerkers, der Galeeren und der öffentlichen Beschimpfung verurtheilt wurden. Da die zahlreich Entwichenen alle als „Hartnäckige“ verurtheilt wurden, damit ihr Vermögen der königlichen Cassé zufließe, so stieg die Zahl der Strafurtheile in der Diöcese Sevilla allein auf 100.000 und darüber. So geben wenigstens Paramo und Zurita an. Auch dies verschweigt Paramo nicht, daß in Andalusien allein weit über 4000 Wohnhäuser in Folge der Flucht vor der Inquisition öde geblieben seien. In dem durch sein Gnadenbild berühmten Städtchen Guadalupe in Castilien, von etwa 3000 Einwohnern, wurden im Jahre 1485, wie Paramo aus den Original Protokollen mittheilt, sieben Autodafés gehalten, in welchen 53 Personen dem Scheiterhaufen übergeben, 46 Leichname ausgegraben und nebst 25 Figuren von Abwesenden verbrannt, 16 zu ewigem Kerker begnadigt wurden, unzählige Andere auf die Galeeren kamen oder Sanbenitos tragen mußten. In einem einzigen, 1501 zu Toledo gehaltenen Autodafé starben 67 Frauen wegen angeblichen Jüdisirens in den Flammen. Die heilige Jungfrau zu Guadalupe mußte Wunder über Wunder wirken zum Beweise ihres Wohlgefallens an dem heiligen Gericht.

Verschiedene Male wurden Versuche gemacht, um durch Anbieten großer Summen an den königlichen Fiskus eine Aenderung der drückendsten, für die Opfer des Tribunales verderblichsten Geseze und Procedures zu bewirken. Zweimal boten die Christen israelitischer und maurischer Abkunft Kaiser Carl V. ungeheure Geldsummen (800.000 Goldgulden) an, wenn er nur anordnen wolle, daß die Namen der Zugen der Angeklagten genannt würden. Aber Alles war vergeblich.

Torquemada war es auch, der 1484 den jüngst canonisirten Pedro Arbues neben dem Dominicaner Anglar als Inquisitoren für Saragoßa

bestellte. Die Arragonejen sträubten sich unisoni gegen die Einführung des Glaubensgerichtes, und Arbues fiel bekanntlich als ein Opfer seiner fanatischen Grausamkeit. Seine Mörder waren keineswegs heimliche Anhänger des Judenthums, sondern wollten an dem Inquisitor ihre nächsten Verwandten, der Eine seine zu schimpflichem Tode verurtheilte Schwester, der Andere seinen in den Kerker geworfenen Vater rächen. Das an Arbues verübte Attentat wirkte indeß in keiner Weise abschreckend auf die Inquisitoren; zahlreiche Opfer fielen dem Gemordeten zur Sühne, und das Glaubenstribunal, zumal da der Märtyrer Arbues bald seltsame Mirakel zu wirken begann, wußte das Ereigniß recht zu seiner Befestigung und weiteren Machtentfaltung zu verwerthen.

Binnen wenigen Jahren war in allen größeren Städten Spaniens das Glaubenstribunal errichtet, das stets aus drei Inquisitoren und zwei Secretären bestand. Wohl erfolgte die Einführung nicht ohne Widerstand, wie sich in Valencia, Barcelona, Lerida, Teruel zeigte, aber vor der zusammenwirkenden päpstlichen und königlichen Macht mußte Alles sich beugen.

Da man schon auf den bloßen Versuch eines Widerstrebens und wegen einer einzigen, dem neuen Institute ungünstigen Aeußerung als der Häresie verdächtig eingezogen und einem Proceßverfahren unterworfen werden konnte, so zog sich bald Jeder scheu und angstvoll zurück, vor Allen die Wohlhabenden, über deren Häuptern jetzt bei dem ersten Anlasse das Damoklesschwert der Confiscation schwebte.

Die Päpste fuhrten fort, dem Institute ihr Wohlgefallen zu bezeigen und den Königen ihre mächtige Hilfe dabei zu gewähren. Innocenz VIII. befahl 1487 allen Monarchen, die aus Spanien Entflohenen in Haft zu nehmen — was freilich keine Wirkung hatte. Alexander VI. sagte dem Torquemada 1496 die schmeichelhaftesten Dinge über die „unermesslichen“ Arbeiten, denen er sich für das Geschäft des Glaubens unterzogen habe, und versicherte ihm, er sei ihm dafür mit inniger Liebe zugethan. Zugleich genehmigte er, daß gewisse Geldsummen, welche Torquemada noch neben den an den Fiscus abgelieferten Beträgen mittelst der Inquisition erpreßt hatte, zur Erbauung und Ausstattung von Dominicanerklöstern verwendet würden.

In der That hat Torquemada durch die Menge der geschlachteten Opfer — man hat die Zahl von 8000 Hingerichteten zusammengezählt -- sich ein unvergängliches Andenken erworben, und er konnte 1498 das Bewußtsein, es seinen beiden Herren, dem Papste und dem Könige, gleich sehr zum Danke gemacht zu haben, mit sich in's Grab nehmen.

Durch die Einsetzung eines General-Inquisitors und des Obersten Rathes hatte das Glaubenstribunal eine Einheit und Concentration er-

halten, kraft deren sich sein Organismus über ganz Spanien gleichmäßig erstreckte und das Land mit einem unzerreißbaren, von Einer Hand gehaltenen und angezogenen Netze umstrickt hielt. Ohne Auswanderung konnte Niemand sich demselben entziehen, Niemand sich auch nur Einen Tag für sicher halten. Armuth und Niedrigkeit des Standes oder auch wieder Zugehörigkeit zu einer mächtigen Corporation mochten vergleichsweise einige Sicherheit gewähren, aber die Reichen und Wohlhabenden befanden sich in peinlicher Lage und mußten in steter Angst ihr Leben verbringen, und nicht besser erging es denen, welche Feinde hatten. Es war so leicht, wenn sich einige Wenige unter einander verabredeten, durch gleichlautende Aussagen einen Menschen in die Untersuchung und auf die Folter zu bringen, und es finden sich auch häufig Klagen über die Menge der falschen Zeugen, aber nur selten Fälle einer Bestrafung. Ein Fall wie der des Glaubensgerichtes in Vanguedoc im Jahre 1329, wo nicht weniger als 18 Personen wegen falscher Aussagen verurtheilt wurden, dürfte in Spanien nicht vorgekommen sein. Da stets nur geheime Denunciation, nie regelmäßige Anklage stattfand, so war der Angeber sicher, daß sein Name nicht genannt, ein Beweis seiner Angabe ihm nicht auferlegt, überhaupt aus seinen Angaben ihm kein Nachtheil erwachsen werde, wenn er sich vor allzu handgreiflicher Verleumdung hüte. — Schon der Pfarrer Bernaldez erwähnt es in seiner Chronik, daß in Sevilla gerade Männer, welche ansehnliches Vermögen besaßen, am ersten hingerichtet worden seien, und die kürzlich gedruckten Namensverzeichnisse der in Aragon nach 1486 Verurtheilten führen zu dem gleichen Ergebnisse, daß die Opfer vorzugsweise aus der wohlhabenden Classe genommen wurden.

In drei Puncten unterschied sich das neue spanische Institut von der italienisch-päpstlichen Inquisition: einmal in der mehr monarchischen Verfassung des Ganzen, denn der Groß-Inquisitor, der die einzelnen Inquisitoren ernannte und absetzte, hielt sie und ihre Tribunale in vollständiger Abhängigkeit. Sodann bildete der hohe Inquisitionsrath am Hofe des Königs eine Alles überwachende und in gewissen Fällen als Appellationsinstanz fungirende Behörde, welche zugleich Weisungen bezüglich einzelner Fragen und von Zeit zu Zeit allgemeinere Instruktionen erließ. Endlich war der Einfluß der Könige auf die Inquisition ein ganz legaler, welcher mittelst der beiden Organe, des Groß-Inquisitors und des Hohen Rathes, regelmäßig geübt wurde — ein Einfluß, auf den die Könige um so eifersüchtiger waren, als das Glaubenstribunal zur Begründung und Befestigung des königlichen Absolutismus und Centralismus auf den Ruinen der alten ständischen Freiheiten unentbehrlich war. Nicht ohne Grund erklärte Carl V. den aragonesischen

Deputirten, als sie über die Tyrannei der Inquisition Klage führten und Reformen begehrten: Lieber wolle er einen Theil seiner Staaten verlieren, als zugeben, daß in denselben etwas geschähe, was zur Schwächung der Autorität des heiligen Officiums dienen könnte.

Der Groß-Inquisitor, vom Könige designirt, vom Papste ernannt, war stets ein Mann, auf dessen Ergebenheit der Hof rechnen konnte. Geistliche und Edelleute durften nicht ohne Vorwissen des Hohen Rathes verhaftet werden, und dieser that nichts von Belang ohne des Königs Zustimmung.

Dafür waren auch wieder die Könige bemüht, den Machtkreis des Tribunals zu erweitern, welches, durch keine Rücksicht auf die damals noch in den einzelnen Theilen Spaniens so verschiedenen Verfassungen und ständischen Freiheiten beschränkt, gerade durchgriff und an sich schon beflissen war, seine Gewalt über ein immer wachsendes Gebiet von Handlungen und Angelegenheiten, welche irgendwie zur Religion in Beziehung gesetzt werden konnten, auszudehnen. Im Ganzen, und besonders unter den Königen der Habsburg'schen Dynastie, mischte sich die Regierung in den inneren Gang und das Verfahren der Inquisition umfoweniger, als Alles längst vorgezeichnet war und die Inquisitoren sich stets auf ihre von den Päpsten gegebenen, von den Königen gepriesenen und eingeschränkten Satzungen zu berufen pflegten. Waren sie doch selbst als Träger päpstlicher Vollmachten unantastbar und von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ihre Gewalt in der ihnen angewiesenen Sphäre von der päpstlichen nicht verschieden sei. Zudem befanden sie sich in der vortheilhaften Lage, gelegentlich gegen den König sich an den Papst und gegen diesen sich an den König wenden zu können.

Schon die Wirksamkeit der ersten Jahre reichte hin, um das Glaubensgericht zum Gegenstand des allgemeinen Schreckens zu machen. Es kam bald dahin, daß Jeder schon bei der Nennung des gefürchteten Namens zitterte, daß man selbst unter Vertrauten davon zu reden vermied. Die fremden Gesandten berichteten, man könne sich außerhalb Spaniens kaum eine Vorstellung von der Angst machen, von welcher Jedermann den Inquisitoren gegenüber durchdrungen und beherrscht sei. Man bemerkte, daß, wer einmal in ihren Kerker gewesen, sich nie mehr ganz von dem erduldeten Schrecken erhole und sein ganzes Leben menschenscheu und verdüstert bleibe.

Manche Hoffnungen auf eine milder despotische und grausame Handhabung der Inquisitions-Gewalt erwachten, als der größte und furchtloseste Mann Spaniens, der Cardinal Ximenes, an die Spitze des Tribunals trat. Diese Hoffnungen wurden schmerzlich getäuscht, und gerade jetzt zeigte sich in der augenfälligsten Weise, wie geschützt die

Stellung eines Inquisitors war und wie wenig er auch bei dem verderblichsten Mißbrauche seiner Gewalt zu fürchten hatte. Unter dem Schirm des Groß-Inquisitors Deza, Erzbischofs von Sevilla, verfolgte Diego Rodriguez Lucero mit äußerster Grausamkeit die Christen israelitischer Abkunft, und darunter Personen aus den angesehensten Familien. Es beständen, behauptete er, insgeheim Synagogen in Cordova, zu welchen der Satan in Gestalt eines Ziegenbockes die Leute durch die Küste aus allen Weltgegenden herbeiführe, darunter Canonici, Mönche, Nonnen, die, während sie hier beisammen säßen, zu Hause gespenstisch in ihrer gewöhnlichen Gestalt gesehen würden. Die Folter verschaffte ihm die Bekenntnisse, deren er bedurfte; die Unglücklichen sagten wirklich aus, daß sie die nächtliche Reise durch die Luft in Thiergestalt gemacht, in der Synagoge angekommen, sich wieder in ihre menschliche Gestalt verwandelt hätten und auf dem Rückweg wieder zu Bestien wurden. —

Lucero und seine Gehilfen ließen den Knaben und Mädchen, die sie in ihren Kerkern verwahrten, durch einige dazu bereit gehaltene Juden gewisse jüdische Gebetsformeln und Ceremonien gewaltjam einlernen damit sie dann vor Gericht aussagten, sie hätten sie bei den Personen, die man verderben wollte, gesehen und gehört. Die Verurtheilten ließ er mit einem Knebel im Munde zum Holzstoß führen, damit sie ihre Unschuld nicht betheuern könnten. Die Häuser, in denen die geheimnißvollen Synagogen sich befinden sollten, wurden niedergedrückt. Dies aber waren noch nicht die schlimmsten Thaten Lucero's: Vafuente, der über ihn berichtet, bemerkt, daß er die empörendsten Gewaltthaten, die Lucero an eingekerkerten Frauen und Mädchen verübt habe, mit Stillschweigen übergehe.

Der Erzbischof Talavera, vordem Beichtvater der Königin Isabella, der in dieser Stellung sicher nicht geringen Antheil an der Einführung der Inquisition genommen, jetzt aber selbst bestimmt war, eines ihrer Opfer zu werden, denn der Proceß gegen ihn sollte eben beginnen, sendete Abgeordnete an den König. Gleiches thaten der Bischof, das Capitel und der Magistrat von Cordova.

König Philipp, der eben (1506) nach Spanien gekommen war und die Regierung angetreten hatte, sah die Dinge mit deutschen Augen an, enthob sofort den Groß-Inquisitor Deza und den Lucero ihrer Aemter, und übertrug die Untersuchung zweien der Inquisition fernestehenden Männern, deren Einer noch dazu im Auslande, der Gesandte Andrea de Burgo, war. Damit aber überschritt er den als päpstliche Delegirte handelnden Inquisitoren gegenüber seine Gewalt und beging ein schweres Attentat an dem erhabenen Tribunal. Sein kurz darauf (am 28. September 1506) erfolgter Tod brachte die Herrschaft wieder in die Hände

Ferdinand's, des Schöpfers und Gönners der Inquisition. Da die päpstlichen Bullen für den von Philipp in Rom präsentirten Groß-Inquisitor Ramirez, Bischof von Catania, noch nicht gekommen waren, so bemächtigte sich Deza wieder dieser Würde, und stieß Alles um, was der König angeordnet hatte.

Daraufhin zog der Marques von Prieto, Nefse Gonzalo's, „des großen Capitano,“ an der Spitze einer bewaffneten Schaar in Cordoba ein, das Volk schloß sich ihm an, die Kerker der Inquisition wurden erbrochen, die Gefangenen befreit und Lucero mußte flüchten und Deza resigniren.

Nun drängte sich Ximenes, nicht zufrieden, Staatsminister, Cardinal, Erzbischof und Primas zu sein, auch noch zu der Großinquisitors-Stelle. Es schien allzu bedenklich, ein Attentat gegen das heilige Officium ohne die härteste Ahndung zu lassen oder einen Irrthum desselben zuzugestehen. Ferdinand ließ demnach eine Anzahl von angesehenen Männern hinrichten und ihre Häuser niederreißen. Der Marques von Pietro, dem nur die Verwandtschaft mit Gonzalo das Leben rettete, wurde verbannt und mußte alle seine Schlösser an den König abtreten. Der im ganzen Lande hochverehrte Erzbischof Talavera, den man, weil er von mütterlicher Seite jüdischer Abkunft und den Neubekehrten allzu gewogen sei, in die Proceedur verwickelt hatte, starb, als eben ein zu seinen Gunsten lautendes Breve aus Rom gekommen war. Ximenes aber bildete eine Junta aus angesehenen Männern unter dem Namen der „katholischen Congregation,“ welche die Zeugen ohne Tortur verhörte, wobei sich nun ergab, daß Alles erdichtet war, daß die angeblichen Synagogen gar nicht existirt hatten. So wurde denn verfügt, daß die gefällten Urtheile ausgetrichen werden sollten, zugleich aber auch erklärt: die Proceßse seien richtig formirt gewesen; Lucero sei ein guter Richter und die Hingerichteten seien ganz ordnungsmäßig verbrannt worden, da in allen Punkten die Methode und Proceedur des Inquisitions-Tribunals eingehalten worden wäre. Und so zog sich denn Lucero als ein um Spanien und die Kirche wohlverdienter Mann auf sein Canonicat in Sevilla zurück.

Die Ehre der Inquisition war gerettet. Der Mann, welcher, Mönch, Feldherr und Staatsmann, nach Ferdinand's Tode 20 Monate lang Spanien mit unbeschränkter Machtfülle und großartiger Energie beherrschte, hatte bewiesen, wie gründlich er die Mysterien des geistlichen und weltlichen Absolutismus verstehe.

In dieser Zeit griff die römische Curie noch vielfach in den Gang der spanischen Inquisition ein. Natürlich wollte man sich in Rom einen so einträglichen Erwerbszweig nicht schmälern lassen, wie er in der Er-

theilung von Schutzbriefen für einzelne Gefährdete und in der Gewährung von Rehabilitations-Breven für die zur Abschwörung und die daran geknüpften Beschimpfungen Verurtheilten lag. Man hielt um so fester daran, als Innocenz VIII. das Appellationsrecht bereits an den Groß-Inquisitor abgetreten und damit für alle Zeiten der Curie einen schwer zu verschmerzenden Verlust an Einnahmen zugefügt hatte. Trotz dieser Abtretung wurden jedoch immer wieder einzelne Proceffe vor der Aburtheilung oder in der zweiten Instanz nach Rom gezogen. Jahrhundertlang hatte kein einziger Papst die römische Inquisition durch organische Geseze zu mildern oder zu bessern unternommen, und so ging es nun auch jetzt in Spanien. Die Zwistigkeiten zwischen Rom und der spanischen Inquisition betrafen immer nur einzelne Personen; nur Leo X. nahm einmal einen ernstern Anlauf, das ganze Institut neu umzugestalten. Es war dies einer der gefährlichsten Momente für das Tribunal während seiner ganzen Geschichte. Die Cortes von Aragon, Catalonien und Castilien gaben sich nämlich in der ersten Zeit der Regierung Carls große Mühe, sowohl in Rom als am königlichen Hofe Aenderungen zu erlangen, durch welche wenigstens die giftigsten und gemeinschädlichsten Einrichtungen und Gebräuche des Instituts beseitigt wurden. Während nämlich die Inquisitoren daran arbeiteten, die Bischöfe auch noch von dem geringen Antheile, den sie gesetzlich an der Thätigkeit des Gerichtshofes hatten, zu verdrängen, und ihnen namentlich die Beschüzung der Neubefehrten unmöglich zu machen suchten, begehrten die Cortes, daß den Bischöfen ihre Befugniß belassen oder erweitert werde. Sie gewannen den Kanzler des Königs, den flämändischen Rechtsgelahrten Juan Selvagio durch ein Geschenk von 10.000 Ducaten und durch das Versprechen der gleichen Summe, im Falle, daß es ihm gelinge, ihre Sache beim Könige durchzuführen. Selvagio goß ihre Wünsche und Begehren 1519 in die Form eines königlichen Erlasses um, welchen er dem jungen Carl zur Unterzeichnung vorlegen wollte, und der Inhalt zeigt, wie bescheiden diese Wünsche waren und welch' feste Wurzeln das Institut bereits im spanischen Boden getrieben hatte. Durch die Härte und das Geheimniß des Verfahrens, hieß es, durch die Menge falscher, der Verschweigung ihres Namens gewisser Zeugen hätten viele Unschuldige den Tod und unerträgliche Schande und Mißhandlung erlitten und seien ihre Familien in Elend und Verzweiflung gestürzt worden. Es möchten also künftighin die Namen der Zeugen genannt, die Inquisitoren nicht aus dem Vermögen der Verurtheilten bezahlt, sondern auf feste königliche Besoldungen gestellt und alle zwei Jahre einer Visitation unterzogen werden. Einkerkierungen sollten nur auf hinreichend begründete Indicien erfolgen, die Gefangenen in öffent-

lichen, erträglichen Kertern verwahrt und ihnen Gottesdienst und Gebrauch der kirchlichen Heilmittel verstattet werden. Die Folter solle nur mit Mäßigung, nicht wiederholt und mit Beseitigung der neu erfundenen grausamen Peinigungswerkzeuge angewendet werden. Bisher habe man Viele verurtheilt und beraubt als angeblich heuchlerisch Büßende, bloß weil sie in ihren Geständnissen zufällig eines Umstandes nicht erwähnt oder ihre Blutsverwandten anzuklagen unterlassen hatten; überdies verkaufe man den Verhafteten sogleich ihr ganzes bewegliches Besizthum, ehe noch der Proceß begonnen; dies und das infamirende Aufhängen der Sanbenitos in den Kirchen möge künftighin wegfallen.

Man hätte erwarten sollen, daß ein junger, fern von Spanien erzogener Monarch, ein Enkel Maximilian's, gern ein so leichtes und wohlfeiles Mittel ergriffen haben würde, sich die Gunst der Nation, mit der er von nun an zusammenleben sollte, zu gewinnen. Wären alle diese Bitten erfüllt worden, so wäre der Inquisition immer noch eine unermessliche Macht und ein weiter Spielraum geblieben. Der königliche Discus würde freilich einige Einbuße erlitten haben. Aber Selvagio starb gerade im entscheidenden Moment, und Carl's Umgebung, die gierigen Niederländer, sah in der Inquisition nur die treffliche, unerschöpfliche Finanzquelle, und so wurden denn die Cortes mit der Phrase abgefertigt, es sei des Königs Wille, daß die päpstlichen Decrete über die Inquisition unverbrüchlich beobachtet würden; ihre Auslegung stehe nur dem Papste zu.

Die Inquisitoren fühlten sich auch so sicher, daß sie selbst den Secretär der Cortes von Aragon, Prat, einkerferten.

Da versuchten die Stände, den Papst zu gewinnen, und wie es anfänglich schien, mit bestem Erfolge. Leo X. erklärte 1520, daß täglich aus allen Gegenden Klagen über die Habgier und Nichtswürdigkeit mancher Inquisitoren an ihn gelangten, weshalb er Enthebung der bisherigen Inquisitoren, Ersetzung derselben durch Canonici und Einführung des gemeinrechtlichen Proceßverfahrens verfüge. Dies wäre in der That eine an Vernichtung grenzende Umwandlung gewesen; allein der Hof in Spanien erfuhr zeitig die Sache, und ehe noch die päpstlichen Breven ankamen, wies Carl, jetzt Kaiser, welcher glaubte, daß der Papst nur aus Eigennutz und durch die hohen Geldanerbietungen der Cortes gewonnen, gegen die Inquisition vorgehe, seinen Gesandten an, diesem zu erklären, daß ihm der Kaiser in Sachen der Inquisition nicht gehorchen werde. Der Papst, der gar sehr des jungen Kaisers bedurfte, gab nach, und so war nun die letzte Hoffnung einer durchgreifenden Aenderung geschwunden.

Für solche Gefälligkeiten erwartete man in Rom von der spani-

schen Inquisition Gegenleistungen. In einem Erbschaftsstreite zwischen zwei Adelsfamilien in Aragon hatte der unterliegende Theil unter dem Vorwande, daß es sich dabei um illegitime Geburt, also um einen vor das kirchliche Forum gehörigen Casus handle, die Sache an den römischen Gerichtshof der Rota gebracht, und da der aragonesische Gerichtshof, ohne sich darum zu kümmern, dieselbe weiter führte, so wurden die Mitglieder desselben vom Papste excommunicirt. Als dies nicht wirkte, empfing bald darauf der Inquisitor von Aragon durch ein päpstliches Breve die Weisung, gegen den Obergericht (Justicia) und die übrigen Räte des Tribunals, als Verächter der päpstlichen Censuren, den Proceß auf Keterei zu eröffnen. So wurden die spanischen Inquisitoren von dem Papste (es war Paul III.) im Jahre 1546 belehrt, wie weit das Verbrechen der Häresie reiche und wie elastisch ein Institut wie die Inquisition sei. Dem Kaiser aber war dies doch zu stark, er schritt energisch zum Schutze der Richter ein, welche, bloß weil sie ihre beschworene Pflicht gethan, sich mit dem Scheiterhaufen bedroht sahen.

Torquemada hatte vorgestellt, die ungetauften Juden verführten die Neuchristen zum Judaïsiren, und so erfolgte am 31. März 1492 gleich nach der Eroberung von Granada die Austreibung aller Juden, die sich nicht taufen lassen wollten, aus ganz Spanien, mit dem Verbote, ihre Barschaft mitzunehmen. Jeder Christ, der den Unglücklichen nach Ablauf der ihnen gesetzten Frist von neun Tagen nur etwas von den zum Leben nöthigsten Mitteln reichen wollte, wurde von Torquemada mit der Excommunication bedroht. So zwischen Taufe und zwischen Verbannung und Elend gestellt, wählte doch nur eine kleinere Anzahl derselben das erstere, so abschreckend war die Aussicht, als Neuchristen unter dem Gerichtsbanne der Inquisition zu leben und zu sterben. Gegen 800.000 Juden wanderten aus, von denen die Meisten elend zu Grunde gingen, von den Uebriggebliebenen wurden viele noch auswärts zur Taufe gezwungen. Wieder hielt der spanische Fiskus reiche Ernte, freilich um später den Verlust einer wohlhabenden und industriellen Bevölkerung um so peinlicher zu empfinden.

Bald kam die Reihe an die noch weit zahlreichere moslimische Bevölkerung der Halbinsel. Die jüngsten Verträge, auf welche hin sie sich unterworfen, hatten ihnen ihre Religion und Gesetze gewährleistet, aber die Theologen und Canonisten machten auch jetzt, wie vorher und nachher so oft, geltend, daß nach den päpstlichen Gesetzen kein Vertrag, kein gegebenes Wort in praejudicium fidei (zum Nachtheil des Glaubens) gehalten werden dürfe. Ximenes verbrannte ihnen ihre arabische Literatur, und ein durch diese und ähnliche Gewaltthaten veranlaßter Tumult in Granada bot ihm willkommenen Grund, den mit Ferdinand und

Isabella geschlossenen Vertrag für verwirrt erklären zu lassen, worauf den Moriscos nur die Wahl zwischen Auswanderung nach Afrika und Taufe gelassen wurde.

Auswanderung unter den damals in Spanien gesetzten Bedingungen war für Viele sicherer Untergang, für fast Alle Verarmung: dennoch zogen 80.000 fort, 70.000 von ihnen machten den Anfang, sich zur Taufe zu bequemen.

Man mußte voraussehen, daß die Anhänglichkeit dieser Mohamedaner an ihre alte Religion noch zäher und nachhaltiger sein werde, als die der Inden; aber der Gedanke, daß die Inquisition neue Beschäftigung, die Staatscasse neue Zuflüsse erhalten würde, war zu verlockend. Wiederholte Aufstände der maurischen Gebirgsbewohner führten zu gänzlicher Unterwerfung; kein ungetaufter Morisco durfte kraft des Edictes vom 14. Februar 1502 mehr in Spanien bleiben. Als die andalusischen Mohamedaner 1502 die Auswanderung der Taufe vorzogen, mußten sie ihre Kinder unter 14 Jahren und ihr Gold zurücklassen.

Spanien wimmelte von da an von getauften Scheinchristen, welche die Furcht vor Kerker, Folter und Scheiterhaufen nöthigte, sich äußerlich sehr fromm und devot zu erweisen, alle religiösen Gebräuche sorgfältig mitzumachen, während insgeheim der Glaube an den arabischen Propheten und seine Lehre von den Vätern auf die Söhne sich fortpflanzte. Ximenes und die übrigen geistlichen Rathgeber der Krone verbargen sich's wohl nicht, daß zahllose Sacrilegien die Folge der von ihnen begehrten Maßregeln sein würden, daß eine größere Entwürdigung und ein frevelhafterer Mißbrauch der Sacramente sich nicht wohl denken lasse, als der war, den sie mit vollem Bewußtsein für Hunderttausende herbeiführten. Allein Alles, was sie thaten, war dem päpstlichen Systeme gemäß, Alles empfing die volle päpstliche Billigung, und der Papst, davon waren sie und die Könige überzeugt, konnte in diesen Dingen nicht irren.

Als die Moriscos im Königreich Valencia sich endlich, um nicht auswandern zu müssen, im Jahre 1526 kraft königlichen Befehles zur Taufe verstanden, wurden sie wegen ihrer großen Menge wie eine Heerde bloß durch Besprengung getauft, so daß nachher Viele behaupteten, sie seien, da sie im Momente der Besprengung den Kopf gebückt, der wirklichen Berührung des Taufwassers glücklich entgangen; denn, wie der Bischof Sandoval bemerkt, unter den Hunderttausenden waren nicht sechs, die aufrichtig Christen werden wollten, und nach einigen Jahren ergab denn auch eine Untersuchung, daß Alle in Glauben und Gebräuchen Mohamedaner geblieben waren.

Carl, seine Bischöfe und Theologen wußten nun wieder kein anderes Mittel, als die Inquisition mit ihrem ganzen Apparate von Kund-

schaftern, Schergen, unterirdischen Kertern, Folterwerkzeugen und Scheiterhaufen gegen sie loszulassen; denn auch die zwangsweise Getauften, so behaupteten alle von Carl befragten Inquisitoren und Theologen, müßten bei Todesstrafe im Christenthume festgehalten werden. Es genügte, daß die Moslems, wenn auch durch Todesfurcht getrieben, doch bei der Handlung sich ruhig verhalten hatten, um sie giltig und bindend erscheinen zu lassen. Verzweifeln flehten diese nun den Kaiser an, er möge ihnen gegen dieses Tribunal, welches, wie sie sagten, so viele Augen für ihr Thun und Lassen und so viele Hände zu ihrer Ausplünderung habe, nur einigen Schutz gewähren.

Da nahm Carl 80.000 Ducaten von ihnen und bewilligte ihnen dafür, daß die Inquisition nicht mit Confiscation gegen sie verfahren solle und daß sie ihre Nationaltracht, ihre Sprache und Waffen beibehalten dürften. Aber die Gebräuche, welche ihnen die Inquisition als Rückfall in den Islam anzurechnen beschloß, waren eben so zahlreich als die, welche sie den Juden-Christen zu Verbrechen stempelte, auch befanden sich ebenso unverfängliche darunter. Clemens VII., der früher schon den Kaiser von seinem Eide, die Verträge mit den Mauren zu halten, entbunden hatte, bestätigte durch eine eigene Bulle, was immer gegen sie geschehen mochte.

Das Joch einer dreifachen Bedrückung und Verfolgung, einer kirchlichen, bürgerlichen und militärischen, lastete schwer auf den Moriscos, als im Jahre 1568 Philipp's II. Decret, das ihnen auch ihre Sprache verbot, die Empörung zum Ausbruche brachte. Es folgte ein unsäglich erbitterter, beiderseits mit schauderhafter Grausamkeit geführter Kampf, der das Land um Granada zur Wüste machte und die Moriscos in jenen Gegenden großentheils ausrottete, aber auch 60.000 Spaniern das Leben kostete. Die noch am Leben gebliebenen Moriscos des granadinischen Reiches wurden in das innere Spanien abgeführt und da zerstreut.

Noch niemals vielleicht hatte sich in der Geschichte Christlicher Völker ein so widerwärtiger Wechsel von Paroxysmen kirchlicher Andacht mit Scenen thierischer Wollust und tigerartiger Mordgier gezeigt. Die Spanier offenbarten damals diesseits und jenseits des Oceans, weisen eine unter der Herrschaft der Inquisition und im Widerscheine ihrer Scheiterhaufen herangewachsene, zu erbarmungsloser Härte und kalter Grausamkeit gegen Andersgläubige förmlich erzogene Generation fähig war. Denn damals hatte man bereits die Autodafés als regelmäßig wiederkehrende öffentliche Unterhaltungen betrachten gelernt, bei welchen, da sie lange dauerten, Erfrischungen für die Inquisitoren und das schaulustige Publikum umhergereicht wurden, und dieses Publikum sich ent-

täuscht und verstimmt fühlte, wenn ihm etwa einmal nur ein Ketzer auf dem Scheiterhaufen zum Besten gegeben wurde. Auch rechneten sich's jetzt schon die Granden und Barone Spaniens zur Ehre, bei der Execution als Schergen (Alguazils) Dienste zu leisten, und die That jenes castilianischen Königs, des heiligen Ferdinand, welcher mit eigenen Händen Holz zu den Scheiterhaufen der Ketzer herbeigetragen hatte, galt als Vorbild für jeden spanischen Monarchen und wurde bei den feierlichen Autodafés bereitwillig nachgeahmt, wie man denn auch mit solchen die Vermählungen fürstlicher Personen am würdigsten begehen zu können glaubte.

Die Moriscos in den übrigen Theilen des Reiches hatten sich damals ruhig verhalten. Im Ganzen war die Zahl derer, die von ihnen der Inquisition zum Opfer fielen, weitaus nicht so groß, als man nach der Menge der Hinrichtungen der Neuchristen aus dem Judenthume hätte erwarten sollen. Das Tribunal wußte ihnen eben nicht recht bei zukommen; denn sie brachten ihre Kinder zur Taufe, gingen Sonntags zur Kirche und ließen sich vorpredigen, was man wollte; Keiner verrieth den Anderen. Die Spanier, Clerus und Laien, sorgten reichlich dafür, daß ihnen die christliche Religion nur in der für sie möglichst abschreckenden Gestalt, als eine Mischung von Heuchelei und Grausamkeit, verbunden mit dem rohesten Wilterdienste, erschien; da man sich nicht täuschen konnte, daß sie nur äußerlich das Christenthum bekennen, und nun die Inquisition auch nicht die gewünschten Erfolge hatte, so beschäftigte man sich fortwährend mit der Frage, wie in dieser Sache wirksamer verfahren werden könne, und zuletzt meinte der Erzbischof Xibera von Valencia (1602), man müßte das ganze maurische Volk aus Spanien vertreiben. Sie seien freilich, schrieb er dem Könige Philipp III., der nüchternste, sparsamste, arbeitssamste, und daher auch der wohlhabendste Theil der Bevölkerung, ihre Grundherren (und natürlich auch der Staat) bezögen ein sehr ergiebiges Einkommen von ihnen, aber dies Alles sei nur ein Grund mehr, sie zu verbannen. Und so geschah es denn auch acht Jahre später.

Es ist wohl anzunehmen, daß im königlichen Staatsrathe es zur Sprache kam, daß durch die Beraubung und Austreibung dieser Million fleißiger, geschickter, nüchterner, alle Abgaben regelmäßig zahlender Einwohner, die man in dieser Hinsicht als das Salz Spaniens betrachten konnte, dem Wohlstande des ohnehin schon im sichtbarsten Verfall befindlichen Landes gegen einen momentanen, von dem Abgrund der Staatsschuld bald verschlungenen Gewinn eine unheilbare Wunde geschlagen werde; aber die Theologie der Inquisition, die auch die des Clerus in seiner großen Mehrheit war, siegte. Auf Geheiß Paul V. wurde 1606

eine Synode spanischer Bischöfe berufen, welche durch die Theilnahme von Inquisitoren und Staatsmännern zur Junta wurde, und endlich erklärte, daß die Mauren alle ungültig getauft seien und daher von Neuem zur Taufe kommen müßten; wo nicht, sollten sie aus Spanien vertrieben werden.

In dieser Erklärung lag zugleich das schimpflichste Geständniß, das wohl je der Kirche eines ganzen Landes abgerungen worden ist, nämlich daß man seit nahezu neunzig Jahren mit der Taufe den ungeheuersten Mißbrauch getrieben hatte. Wenn damals ein Laie ein Sacrament profanirte, so verfiel er der schwersten Strafe des Glaubensgerichtes; nun hatte der ganze spanische Clerus seit fast einem Jahrhundert eine frevelhafte Entweihung des Sacramentes begangen und demnach nach kirchlicher Lehre in einer fortwährenden Todssünde dahingelebt. Dem fortgesetzten Andringen Ribera's und seiner Genossen gab Philipp III. endlich 1609 nach, doch schrat er vor der Verantwortung zurück und übergab die Ausführung des Beschlusses seinem allwaltenden Minister Verma, der nach Ribera's Vorschlägen die Mauren erst gänzlich berauben ließ — sie durften weder Geld noch Wechsel mit sich nehmen — und dann sie nach Afrika hinübertrieb, nachdem er noch vorher ihren ver zweifelten Versuch bewaffneter Erhebung niedergeschlagen hatte, worüber eine Menge von Ortschaften so verödet wurde, daß die Sierra Morena auf 150 Jahre lang nur noch von Räubern und wilden Thieren bewohnt wurde. In dankbarer Anerkennung der dem Vaterlande durch Ribera geleisteten Dienste trug Spanien bald darauf in Rom auf seine Heiligsprechung an.

Philipp II., der Vater des jetzigen Königs, würde sich wohl kaum zu einer solchen Maßregel entschlossen haben, wie zärtlich er auch sonst der Inquisition und ihren Doctrinen zugethan war: denn er begriff doch, welch' unerseßlichen Verlust an Arbeits und Wehrkräften Spanien dadurch erleide. Hievon abgesehen, war Philipp II. ganz das Ideal eines Königs, wie ihn die Inquisition wollte und brauchte, wie sie denn auch unter ihm ihre höchste Blüthe erreichte, auf der sie sich etwa ein Jahrhundert lang erhielt. Sie war ihm aber auch zu allen Dingen nütze, mit ihr hoffte er ferne Nationen zu bändigen und an seinen Thron zu fesseln. Mehr als Judenthum und Islam haßte Philipp den Protestantismus, dessen Siege und Erfolge gleichwohl Niemand so sehr wie er gefördert hat. In Spanien zwar gelang es der Inquisition, die protestantische Lehre, die sich im Stillen in ein paar Städten ausgebreitet hatte, auszurotten, aber zugleich auch alle Pläne und Ideen einer nach echtkatholischen Principien zu versuchenden Reinigung und Erhebung der Kirche. Dazu genügten vier große Autodafés in Valladolid und

Sevilla 1559 und 1560, in denen einige der vornehmsten Männer und Frauen und einige der gelehrtesten Theologen Spaniens den Flammentod starben. Die Meisten entflohen und bildeten spanisch-protestantische Gemeinden in Antwerpen, Genf, London. Das Volk im Ganzen und Großen war unberührt von den neuen Ideen und Lehren geblieben, und so verhielt sich die Zahl derer, welche wegen Protestantismus oder was die Inquisitionstheologen dafür ausgaben, hingerichtet wurden, doch nur wie etwa eins zu zwanzig.

Unterhalb Jahrhundert lang, von 1550—1700, stand die spanische Inquisition in ihrer vollen Blüthe und entwickelte nach allen Seiten hin und auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Lebens ihre Macht und ihren überwältigenden Einfluß, fortwährend getragen von der Gunst der Päpste. Auch als es keine Juden-Christen und reformatorisch Gesinnten mehr zu verbrennen galt, warf sie doch noch reichliche Einnahmen für die königliche Casse ab. Nach dem Berichte des venetianischen Gesandten Girolamo Giustinian im Jahre 1641 hatten die Confiscationen unter den zwei letzten Groß-Inquisitoren dem Könige noch 400.000 Ducaten eingetragen.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte die Inquisition eine neue auserlesene Schaar von Vertheidigern an den Jesuiten erhalten. Sie übertrafen darin noch die Dominicaner, obgleich sie nicht so thätigen Antheil an ihrem Geschäfte nahmen. Unermüdet waren sie im Preise des Instituts, seiner Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit. Suarez, der gefeiertste spanische Theologe des Ordens, empfahl, Solche, welche dogmatisirten, d. h. ihre Meinungen Anderen mittheilten, auch wenn sie widerrufen und Alles geleistet hätten, doch dem weltlichen Arme zur Verbrennung zu überliefern; denn dies erfordere „die Gunst des Glaubens.“

Die Behauptung Florente's und Anderer, daß das spanische Volk das Joch des heiligen Officiums stets mit äußerstem Widerwillen ertragen habe, ist nicht richtig. Achthundert Jahre des Glaubensstumpfes hatten einen fanatischen Zug in den Character der Nation gebracht und die Spanier mit grimmigem Haß gegen Juden und Moslems erfüllt; der Haß gegen fremden Glauben wurde ihnen identisch mit dem gegen fremde Nationalitäten, und er wurde noch gesteigert und vergiftet durch den Neid und beleidigten Stolz, mit dem sie auf den Wohlstand und die Geschicklichkeit der aus Israel entsprossenen Emportömmlinge hinsahen. Nicht ohne Befriedigung nahm daher das Volk das Nachsehn auf, das die Inquisition ausführte.

Den unter der Herrschaft des Officiums heranreifenden Generationen prägte man ein, daß dasselbe ebenso nothwendig als heilsam sei,

daß der heilige Zweck der Reinheit des Glaubens ohne dieses Mittel nicht erreicht werden könne und daß die spanische Nation gerade in dieser Reinheit des Glaubens allen übrigen Völkern voranleuchte. Jede Machtvergrößerung, jeder Sieg wurde der sichtbar auf Spanien und seinem heiligen Officium ruhenden Gnade Gottes zugeschrieben. Und da von denen, die einmal in den Händen des Tribunals sich befunden und mit Leben und Freiheit davongekommen waren, Keiner eine Mittheilung über das, was ihm widerfahren, machen durfte, wollte er nicht sogleich wieder eingezogen werden, so wurde die Ungerechtigkeit und Grausamkeit seines Verfahrens nicht einmal ruckbar.

Blicken wir aber auf die Folgen der Inquisition in Spanien, so war die nächste und natürlichste die weite Verbreitung der Heuchelei, ein Scheinwesen und Ceremoniendienst, ein Wetteifer in geräuschvollem, kirchlichen Mechanismus ohne jede innere religiöse Ergriffenheit. Man konnte hierzulande jahrelang grobe Unsittlichkeiten begehen und doch als ein guter Katholik gelten. Der moderne Tiberius, Philipp II., war selbst das Muster eines Inquisitionsschristen. Er lebte in stetem Ehebruch und wechselte seine Maitressen nach Laune, er war überlegter Lügner und Mörder, aber an unermüdeter Theilnahme an allen kirchlichen Feierlichkeiten wurde er von Niemandem übertroffen. Ganz Spanien war voll von seiner Frömmigkeit und seiner Hingebung an den Papst, der ihn seinen theuersten Sohn und die Säule der katholischen Kirche nannte, und mit Bewunderung wiederholte man das Wort, das Philipp bei dem großen Autodafé zu Valladolid gesprochen, daß er selbst das Holz zum Scheiterhaufen zutragen wollte, wenn sein Sohn härerisch würde. Die rohesten Formen einer an Idolatrie und Polytheismus grenzenden Superstition wurden von der Inquisition nicht nur nicht angetastet, sondern geradezu gepflegt. Selbst den Italienern, wenn sie nach Spanien kamen, fielen die grotesken Thiergestalten, die Karven, die unnatürliche Verbindung religiöser Ceremonien mit Maskeraden und Tänzen, das Singen profaner Lieder in den Kirchen und bei Processionen auf. So konnte es denn noch am Ende des 17. Jahrhunderts vorkommen, daß der Groß Inquisitor, der königliche Beichtvater und angesehene Doctoren der Theologie den in Besessenen steckenden Satan wie ein Orakel befragen ließen, was bei der angeblichen Bezauberung des Königs Carl II. zu thun und durch welche Beschwörungsformeln dieser Zauber zu heben sei.

Alle schlechten Eigenschaften des spanischen Nationalcharacters, schonungslose Grausamkeit, Habgier, falscher Stolz und Pochen auf ein gebildete Vorzüge mit Verachtung und Vernachlässigung der wahren socialen Tugenden, blinder Racenhass, Lust zum Müßiggang wurden durch die Inquisition gepflegt und weiter gesteigert. Wer hätte z. B. den

Müßiggang zu tabeln gewagt, der durch das Beispiel von 50.000 Bettelmönchen geheiligt und durch die kirchlichen Feiertage, die in manchen Diöcesen ein Drittheil des Jahres ausfüllten, ermuntert war? Viele fruchtbare Gegenden Spaniens wurden in Folge dieser kirchlich gepflegten Faulheit zur Wüste, und man konnte tagelang reisen, ohne auf ein Dorf oder Haus zu treffen. Die Gewerbe in den Städten waren meistens in den Händen von Ausländern. Die Religion, welche sonst bestimmt ist, die natürliche Wildheit und Härte im Menschen zu brechen, war für den Spanier mit den Vorstellungen von Kerker, Folter und Scheiterhaufen verbunden; er sah die Priester, sonst die Boten der Gnade und Verzeihung, als unerbittliche Richter, als Verkündiger von Todesurtheilen, als Henker. Nur in Spanien war es möglich, daß die Ankunft einer jungen Königin mit einem Autodafé gefeiert oder die Melancholie eines kränklichen Königs (Carl II.) durch den Anblick der lodernden Scheiterhaufen zu verschrecken versucht wurde.

Bei der Verarmung des Adels und dem Mangel eines wohlhabenden Bürgerstandes war der Clerus allein blühend und eigentlich herrschend in Spanien, und da die Inquisition den Mönch und den Priester, wenn er nicht etwa mit wissenschaftlichen Dingen sich befaßte, oder die Sacramente zu Fleischesünden mißbrauchte, in Ruhe ließ, so wirkten Streben nach Sicherheit, Ehrgeiz, Habgier und Neigung zum Müßiggang zusammen, um die Wahl dieses Standes den Spaniern zu empfehlen.

Mit päpstlichen Indulgenzen war Spanien weit über alle Länder gesegnet. Wie viel der Spanier auch sündigte, er hatte das beruhigende Bewußtsein, daß er seinen allgemeinen Ablass bar bezahlt in der Tasche mit sich herumtrug; da er stets mit dem Bekenntnisse des katholischen Glaubens auf den Lippen starb, so hatte er bei der unermesslichen Menge der päpstlichen Gnade weder Hölle noch Fegefeuer zu fürchten; das letztere umfoweniger, als es die erste Sorge der überlebenden Verwandten war, den Namen des Todten in ihre Cruzada-Zettel eintragen zu lassen und der Name des Papstes ihnen für die augenblickliche Entlassung desselben aus diesem Reinigungsorte bürgte. Da man des Guten nicht zu viel thun kann, kam man auf den Einfall, den Leichnam in einem Mönchshabit, in welchen päpstliche Indulgenzen eingenäht waren, begraben zu lassen, so war er — *undique tutus*.

Es ist öfter schon bemerkt worden, daß die Einsetzung und erste Thätigkeit der Inquisition mit dem literarischen Aufschwung Spaniens zusammenfiel und daß ihr Einfluß nach dieser Seite hin anfänglich doch nicht so verderblich war, als sich nach ihrer Einrichtung und ihrem Geiste erwarten ließ. Dies ist richtig, aber die Inquisition war in den ersten

dreißig Jahren fast nur mit dem wirklichen oder vermeintlichen Jüdaismus beschäftigt; erst nach der Niederlage der Comuneros 1521 und als die ersten Vorboten und Zeichen der gewaltigen deutschen Religionsbewegung in Spanien kund wurden, unterwarf sie alles Gedruckte ihrer (früher von weltlichen Richtern gehandhabten) in unzähligen Fällen verachtenden Censur. Doch war der geistige Aufschwung, den Spanien in der Literatur genommen, noch zu mächtig, als daß sich die schlimmsten Wirkungen früher als beim Beginn des 17. Jahrhunderts fühlbar gemacht hätten. Aber um die Zeit der Thronbesteigung Philipps III. war die geistige Blüthe bereits geknickt; die Geschichtsschreibung sank wieder zur Chronik herab, die Naturwissenschaft und Mathematik blieben ganz vernachlässigt, biblische und kirchenhistorische Studien waren unmöglich geworden, nur scholastische Philosophie und Theologie wucherten in bände reichen Werken fort. Die besseren Köpfe warfen sich auf die Poesie, wobei man noch am mindesten Gefahr lief. Ein Blick auf die Geschichte Spaniens lehrt, wie nichts mehr geeignet ist, ein unfähiges, bis in ferne Generationen fortwirkendes Unheil über ein Volk zu bringen, als eine corrumpirte Religion und damit harmonirende Theologie.

Im Ganzen wurde die Inquisition seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts weniger mörderisch und die Zahl ihrer Opfer verminderte sich: zum Theile freilich deshalb, weil die Bevölkerung überhaupt in rascher Abnahme begriffen, die Juden und Moriscos ausgetrieben und die Befenner protestantischer Meinungen selten geworden waren. Anhänger einer falschen und unsittlichen Mystik (Alumbrados), religiöse Betrüger u. dgl. fielen von nun an am häufigsten in die Hände der Inquisition. Uebrigens sind Morente's Berechnungen über die Zahl der Opfer in späterer Zeit theilweise zu niedrig gegriffen. Für die Zeit des zweiundzwanzigsten Großinquisitors, des Bischofs Diego de Arce Renoso (1643—1665), nimmt er im Ganzen 9568 Verurtheilte an. Allein die gleichzeitige, sehr genaue Biographie dieses Mannes, verfaßt von dem Secretär der Inquisition in Toledo, der seine Angaben offenbar aus erster Quelle geschöpft hat, berichtet, daß in diesen zweiundzwanzig Jahren 16 Autos und 300 Autillos (Autos mit geringerer Feierlichkeit gehalten und in diesen über 13.000 zu verschiedenen Strafen verurtheilt, nebstdem aber mehr als 12.000 jüdische Familien verbannt worden seien. Bei dem großen Auto zu Madrid im Jahre 1680 handelte es sich um 119 Verurtheilte, von denen 19 persönlich, 34 im Bilde verbrannt worden sind.

Indeß hatte die Inquisition doch schon einen großen Vorzug in den Augen der Regierung eingebüßt: sie war nicht mehr so einträglich, denn einen wohlhabenden Mittelstand gab es nicht mehr, die reichen

neuchristlichen Familien waren verschwunden oder verarmt, und so trugen die Confiscationen nach Abzug der Gehalte für das zahlreiche Personal und der anderen Kosten nicht mehr viel ein. Doch so lange die habsburg'sche Dynastie auf dem Throne blieb, konnte man nun mit jenem italienischen Staatsmanne sagen: der eigentliche Herr und König der spanischen Nation sei die Inquisition. Mit dem Beginne der bourbonischen Dynastie änderte sich dies; Philipp V. verzichtete zum Erstaunen der Spanier auf den ihm zugedachten Genuß eines Autodafés und erklärte, demselben nicht beizuhohnen zu wollen. Aber die Zeit, in welcher wieder einmal in Spanien ein Mensch eine freie Meinung äußern durfte, kam noch lange nicht. Der Versuch mißlang, den die eine Zeitlang am spanischen Hofe mächtige Prinzessin Ursini in Verbindung mit dem kühnen Macanaz, der früher selbst ein Vertheidiger der Inquisition gewesen, unternahm, nämlich das Tribunal zu reformiren oder durch Rückgabe seiner Gewalt an die Bischöfe aufzuheben. Sie wurde gestürzt und es erfolgte ein so vollständiger Umschlag, daß unter der Regierung des ersten Bourbons (1700—1746) nicht weniger als 782 Autos und Autillos stattfanden, in denen 14.000 Personen mit schwereren oder gelinderen Strafen belegt wurden. Unter diesen mußten aber z. B. noch Witwen von 95 und Mädchen von 15 Jahren den Scheiterhaufen bestiegen. Erst unter Ferdinand VI. und Carl III. brach die Morgenröthe einer besseren Zeit an. An den Sprichwörtern des Volkes konnte man den großen Umschwung, der sich im 18. Jahrhunderte vollzogen, erkennen. Noch im Beginne galt das Wort: Still vom König und der Inquisition! Gegen Ende desselben lautete im Volksmunde auf die Frage: Was ist das heilige Officium? die Antwort: Ein Crucifix, zwei Leuchter und drei Dummköpfe.





XXVIII.

Die Regel des heiligen Franz.



iese Regel vom Jahre 1223 besteht nur aus zwölf Capiteln, und verdient als das Gesetzbuch von Millionen Bettelmönchen ihrem ganzen Inhalte nach angeführt zu werden:

I. Dies ist das Gesetz für die mindern Brüder. Sie sollen nach dem heiligen Evangelio wandeln in Gehorsam, ohne Eigenthum und in Keuschheit. Der Bruder Franz selbst verspricht Gehorsam und Ehrfurcht dem Papst Honorius, seinen Nachfolgern und der Kirche, und so sollen auch die übrigen Brüder dem Bruder Franz und seinen Nachfolgern Gehorsam leisten.

II. Novizen aufzunehmen gebührt dem Provinzialminister. Diese sollen sie prüfen über ihren katholischen Glauben, und wenn sie richtig befunden werden, und ohne Weiber sind, so sage man ihnen:

Gehet hin und verkaufet was ihr habt, und gebt's den Armen. Hierauf gebe man ihnen die Kleidung des Probejahres, zween Röcke ohne Capuze — einen Gürtel oder Strick (zum Zeichen, daß sie an die Kirche

gebunden sind, und zum Andenken, daß Christus gebunden wurde) nebst ein Paar Unterhosen und einem Mantel. Nach geendigtem Probejahre nehme man ihnen die Gelübde ab. Kein Bruder darf dann mehr den Orden verlassen: „denn wer die Hand an den Pflug leget, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes!“ sagt das Evangelium. (Hätten sie doch den Pflug unfigürlich genommen!) Nun gebe man ihnen die Capuze, und erlaube ihnen auch im Nothfalle, die Füße zu bedecken. Alle Brüder sollen grobe, schlechte Kleider tragen, und sie flicken mit Sacklinnen oder Lumpen, denn das bringt Segen vom Herrn! Daher frères frapparts-frippès-frippiers.) Keiner aber verachte die, die weiche und schöne Kleider tragen, gut essen und gut trinken; jeder richte oder verachte vielmehr sich selbst.

III. Die Geistlichen unter den Brüdern sollen das heilige Amt nach der römischen Liturgie halten, und den Psalter nach ihrem Brevier — die Laienbrüder aber beten zur Frühmette 24 Paternoster, in der Hora, Laudes genannt, 5 — zur Prim, Terz, Sept und None 7 — zur Vesper 12 und zur Complete 7 Paternoster. Das allgemeine Fasten dauert von Allerheiligen bis Weihnachten — das Fasten am Ostern und jeden Freitag. Das übrige Fasten ist nicht allgemein verbindlich, wer es aber hält, hat Segen vom Herrn. Auf Reisen sollen die Brüder nirgends Zank stiften, nicht disputiren, nicht Andere richten, sondern gütig, friedfertig, bescheiden, herablassend sein, und mit Jedermann artig reden, wie sich's gebührt. Reiten ist nur in Nothfällen erlaubt. Kommen sie in ein Haus, so sollen sie sagen: Friede sei mit euch! und dann essen, was man ihnen vorsetzet, laut des Evangeliums.

IV. Die Brüder sollen auf keine Weise Geld oder eine andere Art von Bezahlung (Denarios vel pecuniam) annehmen, weder selbst, noch durch andere. Die Bedürfnisse sollen die Obern durch geistliche Freunde besorgen lassen nach Lage des Orts, der Zeitumstände und der Kälte der Gegenden.

V. Die Brüder, denen Gott Kräfte zur Arbeit gegeben hat, sollen arbeiten und den Müßiggang verbannen, damit der Geist der Andacht nicht in ihnen erlösche. Zum Lohne ihrer Arbeit können sie sich Dinge geben lassen, die zur Leibesnothdurft gehören, nur kein Geld, so wie es Knechten Gottes und Eiferern in der heiligen Armuth gebührt. (Sie nahmen kein Geld [oder nur in Papier gewickelt], dafür aber Naturalien aller Art, und daher nannten unsere alten Juristen die *Condictio triticiaria* gar witzig *Actio Franciscanorum*.)

VI. Sie sollen kein Eigenthum besitzen, weder Haus noch sonst Etwas, sondern wie Fremdlinge und Pilgrime in der Welt in Armuth und Niedrigkeit dienen dem Herrn, und dreiste betteln (*vadant pro ele-*

mosyna confidenter). Dieser hohen, erhabenen Armuth, die zu Erben und Königen im Himmelreich, dürftig an Gütern, aber reich an Tugenden macht, braucht man sich nicht zu schämen. Die Brüder sollen sich als Brüder allerwärts gegen einander betragen, sich ihre Bedürfnisse einander dreist entdecken, und wenn einer krank wird, sollen ihm die andern dienen, wie sie wollen, daß man ihnen wieder diene.

VII. Wird ein Bruder vom Teufel zu einer Todsünde verführt, soll er sich sogleich bei dem Minister melden, der, wenn er ein Priester ist, ihm die Pönitenz auflegt. Dieser soll sich hüten, daß er nicht durch die Sünde zum Zorne und Grimme gereizt werde, weil dadurch die Liebe verloscht!

VIII. Die Priester sollen stets einen aus dem Orden zum Generalminister haben (Custos) und ihm strengen Gehorsam leisten: bei dessen Abgang sollen die Provinzialminister auf dem Capitel am Pfingsten einen Nachfolger wählen. Diese Wahl geschieht ordentlich alle drei Jahre. Sollte der Gewählte von allen Provinzialministern und Custoden für ungeschickt befunden werden, so mag man ein anderes Oberhaupt wählen. Jeder Provinzial kann auch Provinzialcapitel halten.

IX. Kein Bruder darf predigen, ohne Erlaubniß des Bischofs seiner Diöcese, und wenn er nicht von den Obern geprüft ist. Die Ausdrücke seien gewählt, anständig, zum Nutzen und Erbauung des Volkes, und kurz, denn der Herr hat sein Wort abgekürzt auf Erden. So übersetzt die Vulgata die Stelle Röm. IX., 28, — denn der seraphische Vater verstand so wenig griechisch, als seine seraphinischen Kinder; -- aber diese mißverstandene Bibelstelle gehört unter die wenigen, die etwas sehr Gutes hervorbrachten — kurze Predigten!)

X. Die Minister sollen die Brüder visitiren, vermehren und die Fehlenden mit Liebe bessern — ihnen aber nichts gebieten, was wider ihre Seele und Regel wäre. Die Untergebenen sollen sich erinnern, daß sie ihrem Willen entsagt haben, und gehorchen. Änden sich Brüder, die die Regel nicht geistlicher Weise, d. i. nach ihrer Strenge beobachten können, so sollen sie sich an ihre Obern wenden, die ihnen vertraulich begegnen sollen, denn die Obern sind die Knechte aller Brüder. Aller Stolz, eitle Ehre, Geiz und alle Sorge für das Zeitliche — alle Verkleinerung Anderer und alle Unruhe vermeide man. Wer nicht studirt hat, soll nicht erst anfangen (*non eurent nescientes literas eas discere*), sondern lieber darauf denken, sich nach dem Geiste Gottes und seiner heiligen Einwirkung zu sehnen, stets mit lauterem Herzen zu beten in Demuth und Geduld, und die, welche uns verfolgen, nicht tadeln, schmähen, sondern lieben, weil der Herr spricht: Liebet eure Feinde, und

selig sind die, die Verfolgung leiden wegen der Gerechtigkeit, denn deren ist das Himmelreich, und wer bis an's Ende beharret, wird selig!

XI. Die Brüder sollen sich alles verdächtigen Umganges enthalten, die Weiber meiden, in kein Nonnenkloster gehen, wenn sie keine Erlaubniß dazu haben, und keine Gevatterschaften übernehmen, damit kein Scandal entstehe.

XII. Diejenigen Brüder, welche aus göttlichem Antrieb zu den Saracenen oder andern Ungläubigen gehen wollen, sollen die Erlaubniß dazu bei ihren Provinzialen suchen, und diese sollen nur denen solche ertheilen, die dazu geschickt sind. — Ueberdies gebiete ich noch den Ministern bei heiliger Obedienz, daß sie sich vom Papste jedesmal einen Cardinal zum Beschützer erbitten, damit wir stets der heiligen Kirche unterthan, im katholischen Glauben unveränderlich, und die Armuth, Demuth und das Evangelium unsers Herrn stets nach unserer Zusage beobachten mögen.



XXIX.

Der Cölibat und seine Folgen.



Es ist eine im Volke vielfach verbreitete Meinung, als sei der Cölibat eine von Christus oder doch von den Aposteln für die Priester der katholischen Kirche erlassenes Gebot. Diese unrichtige Ansicht wird vielfach dadurch unterstützt, daß von Seite des katholischen Clerus sehr oft mit einer Art von Bedauern, ja Abscheu, über die Gestattung der Ehe der protestantischen Geistlichen gesprochen wird. Allein der Cölibat, die gezwungene Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen, ist nichts weniger als eine Einrichtung der apostolischen Zeit, sie ist vielmehr blos eine Erfindung der Päpste, um gewisse Schwierigkeiten zu umgehen, welche sich durch die Ehe der Priester für den römischen Stuhl erhoben und um den niedern Clerus gefügiger und mehr und mehr abhängig zu machen.

Aus den Berichten der vier Evangelisten geht hervor, daß Jesus, der Stifter der christlichen Religion, niemals verheirathet war. Man hat daraus bisweilen einen Beweis ableiten wollen, als sei der ehelose

Stand ein besonders wohlgefälliger vor den Augen Gottes, und auch die Offenbarung des h. Johannes sagt an einer gewissen Stelle, daß im Himmel ein Lied erschallte, welches nur diejenigen singen konnten, die unverheirathet geblieben waren. Leider beruht eine derartige Beweisführung auf sehr schwachen Füßen. Jesus hat nicht allein niemals den ehelosen Stand auf Unkosten der Ehe hervorgehoben, sondern um zu zeigen, wie hoch er die Ehe schätze und achte, ist er selbst der Einladung zu einer Hochzeit gefolgt, und hat sogar hier, als die Gäste den vorhandenen Wein verzehrt hatten, sein erstes Wunder gewirkt — er verwandelte Wasser in Wein.

Wir dürfen mit Recht schließen, daß Christus selbst den Ehestand hoch ehrte. Das Gleiche treffen wir ebenfalls bei den Aposteln, von denen mehrere selbst verheirathet waren, so z. B. Paulus. Derselbe schreibt in einem Briefe an Timotheus ausdrücklich vor: „Der Bischof sei eines Weibes Mann, der sein Haus gut verwalte, seine Kinder mit Ernst zum Gehorsam erhalte, denn wer seinem Hause nicht gut vorzustehen weiß, wie kann der die Kirche Gottes regieren?“ Auch von den Diaconen sagt derselbe berühmte Heidenapostel, daß sie verheirathet seien und ihren Kindern und Häusern wohl vorstehen sollen. An die Korinther, bei denen über die Ehe Streitigkeiten eingegriffen waren, schreibt er, daß es allerdings besser sei, unverheirathet zu bleiben, doch möge Jeder das mit sich selbst ausmachen, indem er Niemandem eine Falle stellen wolle, sondern Jeder wissen müsse, was er zu thun habe. Diese Stelle des Paulus bezieht sich aber durchaus nicht auf die Vorsteher der damaligen Kirche allein, sondern vielmehr auf alle Christen. Wie weit aber Paulus mit seiner Bemerkung davon entfernt war, ein allgemeines Gesetz vorschreiben zu wollen, ergibt sich für jeden denkenden Menschen sofort, wenn er sich die Folgen vergegenwärtigt, welche eine allgemeine Ehelosigkeit der damaligen Christen nothwendig nach sich gezogen haben würde. Denn es ist doch einleuchtend, daß alsdann die junge, wenig zahlreiche Christengemeinde im Verlaufe eines Menschenalters ausgestorben sein würde, ja daß das ganze Menschengeschlecht ausgestorben wäre, sobald es den katholischen Glauben annahm. Auch stände eine derartige Vorschrift in schreiendem Widerspruch mit dem Ausspruche Jehova's in der Genesis: „Wachset und mehret euch 2c.“

Zu welchem Wahnsinne übrigens die falsche Interpretation der Worte des Apostels schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche einige kurzsichtige Schwärmer von geringer Bildung verleitete, sehen wir an den Abeloniten, die in der Umgebung des alten Karthago hausten. Diese überspannten Seeleneiferer hatten als Norm aufgestellt, daß jeder Mann ein Mädchen und jedes Weib einen Knaben zum be-

ständigen Gefellschafter mit sich herum schleppen solle — alles, damit dem Worte Pauli an die Korinther genügt werde, „es seien diejenigen, welche Weiber haben, als hätten sie keine.“

Montanus seinerseits verachtete die Ehe aus Herzensgrund als eine Hauptquelle des Bösen und Marzion hielt sie für identisch mit der Unzucht. Aber das alte Sprichwort: die Extreme berühren sich, hat sich auch bei den frühesten Christengemeinden bewahrheitet. Ich will nicht sprechen von den jungen Witwen zu Korinth, denen Paulus über ihren höchst unmoralischen Lebenswandel eine so derbe Strafpredigt hielt; ich will nur an Marcius und Kapotrates erinnern, die sich auch Christen nannten, aber dabei die Unzucht eine hervorragende Rolle spielen ließen und Mysterien einführten, gegen welche die heidnischen Saturnalien sich noch ziemlich anständig ausnehmen. Es soll durchaus nicht behauptet werden, daß dieses schamlose Treiben allgemein bei den Christen der ersten Jahrhunderte Beifall gefunden habe, im Gegentheil wird es damals ebenso wohl wie heute den Ekel und Abscheu jedes ehrenhaften Menschen erregt haben; aber es ist nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, wie schwankend damals die Ansichten und Grundzüge des Volkes waren und wie der tollste Unsinn seine Anhänger und Vertheidiger fand.

Gegenüber den eben genannten Unzucht-Lehrern versieten die Streng gläubigen später wieder in den entgegengesetzten Wahn. Justinus der Märtyrer meinte, die Ehe müsse durchaus unterdrückt werden, denn Christus habe auch nicht in der Ehe gelebt, und wenn es Gott gefalle, so könne er auf ungeschlechtlichem Wege Menschen erzeugen. Der gute Mann hatte wahrscheinlich die Erschaffung des Adam und der Eva aus Lehm im Kopfe; allein es hat bis jetzt Gott noch niemals gefallen, dieses Wunder zu wiederholen.

Der fromme Tertullianus hielt dafür, daß die Ehe unrein sei, und daß ein überlebender Ehegatte unter keinen Umständen zur Schließung eines zweiten Ehebundes schreiten dürfte. Das gänzliche Eingehen der Ehe hielt er für am besten. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß mit der Ehe auch das Menschengeschlecht eingehen dürfte, erklärte er, daß ihm dies ziemlich gleichgiltig sei!

Origenes ging, wie man weiß, sogar zu dem verzweifeltsten Mittel über, sich selbst zu kastriren. Durch solche Radicateur war er nun allerdings den Fleischesteufel mit einem Male losgeworden, ob er aber damit ein Gott wohlgefälliges Werk verrichtet habe, ist eben so zweifelhaft, wie ob jener Narr ein wahrer Jünger Christi war, von dem kürzlich die Zeitungen meldeten, daß er sich buchstäblich die Hand abhieb und dieselbe fortwarf nach dem Worte Christi: Wenn dich deine Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir.

Die große Menge liebt bekanntlich immer das Auffallende, das Seltsame, und so kam es, daß man vor Allem bei den Priestern eine Verheirathung nicht gerne sah. Die Kirche selbst hatte bis dahin (nämlich bis zum Schluß des 4. Jahrhunderts) der Ehe der Priester nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt. Da, als auf dem Concilium zu Nicäa unter den dreihundert dort versammelten Bischöfen Einer die allgemeine Ehelosigkeit der Priester einzuführen vorschlug, fiel sein Antrag gänzlich durch und man verbot dem Clerus bloß das Zusammenleben mit Weibern außer der Ehe — was sich übrigens wohl von selbst verstehen sollte.

Den ersten Versuch einer zwangsweisen Einführung der Ehelosigkeit der Geistlichen treffen wir auf einer Synode spanischer Bischöfe, die im ersten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts zu Elvira abgehalten ward. Die dort versammelten Prälaten faßten die Sache, behufs der Durchführung, auch am richtigen Ende an und beschloßen, keinem verheiratheten Priester mehr ein Amt zu geben, und denjenigen, welche bereits im Ehestande lebten, jede Vereinigung mit ihren Weibern zu untersagen. Die Synode zu Cäsarea im Jahre 314 untersagte ebenfalls den Priestern die Ehe; auf einer andern, im nämlichen Jahre abgehaltenen Versammlung wurde den Diakonen die Ehe nur dann gestattet, wenn sie sich diese bei ihrer Ordination ausdrücklich vorbehielten. Der dumme Pöbel jauchzte diesem neuen Heiligungsmittel natürlich Beifall zu, aber die Geschichte der Menschheit betrauert solche Beschlüsse und entrüstet wendet sich die Wissenschaft von der Hand voll Fanatiker ab, die durch ihre widernatürlichen Befehle nur Unheil hervorrufen konnten. Der Wahnsinn dieser Leute fand eine mächtige Stütze an drei Männern, von denen der eine, Ambrosius, Bischof von Mailand, abgesehen von seinen verschwobenen Ideen über den Ehestand, zu den edelsten Menschen aller Zeiten gezählt werden muß, während der andere, Augustinus, nachmals Bischof von Hippo in Afrika, in seiner Jugend allerdings den Kelch des Lasters bis zur Hefe geleert hatte, und auch der dritte, Hieronymus, die Lüste dieser Welt aus eigener Erfahrung kannte. Der h. Ambrosius war vernünftig genug, die Ehe nicht, wie seine thörichten Vorgänger, als des Teufels zu verschreiben, aber fast alle seine Predigten zielten darauf hinaus, das ehelose Leben zu verherrlichen. Ein wahrhafter Volkslehrer würde seinen Zuhörern mit möglichster Unparteilichkeit die Vortheile beider Stände auseinander gesetzt haben, und es dann dem Ermessen und der Macht der Liebe überlassen haben, was der Einzelne thun wolle. Bei Ambrosius aber treffen wir immer wieder den Refrain: Ueberwindung der Welt d. h. Ehelosigkeit.

Nicht so vernünftig als sein College Ambrosius verfuhr der heil

Augustin. Er verlangte von den Geistlichen absolute Ehelosigkeit und wünschte auch, daß das gemeine Volk sich der Kinderzeugung enthalte — damit das Ende der Welt desto eher da sei!

Hieronymus aus Stridan in Dalmatien kam jung nach Rom, um der Welt Weisheit zu studiren. Hier machte er sich statt dessen hauptsächlich mit den Thorheiten der Welt bekannt und dies in einem Maße, daß ihn eine große Unlust am Leben befiel. Im Traume auf seinen leichtsinnigen Lebenswandel aufmerksam gemacht, flüchtete er in die Wüste, las dort die Bibel, fastete und fastete sich. Dennoch konnte er den Fleishestempel nicht los werden, alte Erinnerungen tauchten mit lebhaften Farben gemalt immer wieder in seinem Geiste auf. Endlich fand er ein wirksames Remedium gegen alle diese Anfechtungen: Hungern. Nachmals wurde Hieronymus ein gewaltiger Prediger gegen die Ehe, wenngleich seine Behauptungen nicht unangefochten blieben und zu Erörterungen führten, die in unserm heutigen, gesitteteren Zeitalter nicht wohl mitzutheilen sind. — Man muß überhaupt diese und ähnliche Meinungskämpfe der Gottesgelehrten der früheren Jahrhunderte selbst nachlesen, um einen Begriff von der ungeheuren sittlichen Rohheit zu erhalten, welche früher unter den Kindern der katholischen Kirche herrschte. Gegenstände, die man heute in einer anständigen Gesellschaft nicht anzudeuten wagen darf, wurden damals öffentlich behandelt, und zwar in einer Weise, daß man unwillkürlich zu der Vermuthung gedrängt wird, es habe den damaligen Theologen ein besonderes Vergnügen gemacht, im Schmutze herumzurühren. Es wird freilich von der Orthodoxie beschönigend eingewendet, die früheren Zeiten seien überhaupt rohe gewesen, und man dürfe das, was damals vorgefallen, nicht mit dem Maßstabe von heute messen. Die Moral aus solchem Geständnisse mag sich Jeder selbst ziehen: die heutige unchristliche Zeit steht in sittlicher Beziehung himmelhoch über den guten, alten Tagen.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. trat zwischen dem morgenländischen und dem abendländischen Theile der Christenheit eine Spaltung ein über die Frage, ob die Cleriker heirathen sollten oder nicht. Im Abendlande neigte man sich mehr und mehr zur Verneinung dieser Frage; aber auf der Trullischen Synode im Jahre 692 erklärte die morgenländische Kirche einstimmig, daß die Geistlichen heirathen dürften, wie es von jeher der Fall gewesen sei, sie erklärte ferner jeden Prälaten für seines Amtes verlustig, der einem Priester das eheliche Zusammenleben mit seiner Frau zu verbieten sich anmaße. Nichtsdestoweniger gewöhnte man sich im Abendlande immer mehr und mehr daran, bei den Geistlichen auf Ehelosigkeit zu sehen und überhaupt auf die Ehe zu schimpfen. Die Päpste sahen nach und nach die Ehe des untergeordneten Clerus

immer weniger gern; sie suchten die Ehelosigkeit der Priester dadurch zu begünstigen, daß die höheren Stellen ausnahmslos an unverheirathete Geistliche vergeben wurden, aber an ein directes allgemeines Verbot wagten sich die Päpste noch nicht.

Endlich erschien der Mann, dem es vorbehalten war, den Priestern die Weiber zu nehmen, der den Eölibat obligatorisch machte.

Hildebrand, ein kleiner, fränklicher Mönch, war eines Schmiedes Sohn und gebürtig aus Saona in Italien. Durch hochgestellte Gönner dem Staube und Schmutze des Mönchslebens entrisen, beherrschte er schon als Kanzler ein Vierteljahrhundert hindurch die Päpste und die Kirche. Seinem scharfen Blicke entgingen die Mittel nicht, welche angewendet werden mußten, um die Statthalter Gottes in Rom auch in Bezug auf physische Macht zu derjenigen Höhe zu erheben, wonach sie in den vergangenen Jahrhunderten mit wechselvollem Glücke gestrebt hatten. Vor allen Dingen mußte das Priesterthum immer enger mit den Interessen des römischen Stuhles verknüpft werden. Gleichzeitig unternahm der Schmiedesohn von Saona, nachdem er als Gregor VII. den Stuhl Petri bestiegen hatte, den schweren Kampf wider des deutschen Kaisers Macht und der Priesterweiber Recht, und als er, fast ein Jahrhundert alt, verbannt in Salerno starb, da neigte sich bereits der Sieg entschieden auf die Seite des Stuhles Petri.

Die zwangsweise Einführung des Eölibats, besonders die Entlassung der Priesterweiber, war zweifellos ein schreiendes Unrecht; allein Gregor VII. war der Ansicht, daß sich alle Interessen des Einzelnen denjenigen des römischen Stuhles unterordnen mußten; kein Gedanke an einen eigenen heimathlichen Heerd, keine Regung für theure Familienglieder, kein Schlag des Herzens für ein geliebtes Wesen sollte den Priester mehr von der rücksichtslosen Ausführung aller von Rom ausgehenden Befehle abhalten. Die Priesterschaft sollte der ganzen übrigen Menschheit gewissermaßen wie eine geschlossene Phalanx gegenüberstehen. Aber auch der Säckel der Kirche konnte durch den Eölibat mit gefüllt werden, denn damals waren die Päpste ebensowohl in Geldverlegenheit als heute, obchon sie Opfer, Geschenke und Darlehen massenhafter und leichter als gegenwärtig erhielten. Auf einer Kirchenversammlung zu London (1248) heißt es ausdrücklich, daß die Geistlichen weder ihren unehelichen Kindern, noch ihren Concubinen etwas testamentarisch vermachen dürften, sondern daß alle solche Vermächtnisse der Kirche zufallen sollten.

Die Gesetze Gregor VII. stießen bei dem niederen Clerus vielfach auf den allergrößten Widerstand und ihre Durchführung erforderte mehr als gewöhnliche Mittel. Die Geistlichkeit bemerkte sehr richtig, daß

durch das Verbot der Ehe der Unzucht Thür und Thor geöffnet sei. Diejenigen, welche die wahnsinnigen Cölibatsgesetze mit ihrer besseren Ueberzeugung nicht zu vereinigen vermochten, verließen Kanzel und Altar und suchten sich und ihre theuren Angehörigen durch andere Beschäftigung zu ernähren. Der Erzbischof von Rouen wurde, als er die päpstliche Bulle verlas, von den rasenden Priestern fast gesteinigt und entzog sich seinen Untergebenen durch schmählische Flucht. Der Bischof Altmann von Passau wäre von seinen Geistlichen zerrissen worden, wenn ihn nicht das gläubige Volk vor der Wuth der Cleriker geschützt hätte.' Schließlich, als die Geistlichkeit sah, daß ihr nichts Anderes übrig blieb als zu gehorchen, ergab sie sich nach fast zweihundertjährigem Widerstande in das Unvermeidliche und es begann gleichzeitig hiermit der Hochsommer der clerikalen Unzucht und Vasterhaftigkeit. Die Laien aber erkannten die Quelle des Uebels so wohl, daß noch auf dem Concil zu Trient der Antrag auf Abschaffung des Cölibats gestellt wurde, allein ohne Erfolg. Seitdem sieht die katholische Kirche an einem Uebel dahin, das durch kein Dogma wegzuschaffen ist und das nur dann gehoben wird, wenn entweder die Cölibatsgesetze Gregor VII. oder die ewigen Gesetze der Natur aufgehoben werden.

Frägt man nach den Wirkungen, welche Gregor's Cölibatsgesetz hervorgebracht haben, so muß man diese in jeder Beziehung als sehr traurige bezeichnen. Schlagen wir die Annalen der Cultur- und Sitten-geschichte nach, so sehen wir, daß der Clerus des Mittelalters, dem die Ehe verboten war, sich dafür der Unzucht ergab in einem Grade, von dem man sich heute kaum mehr einen Begriff machen kann. Allen voran leuchteten eine Anzahl von Päpsten. Diese Leute haben selbst die römischen Kaiser zur Zeit des tiefsten Verfalls Roms weit hinter sich zurück gelassen; sie können nur mit sich selbst verglichen werden. Hatten schon früher unter Sergius III. und Johann XII. alle Vaster in Rom florirt so war dies doch alles nur Kinderspiel gegen die gemeine Wirthschaft des höheren Clerus am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Damals wurde die katholische Kirche gewöhnlich von mehreren Päpsten zugleich regiert, von denen jeder das verfluchte, was sein Gegner gebot, und wo sich nur in der Gemeinheit und Vasterhaftigkeit eine Uebereinstimmung zeigte.

Es wurde bereits erwähnt, daß die Geistlichkeit sich nicht gutwillig des Rechtes der Eheschließung berauben ließ, daß sie indeß, als alle Anstrengungen nichts nuzten, in die roheste und ekelhafteste Sinnlichkeit verfiel. Dies kann überhaupt auch gar nicht Wunder nehmen bei dem niedrigen Bildungszustande, welchen der Clerus im Mittelalter besaß. Schon der h. Bernhard bemerkte: „Schulknaben und unreife Jünglinge

werden um ihrer vornehmen Geburt willen zu hohen Kirchenstellen befördert und mit dem Vorſitze in geiſtlichen Collegien betraut, während ſie ſich weniger dieſes Vorſizes, als vielmehr darüber freuen, daß ſie der Ruthe entlaufen ſind.“ Wenn das eine Characteriſtik der Hirten iſt, was muß man dann von dem geiſtigen Zuſtande der Heerde denken!

Nicolaus de Clemanzis ſchildert den Zuſtand der Geiſtlichkeit im Anfange des 15. Jahrhunderts in den düſterſten Farben. Nach dieſem Autor wurden die Prieſter an manchen Orten von der Bevölkerung geradezu gezwungen, ſich Concubinen zu halten, nur um der Schändung der Weiber vorzubeugen. Die Prieſter ſchildert Clemanzis durchgängig als Säufer, Spieler und muthwillige Geſellen. In einer Verordnung eines Biſchofs von Speier heißt es: „In anſtändiger Kleidung, die Schultern bedeckt, gehe der Geiſtliche einher; nicht in Schnabelſchuhen, gekräuſelten Haaren und aufgekremptem Hute; ohne Prunk, bartlos, und vermeide das Tanzhaus, öffentliche Poſſenreißer und den Fectboden. Wenn ein Domherr zu Chore geht, ſo gehe er geräuſchlos, unbegleitet von Hunden oder Vögeln, und ein Barett mit Ohren, wie ſie eitle Neuerungſucht unter dem Vorwande der Geſundheit erfann, decke dort ebenſowenig wie bei der Meſſe ſein Haupt. In Streiſſachen ſuche er ſein Recht vor dem Vogte des Biſchofs und antworte nicht vor weltlichem Dingſtuhle. Karten und Würfel ſeien fern von des Geiſtlichen Hand; auch hüte er ſich, nach Weiſe der Poſſenreißer am Büchſenſchießen, Ballſchlagen und Schleudern, oder am Spiele mit Hellebarben und Armbrüſten theilzunehmen. Nächtliche Trinkgelage unter Geiſtlichen ſind entehrender Muthwilligkeit; Umſchwärmen aber und Geſchrei um Mitternacht ſind ſchamloſer Gräuel; ſie ſind verpönt unter Strafe des Bannes. Der Prieſter ſei kein Kreſſer und kein Trunkenbold, denn Fraß und Wein führen zur Weisheit und machen dumm. Ein geiſtlicher Mäkler iſt ärger als die Peſt, man ſoll ihn fliehen wie den Satan. Eines Geiſtlichen Baſtard ſoll vom Altare weg bleiben und ſeinem Vater nicht zur Meſſe dienen; denn was hat der gottgeweihte Prieſter mit dem Kinde zu ſchaffen, auf deſſen Geburtsſtunde der Fluch liegt. Er treibe es fort aus ſeinem Hauſe und führe den Verräther ſeiner Schande nicht mit ſich beim Spaziergange.“ Solche Verordnungen würden ſicherlich nicht ergangen ſein, wenn die betreffenden Sünden nicht häufig begangen worden wären. Ueberhaupt ſcheint in dem Speierer Erzſtiſte, das in der „Pfaffengasse“ des Rheines als das frömmſte bezeichnet wurde, die niedere Geiſtlichkeit nicht beſſer geweſen zu ſein, wie in anderen, weniger frommen Sprengeln auch. Beweiſe hierfür finden ſich in den Verboten einiger eifriger und thätiger ſpeiererſcher Biſchöfe.

Im Jahre 1504 gebot Biſchof Philipp von Roſenberg u. a., daß

Reker, Neuerer und wer von den Geistlichen Unsittliches lehre, dem geistlichen Gerichte anzugeben sei. Bischof Georg von Speyer bemerkte (1514), daß Leichtfertigkeit, unzuchtiges Geschwätz, Lachen und Gezänk des Clerus bei Processionen aufhören müsse; wegen der Geistlichen Sittenverderbniß schlage der Herr das Land mit Unfruchtbarkeit. Geistliche Hegenmeister, Wahrsager und Taschenspieler sollten nach den Verordnungen desselben Bischofs in ein Kloster verstoßen werden.

Der Bischof Philipp von Flörsheim schrieb (1529) vor: „Kein Geistlicher soll weder in noch außer Speyer eine Dirne, schön geschmückt, als wäre sie sein Eheweib, zu Gastmahl, zu Spiel und Tanz führen. In bescheidener Kleidung soll der Leutpriester gehen; sein Rock, hübsch lang, soll nicht gleich dem eines Mädlers der Unschuld oder eines Lantzenknechtes von den Schultern herabhängen und im Winde flatternd nach fliegen; wenigstens in der Kirche, bei Amtsgeschäften, mag er bis zur Ferse, außer dem Gotteshause aber bis zum Knie oder zur Wade hinabgehen. Keiner wag' es, den Meßcanon auszulassen oder zu ändern.“ —

Im Jahre 1553 finden wir den Bischof Rudolph zu Frankenstein abermals mit Verordnungen gegen die Lasterhaftigkeit des Clerus beschäftigt. Er droht allen Geistlichen mit dem Banne, die sich bei Gastmälern mit Wein anfüllen, schamlose Reden und Geschrei treiben, und am folgenden Tage, vom Rausche noch betäubt, zum Altare gehen, dann mit ihren Nachbarn über des Esels Schatten oder über den Ehrenplatz ihrer Hauserin bei Gastereien maulfechten, als wäre sie ihr Eheweib, oder gar von einer solchen Dirne, welche die üppige Kleidung, die flammenden Augen und das geile Geschrei als feil bezeichnen, öffentlich begleitet erscheinen. Den Geistlichen gebot er streng, in anständiger Kleidung zu gehen, nicht mit aufgekremptem Hute, gleich einem Jäger, noch mit langem Schwerte wie ein Prahlhans.

Sein Nachfolger, Bischof Marquard, ermahnte (1561) die Priore der Klöster ernstlich, „die liederlichen Dirnen, welche in manchen Klöstern das Regiment führen,“ auszutreiben, sonst werde er dem Dinge selbst Rath schaffen.

Nach dem Tode dieses Bischofs beschwor sein Nachfolger Eberhard von Dienheim (1581) die Geistlichen, „nicht schmutzig zu sein“ und die liederlichen Dirnen aus dem Hause zu werfen. Im Jahre 1660 schrieb der Bischof Lothar Friedrich von Metternich an die Geistlichkeit der Speyerer Diöcese: „Entehrend ist es für den geweihten Mann, wenn er sich von seiner Köchin beherrschen läßt, auch in jenen Dingen, die keineswegs die Küche betreffen, und wenn er sie zu seinem Rathe macht und Geheimnisse seines Standes mit ihr verhandelt, so daß sogar Wartscheerer solche Geschichten umtragen und dann die Reker mit endlosem

Geklaß und vollen Backen höhnen: „Nach der Lächerlichkeit der Geistlichen sei der Werth des katholischen Glaubens zu bemessen.“

Man sieht aus dem Obigen genugsam, daß sie Alle nichts genutzt haben, und man begreift leicht, daß sie nichts nutzen konnten, weil die Wurzel des Uebels nicht ausgerottet war — der Cölibat. Mit Recht haben die „Rezer“ auf das liederliche Leben des katholischen Clerus hingewiesen, aber dieser seinerseits hat nicht mit ähnlichen und begründeten Klagen gegen die verheiratheten protestantischen Priester antworten können. So rächte sich das wahnsinnige Verbot eines nur auf Stärkung der eigenen Macht-bedahten Priesters dadurch, daß nach den ewigen und unwandelbaren Gesetzen der Natur nur ein tieferer Verfall des ganzen Organismus der Kirche daraus erwuchs.

Wenn die im Vorhergehenden hervorgehobenen Laster und Nützlichkeiten der katholischen Geistlichkeit schon in jeder Beziehung schrecklich genannt werden müssen, so ist damit doch bei Weitem nicht alles das erschöpft, worauf der Clerus verfallen ist, um sich für seine gezwungene Abschließung von der Welt zu entschädigen und die Menschheit in's Gesicht zu schlagen. Ich denke hierbei vorzugsweise an den Schwindel mit den Agapetinnen oder Liebeschweftern, von dem gemeiniglich den jungen Theologen nur beiläufig bemerkt wird, daß dieses jungfräuliche Zusammenleben von zwei Personen verschiedenen Geschlechts durch einige Kirchenlehrer als zu gefährlich getadelt worden sei. Jawohl, dieses Zusammenleben ist getadelt worden und zwar u. A. auch von Tertullianus besonders deshalb, weil jene heiligen Jungfrauen häufig genug allerhand verbrecherische Mittel anwandten, die eingetretene Schwangerschaft zu verheimlichen. Der h. Chrysostomus gesteht naiv genug ein, daß er sich nicht die Kraft zutraue, mit solchen Jungfrauen ohne einigen Schaden zusammen zu wohnen. Die Cleriker tadelten zwar ein derartiges Geständniß und meinten, was Chrysostomus bestreite, sei doch wohl möglich; aber das Publikum ließ sich kein X für U machen und verspottete den Priester mitsammt seiner Liebeschwester in der derben Weise der früheren Jahrhunderte. Weil die Unzucht dieser heiligen Hirten zuletzt zu arg wurde, so ward für die Liebeschweftern ein bestimmtes und nicht zu jugendliches Alter angesetzt, das sie unbedingt erreicht haben mußten, ehe sie sich einem Liebesbruder beigesellen durften. Zu mehrerer Vorsicht gebot überdies schon früher die Synode zu Elvira, daß die Agapetinnen das Gelübde der Keuschheit ablegen sollten. Sehr naiv! Was ein derartiges Gelübde bei der damaligen Geistlichkeit gegolten haben dürfte, mag man leicht daraus ermesen, daß, wie Basilius schreibt, in einigen Städten die Leute aus Furcht vor den Priestern mit ihren Weibern und

Töchtern vor den Städten im Freien ihr Gebet verrichteten. Der berühmte Gailer von Kaisersberg sagte einst zu seinem Bischofe, daß, wenn nur diejenigen Priester Messe lesen dürften, welche keine Unzucht trieben, er alsdann nur seine ganze Geistlichkeit absetzen möge.

Man wird vielleicht glauben, der Clerus habe seine unsaubere Wirthschaft nur im frühen Mittelalter getrieben, zur Zeit als die Menschheit überhaupt noch sehr weit in der Gesittung und Bildung gegen heute zurückstand; das ist aber ein Irrthum.

Im 17. Jahrhunderte wurden noch verschiedene Verordnungen erlassen, in welchen das Alter der Köchinnen und des weiblichen Gesindes der Geistlichen normirt wurde. Auch im achtzehnten Jahrhunderte war's nicht besser; und wie steht es schließlich damit im neunzehnten Jahrhunderte? Trotz aller Mühe, die man sich gibt, die Geistlichkeit als erhaben über den menschlichen Schwachheiten darzustellen, hat der gesunde Mutterwitz des Volkes doch eine ganz andere Anschauung von dem Dinge. Das wird man wohl nicht bestreiten, daß im Allgemeinen die meisten Haushälterinnen und Dienstmägde der katholischen Geistlichkeit vom Volke keineswegs mit den besten Augen angesehen werden. Es soll nicht geleugnet werden, daß in sittlicher Hinsicht die heutige Geistlichkeit himmelhoch über ihren schlechten Vorgängern steht, es ist dies bei der allgemeinen Geistesrichtung der Gegenwart gar nicht anders möglich; aber es kann auch ebensowenig in Abrede gestellt werden, daß auch gegenwärtig noch von Seiten katholischer Priester häufig genug Vergehen gegen das Gelübde der Keuschheit vorkommen, die nicht gerade zu den leichtesten gehören.

Ueberall im Volke sind eine Menge von Geschichten mehr oder weniger pikanter Natur bekannt, worin ein katholischer Geistlicher die Hauptrolle spielt. Weshalb hört man nicht Aehnliches von protestantischen Geistlichen? Weil bei diesen kein Cölibat existirt! Von den Mönchen und ihrem Thun und Treiben im Mittelalter mag ich gar nicht sprechen; diese übertrafen auch in Verhöhnung aller Gesetze der Sittlichkeit bei Weitem die gewöhnlichen Geistlichen. Gegenwärtig, man muß es gestehen, hat sich hier Vieles zum Besseren geändert; die Mönche sind im Durchschnitt zwar noch ebenso roh und fast ebenso unwissend, wie ihre im Herrn entschlafenen Vorgänger, aber in moralischer Hinsicht haben sie sich wirklich ungemein gebessert. Es mag dies zum Theile auch daher rühren, daß diese Fanatiker des römischen Stuhles gegenwärtig mehr oder weniger aus der gebildeten Gesellschaft ausgeschlossen sind, — man kommt nicht gern mit ihnen zusammen. Dagegen sind ihre Predigten noch häufig genug sehr zahlreich besucht und zwar meist von dem weiblichen Theile der unteren Schichten der Bevölkerung.

Von den in den Nonnenklöstern vorgefallenen Schandthaten will ich schweigen; selbst in den früheren Zeiten hat die Justiz mehrmals Veranlassung genommen, einzuschreiten. Wie es gegenwärtig noch in manchen Klöstern aussieht, beweist der Vorfall in Krakau.

Wenn man alles im Vorhergehenden Gesagte zusammenfaßt, so muß jeder vernünftig Denkende gestehen, daß der Eölibat der katholischen Geistlichkeit eine in jeder Beziehung verwerfliche und verdammungswürdige Einrichtung ist. Diese Meinung wird von aufgeklärten Geistlichen auch selbst getheilt; aber diese können in den wenigsten Fällen ihre Meinung offen und frei äußern; sie sind in einem Abhängigkeitsverhältnisse von ihren Obern, aus dem ein Entrinnen nur unter ganz ausnahmungsweisen Fällen möglich ist.

Der Clerus der katholischen Kirche rekrutirt sich überwiegend aus den Söhnen der ärmeren Stände, denen durch eine Anzahl von milden Stiftungen zc. das Studium ermöglicht ist. Auf den Universitäten genießen die angehenden Theologen von Seiten ihrer Mitstudirenden ein keineswegs beneidenswerthes Ansehen. Man schaffe den Eölibat ab und gebe den katholischen Geistlichen eine freiere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, etwa so wie solche die protestantischen Prediger genießen und es wird sich Vieles zum Bessern wenden.



XXX.

Die Barnabiten.



Als sich im Jahre 1500 der König von Frankreich Ludwig XII. der Stadt Mailand bemächtigt hatte, errichteten einige Franzosen daselbst eine Bruderschaft oder Gesellschaft unter dem Namen der ewigen Weisheit, deren Mitglieder sich unter einander verbanden, die Jugend zu unterrichten, die Armen zu besuchen, sie in ihrem Elende zu trösten, und andere dergleichen Werke der Liebe auszuüben. Die Unruhen des Krieges aber und eine darauf folgende Pest zerstreute diese Gesellschaft fast gänzlich, so daß man sie wegen der geringen Anzahl ihrer Brüder fast für verloschen halten konnte. Im Jahre 1530 aber pflanzte ein edler Cremoneser, Anton Maria Zacharia, auf diesem beinahe verdorrten Stamme eine neue Gesellschaft unter dem Namen einer Congregation regulirter Geistlichen des heiligen Pauls, welche nachher, als sie im Jahre 1545 die Kirche zu St. Barnabas erhielten, davon Barnabiten genannt wurden.

Zwei edle Mailänder, Bartholomäus Ferrari und Jacob Anton Morigia, beide von der Gesellschaft der ewigen Weisheit, vereinigten sich mit Zacharia, und hatten an der Stiftung der neuen Congregation so vielen Antheil, daß man sie gemeinlich mit als Stifter derselben nennt. Alle drei waren Priester und legten sich bei ihrer Vereinigung die Verbindlichkeit auf, sich von den Bischöfen in ihren Kirchsprengeln zum Predigen, zum Unterricht der Jugend, zu Glaubensbotschaften, Penkung der Seminarier 2c. brauchen zu lassen.

Ihre erste Bestätigung erhielt diese Congregation im Jahre 1532 von dem Papste Clemens VII., der den Stiftern erlaubte, einen neuen Orden regulirter Geistlichen zu errichten, die dem Erzbischofe zu Mailand unterworfen sein sollten, in dessen Hände sie die drei gewöhnlichen Ordensgelübde, Armuth, Gehorsam und Keuschheit, ablegen mußten, bis sie später Papst Paul III. von der Gerichtsbarkeit dieses Bischofs befreite und sie unmittelbar unter den Schutz des apostolischen Stuhles stellte. Es wurde ihnen gestattet, feierlich Profeß zu thun, gemeinschaftlich zu leben und Satzungen zur regulirten Beobachtung aufzusetzen. Als ihnen aber bald darauf der Herzog von Mailand, Franz Sforza, die Erlaubniß gab, sich in der Stadt und dem Gebiete von Mailand unbewegliche Güter anzuschaffen, hörte das Gelübde der Armuth auf; dagegen aber müssen diese Geistlichen bei ihrer Aufnahme schwören, niemals, weder in noch außerhalb der Congregation sich um ein Amt zu bewerben, noch auch die Würden, die ihnen von außenher angeboten werden, ohne Erlaubniß des Papstes anzunehmen. Da sie sich auch zu Glaubensbotschaften brauchen ließen, so gab dieses Gelegenheit, daß sie sich auch in anderen Ländern ausbreiteten. In dieser Qualität wurden sie im Jahre 1608 von Heinrich IV. nach Frankreich berufen, und Ludwig XIII. gab ihnen im Jahre 1622 die Erlaubniß, sich in allen Städten und Dörtern des Königreiches, wohin man sie rufen würde, niederzulassen. Der deutsche Kaiser Ferdinand II. rief sie nach Wien, und so erhielten sie nach und nach zuerst auch in Böhmen und Ungarn und dann in verschiedenen Städten Deutschlands Häuser.

Ihre Satzungen, die sie noch jetzt beobachten, sind in einem 1579 gehaltenen Generalcapitel entworfen und von dem Papste Gregor XIII. gebilligt. Sie enthalten außer den oben erwähnten Verbindlichkeiten nichts besonderes, außer daß sie von der Abendmahlzeit an bis den andern Tag nach der Metten ein strenges Stillschweigen beobachten.



XXXI.

Von Erbschleicherei der Jesuiten.



erühmt ist die Art und Weise, wie die frommen Väter der Gesellschaft Jesu Erbschleicherei betreiben. Einen sehr interessanten Fall finden wir in Hoffmann's Buche: Die Jesuiten. Der genannte Autor schreibt:

In neuester Zeit hat in Belgien ein Proceß das größte Aufsehen erregt. Benoit Francois de Buck war 1817 in einer geachteten Familie zu Antwerpen geboren. Er verlor beide Eltern schon in seinem 10. Jahre und wurde in das Haus seines Oheims Wilhelm von Boey aufgenommen. Der Bektere, ein kindischer Witwer von großem Reichtum — sein Vermögen wurde schon damals auf mehrere Millionen geschätzt — hegte für alle Glieder seiner Familie einen gewissen Grad wohlwollen-

der Anhänglichkeit; aber höher als die Liebe zu seinen Verwandten stand ihm die Sorge für sein Seelenheil, welches die ehrwürdigen Patres der

Gesellschaft Jesu bald unter ihre Procuration nahmen. Insbesondere war es der Pater Josephus Vhoire, welcher die Schwachheiten des reichen Gönners von Grund aus studirte und mit scharfem Wink erkannte, daß hier ein Sieg zur Ehre Gottes und zur Vermehrung der weltlichen Güter seiner unwürdigen Diener von der Gesellschaft Jesu errungen werden könne.

Der junge Francois wurde nun der Erziehung des Paters Vhoire überlassen. Dem Knaben lachte damals die Welt mit allen ihren Hoffnungen entgegen; er wußte damals noch nicht, daß unter dem schwarzen Kleid seines Lehrers und dessen glatter Miene sich die teuflischsten Pläne gegen sein Lebensglück bargen. Dieser Knabe, sagte sich Pater Vhoire, ist das erste und größte Hinderniß, daß die Millionen des alten Schwachkopfs van Boey in die Casse meiner Congregation wandern, daß wir nicht einen Palast für unser Collegium besitzen u. Also mußte der Knabe unschädlich gemacht werden.

Das System Pater Vhoire's war auf das lebhafteste Temperament des Knaben, das ihm jeden äußeren Zwang unerträglich machen mußte, sowie auf seine noch zu weckende Genußsucht berechnet. Der alte van Boey ließ sich leicht überreden, daß ein gewisser Grad von Abgeschlossenheit für die Studien seines Neffen sowohl, als für dessen sittliche Entwicklung von großem Vortheil sein werde, während Pater Vhoire es unternahm, dem auf diese Weise der natürlichen Freuden der Kindheit beraubten Knaben die Ahnung von Genüssen beizubringen, die seine Phantasie mit glühenden Bildern erfüllen und ihm den gegenwärtigen Zustand der Abgeschlossenheit und des Zwanges allmählig unerträglich machen mußte.

Bis zu seinem vierzehnten Jahre hatte Francois keinen Umgang mit anderen Knaben seines Alters; dafür aber war seine Phantasie bereits so vollständig verdorben, daß Pater Vhoire nur noch sehr geringe Mühe aufzuwenden hatte, um den Jüngling in die Bahn seines späteren unglücklichen Lebens zu drängen.

Einzelne jugendliche Ausschreitungen, zu denen der scheinheilige Erzieher meist selbst die Veranlassung gab, wurden in den Augen des bereits altersschwachen Oheims zu förmlichen Verbrechen vergrößert, und von jetzt an begann für Francois ein System der Strenge, gegen das alle Fibern seiner lebhaften Natur sich empörten. Heftige Auftritte zwischen ihm und seinem Oheim, in welchen Pater Vhoire scheinbar den Vermittler abgab, legten den ersten Grund zu einer allmählig sich immer weiter ausdehnenden Entfremdung; — der Oheim sah in seinem Neffen nicht mehr den geliebten Verwandten, der ihm den Abend seines Lebens erheitern sollte, vielmehr einen undankbaren Taugenichts, an dem alle

Wohlthaten, die er ihm erwiesen und in noch reicherm Maße zugebacht hatte, verloren seien. Francois andererseits floh die Gesellschaft seines mürrischen, grämlichen Oheims, und zwischen Beiden stand der glatte, fromme Pater Vhoire, dessen anfängliche Versöhnungsversuche unmerkbar einem System der Aufhebung und Verdächtigung Platz machten.

So standen die Dinge im Hause des alten van Boen, als Francois, jetzt 15 Jahre alt, eines Tages seinem Stübchen, in welchem er seit längerer Zeit die heftigste Sehnsucht nach einer Aenderung seiner Lage leeren Wänden und seinem Notizbuch anvertraut hatte, den Rücken kehrte, um draußen in Gottes freier Natur sein krankhaft aufgeregtes Gemüth zu erfrischen. In solcher Stimmung mußte ihm die Gesellschaft mehrerer Knaben, die der Zufall ihm in den Weg führte, mehr als eine gewöhnliche Erholung bieten; sie war für ihn die Errettung von langer Seelenpein, und mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Natur gab der von allen geselligen Freuden bisher abgeschlossen gewesene Knabe sich dem Genuße des Augenblicks hin. Aber dieser Augenblick sollte verhängniß voll für sein ganzes späteres Leben werden. Die junge Gesellschaft nahm ihren Weg nach einer vor der Stadt gelegenen Capelle, in welcher zur Zeit ihrer Ankunft weder ein Küster noch irgend eine andächtige Seele anwesend war; den Knaben stand Alles, die Sacristei, die Orgel und vor Allem die hinter dem Altar aufgestellten Heiligenbilder zur ungestörten Belustigung offen. Unter diesen Heiligenbildern befand sich eine Madonna mit silberner Himmelskrone, die in dem Knaben ungefähr die Empfindungen weckte, welche Napoleon einst vor den 12 silbernen Aposteln in dem Dome von Würzburg hatte. Die Krone wurde als gute Priße von dem Haupte der Madonna genommen; Francois selbst nahm zwar keinen Theil an dem Diebstahle, wagte es indessen nicht, seinen neugewonnenen Freunden entgegenzutreten und leistete das Versprechen des unverbrüchlichsten Schweigens. Die That wurde bald, ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln der jugendlichen Uebelthäter ruchbar, und die eigentlichen Diebe ermangelten nicht, den Verdacht der Hauptschuld auf Francois de Buck zu lenken.

Bei dem alten van Boen erregte die Nachricht von diesem Vorfalle die heftigste Bestürzung; Pater Vhoire versuchte nicht, diese so viel wie möglich zu steigern und dem Oheim die Ueberzeugung beizubringen, daß nur eine exemplarische Bestrafung des jugendlichen Diebes diesen vor der Bahn eines verbrecherischen Lebens bewahren könne. Ungeachtet der Bethenerungen des Knaben, daß er an dem Diebstahl selbst keinen Theil genommen, ungeachtet seiner flehentlichen Bitten, ihn nicht der Schande preiszugeben, sorgte Pater Vhoire selbst dafür, daß der Vorfall den Gerichten zur Aburtheilung übergeben wurde und der fünfzehnjährige Fran-

cois de Buë wurde zu einjähriger Kerkerstrafe verurtheilt. — Der erste Schritt, ihn zum Galcerensträfling heranzubilden, war geschehen.

Keine Loupe des Psychologen wäre im Stande, uns die Seelenqualen vollständig zu zeigen, mit denen der fünfzehnjährige Francois den Leichtsinn eines Augenblicks — und war es erwiesen, daß er selbst in diesem Leichtsinn ein Verbrechen begangen hatte? — durch einjährige Kerkerhaft abbüßte. Scham und Verzweiflung bemächtigten sich seines jungen Gemüthes, langsam, wie jedem Unglücklichen, floßen ihm die Stunden, Tage und Monate hin, und als der Augenblick kam, an dem er mit zitternden Rippen wieder als ein freier Mensch in die freie Natur trat, war sein Lebensglück für immer vergiftet. Hätte eine liebende Hand ihn jetzt wieder zu natürlichem Entwicklungsgange zurückzuführen gesucht, hätte man ihn gelehrt, in seinen nächsten Angehörigen Freunde statt Verfolger zu sehen, vielleicht wäre es möglich gewesen, das bildsamen Gemüth des Jünglings sanfteren Regungen wieder zugänglich zu machen. Aber an den Thüren des Gefängnisses harrte Pater Josephus Rhoire seines Opfers; es war der Jesuit, welcher den Knaben in das Haus seines Oheims zurückführte. Das Wiedersehen zwischen Beiden war kalt und peinlich; den Oheim hielten die Ermahnungen des Paters, seinem Nefsen nicht eine unzeitige Liebe zu zeigen, den Knaben dagegen Scham und das Gefühl der erlittenen Härte zurück, sich gegenseitig ihr Herz zu öffnen.

Wieder brachte Francois Tage und Wochen einsam auf seinem Zimmer zu, von keinem Menschen aufgesucht, von Selbstvorwürfen und Verzweiflung an seiner Zukunft gequält, und in den Stunden, wo seine wieder aufgenommenen Studien ihn hätten zerstreuen können, von der Gegenwart dessen gequält, den er bereits zu hassen und zu fürchten anfang — des Paters Josephus Rhoire.

Die düstere Stimmung des jungen Menschen erreichte allmählig einen Grad, der seinem Oheim ernsthafte Besorgnisse einspökte; allein statt den einzig möglichen Weg einzuschlagen, der Francois vom Untergange hätte retten können, ließ der alte van Boey nach dem Rathe seines geistlichen Freundes den Knaben in eine Irrenheilanstalt bringen! Das Entsetzen des jungen Menschen, als ihm dieser Entschluß seines Oheims und seines Erziehers mitgetheilt wurde, ist in einem Briefe, den er lange Jahre nach diesen Vorgängen an seine Verlobte schrieb, ergreifend geschildert; wir heben hier nur hervor, daß er in seiner Verzweiflung in das Zimmer seines Oheims stürzte und diesen mit Drohungen überschüttete — Drohungen, die nachmals von dem Alles beobachtenden Pater Rhoire als ein auf den alten van Boey gerichteter Mordversuch dargestellt wurden.

Aus dem Irrenhospitale zu Froidmont nach sechsmonatlichem Aufenthalte als völlig gesund entlassen, weigerte Francois sich entschieden, in das Haus seines Oheims zurückzukehren, und auch dieser hatte keine Neigung, „den verzweifelten jungen Menschen“ wieder in seiner Nähe zu sehen. Er wurde mit dem nächsten Schiffe nach der Havannah gesandt, um in dem Hause eines alten Geschäftsfreundes van Boey's als Handlungslehrling einzutreten. Ueber diese Periode seines Lebens geben die Verhandlungen des Proceßes nur eine sehr dürftige Auskunft; es scheint, daß der Principal an dem düstern und excentrischen jungen Menschen keinen Gefallen fand und ihn nach kurzer Zeit wieder nach Europa zurücksandte.

Abermals wurde er in ein Handlungshaus, diesmal zu Braine le Comte im Hennegau gesandt, wo er ein junges Mädchen, Katharina Manfroid, kennen lernte, die ihm die heftigste Liebe einflößte. Das Mädchen erwiderte dieselbe und Beide träumten sich bereits in ihr künftiges Glück hinein, als eine folgenschwere Verirrung zum zweiten Male — diesmal mit vollem Grunde — den jungen Francois den Gerichten überlieferte. Er hatte 20 Francs zu augenblicklichen Bedürfnissen heimlich aus der Cassé seines Principals genommen; allerdings in der vorgegebenen Absicht, das Entwendete bei der ersten Gelegenheit wieder zu ersetzen. Aber das Gericht sah hierin keinen mildernden Umstand, Francois wurde als gewöhnlicher Dieb im Rückfalle zu zweijährigem Gefängniß und Stellung unter polizeiliche Aufsicht verurtheilt.

Von jetzt an bildet sein Leben einen Abhang, auf dem er immer tiefer hinabgleiten sollte.

Aus dem Gefängniß von Tournai „auf Wohlverhalten“ entlassen, begab er sich, ohne das Haus seines Oheims aufgesucht zu haben, nach Frankreich, nahm hier unter falschem Namen Dienste in der Fremdenlegion und wurde wegen Straßenraubes (der jedoch, wie aus den Proceßverhandlungen hervorging, niemals vollständig erwiesen wurde), zu dreijähriger Galeerenstrafe im Hafen von Toulon verurtheilt.

Pater Vhoire hatte seinen Zögling nicht aus den Augen verloren. In Toulon erhielt derselbe, nachdem er sich längst von seinem Onkel und dem Jesuitenpater vergessen glaubte, von unbekannter Hand (wie sich später herausstellte, war es ein Agent der Jesuiten) unerwartet die Summe von 30 Francs zugestellt, mit der Versicherung, daß sein Oheim sich seiner annehmen werde, wenn er nach beendigter Strafzeit nicht alsbald nach Belgien zurückkehren, sondern im Auslande den Anfang zu einem besseren Leben machen werde.

Es muß schon hier bemerkt werden, daß der alte van Boey zu dieser Zeit von dem Aufenthalte seines Neffen nicht das Geringste wußte,

und Pater Vhoire aus naheliegenden Gründen es für gut fand, den jungen Menschen als verschollen gelten zu lassen.

Inmittelst wurde van Boey veranlaßt, in Begleitung seines Freundes Vhoire und zwei anderer Jesuiten eine Reise nach Rom zu unternehmen, die ihn, wie aus seinen nachgelassenen Papieren hervorgeht, an Geschenken für den Papst und ähnlichen kleinen Ausgaben die Summe von 200.000 Francs kostete. In Rom wurde auch am 20. Juli 1850 ein Testament errichtet, welches mit Ausnahme einiger kleinen Legate an die Verwandten van Boey's, worunter Francois de Bue im Fall seines Wiederauftauchens mit 200 Francs jährlicher Rente bedacht war, das Jesuitencolleg zu Antwerpen zum Universalerben seines in etwa sechs Millionen Francs bestehenden Vermögens einsetzte.

Francois de Bue erhielt von dem nämlichen Agenten, der ihm die ersten 30 Francs überbracht hatte, Anfangs in kurzen Zwischenräumen, dann aber zögernd und erst nach dringenden Bitten weitere Geldbeiträge zugestellt, mit Hilfe deren er sich seine unglückliche Lage einigermaßen erleichtern konnte. Etwa 6 Monate vor Beendigung seiner Strafzeit wurde er durch einen Brief des Pater Vhoire überrascht, in welchem ihn dieser in salbungsvollen Worten aufforderte, ein vollständiges schriftliches Bekenntniß seiner bisherigen Uebelthaten, ohne Verschweigung der geringsten Einzelheiten und ohne dieselben etwa zu beschönigen, dem würdigen Manne, der ihm seither in seinem Unglücke beigestanden, zu übergeben, in welchem Falle dieser ihm die Summe von 400 Francs zustellen werde, um ihn in den Stand zu setzen, im Auslande einen ehrlichen Erwerbszweig zu ergreifen. De Bue ließ sich bereit finden, das verlangte Bekenntniß unter Anleitung jenes „würdigen Mannes“ aufzusetzen; er klagte sich darin rückhaltslos nicht nur der wirklich von ihm verschuldeten Vergehungen, sondern auch mancher Dinge, die er später entschieden in Abrede stellte, an. Die versprochenen 400 Francs wurden ihm hierauf zugestellt, er übergab sie dem Almosenier des Bagno zur Aufbewahrung, um sie nie wieder zu erhalten.

Ein Fluchtversuch von den Galeeren, zu dem er sich bald nach diesen Vorgängen hinreißen ließ, schlug fehl und trug ihm eine Verlängerung seiner Strafzeit um drei Jahre ein.

Nach Beendigung der Strafzeit wandte sich de Bue nach Deutschland, wo er das Tischlerhandwerk erlernte und nach dem Zeugniß seiner Arbeitgeber sich mehrere Jahre lang eines musterhaften Lebenswandels befleißigte.

In dieser von seiner unglücklichen Vergangenheit so verschiedenen Lage überkam ihn die Sehnsucht nach seiner Heimath; zugleich tauchte das Bild seiner Jugendgeliebten, Katharina Mansfroid, wieder in ihm auf, mit der er sich, im Falle sie noch keinem anderen Manne angehören

sollte, zu verheirathen gedachte. Am 20. October 1851 kehrte der jetzt 35jährige de Buck nach Belgien zurück, fand seine Geliebte noch unverheirathet und bereit, ihm anzugehören; zugleich erfuhr er den zwei Jahre früher erfolgten Tod seines Theims, dessen ganzes ungeheures Vermögen in die Hände der Jesuiten übergegangen war.

De Buck ließ nach seiner Zurückkunft in seine Heimath es an Versuchen nicht fehlen, wenigstens einen Theil seines von den Jesuiten erschlichenen Erbes zu erhalten; er wandte sich zu dem Zwecke namentlich an den Pater Vhoire, der ihm denn auch kärgliche Unterstützungen, die nicht einmal die im Testamente ausgesetzte Summe erreichten, von Zeit zu Zeit zukommen ließ. Am 20. October 1852 soll er, wie der Anklageact sagt, „stürmischer als je den Pater Vhoire mit Geldforderungen bedrängt und diesen für den Fall der Weigerung mit dem Tode bedroht haben.“ Obwohl, wie es im Anklageact ausdrücklich heißt, kein Versuch zur Ausführung dieser Drohung gemacht wurde, fanden doch die Gerichte, da es erwiesen war, daß de Buck einen Dolch und verschiedene Werkzeuge, wie eine Säge, eine Feile, einen englischen Bohrer u. bei sich trug, ihn auf die Klage des Paters Vhoire (wobei dieser das in Toulon von de Buck erschlichene Bekenntniß dem Gerichte mittheilte) des Vagabundirens mit Waffen und verbotenen Instrumenten schuldig, und verurtheilten de Buck zu zehnjähriger Gefängnißhaft und Stellung unter polizeiliche Aufsicht.

Die Jesuiten waren auf diese Weise von dem unbequemen Menschen einstweilen befreit; allein die zehnjährige Haft nahte sich ihrem Ende, und es mußte ein Mittel gefunden werden, den Unglücklichen für alle Zukunft unschädlich zu machen.

„Im Laufe des Monats September 1862,“ so heißt es im Anklageact, „empfieng Herr Frederik Bossaert, Provinzial des Jesuitenordens für Belgien, einen aus Vilvorde datirten, von Benoit de Buck unterzeichneten Brief, in welchem dieser sich als „den unglücklichen und beklagenswerthen Neffen des verstorbenen van Voey, welcher das Jesuitencolleg zu Antwerpen so reich ausstattete,“ ankündigt. Er spricht dann von seiner gegenwärtigen Haft, die er den Machinationen des Paters Vhoire zuschreibt und behauptet, daß der Letztere ihn habe wissen lassen, es sei die Familie des van Voey auf Befehl und mit Einwilligung des Provinzials ihres Erbes beraubt worden, von dem auch der Erzbischof von Mecheln einen Theil empfangen habe. Den Pater Vhoire belegt der Verfasser des Briefes mit den geschäffigsten Beschuldigungen und fügt hinzu: Diesem Ungeheuer wird es sehr gleichgiltig sein, daß das Blut seiner Oberen und seiner Collegen fließt, daß der Cardinal ein tragisches Ende nimmt und das Haupt eines Verzweifeltsten auf dem Schaffote rollt,

Deshalb, ehrwürdiger Herr, und um ein Unglück zu verhüten, wage ich es, Sie im Namen der Menschlichkeit zu bitten, das Erbe meiner Familie oder auch nur einen Theil davon zurückzuerstatten. Ich werde gern auf einen Vergleich, wie es Gebrauch bei den Jesuiten ist, eingehen, aber vergessen Sie nicht, daß ich, ohne alle Mittel gelassen, wieder dem Unglücke anheimfalle, und daß es einen Gott nicht nur für die Geistlichkeit, sondern auch für die übrigen Menschen gibt. Der General Ihres Ordens, welcher über mehr als 400 Millionen verfügt, hat das Vermögen meines Onkels nicht nöthig, und ich werde nie, merken Sie es sich wohl, auf mein rechtmäßiges Erbe verzichten. Mögen die Schuldigen sich zu verbergen suchen, ich werde sie zu finden wissen, denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich habe Sie gewarnt. Geben Sie mir mein Erbe zurück und Sie werden nie etwas von mir zu fürchten haben.

Bilborde, 27. Juli 1863.

Francois de Buck.“

In diesem Briefe sieht die Anklage eine Bedrohung des Lebens des Provinzialen, des Pater Vhoire und selbst des Erzbischofs; „denn, heißt es in dem Briefe, es ist jenem Ungeheuer gleichgiltig, daß der Cardinal ein tragisches Ende nimmt und dafür das Haupt eines zur Verzweiflung getriebenen Menschen auf dem Schaffote rollt.“

Der Sieur Boffaert, fährt die Anklageacte fort, legte diesem Briefe, welcher um beinahe ein Jahr vordatirt ist, anfangs kein sonderliches Gewicht bei; nachdem er jedoch erfahren, daß der Pater Hessels zu Antwerpen im Laufe des Jahres 1863 einen fast gleichlautenden Brief von de Buck empfangen hatte, und der Angeklagte am 13. October 1863 in Freiheit gesetzt war, entschloß er sich, den Brief der Justiz zu überliefern, um Ereignisse zu verhüten, welche die Vergangenheit de Bucks nur zu sehr befürchten ließen. In dem Instructionsverfahren läugnete de Buck, der Verfasser jenes Briefes zu sein, aber der Styl, die Schrift, die fehlerhafte Orthographie, die augenscheinliche Aehnlichkeit des Schriftstückes mit anderen im Laufe der Untersuchung mit Beschlagnahme belegten Briefen de Bucks, endlich der ganze Inhalt des Briefes lassen keine Zweifel übrig, daß nur der Angeklagte der Verfasser sein kann. Was den Umstand betrifft, daß der Brief mit dem Datum des 27. Juli 1863 schon im October 1862 abgesandt wurde, so besagt derselbe weiter nichts, als daß de Buck den Brief im Voraus geschrieben hatte, um ihn bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse zu Bilborde an die Adresse gelangen zu lassen. Vielleicht beruht die Vordatirung auf einem bloßen Schreibfehler. Die in dem Briefe ausgesprochenen Drohungen waren während einer fast zehnjährigen Gefangenschaft hin-

reichend überlegt, und sie würden unfehlbar ausgeführt worden sein, wäre nicht der Angeklagte durch seine abermalige Verhaftung daran verhindert worden.“

Dies der wesentliche Inhalt des in der Sitzung des Assisenhofes zu Antwerpen vom 13. Mai 1864 verlesenen Anklageactes.

Die Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen im Einzelnen hier wiederzugeben, würde zu weit führen. Genug, der Buß wurde freigesprochen. Das Opfer entrannt seinen Verfolgern und wurde in Freiheit gesetzt.

Der Buß, jetzt in der Lage, gegen seine Verderber, die ihn in Laster und Verbrechen versinken ließen, durch Schande und Elend vernichten wollten, die ihn um Ehre und Erbtheil brachten, aufzutreten, strengte einen dahin zielenden Proceß an. In Belgien wurde für ihn gesammelt, damit er gegen die Schüler Loyola's, die ihn beraubt haben, den Civilproceß führen konnte. Der Ausgang des Processes hat denn auch sein Recht zu Ehren gebracht und die Intriguen der Jesuiten zu Schanden gemacht.

Durch die öffentliche Verhandlung dieses Processes und durch die Kunde, die die liberale Presse darüber verbreitete, wurde es möglich, daß das Volk, daß auch der Gläubigste und Blindeste über das Treiben der Jesuiten in Erbschaftsachen und am Todtbede aufgeklärt werden mußte. Das Volk sieht, wie sie sich ihren Reichthum verschaffen, es sieht, wie sie ihren Reichthum in großen Klostergebäuden zur Schau stellen, es vernimmt jeden Tag von neuen Ankäufen, welche diese privilegierten Bettler in Grundstücken machen. Wenn das Volk einen Haufen von Bettlern sieht, die eine erheuchelte Armuth zur Schau tragen und sich in die Familien einschleichen, um hier einer reichen Erbin ihr schönes Vermögen abzuschmeicheln, dort einem kindischen Greis die Hölle heiß zu machen und ihm den Himmel mit seinem Reichthum erkaufen zu lassen, wenn es nachher sieht, wie diese Bettler die schönsten Grundstücke, halbe Straßen, ganze Stadtviertel besetzen und erwerben, so fragt es nach dem Ursprung dieses Vermögens, das ihm um so schlechter erworben zu sein scheint, je sorgfältiger man ihm die Mittel verhehlt, mit welchen es erlangt worden ist. Diese Jagd der Jesuiten nach Erbschaften hat nie aufgehört und wird nur mit der radicalen Vernichtung des Ordens aufhören, vielmehr ist diese Jagd gerade eine Hauptaufgabe der Ordensglieder. Der Zweck dieser schändlichen Erbschleicherei ist klar genug. Geld ist Macht, durch die Geldmacht so gut wie durch die Macht über die Gewissen suchen sie die Papstmacht zu gründen und zu befestigen. Der Krieg der päpstlichen Jesuitenarmee gegen den Protestantismus, gegen jede geistige Regung außer dem Katholicismus erfordert Geld.

Diese Armee arbeitet nicht. Darum wirft sie sich auf die Erbschleicherei. Auch die Einnahme durch geistliche Functionen und durch Handelsunternehmungen, durch den Verkauf von geweihten Rosenkränzen, Amuletten, Bildern, Tractaten hängt hiemit zusammen. Es ist immer dasselbe Geschäft. Es ist dies nur eines der vielen Mittel, aber nicht das untergeordnetste, um die Papstgewalt und Geistes tyrannei zu vergrößern und zu verbreiten. Dieses Streben, nicht das Christenthum, sondern die Kirche, nicht die Macht des Menschengewisses, sondern die Papstmacht, beziehungsweise die Macht des Ordens zu heben, verfolgen die Jesuiten unabänderlich, seit der Orden sich über Zweck, Plan und Methode klar wurde; überall an allen Orten und zu allen Zeiten, unter allen Völkern, unter allen Ständen und Geschlechtern dieselbe offene oder geheime, schmeichlerische oder gewaltthätige Tendenz: Hebung und Stärkung des Papismus, durch Unterjochung der Menschen.



XXXII.

Die Minoriten.



nseliger Gang nach Neuerungen, besonders aber die durch alle Zeitalter des Menschengeschlechtes herrschende Begierde, seine eigene Meinung geltend zu machen, indem man auch den vortrefflichsten Verordnungen, Statuten und Gesetzen Auslegungen andichtet, woran der Gesetzgeber nicht gedacht, waren von jeher die Quellen allgemeiner Unruhen und Spaltungen. Daher alle die unglücklichen Trennungen in der alten und neuen Kirche, und eben daher die Ströme von Bürgerblut, womit jede Partei den Beweis für die Richtigkeit ihrer Meinung führte.

Bei den Unruhen, die zum Theil noch bei Lebzeiten des h. Franziscus entstanden, die aber nach seinem Tode erst recht ausbrachen, ging es nun freilich ohne Blutvergießen ab; die Ursache aber war die nämliche: Verschiedenheit der Mei-

nungen über Hauptpunkte der Regel und über die unterscheidenden Grundsätze des Ordens.

Zwei Fragen, über deren Beantwortung die Glieder des Ordens der minderen Brüder sich nicht vergleichen konnten, legten den Grund zu innerlichen Unruhen und trennten endlich den Orden in drei Hauptparteien.

Die erste Frage war: Ob die Regel des h. Franziscus wörtlich erklärt und nach dem Buchstaben beobachtet werden solle oder nicht? Und die andere, welche einige hundert Jahre später aufgeworfen wurde, war diese: Wie hat die Kleidung ausgesehen, die Franziscus selbst trug, und wie müssen sich also die Mönche kleiden, wenn sie seine echten Söhne sein wollen?

Schon bei Lebzeiten des h. Franziscus wurde in seinem Orden der Grund zu den Streitigkeiten gelegt, die man hernach einige hundert Jahre hindurch über die buchstäbliche Erklärung und Beobachtung der Ordensregel mit so vieler Hitze führte.

Bruder Helius, dessen bereits in der Geschichte des h. Franziscus erwähnt worden, ist eigentlich als der erste Stifter der öffentlichen Unruhen in dem Orden zu betrachten.

Dieser Mann, der gern selbst das Haupt einer Partei geworden wäre, und den Franziscus während seiner Reisen zum Generalvicar ernannt und ihm die Regierung des ganzen Ordens anvertraut hatte, fing allerhand Neuerungen an, änderte in der Ordensregel nach Belieben, hob einige Geseze ganz auf, milderte andere, die ihm nicht gelind genug zu sein schienen, baute anstatt der elenden Hütte in der Portiuncula ein prächtiges Kloster zu Bologna, verordnete, gar kein Fleisch zu essen, und was dergleichen Aenderungen mehr waren. Indessen konnte er doch, so lange Franziscus lebte, mit seinen Neuerungen nicht recht fortkommen; als man ihn aber nach dessen Tode zum General des Ordens wählte, fing er an, weiter um sich zu greifen. Er führte schöne Kirchen und Gebäude auf, nahm Geld, um bauen zu können, verkaufte, um Geld zu erhalten, ob man gleich nach dem Hauptgrundsatz des Ordens gar kein Eigenthum haben und das Geld nicht einmal berühren durfte. Er erlaubte Grabstellen in der Kirche anzulegen, die bezahlt wurden. Einige mußten am Eingange zum Kloster kleine Wachslichter verkaufen, um etwas zu lösen. Er ließ Armenstöcke an die Kirchthüren aussetzen mit der Ueberschrift: Almosen zum Kirchenbaue. Alles gegen den wahren Sinn der ursprünglichen Regel. Auch standen echte Söhne des heiligen Franziscus auf und setzten sich gegen diese Neuerungen; man ging hin und riß die an den Kirchthüren ausgesetzten Stöcke um und verbrannte sie. Indessen hatte er immer gar viele auf seiner Seite, welchen mit Milderung der strengen Regel gedient war, und er brachte es endlich so weit, daß er im Jahr 1230 päpstliche Privilegien erhielt, die Regel

zu mildern, und dies legte nun den Grund zu Reformen und Trennungen. Diejenigen, welche streng an der Regel des h. Franziscus hielten, baten den Papst, die ihm ertheilten Privilegien zu widerrufen. Helius wurde abgesetzt und der Pater Johann Parent erhielt seine Stelle. Dadurch aber waren die Parteien noch nicht wieder vereinigt, ob es gleich noch zu keiner öffentlichen Trennung gekommen war. Im Jahre 1236 aber wählten die Anhänger des Helius ihn auf einem Generalcapitel, welches Johann Parent hielt, tumultuariſcher Weiſe wieder zum General. Der Orden erhielt also dadurch zwei Oberhäupter, deren jedes seine Partei hatte, und so war die Trennung unvermeidlich. Die eifrigen Verehrer der Strenge, die den Helius nicht für ihr Oberhaupt erkennen wollten, sonderten sich gänzlich ab und behielten den Pater Johann Parent. Der Papst Gregor IX. bestätigte zwar die Wahl des Paters Helius und befahl, man sollte ihn für den rechtmäßigen General erkennen. Johann Parent, um keine Gelegenheit zu Unordnungen zu geben, legte sein Amt nieder; aber das half nichts, seine Anhänger wollten den Helius durchaus nicht anerkennen. Ihr Anführer war der Pater Cäsarius von Spira, ein Mann, den sein Alter und die strenge Beobachtung der echten Regel des h. Franziscus ehrwürdig machten. Nach seinem Namen nannten sich seine Anhänger Cäsariner, die aber bald durch die Verfolgung des P. Helius zerstreut wurden, nachdem ihr Anführer im Jahre 1239 sein Leben in einem Gefängnisse beschloffen hatte.

Helius konnte indessen doch seine herrschsüchtigen Absichten nicht erreichen und aus Verdruß darüber verließ er den Orden ganz.

Nach mancherlei Abwechslungen und Unruhen entstand endlich im Jahre 1278 eine neue Reform unter dem Namen der Cölestiner. Die Veranlassung dazu war wieder eine in dem Orden der minderen Brüder eingerissene Vernachlässigung der Ordensregel des Stifters. Es vereinigten sich deshalb viele Anhänger der alten echten Regel zum Einsiedlerleben und erhielten vom Papst Cölestin V. die Erlaubniß, sich unter dem Namen der armen Einsiedler Cölestiner abzusondern und für sich allein bloß unter ihrem eigenen Superior zu leben. Sie wurden aber nach dem Tode dieses Papstes in Italien verfolgt und wanderten nach Griechenland, und als sie auch dort nicht geduldet wurden, verbargen sie sich im neapolitanischen Gebiet in einer Wüste. Man erklärte sie in Rom für Schismaticer und Keger; die Inquisition verfuhr wider sie, setzte sie zu Trivento fest und ließ sie endlich nackend durch die Stadt Neapel peitschen und aus dem Königreiche jagen. Einige starben von den Martern der Tortur und der Strafe; die übrigen entflohen nach Frankreich, woselbst sie sich mit den Spiritualen vereinigten, die sich

unter diesem Namen gleichfalls von dem Orden abgesondert hatten, aber bald darauf ein eben so trauriges Ende nahmen.

So entstanden in der Folge noch viele dergleichen neue Congregationen, die aber alle von keiner langen Dauer waren. Man rechnet darunter die Clareniner, die Congregation Philipps von Majorea, die Brüder Johannis des Valees und Gentils von Spoleto u. a. m. Endlich aber entspann sich ungefähr in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine der wichtigsten Spaltungen, aus welcher die Observanten und Conventualen entstanden. Der Stifter dieser Reform war ein gewisser Bruder Paullet, der Sohn eines schwedischen Edelmanns, der sich zu Foligni niedergelassen hatte. Der war nun wieder ein Mann, der es nicht ohne Aergerniß ansehen konnte, daß die Söhne des h. Franziscus von ihrer Strenge und in dem Eifer sich zu martern und zu fasten nachließen, und daß der Geist der Armuth, der sie beleben sollte, so oft in Müßiggang, Weichlichkeit und Wohlleben ausartete. Er sonderte sich also zuerst von seinen Brüdern ab, verkroch sich in einen alten Thurm, der vordem zum Gefängnisse gedient hatte, und endlich erhielt er eine Einsiedelei, die vor ihm Gentil von Spoleto gehabt hatte. Der Ort war nun recht dazu ausgesucht, sich selbst zu quälen und durch Fleischkreuzigungen abzutöden. Das Kloster lag an einem See, der von einer unzähligen Menge Frösche bewohnt wurde; dicke, aus den umliegenden Morästen aufsteigende Nebel vergifteten die Luft. Schlangen und anderes dergleichen Ungeziefer besuchten und stachen die Religiosen in ihren Zellen. Nie sah man den Fußtritt eines Wanderers in dieser öden Gegend; nur im Gebirge wohnten einige arme Bauern, von welchen Paullet die Tracht der hölzernen Sandalien oder Socken annahm, daher man denn auch seine Religiosen hin und wieder Soccelanti, Sockenträger nannte. Hier legte Paullet im Jahre 1368 den Grund zu einer reformirten Congregation, die sich in der Folge in ganz Europa und sogar in den Morgenländern ausbreitete und unter dem Namen der Observanten oder Cordeliers bekannt ist. Die es noch strenger nahmen, heißen Recollecten.

Von diesen allen aber unterscheiden sich die minderen Brüder, Conventualen, welche in Gemeinschaft leben, Grundstücke und Einkünfte besitzen dürfen, und die auf dem Concilium zu Costniz im Jahre 1414 öffentlich für eine besondere Congregation erkannt wurden, auch jetzt noch bei uns unter dem eigentlichen Namen Minoriten bekannt sind. Sie rühmen sich des Vorzugs, daß sie den Reichthum des heiligen Franziscus in ihrem Kloster zu Assisio, sowie auch den des h. Anton von Padua in der Stadt Padua besitzen. Mit den Observanten hatten sie von jeher große Streitigkeiten, die aber endlich auch beigelegt wurden. Sie haben in

ihrer Geschichte mehrere große Männer aufzuweisen, welche wegen ihrer Gelehrsamkeit und großem Verdienst zu den ersten Würden der Kirche erhoben wurden. Die Päpste Sixtus IV. und V. waren auch Minoriten oder Conventualreligiosen. Sie haben noch an vielen Orten die Aemter der Kegerrichter behalten, welche die Religiosen des Franziscaner-Ordens vor der Trennung dieses Ordens ausübten. Sie haben daher drei Kegerrichter: einen zu Florenz, den andern zu Siena und den dritten zu Pisa; einen Vicar des h. Officiums zu Livorno, der von dem Kegergerichte zu Rom ernannt wird und nicht von den Kegerrichtern in den vorbenannten Städten abhängt. Sie haben auch sieben Kegerrichter in dem Venetianischen, welche von dem apostolischen Stuhle abgeordnet werden. Sie sind mit den Missionen in der Moldau, Siebenbürgen und dem Königreiche Ungarn beschäftigt, und erkennen für den apostolischen Präfectus den Provinzial, welcher seine Wohnung zu Konstantinopel hat und oftmals Vicarius des Patriarchen für die Lateier ist. Es ist auch stets einer von den Ihrigen Consultor des h. Officiums in Rom. Sie lehren auch die Gottesgelehrtheit auf den Universitäten zu Bologna, Padua, Pavia, Rom, Perugia, Macerata, Turin, Ferrara und Urbino und in den berühmten Collegien zu Rom, Bologna, Assisio, Padua, Neapel, Melida und Prag. Zu Rom in dem Collegium der Weisheit lehren sie die Kirchengeschichte und haben einen Lehrstuhl der Positivtheologie daselbst. Von der Rechtsgelehrtheit aber dürfen sie nichts lehren.

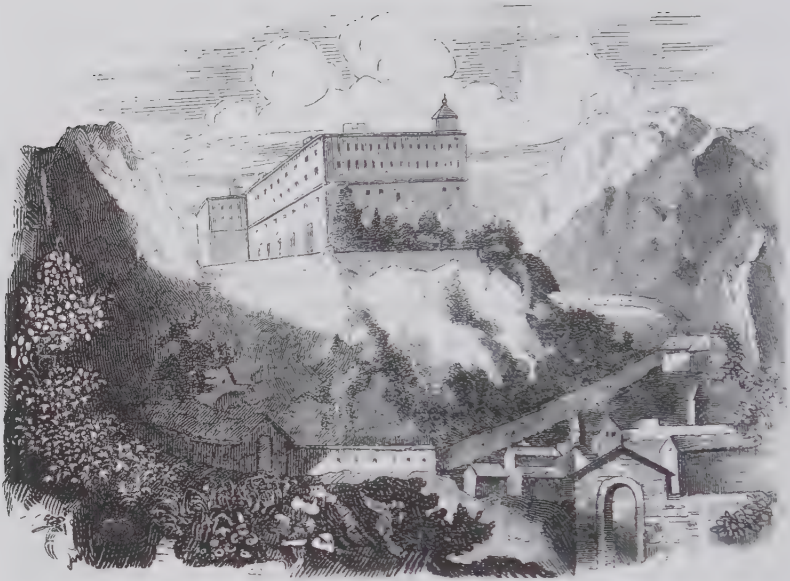
Ich kann mich bei dieser Gelegenheit einer Anmerkung nicht enthalten, die meine Leser in der Folge der Geschichte der geistlichen Orden hinlänglich bestätigt finden werden. Die gar zu große Strenge, die gänzliche Entsagung aller, auch derjenigen Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens, die selbst die Natur zu verlangen und zur Erhaltung unseres Körpers und der Seelenkräfte zu fordern scheint, die immerwährende Abtödtung des Leibes und die gewaltthätige Unterdrückung aller sinnlichen Gefühle und Vergnügungen, mit der unablässigen Anstrengung des Geistes auf überirdische Gegenstände verbunden, mögen wohl die Ursache sein, warum in allen diesen Orden sich weniger gelehrte Männer hervorgethan, als in denjenigen Congregationen, wo man neben dem Gottesdienste und den frommen andächtigen Beschäftigungen, die freilich immer der Hauptgegenstand bleiben, auch seine Geisteskräfte auf andere nützliche Gegenstände verwendet und durch fleißiges Studiren seinen Verstand mit Kenntnissen zu bereichern sucht, die den Menschen nur um so mehr zu dem Schöpfer erheben und ihn zu seinem Dienst um so viel geschickter machen. Dazu gehört nun aber freilich auch so viel Ruhe, Nahrung und Pflege des Körpers, als dazu erfordert wird, ihn geschickt

zu erhalten, daß die Seele frei und ungehindert in ihm denken und wirken könne. In einem kraftlosen, ausgemergelten, durch immerwährende Kasteiung entnervten Körper muß die Seele endlich stumpf werden und der Geist erschlaffen. Gott dienen und seinem Nebenmenschen nützlich sein, sind zwei Dinge, die sich gar wohl mit einander vereinigen lassen, und die bei so vielen Stiftungen geistlicher Orden wirklich auf die glücklichste Art vereinigt wurden. Ein Mann, der sich dem Geräusch der Welt entziehen und in der Einsamkeit sich ganz dem Dienste Gottes widmen will, wird, wenn er täglich auch einige Stunden, die ihm zu stillen Betrachtungen für sich überlassen sind, dazu anwendet, die Geschichte der Welt, die Naturlehre, die Heilkunde und andere dergleichen nützliche Wissenschaften zu studiren, nur um desto geschickter und feuriger zum Gottesdienste werden und dabei die süße Zufriedenheit in seiner Seele empfinden, auch der Welt mit seinen Talenten, die ihm der Schöpfer nicht umsonst verliehen, gedient zu haben. Wie wahr diese Anmerkung sei, davon überzeugen uns so viele herrliche Werke geistlicher Ordensleute, deren Andenken in der gelehrten Welt ebenso unvergesslich bleiben wird, als der Ruf ihrer Heiligkeit in der Kirchengeschichte.

Helvyot sagt selbst von den Minoriten oder Conventualen: „Die Befreiungen, die sie von den Päpsten erhalten haben, Grundstücke und Einkünfte besitzen zu können und sich dadurch von der genauen Beobachtung der Regel loszumachen, haben nicht verhindert, daß es nicht Personen unter ihnen gegeben, die wegen ihres heiligen Lebens preiswürdig sind.“

Ich will damit nicht sagen, als ob es den strengeren Orden an Beispielen großer und gelehrter Männer in ihrer Geschichte fehle. Ich könnte mit wenig Mühe ein ganzes Verzeichniß gelehrter und berühmter Geistlichen aus den Franziscaner-, Capuziner- und anderen Orden, die nach einer sehr strengen Regel leben, hiehersetzen, wenn es zu meinem Zwecke diene. Daß aber die Anzahl dieser, jenen aus den übrigen Orden, die ihrem Körper mehr Ruhe und Bequemlichkeit erlauben, und da sie Güter und Einkünfte besitzen, auch mehr Hilfsmittel zu den Studien haben, gleichkommen, das wird wohl Niemand, der mit der Gelehrtengegeschichte nur ein wenig bekannt ist, behaupten wollen.

— — —



XXXIII.

Die Redemptoristen oder Liguorianer.



Alphons Maria de Liguori, der Stifter dieses Ordens, welcher, den Jesuiten verschwiebert, die eifrige Nachfolge Jesu, sowie die Anleitung Anderer zum echten römisch-katholischen Glauben mittelst der Seelsorge und mittelst Erziehung und Unterricht der Jugend sich zur Ordenspflicht macht, wurde am 26. September 1696 zu Neapel geboren, widmete sich Anfangs der Rechtswissenschaft, ward aber, da ihm 1722 ein unangenehmer Vorfall auf dieser Laufbahn begegnete, Priester. Er schloß sich sehr bald an die in Neapel errichtete Glaubenspropaganda an und beschäftigte sich als Missionär mit dem Unterrichte des Landvolkes. Hierauf stiftete er 1732 mit Genehmigung des Papstes in der Einsiedelei St. Maria zu Villa Scala, in dem Principato citra, einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il santo redentore) nannten und deren Geschäft der Volksunterricht sein sollte. Schnell breitete sich dieser Orden über die beiden Sicilien aus

und die ersten Häuser desselben waren zu Salerno, Conza, Nocera und Bonino.

Lange hörte man von diesem Nebenzeige der Voholiten außer Italien nichts, bis sie 1811 in der aufgehobenen Karthause zu Val Saint im Canton Freiburg (Schweiz), deren Bewohner, die Trappisten, vertrieben worden waren, und später auch in den deutschen Staaten des österreichischen Kaiserstaates, auch in Wien, Aufnahme fanden, wo sie den oberen Passauerhof bewohnen und eine reich fundirte Stiftung besitzen. Liguori ward 1762 von Clemens XIII. zum Bischof von Sancta Agatha (Góthici) ernannt, von welchem Amte ihn Pius VI. auf sein Ansuchen 1775 entband, indem er alt, kränklich, durch Fasten und Selbstpeinigung erschöpft, seine Geschäfte als Bischof nicht mehr glaubte erfüllen zu können. Er zog sich in den Hauptsitz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück, starb daselbst am 1. August 1787 und wurde später unter die Heiligen versetzt.

Ein berühmtes Mitglied des Liguorianer-Ordens war Zacharias Werner, der Dichter der Trauerspiele: „Der 24. Februar,“ „Weihe der Kraft,“ „Mutter der Makkabäer.“ Geboren am 18. November 1768 zu Königsberg in Preußen, trat er, nachdem er sich von der dritten Frau scheiden ließ und ein wüstes Leben geführt hatte, zu Wien in den Orden der Redemptoristen. Einen Besuch bei ihm schildert der bekannte Romanschriftsteller Carl Herloßsohn in sehr interessanter Weise:

„Zufällig fragte mich einmal der Baron de B. W., ob ich Werner wollte predigen hören. Ich wußte damals nicht, daß Werner in Wien sei, wenn mir auch nicht unbekannt war, daß der Dichter der „Weihe der Kraft“ katholisch und in Rom Priester geworden war. Der mystischste Poet der „Romantiker“ hatte damals eine ungemeine Anziehungskraft für mich, mein jugendliches schwärmerisches Gemüth hatte seine Tragödien verschlungen, jetzt sollte mir auch die räthselhafte, durch ein bewegtes Leben von Inconsequenzen markirte Persönlichkeit des Dichters näher treten.

Bald darnach begann auch Werner seine Fastenpredigten in der Augustinerkirche. Es war ein eigener Anblick, einen dramatischen Dichter, frühern Protestanten und schwärmerischen Freimaurer, dann sinnlich-schwelgerischen Roué in Paris, auf der Kanzel einer katholischen Klosterkirche zu sehen, excentrisch wie sonst, aber hier in der Strenge und Festgläubigkeit, fanatisch in Rede und Bußübung, zerknirscht, ringend, bußfertig bis zur Selbstpein und bekehrungsfüchtig, wie die meisten Proselyten.

Mit einer Erwartung, einer Spannung, an deren Reizendes und Geheimnißvolles ich mich noch jetzt (dies wurde Anfang 1826 geschrie-

ben) mit einer Art süßen Schauers erinnere, betrat ich die beinahe überfüllte Kirche. Es war im Winter, fünf Uhr Abends, das Gotteshaus düster und verfinstert; nur am Hochaltare, dann auf der Kanzel brannte eine Lampe. Jetzt erbrauste die Orgel durch die hohe Wölbung über die Menschenmasse, die den Gesang vor der Predigt anstimmte und Alles nahm einen feierlichen Schwung. Das Lied endete, Werner betrat die Kanzel und ertheilte den Segen mit einer vollen, wohlklingenden, tiefgehaltenen Stimme, deren Ausdruck etwas Ergreifendes hatte. Die Gestalt war nicht deutlich erkennbar im Dunkel, denn die matte Beleuchtung ließ nur das weiße Chorhemd und die Umrisse hervortreten. Er sprach von der Gnade Gottes, die über den reumüthigen Sünder kommt. Schon in der Einleitung konnte man bemerken, daß er aus dem Stegreif redete, was bei allen seinen Predigten der Fall war. Nachdem er die Einwirkungen der Sünde, das, was die Treue befördert oder ihr in den Weg tritt, geschildert, sprach er über den unmittelbaren Einfluß des Höchsten auf den reinigen Sinn des heimkehrenden verlorenen Sohnes.

„Ich will es Euch nur deutlich machen“ — fuhr er fort —: „Dreierlei ist die Weise, wie die Gnade des Glaubens und der Strahl der ewigen Barmherzigkeitssonne herniederleuchtet in die Nacht des Sündigen und Verlorenen, um ihn zurückzuführen in die Arme der Versöhnung. So wie dort die Lampe dunkel schimmert am Altare, so dämmert auch das ewige Licht nur leise und mild verklärend in seine Seele, und sie erschließt sich und der goldene Strahl eines neuen Lebens fällt in sie. Dann gleicht die Ewige der hohen strahlenden Mittagssonne, Alles belebend und verklärend, aber blendend ist ihr Glanz, und die überraschte Seele vermag ihr nur stumm entgegenzutaukeln: endlich aber bricht sie hernieder, wie aus der Donnerwolke ein glühender, grell leuchtender Blitz in die Nacht des Wahnsinnes, und sprengt Mauer und Bande: denn wo die Finsterniß also dicht war und bannend, da muß die Flamme des Himmels auch gewaltig hineintenden: weil, was eines Menschen Auge blendet und tödtet, dagegen in die Brust dessen, den die Sünden nacht schon ganz erfüllt hat, ein Licht der Verklärung, des leise aufdämmernden Morgenrothes wirft. Und sinken nun die Schuppen von der umnebelten Sehraft, wird's ihm nun klar und hell in der Vernunft, tagt es in seiner mitternächtlichen Seele — und seine Augen öffnen sich zum ersten Male wieder dem ewigen Lichte, dem Meerstern des Glaubens, und die Seele jauchzt auf, und hat wieder Thränen, und streckt die Arme dem Erbarmen entgegen und grüßt das Hoffnungsgestirn: — und wie den Helden, der hinausgezogen war in die Siegesschlacht, beim Heimzuge die Freunde grüßen, der Jubel ihm entgegenklingt, die Kranze wehen, die Trompeten schmettern, und ihm die Braut entgegenstürzt,

und er umschlingt sie liebend, die Keusche, Reine, Heißgeliebte, sie reicht ihm den Vorbeer, sinkt an seine Brust; denn er ist ja wiedergekommen, er ist nicht geblieben, und die heilige reine Gluth blickt aus den beseligenden Augen, lohnend und labend: — so tritt der Heiland dem Reuigen, dem verloren gewesenem, aber doch wieder heimkommenden Sohne entgegen, der gesiegt hat über die Dämonen des Lasters. Dieser stürzt nieder, noch geblendet von der Klarheit; aber entgegen winkt ihm die Liebe, die Huld ruft, die ewige Barmherzigkeit heißt den Sünder willkommen — seine alte Nacht mit allen noch dunklen Erinnerungen, allen giftigen, zermalmenden Gewissensbissen bricht zusammen, hinter ihm stürzt das Grauen in einen Abgrund und entgegen taumelt er der neuen Wonnwelt, die ihn umschlingt mit ihren brünstigen Armen. — Und jetzt steht er da:

Das Haupt in Sonnenstrahlen,
Den Fuß in Ungewittern.

Das ewige Morgenroth spielt um seiner Schläfe Siegeskranz, unter ihm versank Wahn und Sünde, Entsetzen und Fluch, und das alte Gebäude des Irrsinns stürzt krachend zusammen!"

Bis hierher hatte ihn die Phantasie getragen, hier war seine Höhe; die Stimme, jeder Biegung, jeder Modulation fähig, hatte Schritt gehalten mit dem Ausdruck, dieser mit dem Flug der Gedanken. Er war ergreifend, hinreißend, begeisternd.

So stand er aufrecht, mit emporgehobenen Händen, rings die Menschenmasse stumm, bebend in der grauenhaften Beleuchtung; jetzt sollte er leise herabstimmen, einen Uebergang bilden, erläutern — da schlug die Kirchenuhr Sieben und er — fiel herab von seiner Höhe. — „Sieben Uhr!“ rief er im schneidenden ironischen Tone, „die Damen müssen in's Theater.“ In der That hatten sich mehrere elegante Frauen angeschickt, aufzubrechen; jetzt blieben sie, eingeschüchtert, auf ihren Plätzen. — So versank er häufig in's Triviale und es ist nicht zu läugnen, daß seine Reden viel Aehnlichkeit mit denen Abrahams a Santa Clara hatten, waren sie auch schwunghafter, so gefiel er sich doch auch in diesen grellen und oft burlesken Antithesen. — Hatte er mein Gesicht auch zerrissen, ich konnte ihm doch nicht zürnen, für mich, den Jüngling, umgab den seltsamen Mann ein Nimbus des Räthselhaften, des Phantastischen, Außerordentlichen. —

Ein ander Mal kam er auf die Lectüre und Auswahl von Erbauungsbüchern, und rügte den Geschmack an schalen Romanen und Komödienstücken, wie er sich ausdrückte, die den Geist nur zu oft abwendig machen von dem Göttlichen. „Ich habe auch solches Zeug geschrieben,“ fuhr er von der Kanzel fort, „und Gott vergebe mir, daß

ich es that. — aber geht nur hin und fragt, wenn ihr mir nicht glauben wollt, einen vernünftigen Mann, nicht gerade einen Gelehrten — denn die sind es oft am wenigsten — und er wird Euch dasſelbe ſagen. Zwar will ich nicht behaupten, man ſolle kein anderes Buch leſen, als ein Gebetbuch, nein! denn was die Kunſt und in den beſſern weltlichen Büchern die Poeſie verklärt, es kommt ja auch von oben; es ſind Funken und Strahlen des ewigen Sonnenmeers; doch wer wird ſich denn lieber mit einzelnen Funken und Strahlen begnügen, wo er den unermößlichen Lichtbrunnen ſelber ſchauen und trinken kann, dieſen Meerſtern ſchauen, der ewig klar leuchtet über den brauſenden und ruhigen Wogen, über dem Sturmeswehen und dem Bewegen, der herablächelt mild und tröſtend, ſo zu Luſt als Schmerz.

Sein Gedankenflug war, wie erwähnt, ein Schweben zwiſchen beiden Polen, dem Erhabenen und Trivialen, Barocken, das letztere häufig mit Bitterkeit geſättigt. Die Schilderung des Unglücks einer armen Familie war ſo lebendig und characteriſtiſch wahr, daß ich ihrer nie vergeſſen kann; freilich folgte zum Schluß wieder die Verſündigung am guten Geſchmack, wo er von der erwachſenen Tochter ſprach, die genöthigt iſt, einem Wüſtling ihre Reize zu verkaufen, um die Ahrigen vom Hunger zu retten. — Und das alles von der Kanzel!“

Ursache dieſer Zerfahrenheit in ſeinen Reden mag auch der Umſtand geweſen ſein, daß ſie, wie erwähnt — improvisirt waren. Wenn nun im regen Gedankenfluge rechts und links die Brücke abgefahren war, da rettete ihn ein kühner Sprung an's nächſte Ufer, gleichviel ob an grünen Bord oder in Schilf und Sumpf. — Die unzähligen Harteknaden aber, die Zeitungs-correſpondenten von ſeinen Predigten erzählten und wonach ſie ihn zu einem verſtärkten Abraham a Santa Clara machten, waren größtentheils erfunden.

Werner fühlte beſtimmt immer, was er ſprach, er riß ſich ſelbſt hin, und ſeine Zuhörer ergriff, rührte er zu Thränen. Neben mir ſtanden einmal zwei Mädchen aus der dienenden Claſſe. Werner ſprach vom Erlöſungstode des Heilandes mit hinreißen dem Feuer. Die Eine zerſtoß in Thränen. „Nanni,“ fragte die Andere, „verſtehn Sie was, ich verſteh' nichts.“ — Werner ſprach ſehr markirt die oſtpreußiſche Mundart. — „Ich verſteh' auch nit viel,“ verſetzte die Weinende, „aber es iſt halt ſehr ergreifend.“ — Das klingt freilich komiſch, aber die Donnerſtimme und der Feuerreifer des Bußpredigers hatte das Mädchen doch zerknirſcht. Hat doch Capistranus nur lateiniſch gepredigt und Bürger und Bauern fanatiſirt, die kein Wort Latein verſtanden.

Umſtände verſchoben meinen Vorſatz, Werner perſönlich kennen zu lernen, bis zum Herbfſt 1821. Die Noth zwang mich, ihn um Rath

und Hilfe anzugehen. Am 7. November schritt ich nach dem Redemptoristenkloster, wo sich Werner schon damals aufhielt; beigetreten war er dem Orden damals noch nicht, obgleich er die Ordenskleidung trug. Ein kleines freundliches Gebäude ist die Kirche, im rein gothischen Styl erbaut. Wände und Laubwerk waren hell übertüncht, was dem Gebäude ein seltsames, doch nicht unangenehmes Ansehen gab. Die Fenster hinter dem Hochaltar bestehen aus gemalten Scheiben, durch die der Widerglanz der Sonne zauberisches Licht über die fast menschenleere Kirche ausgoß, als ich eintrat. Die jungen Geistlichen, Novizen, Zöglinge des unter anderer Form damals neuerweckten Vohala-Ordens, waren an beiden Seiten des Hochaltars gruppiert und sangen eine Motette, begleitet vom hellen Klang der Orgel. Dies stimmte mich wunderbar andächtig und wehmüthig zugleich. Nachdem die Priester ihren Gesang geendet, traten sie in die Sacristei; die Orgel verstummte. Ein Einziger nur kniete noch auf dem Betschemel vor dem Hochaltar; die Kirche wurde menschenleer. An dem Knieenden vorüber schritt ich in die Sacristei und gab dem Mefner den Wunsch zu erkennen, mich zu Werner zu führen.

„Warten Sie nur einen Augenblick,“ entgegnete dieser, „er betet noch,“ und dabei deutete er durch die halboffene Thüre auf den Knieenden am Altare. — Also das war Werner! Es war eigenthümlich, diesen einzigen Menschen in der lautlosen Kirche in der seltsamen, fast schauerlichen Beleuchtung so eifrig beten zu sehen. Das graue Haupt war halb erhoben, die Blicke gegen den Altar gerichtet, die Hände hielten den Rosenkranz. In den markirten Zügen war Zerknirschung und fromme, wenn auch düstre Andacht zu lesen. Heuchelei war es nicht; und wozu auch diese? Er war ja ungesehen in dem leeren Raume, nur mit seinem Gott allein; daß ich ihn belauschte, konnte er nicht ahnen; und war ihm das Gebet nicht Bedürfniß, er hätte nicht beinahe eine Stunde lang dort gekniet. Da er noch immer weilte, ging der Mefner, doch ohne meinen Auftrag, hinaus und sagte, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche. Er unterbrach sofort sein Gebet, erhob sich und schritt näher. — Eine mittlere, gedrängte Gestalt, starke Züge im dunklen Gesicht, tiefgefurcht, — graue, düstre Augen unter buschigen Brauen, das schwarze Haar grau untermengt, reich und wirr in Locken um den Nacken hängend. An der Seite hing ihm der Rosenkranz, — das schwarze, lange Klosterkleid gab der Figur beinahe etwas Imposantes. — Ich trat ihm entgegen, begann mich zu entschuldigen und wollte eben den Beweggrund meines Besuches angeben, als er mich barsch unterbrach: „Keine Umständlichkeiten! machen Sie es kurz!“ — Das brachte mich einigermaßen aus der Fassung. Wahrscheinlich hielt er mich für Einen der in Gewissensangelegenheiten zu ihm, dem Beichtiger, kam, und war vom

Meßner im Gebet gestört und vielleicht aus einer schoneren Welt herabgerissen worden. Er wollte mit mir in's Sprachzimmer gehen, das an die Sacristei stößt, aber es war verschlossen. „So kommen Sie hier hinaus,“ sagte er immer noch in einem wenig verbindlichen Tone. Ich folgte ihm in den kleinen menschenleeren Hofraum hinter der Kirche und erklärte ihm nun etwas zusammenhängender, wie mich die Verehrung für den berühmten Dichter getrieben, ihm meine Hochachtung zu bezeigen, wie ich selbst ein kleines Stück von einem Poeten, wie ich voll Vertrauen mich ihm nahe, Rath, Ermunterung und Hilfe zu suchen. „Warum gerade zu mir das Vertrauen,“ sagte er bitter. — „Dichter! Dichter!“ fuhr er in demselben Tone fort, „ich weiß wohl, was das sagen will in unserer Zeit und bei all' dem Schmetterlingsvolk, das da herum flattert.“ — Das that weh und raubte mir fast allen Muth. — Mit gedämpfter Stimme sagte ich nach einer Weile, während der meine Augen den Boden suchten, wie mich meine Lehrer ermuthigt, wie ich bereits Beifall erworben, und daß ich es wagen wolle, ihm einige Arbeiten vorzulegen. Wäre ich unfähig, wollte ich ja gerne diese Laufbahn als thörichten Traum aufgeben.

„Ich habe das auch nicht böse gemeint,“ erwiderte er sanfter, „das war so im Allgemeinen gesprochen, denn ich kann ja bis jetzt noch nicht über Ihre Fähigkeiten urtheilen. Aber was haben Sie sonst jetzt vor, für das Leben, die Existenz?“ —

Ich erwähnte meines Trauerspiels, das ich bei der Direction des Burgtheaters eingereicht und sprach den Entschluß aus, im Falle des Gelingens mich als dramatischer Dichter ganz dem Theater zu widmen.

Herloßsohn hatte in der That damals ein Trauerspiel verfaßt und eingereicht und harrete nun mit fieberlicher Angst auf das Resultat Schreyvogels, des damaligen Directors. Er erhielt es, wie kaum anders zu erwarten stand, nach mehreren Monaten zurück mit dem guten Rath, es drucken zu lassen. Das Trauerspiel war modern, ein bürgerliches, hieß „der Bastard“ und war ein jugendlich excentrisches Opus, dem man als Vorbilder „die Räuber“, „Cabale und Liebe“ und die Klingerschen Dramen abjah. Unser Dichter wanderte damit von Buchhandlung zu Buchhandlung, er bot sein geliebtes Erstlingswerk in der herbsten Bedrängniß endlich für fünf Gulden aus: Alles umsonst. Die Handschrift ging nicht lange darnach noch in Wien verloren.

Rehren wir aber wieder zu jener Unterredung mit B. Werner zurück und lassen unsern Autor selbst sprechen.

„Armer, junger Freund,“ unterbrach er mich, meine Hand fassend, „jetzt bedaure ich Sie,“ und Gesicht und Stimme nahmen bei ihm einen milderen Character an, „also für das Theater wollen Sie schreiben?“

Sie bereiten sich im Ernste dazu vor, wozu einen Andern sonst das Leben gewaltsam hinabzieht, nämlich unglücklich zu werden! Und mit dem Theaterpad wollen Sie sich einlassen! Da werden Sie doppelt unglücklich, wenn Sie ein weiches, noch nicht abgestumpftes Gefühl in der Brust tragen. Oh, ich habe auch mit dem Volke, den Directoren und Acteuren zu thun gehabt und werde ewig dran denken. Sie wollen die Poesie dahin tragen, wo sie Ihnen sogleich in schnöder, erbärmlicher Lebensprosa ertränkt wird? Jeder Künstler ist schon ein geborner Unglücklicher: glauben Sie es mir, der es erfahren; und Sie wollen so zeitig Ihren Jugendtraum, der ja Ihre schönste Epoche ist, ganz ernstlich „dieser Kunst“ hinopfern! Sie werden an mich denken. — Und Sie sind noch dazu arm? Nun, dann sind Sie ein verlorner Mensch!“ — Ich überreichte ihm, um dem peinlichen Gespräch eine andere Richtung zu geben, einige meiner Gedichte. Er warf einen flüchtigen Blick darauf. „Der Klosterbruder?“ sagte er bei einer Ueberschrift. „Lesen Sie — hier stört uns Niemand.“ — Der Himmel war purpurroth und flammte in den gemalten Kirchenfenstern, das Glöcklein läutete zur Vesper, rings war Alles still und schweigsam — ich las in wehmüthiger Stimmung, da die Thränen nahe waren. — Als ich geendigt, sah er mich eine Weile sprachlos an, dann rief er, meine feuchten Augen gewahrend (ach, wenn man arm ist, ist man ja schutzlos!): „Sie fühlen und taumeln Ihrem Schicksal entgegen — darin klingt die Welt recht wunderschön und freundlich: treten Sie nur hinaus in sie, wie ich gethan und mit tausend Schmerzen erfahren, und wie Sie hier auch etwas davon geahnt haben — und suchen Sie da! Du mein Gott! dann werden die Stunden, wo Sie sich niedersetzen, um zu dichten, Ihre bittersten sein, die Gram und Täuschung geboren; und was bis jetzt Freude und Beruhigung gab, wird dann zur Aeußerung des Schmerzes, wo man das neugeschaffene Gebilde mit Thränen begrüßt, statt mit Lächeln. — Jetzt glaube ich, daß Sie Talent haben, weil Sie nicht wissen und fühlen, daß Sie unglücklich werden. Ein deutscher Dichter! — Sie sind also arm, — Sie werden zeitlebens arm bleiben. Ich kann Ihnen keinen besseren Rath geben — doch, sind Sie Katholik?“ — „Ja!“ — „Hören Sie also meinen Rath, den Rath eines Mannes, der genug gekämpft hat mit dem Leben und seinen Irrthümern: Ersparen Sie sich, so lange Sie noch können, die bittern Prüfungen. O, ich habe es ja gefühlt, mehr als Viele, was das Leben ist und seine Genüsse, ich habe das Gift gezogen und mit meinen Schmerzen den Genuß bezahlt, und wo ich Honig trinken wollte, da war es Vermuth, den ich selber thöricht mir bereitet, und lange bin ich so herumgetaumelt; die Welt versteht ja das Herz nicht. Sie werden tausendmal zurückgestoßen und getreten werden, bevor man

Sie einmal beachtet. Und das Gefühl? Ei, was fragen die Menschen darnach! Sie werden irren, wie ich geirrt, und man wird statt zu trösten Ihnen fluchen, und wagen Sie, redlich genug, Ihre Fehler zu gestehen und Reue zu zeigen, da wird man Sie brandmarken wie einen Kirchenräuber, und ob Ihnen das Herz zerreißt vor Seelenschmerz: darnach fragt Niemand; Jeder richtet Sie nach seinem Maßstab, nach dem, was er selbst sein sollte — und verdammt Sie darnach. Und die Freuden — sie sind farg und wie oft verbittert, sei's nur durch die Erinnerung oder Sorge für die Zukunft, um so mehr, wenn man um die arm-selige Existenz ringen muß. Das hab' ich gefühlt, mit tausend Schmerzen erfahren; ich bin grau geworden vor der Zeit, und das unnenmbare Weh hat mir den Menschenhaß in die Brust gesäet!“ —

Hier übertrieb Werner unstreitig, denn bekannt ist es, wie viele Wohlthaten aus Eigenem er an Nothleidenden übte und überaus zahlreich war auch die Zahl seiner Beichtkinder, die sich in Zweifel und Bekümmernissen an ihn vertrauend, trostsuchend wandten. Ein Menschenhasser flößt kein Vertrauen ein; seine Menschenfeindlichkeit, sein schroffes rauhes, düsteres Wesen war nur ein Aeußerliches.

Er fuhr fort: „O, ich werde ja von Keinem verstanden, von Keinem geliebt. Ich weiß nicht, ob ich es noch mag. Aber elend bleibt der Mensch, der ohne liebende Seele über diese Erde gehen muß. — Was bleibt ihm noch? — Die ewige Liebe! Das Himmlische, zu dem er aber zu spät zurückkehrt, nachdem das Leben bereits allen Blumenstaub von seiner Seele gestreift: — jetzt wirft er sich ihr in die Arme mit dem weinenden, schluchzenden, zerrissenen Gefühle, und jetzt soll sie das stillen und heilen, was er selbst im Leben sich zur Wunde gemacht. — O, meine Schmerzen hab' ich auch durchgeföhlt, mehr als Viele, denn das Gefühl war bei mir größer; und sie sind jetzt noch nicht stumm, obgleich ich die Welt abgeschüttelt habe, wie ein Leichengewand; denn ihre wilden Stimmen kreischen noch herüber, und die Erinnerung zugleich, geirrt zu haben und zu spät dorthin gegangen zu sein, wo allein der Beruf war und die Beruhigung ist, und die Befriedigung, die man verkannt hat! — Folgen Sie mir! — Unter günstigen Auspicien ist hier ein Orden entstanden — kein Büsser-, kein Bettelorden — die Mitglieder sind sämmtlich gebildete Männer, viele Ihrer Landsteute sind beigetreten, man nimmt talentvolle Leute gerne auf, treten Sie ein — und Sie werden es mir noch danken in späten Jahren, oder aus Abres Lebens Irrgewinden in mancher bitteren Stunde herüberseufzen, daß Sie nicht gefolgt. Sie sagen ja selbst, daß Sie keine Ansprüche auf Glück und eine freudenreiche Existenz in der Zukunft haben. Nun?“ —

Wie anders erschien mir der Mann nun! — Alle bittern Erinne-

rungen meiner traurigen Kinderzeit tauchten plötzlich vor mir auf und ich fühlte, er habe, wenn er auch die Welt zu finster geschildert, doch viel Wahres gesprochen. Und die Zukunft lag vor mir noch jung, hinter den Bergen könnte ja auch mir ein heller Morgen tagen. Mit Thränen stürzte ich an seine Brust und sagte nach einer Pause zaghaft: „Ich habe bis jetzt noch nicht den vollen Beruf in mir gespürt.“ — „Beruf!“ nahm er wieder das Wort. „Glauben Sie denn, der Beruf sei eine Sache des Augenblickes: das, worüber momentane Lust oder Unlust entscheidet? — O, ich habe erst zu spät erfahren, was mein Beruf war — und mir es erst jetzt gestanden, nachdem ich mein bisheriges Leben vergebens gesucht. Prüfen Sie sich — doch glauben Sie mir; denn meine Wahl war keine des Augenblicks.“ —

„Ich will mich prüfen,“ entgegnete ich ihm. — „Ach wohl,“ fuhr er fort — (jetzt ertönte Orgel und Glöcklein in der Kirche, die Fenster erglühten im Purpurroth des Abends) „der Segen,“ sprach Werner, plötzlich sich umwendend, und kniete nieder, bekreuzte sich und schlug die Brust. — „Also,“ fuhr er aufstehend wieder fort, „wie gesagt, Ihnen erscheint freilich das Leben noch morgenroth und blühend, üppig und süß; Sie haben es ja noch nicht gekostet, das honigseimige — freilich, aber ich hab' es, ich! und habe das Zeug Alles schal gefunden und matt. Nehmen Sie Rath an, überlegen Sie bei ruhig gestimmter Seele, und dann kommen Sie morgen jedenfalls her, Mittags zu Tische — man ist hier gastfrei — ich will Sie dem Herrn Prior Passy vorstellen; es wird kein Anstand obwalten. Indes leben Sie wohl, junger Freund.“ Er drückte mir die Hand, die sein Geschenk enthielt, und ein guter wehmuthsvoller Blick traf mich aus seinen Augen; es war auch der letzte, den ich von ihm sah. Dann verschwand er in der Klosterthüre.

Unser Landsmann ging am folgenden Tage aber nicht hin. Werner hatte ihn so weich gestimmt, ihm so imponirt, daß er befürchtete, ein zweiter Besuch im Kloster könnte über seine Zukunft entscheiden. Er stand allein, hatte keinen Rathgeber zur Seite — und keine innere Neigung zum Klosterleben. Er fürchtete sich vor diesem entscheidenden Schritte. Mit achtzehn Jahren ist man noch zu hoffnungsreich, um mit der Zukunft abzuschließen.

Und Werner hatte in der That einen solchen Eindruck auf unsern Dichter gemacht, daß er im Verfolge des hier citirten Aufsatzes enthusiastisch für ihn als Ritter auftritt, auch seinen persönlichen Character überschätzt. Seine Ansicht wurde später durch die Mittheilungen Hitzig's, Fouque's und Anderer, sowie durch eine Reihe von Briefen Werner's aus dessen früheren Jahren, die in den Blättern für literarische Unter-

haltung mitgetheilt wurden, bedeutend modificirt. Werner war eine rastlose, heftige, rechthaberische und zuletzt mit sich selbst zerfallene Natur. Namentlich an seiner zweiten Frau, die die Unmuth und Herzensgüte selbst war, hatte er bitteres Unrecht geübt. Wie er selbst später in den Orden der Liguorianer trat, sich mit ihnen verfeindete, wieder austrat, die ganze Congregation haßte und ihr doch zuletzt sein nicht unbedeutendes Vermögen vermacht, gehört ausführlicher nicht in das Bereich unserer Schilderung.

Bedeutende Klöster und deren Gründungsgeschichten sowie die ursprünglichen christlichen Inhalte zahlreicher Nonnen- und Mönchsorden bilden den historischen Rahmen zu den in 34 Kapiteln gesammelten Schilderungen klösterlichen Lebens vergangener Jahrhunderte.

Der Text, angereichert mit 16 Tafeln und zahlreichen Abbildungen, stellt einerseits den ihren christlichen Dogmen entsprechenden Alltag der Nonnen und Mönche dar, zeigt aber andererseits auch Verstöße und Ausschweifungen innerhalb und außerhalb der Klöster anschaulich und geschichtlich belegt auf.

ISBN 3-8262-1102-2